



GERHART HAUPTMANN

In. II. 86724

DAS GESAMMELTE WERK

ERSTE ABTEILUNG

*Siebenter Band*



1942

---

S. FISCHER VERLAG · BERLIN

118785

CONTROL 1953

Ausstattung E. R. WEISS



**B.C.U.Bucuresti**



**C118785**

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten  
Den Bühnen und Vereinen gegenüber Manuskript

AUSGABE LETZTER HAND

ZUM ACHTZIGSTEN GEBURTSTAG DES DICHTERS

15. NOVEMBER 1942

# PETER BRAUER

## TRAGIKOMÖDIE

Begonnen im März 1908 in Santa Margherita, fortgeführt und beendet  
im Frühjahr 1910 in Portofino. Erstveröffentlichung: Buchausgabe 1921.  
Copyright 1922 by Felix Bloch Erben in Berlin.

DRAMATIS PERSONAE

PETER BRAUER, Maler

THEKLA, seine Frau

ERWIN }  
KLARA } deren Kinder

CARLOWITZ, Althändler

KREBS, Gastwirt

FRAU KREBS

ANNELIESE }  
HELLMUT } ihre Kinder

KAROLINE, Dienstmädchen }  
FRITZ, Kellner } bei Krebs  
JOHANN, Hausknecht }

SCHMOLCKE, Photograph

VON SCHULTZEN, Major a. D.

HERTA VON SCHULTZEN, seine Tochter, Johanniter-  
schwester

VON BEHAIMB SENIOR

FRAU VON BEHAIMB

VON BEHAIMB JUNIOR, Gardehusaren-Rittmeister

LACHS, Bankier

GRÄFIN VON FISCHBACHER }  
GRAF VON HOHENHAHN } Gäste bei Behaimb  
WILLIAM JAMES DALZIEL, Maler }

ZAHN, Kreistierarzt

TSCHACHE, Assessor

GRAF EDWIN

DALLWIG, cand. theol., Pfleger und Erzieher des Grafen  
Edwin

NEUMANN, Arbeiter

DORFKINDER

Die Handlung spielt in den neunziger Jahren des vorigen  
Jahrhunderts.

## ERSTER AKT

*Peter Brauers kleines Studio im vierten Stock eines Hinterhauses im Potsdamer Viertel zu Berlin. Die Tür rechts ist der Separateingang vom Hausflur. Die Tür links verbindet mit der kleinen Wohnung, die Brauers Familie innehat. Der Raum enthält an Möbeln nur eine Feldbettstelle an der Hinterwand, eine Staffelei, ein sehr kleines Tischchen für Malutensilien und zwei Stühle. Ein abgetragener Radmantel liegt als zweite Decke auf dem Bett. Ein Kalabreser hängt auf dem Bettpfosten. Auf einem der Stühle steht ein alter Malkasten, geöffnet; eine ziemliche Anzahl Bilder in Blendrahmen sind rings gegen die Wand gelehnt. Was von den Malereien zu sehen ist, besteht in ganz minderwertigen Porträts des Kaiserhauses, Kopien nach gangbaren Öldrucken. Ein Bildnis des Kaisers Friedrich ist auf der Staffelei.*

*Das Licht fällt durch ein hochgelegenes, längliches Fenster der Hinterwand.*

*Unterm Bett steht ein Koffer; Kleidungsstücke hängen an den Türen. Eine Reihe alter Stiefel ist an der Wand aufgestellt. Das malerisch-romantische Element vertritt ein vertrockneter Tintenfisch, der an einem Faden von der Decke baumelt.*

*Der Nachmittag eines dunklen Märztags. Peter Brauer steht, in Hemdsärmeln, malend vor der Staffelei. Er ist eine vollsaftige Erscheinung und markiert mit Spitzbart, Kalabreser und Tonpfeife den Niederländer. Er ist etwa fünfzig Jahre alt. Erwin Brauer, sein Sohn, ein sehr hübscher neunzehnjähriger Junge, sitzt auf der Feldbettstelle und schmökert in einem zerlesenen Buch.*

PETER BRAUER. Das merke dir: Velasquez! — Laß dich um Gottes willen von diesen Jüngelchen nicht ankränkeln! Diesen Klecksern, diesen Modernen, die noch nicht trocken hinter den Ohren sind. Mein unvergeßlicher Lehrer Löwekuhl...

ERWIN, *zerstreut*. Wie hat er geheißen, Papa?

PETER BRAUER. Ja, du mußt schon zuhören, mein Junge, wenn du richtig verstehen willst. Ich habe von Velasquez gesprochen, Erwin! Und wenn dein Papa von Velasquez redet, so kannst du ganz ruhig deine Ohren ein bißchen spitzen, denke ich mir. — Mein alter Lehrer hieß Löwekuhl! — Na, Löwekuhl, der für seine Zeit, es waren die fünfziger und die sechziger Jahre, ein äußerst fortgeschrittener Künstler war, hat, ebenso wie alles, was gut und teuer ist, unter seiner Epoche zu leiden gehabt. Davon weiß ja auch ich ein Liedchen zu singen. — Übrigens geh doch mal in die Küche und sieh nach der Uhr, Erwin! Ich glaube, ich muß mich langsam zurechtmachen. Um sechs Uhr zwei geht mein Zug.

ERWIN. Also fährst du bestimmt heut nach Ratibor, Papa?

PETER BRAUER. Ich fahre bestimmt nach Ratibor! Oder zweifelst du etwa am Ende ebenfalls an meinen Worten, wie leider meistens deine Mutter und deine Schwester Klara tun? — *Erwin platzt über eine Stelle in seinem Buche heraus*. — Darf ich dich fragen, warum du lachst?

ERWIN. Ich lache nicht etwa über dich, Papa. Der Fritz Kalkbrenner, der jetzt das Romstipendium auf unserer Akademie bekommen hat, weißt du ja, hat mir bloß einen ganz ungeheuer gemeinen Schmöker gegeben.

PETER BRAUER. Na ja, so seid ihr jungen Leute von heute. Mama denkt immer, ihr seid alle die reinsten Unschuldslämmer, und zu meiner Zeit wären wir alle liederliche Lumpen und Taugenichtse gewesen. — Übrigens muß ich mit dir mal ein ernstes Wort sprechen, Erwin! Hör mal: unterstütze mich doch bei Mama! Sonst kann ich wahrhaftig nicht in die Provinz reisen.

ERWIN. Inwiefern, Papa, soll ich dich unterstützen?



PETER BRAUER. Wegen der fünfunddreißig Mark. Du weißt ja, ich habe beim Mittagessen schon mehrmals drauf angespielt. — Kinder, ihr müßt vernünftig sein! Deine Mama versteht in mancher Beziehung noch immer die Anforderungen des Daseins nicht...

ERWIN. Warum nicht, Papa? Ich verehere Mama in jeder Beziehung.

PETER BRAUER. Verehere sie! Darum handelt es sich wahrhaftig nicht. Aber schließlich, wir beide sind Künstler: du und ich. Frau bleibt Frau! Natürlich kann eine Frau mir nicht das gleiche Verständnis wie du zum Beispiel entgegenbringen.

ERWIN. Klara behauptet, daß jeder Versuch vergebens wäre. Mutter gäbe diesmal nicht eine Mark, geschweige fünfunddreißig heraus. — Ich habe es auch von Mutter selber.

PETER BRAUER. Das zeugt, gelinde gesagt, von weiblichem Unverstand. Laß mal, sei du mal etwas einsichtig, lieber Sohn! Also: ich habe dir doch erzählt von der kleinen Gartenkapelle im Park von Exzellenz von Stolp auf seinem Gut in der Nähe von Ratibor. Ich habe den Auftrag in der Tasche. Du siehst, wie Mama und Klara mir zusetzen... Schluß damit! Mitesser! Einlieger! Was weiß ich! Übrigens habe ich ja schon längere Zeit mit dem Magen zu tun und bei Tisch so gut wie gar nichts gegessen. Na kurz: die Frauensleute wollen mich fort haben. Ich soll verdienen! Ich soll aus dem Haus. Klara übertrifft womöglich die Mutter noch darin, ihrem alten Vater das Haus zu verekeln. Nun gut: ich will ja und muß ja fort! Schließlich brenn' ich ja selber darauf, fortzukommen. Ich habe, weiß Gott, noch einen ganz gehörigen Posten Arbeitslust — und jetzt will sie nicht mit dem Reisegeld herausrücken.

ERWIN. Mama sagt, du schickst es ihr nicht zurück.

PETER BRAUER. Nun, und was hast du darauf erwidert?

ERWIN *zuckt mit den Achseln, verlegen.* Ja, sieh mal, Papa, in solche Sachen da mischt man sich besser...

PETER BRAUER. Du hättest, nimm mir's nicht übel, Erwin, als echter und rechter Sohn, Charakter und Kunstgenoss' erwidern müssen: wenn Papa es gesagt hat — ein Mann ein Wort.

ERWIN. Wenn ich majorenn wäre, Papa, hätte ich dir's ja selbst gegeben.

PETER BRAUER, *erwärmt.* Das weiß ich. Aber es freut mich trotzdem, daß du es sagst. Ich erwarte von dir nichts anderes, mein Junge. Du bist neunzehn Jahre, und du bist mein Sohn. Es ist mir in diesen neunzehn Jahren manchmal sauer genug geworden, aber ich habe doch den Mut nicht verloren und jeden Bissen Brot und jeden Pfennig mit euch geteilt. — *Er nimmt Palette, Malstock in die Linke, nähert sich seinem Sohne, setzt sich neben ihn auf die Bettstelle und legt ihm die rechte Hand zärtlich ins Genick. Erwin schmökert weiter, vornüber gebeugt.* — Von dir weiß ich wenigstens, daß du das im stillen doch immer anerkennst, mein Sohn. Dir wird es im Leben mal nicht so schwer werden. Du hast allerdings mein Talent geerbt und damit auch einen Teil von meinem Martyrium. Aber die Zeiten sind andere geworden. Sieh mal, ich war ein armer Lehrerssohn. Mein Vater war ein bornierter Abc-Pauker, der fünfundfünfzig Jahre in ein und demselben Dorfe Schulmeister war. Weder konnt' ich da auf Verständnis rechnen, noch genoß ich irgendeine Unterstützung von ihm. Im Gegenteil: wo er nur irgend konnte, hemmte er mich und hinderte mich. Wie in jeder Beziehung ganz anders und besser geht es da heute dir, mein Sohn! — Du mußt mir doch zugeben, daß du dich über Mangel an Verständnis von seiten deines Papas nicht zu beklagen hast!

ERWIN, *abwesend.* Aber ganz gewiß nicht, Papa.

PETER BRAUER. Neidlos und freudig habe ich dein

Talent von Anfang an... ja dein überlegenes Talent anerkannt.

ERWIN, *wie vorher*. Papa, du sollst mich nicht schamrot machen!

PETER BRAUER. Ach was, glaub doch nicht, daß fortwährend mit einer ätzenden Spottlauge übergossen werden, wie's mir passiert ist, besser für die Entfaltung eines Talentes als loben ist. Wahr ist wahr. Mir haben sie ungestraft Unrecht über Unrecht getan! Dich werden sie nimmermehr unterkriegen! Und ich sage dir, Schlingel, es ist deine eigene Schuld, wenn du nicht in acht Jahren königlich preußischer Professor und hier in Berlin Akademielehrer bist.

ERWIN *klappt das Buch zu*. Der Geheimrat hat zu Mama gesagt: wenn Talent da ist, wird sich was machen lassen.

PETER BRAUER. Ein Mensch wie du, lieber Erwin, braucht dazu nicht einmal einen Geheimrat im Kultusministerium. Sieh mich an! Meine Begabung hat sich durchgesetzt, ich habe mir weite Kreise errungen, obgleich ich dir nicht gewachsen bin und trotzdem sich seit nahezu vierzig Jahren nicht einmal eine Laus aus Regierungskreisen um mich bekümmert hat. — *Erbllassend, mit Entschluß*: Na, nun will ich mal zu Mama hineingehen.

ERWIN. Papa!

PETER BRAUER. Nun, was? *Im Begriff, die Klinke der Thür links zu ergreifen, zögert er und wendet sich, nach Luft ringend*: Erwin, willst du noch was?

ERWIN. Wenn du mit Mama reden willst, Papa... willst du nicht lieber den Rock anziehen?

PETER BRAUER. Warum?

ERWIN. Ich denke, Mama liebt doch das Herumgehen in Hemdsärmeln nicht.

PETER BRAUER. Die gute Mama hat Eigenheiten. — Gib mir also mal bitte meinen Flaus dort vom Nagel

herab! — *Es geschieht. Mit Hilfe Erwins hat Brauer den Rock angezogen.* — Sag mal: ob ich mir... wenn du meinst... ob ich mir meinen Kragen und meinen Schlips — warum denn nicht? — am Ende noch umbinde? — *Er macht Anstalten dazu.* — Na also! — Ich habe ja doch gestern die halbe Nacht und heute fast den ganzen Tag genäht, gebürstet, mit Fleckwasser Flecke rausgerieben und meine sieben Sachen für die Reise in Ordnung gebracht. — *Mit etwas peinlicher Schalkhaftigkeit, nachdem Kragen und Schlips angelegt sind.* — Was meinst du, soll ich mich so hineinwagen?

ERWIN, *herauslachend.* Aber Papa, wie du doch wirklich manchmal komisch bist! Mama wird dich doch wohl wahrhaftig nicht auffressen! — *Ernster:* Es ist doch keine Rede davon, daß Mama eine solche schrecklich gefährliche Dame ist.

PETER BRAUER. Richtig: wieder dieses verfluchte Aufstoßen! Lieber warte ich noch einen Augenblick. — *Es stößt ihm auf, er läßt sich in einer Anwendung von Schwäche auf einen Stuhl nieder, nach Luft ringend.* — Lehre mich deine Mutter nicht kennen! Ich weiß am besten, seit sie zu meinem Vater in die Dorfschule ging — mit langem, dunklem, offnem Haar in die Dorfschule ging, mein Sohn —, was von deiner Mama zu halten ist!... In die Dorfschule ging... Aber es gibt eben leider Fragen, worin wir seit nahezu dreißig Jahren und heute mehr als je anderer Ansicht sind! Ich habe doch kein Natron gegessen? — *Er tut einige Schritte gegen die linke Tür.* — Sagtest du was?

ERWIN. Nein, nein, Papa! Ich glaube nur, offen gestanden, wie ich dir ja vorhin schon sagte, daß deine Bitte an Mama zwecklos ist.

PETER BRAUER *kommt zurück.* Erwin, ich habe euch diese Wohnung gemietet. Das Speisezimmer ist neu möbliert. Der kleine Salon ist frisch ausgestattet. Um die Weihnachtszeit hat Mama selbst gesagt, sie hätte

sich seit Jahren nicht so behaglich gefühlt, wie sie sich seit Oktober befunden hat. Habt doch nur Einsicht! Unmöglich kann doch die gute Mama an einer so falschen Stelle sparsam sein! Das hieße ja doch euch ins eigene Fleisch schneiden.

ERWIN. Um mich handelt sich's ja bei der Sache nicht.

PETER BRAUER. Doch, doch, es handelt sich auch um dich, bester Erwin! Denn wenn ich, was absolut sicher ist, mit dem kleinen Reisebetriebsfonds etwas erwerben kann, so kommt es natürlich uns allen zugute.

ERWIN. Du verstehst mich nicht recht. Ich wollte nur sagen: wenn ich Geld hätte, brauchtest du nicht zu Mutter hinein.

PETER BRAUER. Mutter ist gegen mich leider, ich weiß nicht durch wen, absolut voreingenommen und geradezu ungerecht. — Es hilft nichts: ich muß die Geschichte durchfechten.

*Er geht mit Entschluß durch die Tür links ab.*

*Klara Brauer kommt von rechts. Sie hat die Tür mit einem Drücker geöffnet. Sie ist im einundzwanzigsten Jahr, ohne weiblichen Reiz, einfach gekleidet, und trägt ein Paket Schulbücher und Hefte unterm Arm. — Pelzbarett, Pelzboa, Jackett, schlechtes Schuhwerk.*

KLARA, *ziemlich echauffiert, hastig.* Na, hat sich Papa aus dem Staube gemacht?

ERWIN, *der wieder geschmökert hatte, schrickt auf.* Pst! — *Er legt die Hand auf den Mund und zeigt alsdann auf den Koffer, der unter dem Bett hervorsieht.* — Er ist noch hier! Er ist eben zu Mutter hineingegangen.

KLARA *stutzt.* Was will er von Mutter?

ERWIN. Die alte Geschichte. Das weißt du ja doch.

KLARA. Sie wird ihm was pusten und wird ihm Geld geben.

ERWIN. Offen gestanden, Klara, begreif' ich dich und Mama manchmal nicht.

KLARA. Sollen wir etwa die paar Notpfennige, die uns bleiben, um Papas schöner Augen willen auch noch auf die Straße schmeißen?

ERWIN. Nein! Aber zum Fenster hinausgeworfen ist es eben in diesem Falle auch nicht.

KLARA. Vollständig zum Fenster hinausgeworfen!

ERWIN. Das kann ich nicht finden, wenn Papa, wie er sagt, auf einem Gute in der Nähe von Ratibor einen Gartensalon auszumalen hat. Das ist ein Auftrag, der wird ihm auch Geld bringen.

KLARA. Du Unschuldskind! Papa phantasiert wieder mal ohne Hitze! Das ist alles aus den Fingern gesogen!

ERWIN. Nein, Klara, so weit wie ihr geh' ich in meinem Mißtrauen gegen Papa wirklich nicht. Gut, er behilft sich manchmal mit Ausflüchten. Dessen bin ich mir aber fast sicher, daß an dem Auftrag mit dem Gartensalon was Wahres ist.

KLARA. Basta! Wir wollen uns wieder sprechen.

ERWIN. Ihr stellt es immer so hin, liebe Klara, als ob Papa immer nur die Unwahrheit sagte und absolut zu nichts mehr nütze sei. Hat er nicht im Oktober Maman die hübsche Wohnung gemietet und sogar für ein halbes Jahr die Miete vorausbezahlt?

KLARA. Ja, was mir noch heute dunkel... was mir noch heute unheimlich ist.

ERWIN. Und hat er nicht, ganz aus eigenem Verdienst, Spiegel, Kommode, Waschtisch, Sofa, Schrank und Teppich besorgt und Maman die ganze Wohnung frisch eingerichtet?

KLARA. Das hat er! Aber Gott mag auch wissen, wie das eigentlich zugegangen ist.

ERWIN. Das ist äußerst einfach zugegangen. Papa hat eben den ganzen vergangenen Sommer lang in verschiedenen großen Bier- und Weinlokalen der Friedrich- und Leipziger Straße alte verräucherte Ölbilder

rein gemacht; und was er dabei verdient hat, ist auf Miete und Möbel draufgegangen.

KLARA. Bis dann wieder im Laufe des Winters Möbelstück auf Möbelstück — das einzige Sofa ist noch übrig! — selber draufgegangen und zu Gelde gemacht worden ist.

ERWIN. Immerhin waren es doch Papas Möbel.

KLARA. Meinetwegen, wir woll'n mal so sagen! Ja!

ERWIN. Wir wollen mal so sagen?

KLARA. Übrigens ist mir die Sache Wurst. Ich habe ganz andere Dinge im Kopfe. Meine Sache steht gut, hat mir Fräulein Zillweindel heute gesagt. In vierzehn Tagen habe ich meine Kindergärtnerinprüfung hinter mir, Juni werde ich majorenn, und dann kommt das Weitere.

*Peter Brauer kommt wieder durch die Tür links.*

PETER BRAUER. Ah, du bist hier! Guten Tag, meine Tochter!

KLARA, *mit Kälte*. Wie?

PETER BRAUER. Nichts. Wenn du erlaubst: ich hatte dir bloß guten Tag gesagt.

KLARA. Guten Tag!

PETER BRAUER. Nun, hast du den großen Mann gesprochen?

KLARA. Welchen großen Mann?

PETER BRAUER. Seine Exzellenz, den Herrn Geheimbderat.

KLARA. Ich habe allerdings Herrn Geheimrat gesprochen. Wenn er auch heute noch nicht Exzellenz ist, einmal wird er es sicherlich. Und was den großen Mann anbelangt, darüber gibt es verschiedene Ansichten. Mancher dünkt sich groß, der mitunter nicht Herr über eine Briefmarke ist.

*Sie geht brüsk an Brauer vorüber durch die Tür links ab.*

PETER BRAUER. Jede Sünde wird dem Menschen vergeben, aber das leiseste Wort gegen ihren Geheimrat

wird einem von den Frauensleuten nicht vergeben. Und doch war der ganze ungeheure Geheimrat Hommel mal nichts weiter als bei meinem seligen Vater in Neuhaus in Schlesien simpler Schuladjuvant. Wie sich die Zeiten doch manchmal ändern! — Er war nicht dumm. Er hat immer auf seinem Vorteil zu laufen gewußt. Zum Beispiel mußten die Kinder ihm Äpfel mit in die Schulstunden bringen. Die fraß er vor aller Augen auf, und wir Kinder genossen der großen Ehre, uns um die Schalen raufen zu dürfen. Bis ihm mein Vater dahinter kam und sein schönes Äpfelgeschäft leider pleite ging. — Aber es war mit ihm immer so: wurde er pleite, morgen hatte er schon ein anderes, meist beßres Geschäft aufgemacht.

ERWIN. Du magst den Geheimrat nicht, Papa, und doch sind wir ihm vieles schuldig geworden.

PETER BRAUER. Gott, sieh mal, Erwin: ich mag ihn nicht, ist zu viel gesagt. Er war mir nur immer unsympathisch. Naturen wie er und ich vertragen sich nicht. Mein Dickkopf von Vater verehrte ihn abgöttisch. Deshalb ist er ja auch so geschmackvoll gewesen, meine Wenigkeit, seinen einzigen Sohn, ganz zu übergehen, und hat den idealen Herrn Hommel zum Verwalter des euch hinterlassenen kleinen Vermögens eingesetzt. Nun, ich bin euer Vater! Ich hätte euch auch nicht darum betrogen.

ERWIN. Hast du mit Mutter gesprochen, Papa?

PETER BRAUER. Nein! Ich war, offen gestanden, zu feig dazu. — *Er nimmt Platz und scheint nachzudenken.* — Weiß Gott, ich habe die halbe Nacht, weil ich vor Schmerzen hier in der Lendengegend nicht recht schlafen konnte — übrigens, bitte, sprich nicht davon! —, also ich habe die halbe Nacht immer wieder die Sache von vorne bis hinten durchgedacht. Meinethalben: 's ist lächerlich! aber ich weiß im Augenblick ganz tatsächlich nicht, wo ich die lumpigen vierzig Mark zu meiner



Geschäftsreise anders hernehme. Wenn mit den Weibern zu reden wäre! Zum Beispiel hat doch Klara sicherlich heute beim Geheimrat ihre Aprilrate abgeholt. Wenn sie mit ihrem Vater konform wäre, ich hätte schon längst meinen Malkasten komplettiert und mich selbst und mein bißchen Gepäck zur Bahn gebracht. Ich will ja doch wirklich niemand zur Last liegen.

ERWIN. Ich werde mal vorsichtig horchen, Papa, ob Mutter und Klara nicht am Ende doch umzustimmen sind.

PETER BRAUER. Und ich will mal den Koffer fertig packen. — *Während Erwin sich durch die Türe links entfernt, erhebt sich Peter Brauer und macht sich etwas kurzatmig daran, den Koffer unterm Bett hervorzuziehen, um noch dies und jenes darin unterzubringen. Mittlerweile klopf es an die Türe rechts.* — Wer ist da? Immer Geduld! Ich bin schön zur Stelle.

*Peter Brauer öffnet, und der Althändler Carlowitz erscheint. Carlowitz, zwischen vierzig und fünfzig, ist kein Wiener, trägt sich aber mit einer etwas fiakermäßigen Eleganz.*

CARLOWITZ. Herr Brauer höchstselbst! Mir offen gestanden sehr angenehm.

PETER BRAUER, *nicht gerade angenehm berührt.* Sieh da, sieh da, Herr Carlowitz! Treten Sie näher! Platzen Sie sich!

CARLOWITZ. 's ist wieder mal ein säuisches März-wetter draußen. Wenn Sie nix dajegen einzuwenden haben, entledje ich mir von meine Jummischuh.

PETER BRAUER. Bitte entledjen Sie sich nach Belieben!

CARLOWITZ. Damit wollen Sie woll uff 'ne zarte Weise andeuten, daß ick mir nach Belieben an irjend-eene Türklinke uffhängen kann, oder nich!? Den Je-fallen kann ick Ihn noch nicht dun, Herr Professor.

PETER BRAUER, *trocken.* Das ist wirklich schade, Herr Carlowitz. Was macht Ihre Frau?

CARLOWITZ. Schlecht! Meine Frau liecht 'n janzen Tag uff de Chäselong und macht kalte Umschläge. Sonst mache ick alles. Sonst macht se nischt. Et is ooch besser, det se nischt macht, denn seit det se det Koppleiden nu eenmal hat, hat se ooch in Jeschäft, wo se doch frieher Jeschäftsfrau durch und durch jewesen is, in de letzte Zeit bloß alles verkehrt jemacht. Ick habe bloß Hals über Kopp zu dun, det ick alles richtig wieder zurechtschiebe. — *Er tritt vor die Staffelei und macht Kennermiene.* — Wieder scheene Bilder jemalt?

PETER BRAUER. Was, da läuft Ihnen wohl das Wasser im Munde zusammen, Carlowitz?

CARLOWITZ. Nich janz. Wat mach ick ooch weiter lange Umstände, nich? Wo wir doch jerade mal unter vier Oogen sind. Wir sind doch woll unter vier Oogen, nich?

PETER BRAUER, *trocken.* Ich habe zwei! Wenn Sie also auch nicht mehr wie zwei haben...

CARLOWITZ. Jut, jut, jut, jut! Aber ick habe keene Zeit un bin ooch zu Witze nich jerade besonders uffjelegt. — Sie wissen doch, det meine Frau hinter meinen Ricken September verjangenenes Jahr den Meebelkauf mit Sie abgeschlossen hat. — *Er zieht eine Briefftasche.* — Ick habe den Kaufvertrag in de Tasche. Zweihundert Mark sind angezahlt, dreihundert Mark sind am ersten Januar fällig jewesen, wo ick leider auf Reise in de Danzijer Jejend wejen alte Schränke und verschiedene Auktionen jewesen bin. Nu hat meine Frau sich breitschlagen lassen und hat bis Anfang April prolongiert. Det stimmt doch?

PETER BRAUER. Stimmt!

CARLOWITZ. Und det is doch ooch richtig, det jeben Se zu, det de janze Summe von achthundert Mark am ersten April, det is in drei Tagen, fällig is?

PETER BRAUER. Wann?

CARLOWITZ. Oder wollten Se det womejlich nich zujeben?

PETER BRAUER, *trocken*. Sagen Sie mal, für was halten Sie mich?

CARLOWITZ. Det muß ick erst sehn, det wird sich zeijen. Heute weeiß ick det so genau noch nich. Also, det wird die Frache sein: kann ick zum Ersten uff Kasse rechnen?

PETER BRAUER. Hm! — Sie scheinen mir doch für die Diplomatenkarriere nicht gerade besonders geeignet zu sein. Ich hätte beinahe den Fehler gemacht und Ihnen was Rauchbares angeboten. — Vergessen Sie bitte nicht, wer ich bin! Solange Sie das nicht ganz genau wissen, trete ich, auf Ehre, in irgendeine Verhandlung mit Ihnen nicht weiter ein.

CARLOWITZ. Det kenn ick, det sind faule Redensarten! Solche Redensarten hab ick jahraus, jahrein von richtige Vons, von Leutnants und von Barone jenug zu heeren jekricht. Da bin ick, wenn't ernst wird, unempfindlich. Außerdem wir sind beede man bürgerlich. Ick bin...

PETER BRAUER, *heftig unterbrechend*. Sie sind ein Banause, und ich bin Künstler! Künstler bin ich! Verstehen Sie mich? Sie befinden sich hier bei einem Manne, der einen allgemein geachteten Namen hat! Einen Künstlernamen, verstanden? Sie befinden sich hier in Gesellschaft eines Gentleman, der, ich verbitte mir das, der mit Ihren Genossen vom Trödelmarkt unbedingt nicht zu verwechseln ist!

CARLOWITZ. Herrjeh nee! Ick due Se ooch nich verwechseln! Sie sind der Mann, der mir, sage und schreibe, achthundert Mark, nich mehr un nich wenijer, schuldig is.

PETER BRAUER. Und Sie? Und Sie? Was sind denn Sie mir schuldig?

CARLOWITZ. Ick? Ihn? Da lach ick doch, det mir de Weste platzt.

PETER BRAUER. Mensch! Ich habe Ihnen dreimal

den alten Fritzen, sechsmal den alten Kaiser Wilhelm, zwei Stück Kaiser Friedrich, zwölf Stück Kaiser Wilhelm den Zweiten in Öl gemalt! Für ein Lumpengeld in den Rachen geschmissen. Das ist Ihnen, Stück für Stück, in Ihrem verdammten fulstrigen Kramladen für dreißig, vierzig, fünfzig, sechzig und mehr Mark abgegangen! Ich habe von Ihnen pro Stück sechs Mark und höchstens acht Mark fünfzig gekriegt.

CARLOWITZ. Det is reichlich jenug! Wo bleibt sonst der Goldrahmen?

PETER BRAUER. Ochse! Denken Sie vielleicht, daß der Wert eines Bildes der Goldrahmen ist? Und wofür sind Sie denn ein verpfuschter Tischlergeselle? Werden denn nicht in Ihrer Fälscherbudike für sogenannte antike Möbel aus alten Holzabfällen schockweise solche Dinger gemacht? Hol' Sie der Teufel mit Ihren Frechheiten!

CARLOWITZ. Jut so! Un nu verklagen Se mir zu juter Letzt am Ende noch wejen Beleidijung!

PETER BRAUER, *barsch, reicht ihm Zigarrentasche.* Bessern Sie sich, und stecken Sie sich, da! hier!, eine von meinen Havannas an!

CARLOWITZ. Sie sind 'n janz spaßhafter Kopp, Herr Professor. Trotzdem for Ihre Zigarre danke ick! Will ick roochen, hab ick ja selber welche. Jeschäft is Jeschäft! Un denn heeßt es Spaß beiseite bei mir. Die Frage wird die sein: kann ick uff Zahlung rechnen?

PETER BRAUER. Das wird sich am Ersten zeigen, Herr Carlowitz.

CARLOWITZ. Un det is alles? Mehr sagen Se nich?

PETER BRAUER. Nicht, solange Sie diesen Ton anschlagen.

CARLOWITZ. Na, denn will ick mal meinswejen ölig wie 'n Friseur oder wie 'n Oberkellner bei Dressel sind. Wenn's jefällig is, will ich mir Handschuhe anziehen: wollten jehorsamst den Herrn Professor jebeten

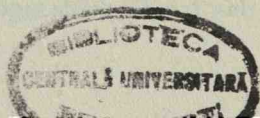
haben, ob er einem ehrlichen Mann und Jewerbtreibenden jietigst will kund und zu wissen tun, wie daß ick zu meinem Jelde komme.

PETER BRAUER. Na nu mal gemütlich, Carlowitz! Der Winter war schlecht; das leugne ich nicht. Es ist mir nicht anders wie Ihnen gegangen; ich habe ebenfalls unter der allgemeinen geschäftlichen Krisis zu leiden gehabt. Bargeld ist knapp! Kein Mensch will was ausgeben. Die Herren Gelehrten zerbrechen sich mal wieder die Köpfe ganz vergeblich, um rauszukriegen, womit der in allen fünf Weltteilen spürbare miserable Geschäftsgang zusammenhängt. Der Dalles geht in die höchsten Kreise. Ich sage nicht, daß ich im Dalles bin. Aber ich habe im ganzen diesen Winter bloß drei Porträts nach dem Leben gemalt: einen Geheimrat Hommel im Kultusministerium, einen Major und einen Zuschneider an der Schneiderakademie. Jedes Porträt nach dem Leben zu fünfhundert Mark. Was glauben Sie: ich habe bisher knappe vierhundert Mark, im ganzen, von allen drei Bildern hereinbekommen. So stecken gutsituierte Menschen heut allgemein in der Tinte drin.

CARLOWITZ. Det mag alles so weit janz richtig sein...

PETER BRAUER. Halten Sie doch mal die Schnauze, bitte! Reden Sie, wenn ich fertig bin! Dort steht mein Koffer! Will heißen, daß ich in die Provinz reise, will heißen, daß ich von einem Landrat und einem reichen Kohlenhändler beauftragt bin, zwei große Familienbilder zu malen, wozu noch eine Halle kommt oder ein Gartensalon im Park eines Herrn von Stolp, den ich mit Kaseinfarben ausmalen soll. Daraus folgt — kapiert? —, daß niemand an mir auch nur einen sogenannten roten Heller verlieren wird. Kapiert? Oder ist das am Ende auch noch zu hoch für Sie, Carlowitz?

CARLOWITZ. Det klingt alles janz scheen, aber ernst nehm ick et nich. Lieber mecht ick ma Ihre Frau sprechen.



PETER BRAUER. Sind Sie größtenwahnsinnig, Carlowitz!?

CARLOWITZ. Ick nich, au contraire! Aber Sie vielleicht! Wenn ick wie Sie wär und täte heute in Ihre Haut stecken... un steckte so wie Sie in diesen Momang in Jlashause drin, ick wollte mit Redensarten, weß Jott, nich so patzig sind.

PETER BRAUER. Was wollen Sie damit sagen? Hm?

CARLOWITZ. Ick will damit weiter jarnischt sagen als so viel: et gibt eenen Staatsanwalt!

PETER BRAUER. Aber bitte, sonst fehlt Ihnen doch hoffentlich weiter nichts, lieber Carlowitz? *Beide schweigen eine Zeitlang, Carlowitz erbot, Brauer merkbar erregt und überlegend. Peter Brauer, sehr leise:* Begründen Sie also jetzt Ihre unverschämte Drohung, wenn ich gefälligst ersuchen darf!

CARLOWITZ. Wat soll da groß zu bejringen sind? Meine Verträge sind so jestellt, det meine Meebel mir jeheeren, bis det de letzte Rate richtig jelegt worden is. Wenn nu also 'n Kunde nich zahlt und verkooft meine Meebel anderweitig, wo er jar nicht det Eijentumsrecht besitzt, denn mischt sich eben, wie bei uns die Jerichte nu eenmal sind, de Staatsanwaltschaft in die Jeschichte. — Det werden Se woll so jut wie ick wissen.

PETER BRAUER. Wer sagt Ihnen, daß ich die Möbel verkauft hätte?

CARLOWITZ. Det sagt der Portier, der Schuster, wo unten im Keller is.

PETER BRAUER. So! Ich werde dem Schuft und Ehrabschneider einen Prozeß wegen Verleumdung an den Hals hängen.

CARLOWITZ. Tun Se det man! Warum denn nich? Wenn Se freilich jescheit sind, kann ick Ihn raten, denn lassen Se lieber die Finger von.

PETER BRAUER *nimmt seinen Hut.* Der Schweinehund soll mir das ins Gesicht sagen!

CARLOWITZ. I, hier steht et schriftlich, mit Unterschrift. Fortjeschafft sin: een Spiegel, een Nußbaumvertiko, 'n Tisch, zwee Plüschsessel, sechs Stühle, zwee Bettstellen und een großer Kleiderschrank! Jeben sich man! Da hilft keen Maulspitzen.

PETER BRAUER. Carlowitz, Sie kennen mich seit zwei Jahren als Ehrenmann. Der Kerl da im Keller ist mir viel zu gemein, als daß ich mich mit ihm abgeben möchte.

CARLOWITZ. Aha! Ick verstehe.

PETER BRAUER. Viel zu plebejisch und gemein! Also: die Sachen sind alle vorhanden.

CARLOWITZ. Jut, det steht ja bei Ihnen! Denn kenn wir ja jleich ma 'n Jang durch de ganze Wohnung jehn.

PETER BRAUER. Carlowitz, Sie beleidigen mich! Die Möbel sind da! Wem wollen Sie mehr glauben? Diesem bestraften Proleten im Keller oder mir, der bis zum heutigen Tage bürgerlich durchaus unbescholten ist?

CARLOWITZ. Wat ick sehe, det jloob ick, sonst jloob ick nischt. Warum wollen Se denn nich, wo ick jut jenug bin for Bilderabkoofen und Meebelliefen, mecht ick wissen, nich mit mir durch de Wohnung jehn?

PETER BRAUER. Weil meine Frau nervenkrank und beim Medizinalrat Kolb in Behandlung ist. Wenn ich mit Ihnen jetzt erscheine, das wirft sie mir Wochen und Wochen zurück.

CARLOWITZ. Ick kann ja janz still sind. Ick rede keen Sterbenswort.

PETER BRAUER. Das hilft nichts, und wenn Sie sich unsichtbar machen. Ich sage Ihnen, meine Frau hat eine Art Instinkt, einen jetzt noch durch ihre besondere Krankheit geschärften Blick. Ich gewärtige eine schwere Krise. Sie werden nicht wollen, daß Sie mir womöglich einer solchen Lappalie wegen zusammenbricht! Kurz: die Möbel sind da! Lassen Sie doch das Achselzucken! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort...

CARLOWITZ. Wat tu ick mit Ihrem Ehrenwort?

PETER BRAUER, *mit der Allüre knirschender Wut.*  
Carlowitz, machen Sie sich nicht unglücklich!

CARLOWITZ. Det is et! Det jebe ick Ihn zurück! Ich kann hier nich meine Zeit verdämpfen. Schluß! Det wird also nu mein janz bestimmter und letzter Vorschlag sind. Ick warte also dem Ersten ab! Ick warte also ooch noch bis zum Fünfzehnten: denn hab ick entweder det janze Jeld oder eene Rate von dreihundert Mark und 'n Schriftstück, unterschrieben von Ihrer Frau und von Ihre zwee Kinder, in de Hand, det se for alles weitere jutsagen. — Oder Se kennen bestimmt druff rechnen, denn es is nich alleene bloß diese Jeschichte, det Se am sechzehnten, siebzehnten wejen Betrug verhaftet sind. — *Er hat während dieser erregten Rede seine Gummischuhe angezogen und läuft jetzt durch die Thür rechts schnell ab. — Peter Brauer glotzt gegen die Thür, die er hernach hinter Carlowitz zuschließt. Er bewegt sich gegen das Bett hin, bleibt stehen, um einen asthmatischen Anfall zu überwinden. Hastig zündet er seinen kaltgewordenen Zigarrenstummel wieder an und nimmt tiefe Züge. Gleich darauf legt er ihn weg und läßt sich der Länge nach aufs Bett fallen, wo er mit ringenden Atemzügen liegenbleibt. Frau Thekla Brauer erscheint von links; bald darauf Klara und Erwin.*

FRAU THEKLA BRAUER; *zarte Erscheinung, ernstes, großäugiges Gesichtchen wie Milch und Blut, zugleich süß und streng. Gegen vierzig Jahre alt, der Erscheinung nach nicht über achtundzwanzig. Schwarzer, anliegender, schlichter Rock, Spitzenkragen über den feinen Schultern, gutes Schuhwerk, glatte Frisur, alles vollkommen gepflegt. Sie geht sogleich hastig auf das Fenster zu und öffnet es. — Pfu Teufel, hat dieser Mensch wieder alles voll geraucht! — Sie bemerkt Brauer. — Ich sag's ja: man kriegt diesen Menschen nicht vom Halse! Dieses träge Pferd nimmt den Mund voll und schwatzt von Arbeiten!*



Will reisen! Will Geld verdienen! Und räkelt sich seit drei Wochen in den Zimmern herum.

PETER BRAUER. Thekla, Thekla, vergiß dich nicht!

FRAU THEKLA. Wann wird dieser Mensch wohl begreifen, daß er ein unnützes Fettgewicht und seiner Familie nur lästig ist! Wenn er sich doch um Gottes und Christi willen wenigstens mal drauf besinnen möchte, an welcher Stelle der Zimmermann das Loch gelassen hat!

PETER BRAUER, *mühsam, asthmatisch, ergeben*. Thekla, die Kinder! Thekla, die Kinder!

FRAU THEKLA. Ja leider! Die Kinder kennen dich nicht. Die Kinder werden es noch erleben, daß ihnen die Last eines kranken und hilflosen Mannes das bißchen Hoffnung und Freude am Leben vergällen und das bißchen Zukunftsmusik der kleinen Großvatererbschaft auffressen wird.

PETER BRAUER. Thekla!

FRAU THEKLA. Ach was Thekla! Geheimnisse gibt's zwischen mir und den Kindern nicht. Sie sollen dich nicht in Verklärung sehen. Sie mögen dich sehen, wie ich dich leider sehen gelernt habe und wie du bist: eine Last! Keine Stütze unserer Familie! — *Sie geht in das Nebenzimmer, die Tür bleibt offenstehen.* —

PETER BRAUER *nimmt mit einem Ruck die Beine vom Bett und sitzt aufrecht*. Nun, was sagt ihr zu eurer Mama, Kinder?

KLARA. Der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht, ganz natürlich.

PETER BRAUER. Klara, sollte wirklich in dir nicht der allerkleinste Funken kindlicher Liebe mehr für deinen alternden Vater vorhanden sein? — *Er rafft sich gewaltsam auf.* — Donnerwetter, ich bin unter Hyänen geraten! — Lieber will ich doch betteln, will ich doch Mist laden, will ich doch Kloaken ausräumen, will ich doch unter Schweinen, wenn ich nur Ruhe vor den lieben Meinigen habe, Treber fressen gehn!

KLARA, zu Erwin. Was sagst du dazu? Solche Redensarten führt Papa in unseren vier Wänden und schämt sich nicht.

*Sie geht schnell ab ins Nebenzimmer.*

PETER BRAUER *erhebt sich*. Ich weiß nicht, Erwin, wieso das über mein Dasein verhängt worden ist. Ich muß mal vor meiner Zeit — bevor ich geboren wurde, mein' ich — auf eine furchtbare Weise gegen den lieben Gott im Himmel gesündigt haben. Sonst verstehe ich dieses ausgesucht miserable Schicksal, das mich an meinem Herde heimsucht, wahrhaftig nicht. — Junge, du mußt mir vierzig Mark schaffen!

ERWIN. Ich habe sechs Mark! Hier sind sie! Mehr hab' ich nicht!

PETER BRAUER *nimmt das Geld, das Erwin ihm bietet, dreht seine Taschen um*. Gut! So sieht's bei mir aus! Aber dennoch: ich gehe! Mach keine Redensarten: ich gehe, und wenn ich am nächsten Prellstein verrecken muß.

ERWIN. War denn nicht jemand bei dir, Papa?

PETER BRAUER. Ein Kerl, dem ich Gott sei Dank nichts schuldig bin! Sonst Gnade mir, denn der kennt kein Erbarmen! Harpyien! Wenn du älter wirst, Erwin, wirst du vielleicht mal finden, daß die Welt angefüllt mit Harpyien ist, die den Menschen mit Schnäbeln und Krallen bei lebendigem Leibe entzweireißen.

ERWIN. Papa, du gebrauchst aber wirklich viel zu schroffe Ausdrücke gegen Klara und gegen Mama.

PETER BRAUER. So!? Höre nicht drauf! Vergiß sie, mein Sohn! — Und jetzt hilf mir mal meinen Koffer zumachen!

*Koffer und Malkasten werden geschlossen, Blendrahmen, Feldstuhl, Malstock, Malerschirm zusammengebunden, einige Blendrahmen dazugestellt, ein altes Plaid darübergeworfen und alles traggerecht mit Riemen zusammengeordnet. Klara kommt wieder.*

KLARA. Mama schickt dir acht Mark, aber nur unter der Bedingung, wenn es deine bestimmte Absicht ist, deine Reise wirklich im Augenblick anzutreten.

PETER BRAUER. Mit Wonne genehmigt, mein zärtliches Kind. — *Er richtet sich auf, asthmatisch, und streicht das Geld ein.* — Und nun grüße Mama, und laßt es euch gut gehen!

KLARA. Mama nimmt an, du würdest bis ersten Juli in der Provinz bleiben.

PETER BRAUER, *indem er sich einen Teil des Gepäcks auflegt, Erwin den anderen.* In der Provinz oder in jener Provinz! Adieu, liebes Klärchen! Nichts für un- gut! Sage Mama, der Alte wird entweder am ersten Juli mit reichlichen Honoraren beladen erscheinen und hoch willkommen sein oder woanders! Dann laßt mir auf meinen Grabstein setzen: Gott hab' ihn selig! Er ist tot.

KLARA. Das sagst du ja stets! Das macht keinen Eindruck!

PETER BRAUER. Zum Kampf der Wagen und Gesänge! Was nutzt das alles! Frisch, Erwin! Märzluft! Wir sind zwei fidele Malersleut'!

*Erwin und Peter Brauer ziehen ab mit allem Gepäck durch die Thür rechts. Klara schließt hinter ihnen die Thür.*

KLARA, *mit einem etwas gedämpften Freudenausbruch.* Er ist fort! Er ist fort! Er ist fort, Mama!

## ZWEITER AKT

*Das Gastzimmer im kleinen Gasthof zum Goldenen Lamm in einer schlesischen Kreishauptstadt. Vorn links ist die Eingangstür vom Hausflur her. Der Raum ist braun tapeziert. Ein breiter Durchgang verbindet ihn mit einem zweiten länglichen Raum nach der Tiefe zu. Dort steht eine gedeckte Wirtstafel. Hinter diesem Raum ist das Billardzimmer, von wo man die Elfenbeinbälle anschlagen hört.*

*Die Einrichtung des braunen vorderen Zimmers, das rechts ein Fenster hat, ist jagdmäßig. Man sieht an der Wand Geweihe, einige ausgestopfte Vögel, mehrere große Kupferstiche, die Waldlandschaften mit Rotwildrudeln sowie überhaupt weidmännische Szenen darstellen. Ein sehr langes Ledersofa steht rechts vom Durchgang an der Hinterwand; davor ein langer und schmaler Tisch, umgeben von hochlehnigen Rohrstühlen. Alles alte gebeizte Eichenmöbel. Links vom Durchgang steht der Weinschrank des Wirtes. Zwei oder drei kleinere Tische mit Stühlen sind außerdem aufgestellt. Das Ganze macht einen sauberen, beinahe wohlhabenden und jedenfalls anheimelnden Eindruck. Das Gasthaus der guten alten Zeit mit kleinen Fenstern und gebräunter, niedriger Holzdecke.*

*Man steigt vom Flur ins Gastzimmer zwei Stufen herab, zum Table-d'hote-Zimmer eine Stufe hinauf.*

*Es ist gegen elf Uhr vormittags, nicht lange nach Ostern.*

*Draußen herrscht das bekannte Aprilwetter.*

*Gasthofbesitzer Krebs, über fünfzig Jahre alt, sympathisch und intelligent, steht am geöffneten Weinschrank und ordnet Rotweinflaschen. Eins seiner Beine war gebrochen und ist nach der Heilung zu kurz geblieben. Kellner Fritz trägt Rotweinflaschen zu. Er hat noch die Morgenjacke an. Übrigens ist er ein dreißigjähriger Mensch, der eher einem jungen Vikar als einem Kellner gleicht. Frau Krebs, eine schlichte bürgerliche Erscheinung, etwa sechsunddreißig*

*Jahre alt, kommt vom Flur herein. Sie trägt ein Häubchen über dem schlichten Scheitel und ein Schlüsselbund am Gürtel.*

FRAU KREBS. Hellmut! — Mann, sag mal, weißt du, wo Hellmut ist?

HERR KREBS. Hinten am Billard ist er, Emilie.

FRAU KREBS *geht nach hinten und ruft in der Nähe des Billardzimmers nochmals.* Hellmut!

*Hellmut tritt, ein Billardqueue in der Hand, aus dem Billardzimmer. Er ist ein hübscher, dreizehnjähriger Quartaner.*

HELLMUT. Und? Du wünschst, Mama?

FRAU KREBS. Hellmut, du weißt, die Ferien sind bald zu Ende. Vergiß nicht, daß deine Lateinzensur gar nicht besonders ist! Denke daran, ein bißchen zu arbeiten! — Und dann kannst du mal einige Rechnungen ausschreiben.

HELLMUT. Sehr gerne, Mama.  
*Hellmut legt das Queue weg und kommt mit seiner Mama nach vorn. Karoline, ein auffällig hübsches, intelligentes Dienstmädchen, kommt adrett gekleidet, einen kleinen Wäschekorb im Arm, vom Hausflur herein.*

FRAU KREBS. Nun, was bringst du denn, Karoline?

KAROLINE *markiert unterdrücktes Lachen.* Ach Gott, Madam, ich habe ja vor Lachen beinahe nicht zur Treppe heruntergekonnt.

FRAU KREBS. Nanu!?

KAROLINE. Das ist die ganze Wäsche, Madam, die mir der Herr Professor auf Numero vierzehn für die Waschfrau gegeben hat: zwei ganze Hemdkragen und ein Paar Manschetten.

FRAU KREBS. Das ist für die vierzehn Tage etwas wenig, die er nun hier im Hause ist.

HERR KREBS, *am Weinschrank.* Wieviel Manschetten und wieviel Hemdkragen?

FRAU KREBS. Einen Kragen für jede Woche, die der Professor im Hause ist, Mann.

KAROLINE. Ach, es ist ja zu komisch. Heute morgen komm' ich herein. Ich seh', da ist alles voll gepanscht. Er liegt im Bett, und das einzige Hemd, das er hat, ist über den Ofen zum Trocknen gehängt.

FRITZ. Er wäscht seine Hemden immer selber.

HERR KREBS, *beiläufig lachend*. Sein Hemde — sagen wir lieber, Fritz.

FRITZ. Er sagt, er hätte es sich in Italien angewöhnt, wo ihm die Wäscherinnen meist mit einemmal Waschen seine Wäsche verdorben hätten.

HERR KREBS, *gutmütig, humoristisch*. Demnach scheinen sie ihm also in Italien sämtliche Hemden bis auf das letzte verdorben zu haben. Siehst du, Mama! Du willst immer nach Italien gehen. Gelt, Hellmut? Gehn wir lieber nicht nach Italien!

FRAU KREBS. Ob denn das Hemd über Nacht auch richtig getrocknet ist?

KAROLINE. Mir schien es noch ziemlich feucht, Madam.

FRAU KREBS. Was will denn der arme Mench da heut anziehen?

FRITZ. Er hat sich von mir einen Kragen geborgt.

HERR KREBS. Wo soll er den Kragen denn festknöpfen, Fritz?

FRITZ *lacht*. Ich weiß nicht, Herr Krebs, das ist seine Sache.

HERR KREBS. Denn ich nehme doch an, daß er splitterfasernackt im Bette liegt.

KAROLINE. Er hat ein Katzenfell vor die Brust gebunden.

HERR KREBS. Woher weißt du denn das?

KAROLINE. Fritz hatte zu tun. Da hab' ich ihm doch heut morgen den Kaffee ans Bett gebracht.

FRAU KREBS. Na, nun halt dich nicht weiter auf, Karoline!

*Karoline geht, gesittet lachend, nach hinten zu ab.*

FRAU KREBS. Wie denkst du's denn eigentlich bei dem Professor mit der Rechnung zu halten, Mann?

HERR KREBS, *achselzuckend*. Ja, Gott, was tun? Die Sache ist kitzlig.

FRAU KREBS. Er hat nicht nur bei uns, sondern auch da und dort bei den Geschäftsleuten unter den Lauben eine Menge Schulden gemacht. Hat ihm nicht sogar Johann fünf oder sechs Mark borgen müssen?

FRITZ. Ach Gott, Madam, nicht bloß Johann!

FRAU KREBS. Na na! Ich hoffe, ihr seid etwas vorsichtig.

*Fritz ist seine Flaschen losgeworden und entfernt sich durch die Flurthür im Eifer der Tätigkeit.*

HERR KREBS. Wie man's auch macht, ist's falsch, Emilie. Ich habe mich jedenfalls aufgeschwungen, und er ist heute morgen im Besitz einer Mahnung und überdies der direkten Kündigung.

FRAU KREBS. Du kannst doch nicht fremde Leute durchfüttern.

HELLMUT. Er sagt doch, du sähst seiner Frau so ähnlich. Er will doch von dir ein Porträt machen, Mama.

FRAU KREBS. Dummer Junge, was ist an mir abzumalen!?

HERR KREBS. Warum denn nicht?! Schließlich malt er uns alle durch die Bank auf Leinwand ab. Mit Gewalt vor die Tür setzen kann ich ihn nicht.

FRAU KREBS. Du kannst ihm den Standpunkt aber doch klarmachen. — *Johanniterschwester Herta von Schultzen, hübsches zweiundzwanzigjähriges Mädchen, und Anneliese Krebs, Tochter der Eheleute Krebs, hübsch, siebzehnjährig, fegen Arm in Arm aus den hinteren Zimmern nach vorn.* — Ach, Fräulein von Schultzen!

SCHWESTER HERTA. Schwester Herta, wenn ich gefälligst bitten darf!

FRAU KREBS. Sind Sie wieder mal hier in unserer Gegend?

SCHWESTER HERTA. Nu natürlich! Frau Krebs, man muß doch wieder mal in der alten gemittlichen Schläsing zum Rechten sehn. Aber, sag' ich Ihnen: Anneliese ist hübsch geworden! Das Mädcl ist ja richtig wie eine Wachspuppe aus dem Panoptikum. *Sie streichelt, mit Anneliese verschränkt, deren offenes Haar.*

ANNELIESE. Denk mal, Herta hat dem Professor Brauer oben Medizin gebracht.

SCHWESTER HERTA. Wie das so ist: Arbeit macht das Leben süß, Faulheit stärkt die Glieder. Ohne Arbeit langweil' ich mich. Papa lebt seinen gewohnten Stiebel fort, und das ist öde, zum aus der Haut Kriechen. Lieber will ich vierzehn Tage lang im Krankenhaus Nachtlicht sein: solche Ferien sind zu geisttötend. Da hat sich Schwester Herta — wie wird sie denn nicht! — eben im Schwesternhaus gleich für besondere Fälle zur Verfügung gestellt.

FRAU KREBS. Siehst du wohl, Mann, was hab' ich gesagt: der Professor ist nicht gesund! Es kann sich verschlimmern, und wir haben womöglich einen schwerkranken Menschen auf dem Hals.

HERR KREBS, *zu Schwester Herta.* Was fehlt ihm denn?

SCHWESTER HERTA. Pst. das ist Amtsgeheimnis! Der Professor war in der Poliklinik bei Doktor Lattenberg. Wir haben ihm im Schwesternhaus einen Verband angelegt. Den Verband sollte ich eigentlich heute nachsehen. Aber der Ehrenmann will nicht. Er glaubt wohl, daß ich zum Spaß der Lust halber komme. Er läßt mich überhaupt nicht ins Zimmer hinein.

HERR KREBS. Ihr Herr Papa ist dagegen unberufen frisch und kregel, Fräulein Herta. Ich sehe ihn jeden Morgen beim Frühschoppen.

SCHWESTER HERTA. Gott, was soll so 'n alter Haudegen wie mein Herr Père anfangen, wenn er nun mal an der Majorsecke prompt gescheitert ist. Da geht er



spazieren, da kehrt er da und dort mal ein, trinkt sein Glas Rotwein, kannegießert 'n bißchen herum, schwärmt von Haarwuchspomade, schimpft über schlechtes Straßenpflaster et cetera pp. und dergleichen mehr. Es ist eigentlich ein Jammer um einen Menschen, der in Gottes weiter Welt nicht weiß, was er mit sich anfangen soll. Schließlich verfällt er auf Lächerlichkeiten.

FRAU KREBS. Aber Fräulein Herta, Ihr Papa!

SCHWESTER HERTA. Das ist er ja natürlich. Das leugne ich nicht. Aber deshalb: immer frisch, fromm, frei von der Leber weg! Man muß immer im Leben die Wahrheit sagen. — *Sie reißt, ohne die Verschränkung aufzulösen, Anneliese mit sich ans Fenster.* — Himmel, hast du keine Flinten! Wer war denn das?

ANNELIESE. Papa, der ist schon mal bei uns gewesen.

SCHWESTER HERTA. Schmachlocken bis auf die Schultern herunter. Der Mensch ist ja schöner als schön. Da kann sich doch keiner wundern, wenn ein armes unverheiratetes Mädchenherz zittert und bebt.

ANNELIESE. Komm fort, Herta! Es ist ein unangenehmer Mensch. Es ist Schmolcke, Papa. Er hat Augen, die spießen ein'n auf wie mit Stricknadeln.

*Die Mädchen eilen, lachend miteinander, nach hinten zu ab. Johann, der Hausknecht, bringt Handgepäck vom Flur herein. Er hängt einen alten sogenannten Hohenzollernmantel an die Haken rechts von der Eintrittstür. Ein großer photographischer Apparat, ein Stativ, mit Stöcken und Schirmen zusammengebunden, und eine gewaltige, alte lederne Umhängetasche werden auf ein Wandtischchen niedergelegt. Nun erscheint, von Krebs und Fritz begleitet, der Photograph Leonhard Schmolcke. Er ist ein langer, magerer, zigeunerhafter und bleicher Mensch, der mit seinem kohlrabenschwarzen, ziemlich langgewachsenen Haar, seinem die Halsgrube freilassenden Umlegekragen sowie den langen flatternden Schlippsenden einen provinziell-künstlerischen Anstrich hat. Er ist nicht über fünf-*

*unddreißig Jahre alt. Seine Bewegungen sind lebhaft und zugleich gewöhnlich und großspurig.*

SCHMOLCKE. Das verdammte Sauwetter hat mir wahrhaftig einen Strich durch die Rechnung gemacht. Ich habe von Berlin aus den Auftrag gekriegt, die Ruine Neuhaus zu photographieren. Als ich von Liegnitz abreiste, war der Himmel fast wolkenlos, in zwei Minuten, passen Sie auf, wird es gießen und graupeln.

HERR KREBS. Und in den nächsten fünf Minuten kommt dann die Sonne auch wieder raus.

SCHMOLCKE. Einen Bittern zunächst!

HERR KREBS. Fritz, einen Boonekamp! — Sie kommen direkt aus Liegnitz, Herr Schmolcke?

SCHMOLCKE. Atelier Preziosa. Wissen Sie nicht, daß ich seit Oktober ein Atelier eröffnet habe und in Liegnitz ansässig bin? Mensch, Sie haben doch meine Geschäftskarte! Ich habe doch mindestens zweitausend Karten mit Atelier Preziosa in der Provinz herumgeschickt.

HERR KREBS. Freilich, freilich. Ich kann mich genau erinnern.

SCHMOLCKE. Atelier Preziosa. Ich habe schon in den ersten vier Wochen beinahe die ganze gute Kundschaft von Liegnitz in der Tasche gehabt. Hernach will ich Ihnen mal meine Bilder zeigen: den Bürgermeister, den Oberstaatsanwalt, Landräte, Schauspieler, Schulprofessoren. Dabei habe ich in der Schnellphotographie eine neue Erfindung gemacht, für die ich in diesen Tagen Patent kriege.

HERR KREBS. Sie hatten doch mal in der Nähe von Guben 'ne Hühnerzucht?

SCHMOLCKE. Ging nicht! Verkauft! Habe 'n gutes Geschäft gemacht.

HERR KREBS, *trocken*. Gott sei Dank also 'n Dummen gefunden.

SCHMOLCKE. I, das will ich nicht sagen. Die Sache

war gut. Der Mann kommt durch. Damals war die neue Bahnverbindung nach Breslau noch nicht. Es gibt auch jetzt neuere Brutmethoden.

HERR KREBS. Was macht Ihre Frau? Vorigen Juni, als Sie hier waren — Sie erinnern sich doch —, hatten Sie Ihre junge Frau doch mitgebracht.

SCHMOLCKE. Erinnern Sie mich um Gottes und Christi willen an die allergrößte Dummheit meines ganzen bisherigen Lebens nicht! Ich habe manchen Fehlschlag erlebt, aber dieser hätte mich bei einem Haar umgebracht. Nun, ich bin sie los! Gott habe sie selig! — Ich mag nichts sagen. Stellen Sie sich bloß so viel vor: im ersten Quartal unserer Ehe, hinter meinem Rücken, tausendzweihundertundsechsundneunzig und eine halbe Mark Schulden — Kleider, Stiefeletten, feinen Likör und Konfekt — gemacht — und noch was; läßt sich so einfach nicht aussprechen! — Heidi, holla! Raus! Über Hals über Kopf! Wo wär' ich denn? Ich geh' bis ans Reichsgericht. Habe natürlich einen Prozeß am Hals hängen. — Wissen Sie übrigens, ob der Landgerichtsdirektor Schorn augenblicklich zu Hause ist?

HERR KREBS. Na gewiß! Er hat wenigstens gestern abend, wie immer, hier seinen Schoppen Rotwein getrunken.

SCHMOLCKE. Schnell noch 'n Bittern! Und dann will ich mal — ich habe nämlich Bilder und eine Empfehlung von seinem Schwiegersohn, Regierungsrat Brausewetter, mitgebracht —, dann will ich mich mal zu ihm rüber verfügen.

HERR KREBS. Der Regen läßt nach! Hab' ich mir gleich gedacht.

SCHMOLCKE. Johann, geben Sie auf die Effekten acht! *Schmolcke geht schnell mit Johann durch die Flurthür ab.*

HERR KREBS, *zur Gattin, die sich mit Hellmut in einer Fensternische den Anschein gegeben hat, als ob sie nicht zuhöre.* Du kennst doch den Mann?

FRAU KREBS. Ist das nicht der, der mal in dem großen Betrugsprozeß wegen der Schwindelmedizin gegen die Kälberruhr was auf den Pelz gekriegt hat?

HERR KREBS *guckt ihm zum Fenster hinaus nach*. Das ist Schmolcke, ganz recht! Sieh mal die Leute! Schlachter grüßt, Gemüseweib grüßt! Droschke grüßt! Papierhändler grüßt! Apotheker grüßt! Schwupp in die Apotheke! Na ja, der Apotheker ist zum mindesten so gerissen und so verrückt, wie der Schmolcke ist.

*Peter Brauer tritt langsam vom Flur her ein.*

PETER BRAUER. Darf ich ergebensten guten Morgen wünschen!

HELLMUT. Guten Morgen, Herr Brauer!

PETER BRAUER. Danke verbindlichst. — *Nähert sich Frau Krebs mit Respekt und Anstand*. — Wissen Sie eigentlich, gnädige Frau, daß Ihr Sohn ein Maler-talent ersten Ranges ist?

HERR KREBS. Gut geruht?

FRAU KREBS. Sie scherzen natürlich, Herr Professor.

PETER BRAUER, *feierlich, überzeugt*. Allerersten Ranges, auf Ehrenwort. Er berechtigt geradezu zu den höchsten Hoffnungen. Nein, gnädige Frau, in solchen ernsten und wichtigen Dingen zu scherzen, wo das Wohl und Wehe eines hoffnungsvollen jungen Lebens auf dem Spiele steht, das würde in meinen Augen nicht nur Leichtsinns, sondern es würde ein Verbrechen, es würde einfach direkt unverzeihlich sein. — Ausbilden! Lassen Sie diesen Jungen ausbilden! Er wird Ihnen Ruhm und Ehre bringen. Es kann nicht ausbleiben, daß er die Welt in Staunen setzt, wenn er in gute Hände kommt.

HERR KREBS, *trocken*. Was hat er denn nur verbrochen, Herr Brauer?

PETER BRAUER. Er hat mir ein Blatt was er gesehen hat: dort die Tauben, wie sie am Marktbrunnen trinken... trinken, gen Himmel blicken, trinken — gezeigt. Primitiv, naiv: Talent ungeheuer. Ich habe

unter meinen Schülern keinen, der so ungeheuer talentvoll ist.

FRAU KREBS. Herr Professor, machen Sie denn da wirklich so viel daraus?

PETER BRAUER. Lange noch nicht genügend, Frau Krebs! Es ist keine Kleinigkeit: ein großer Künstler mehr oder weniger in der Welt. Sehen Sie mal: die Welt ist in meinen Augen ein armes Bettelweib, der die Kunst, während sie in ihrem Elend eingeschlafen ist, Brot in die leeren Taschen tut.

FRAU KREBS. Es heißt aber doch, die Kunst geht nach Brot, Herr Professor. Mein Ideal ist, wenn ich an Hellmut denke, daß er einen Beruf ergreift, wo er mal sein bestimmtes, sicheres Auskommen hat.

HERR KREBS. Das kann man nun freilich kein Ideal nennen.

FRAU KREBS. Weshalb nicht, Mann?

HERR KREBS. Ein Ideal ist eben kein Ideal, wenn's nicht was Ideales ist.

PETER BRAUER. Ihre Gattin hat aber in ihrer Art vollkommen recht, Herr Krebs. Frauen sind gleichzeitig ideal und praktisch. Nun, Hellmut, wir reden noch weiter darüber! — Darf ich um einen Bittern ersuchen!? Finden Sie nicht, daß die Luft heut so eigentümlich von Feuchtigkeit geschwängert ist? — *Er schuddert sich.* —

*Fritz, der inzwischen beschäftigt war, besorgt den Boonekamp.*

FRITZ, *pfiffig*. Herr Brauer, wir haben heut Dielen gescheuert.

PETER BRAUER *trinkt den Schnaps. Nachher*. Na alsdann! wie man in München sagt. Übrigens, ist der Geldbriefträger schon dagewesen?

FRITZ. Jawohl. Hat aber nichts für Sie gehabt.

PETER BRAUER. Es ist kaum zu glauben, was wir doch immer noch für eine schauerhaft bummelige Post haben!

HERR KREBS. Fritz, es war aber doch ein Brief angekommen für Herrn Brauer.

FRITZ. So?

HERR KREBS. Suchen Sie mal im Regale nach! Ganz sicher. Möbelhandlung von Carlowitz.

PETER BRAUER. Äh! Dieser Schweinhund kann warten! Da hätt' ich wahrhaftig viel zu tun, wenn ich alle die Bilder malen sollte, die der Banause für ein Lumpengeld von mir gepixt haben will.

FRITZ, *der den Brief aus dem Briefregale nimmt.* Hier ist der Brief!

PETER BRAUER *steckt den Brief ein.* Schafskopf, kann lange warten! Gleich noch einen Schnaps! Ich weiß wirklich nicht, ich hab' ein so feuchtes Gefühl auf dem Rücken.

FRITZ. Ich sag's ja, das kommt, weil die Gaststube heute gescheuert ist.

FRAU KREBS. Fritz, die Gaststube ist heute ja gar nicht gescheuert. — *Fritz macht Herrn und Frau Krebs sowie Hellmut Zeichen. Hellmut platzt heraus.*

PETER BRAUER, *väterlich jovial, indem er seine Hand auf Hellmuts Schulter legt.* Nun, warum lachst du, mein braver Sohn?

FRITZ, *heiter, ein wenig dreist.* Sag doch, Hellmut, weil heute so feuchtes Wetter ist!

PETER BRAUER *beugt sich über den Photographenkasten, der auf dem Tische liegt, liest von einem daran gehefteten Schildchen.* Atelier Preziosa, Liegnitz. Leonhard Schmolcke, Photograph. — Dieses Großmaul ist hier? Gott soll mich bewahren!

HERR KREBS. Kennen Sie Schmolcke?

PETER BRAUER. Leider! Weiter will ich nichts sagen. Übrigens ist er Luft für mich.

HERR KREBS. Schmolcke versteht aber drauf zu laufen.

PETER BRAUER. Jawohl, auf dem Seil, von dem

ihm doch mal der Sturz entweder rechts oder links in die Hand der Gerechtigkeit sicher ist! — Darf ich um meine Rechnung bitten?

FRITZ. Herr Brauer, ich hatte gestern die dritte Wochenrechnung nach oben gebracht.

PETER BRAUER. So? Gut. Ich muß sie wohl übersehen haben. Das muß man sagen: es gibt keinen zweiten Gasthof in Schlesien, gnädige Frau, wo man so gut wie hier bei Ihnen im Goldnen Lamm aufgehoben ist. — *Er nimmt, nicht am Stammtisch, Platz und zündet sich eine Zigarre an.*

HERR KREBS *nimmt unauffällig am Tische Brauers Platz.* Nichts für ungut, Herr Brauer. Könnt' ich Sie wohl mal auf zwei Minuten ganz unter uns sprechen?

FRAU KREBS. Komm, Hellmut! Wenn du mich brauchst, Mann, ich bin im Hof, bei der Mangel hinten. *Sie geht mit Hellmut nach hinten zu ab. Jetzt sind, da auch Fritz augenblicklich im Hinterzimmer beschäftigt ist, Brauer und Krebs allein in der Stube.*

HERR KREBS. Bitte, Herr Professor, erschrecken Sie nicht!

PETER BRAUER, *mit ruhiger Würde.* Erschrecken? Mit einem gebildeten Manne zu reden ist mir unter allen Umständen immer angenehm.

HERR KREBS. Ich weiß aber doch nicht, lieber Herr Brauer, ob das Thema für uns beide besonders erquicklich ist. Ich denke mir aber, besser ist besser. Wir können ja ganz ruhig darüber reden. Besser geradezu als hintenherum.

PETER BRAUER. Schießen Sie bitte los! Sie sehen, daß ich gänzlich zu Ihrer Verfügung bin.

HERR KREBS. Herr Professor, ich bin kein reicher Mann...

PETER BRAUER. Ich auch nicht! Bitte ganz ohne Umschweife! Nehmen wir an, wir sind beide zwei bürger-

lich unbescholtene Leute, von denen jeder sein gutes Auskommen hat!

HERR KREBS. Hm. Nun, möchten Sie nicht Ihre kleine Nota berichtigen?

PETER BRAUER. Richtig! Der Kasus macht mich lachen, Herr Krebs. Erlauben Sie mir eine Gegenfrage: haben Sie Angst, daß ich Ihnen durchbrenne? Durchbrenne wegen einer Summe von zweihundertdreißig bis -sechzig Mark? Gehen Sie nur ganz frei heraus mit der Sprache! Was ihr Provinzleute doch wirklich auf eine unerlaubte Weise mißtrauisch seid! Eigentlich hätt' ich das nicht erwartet von Ihnen. Nun, ich weiß Bescheid. Ich werde mich danach richten, Herr Krebs!

HERR KREBS. Herr Professor, Sie haben zu mir gesagt, das war vor acht Tagen, Fabrikbesitzer Kuhfuß hätte bei Ihnen ein Familienbild bestellt. Nun habe ich mit Herrn Kuhfuß gesprochen. Er weiß von nichts, er...

PETER BRAUER, *erregt, leise*. Bitte, kein Wort weiter! Sie erhalten noch heute nachmittag Ihr Geld. Ich hätte sollen gleich von Anfang an in den Schwarzen Adler ziehen. Herr Krebs! Ein Mann! Ein Familienvater! Meine brave Frau ist die Tochter von einem Oberrechnungsrat. — *Er zieht einen Brief.* — Hier können Sie lesen, daß mein Sohn bei der Konkurrenz um den akademischen Rompreis als Sieger hervorgegangen ist. Glänzend begabt! Wird im Oktober nach Rom gehen. Herr, wollen Sie etwa behaupten, daß ich ein Zechpreller, daß ich ein Hochstapler, daß ich kein Gentleman und kein Mann von Ehre bin!? Was, glauben Sie wohl, würden wohl meine Frau, mein Sohn, meine Tochter, die in den ersten Berliner Kreisen heimisch sind, die Hände über dem Kopf zusammenschlagen, wenn sie wüßten, was ihrem ahnungslosen Papa bei seiner harmlosen Studienreise in die Provinz begegnet ist! Man soll gar nichts nach seiner Heimat fragen! Das hat man davon, wenn man im Winter heuen geht!



HERR KREBS *erhebt sich, mit Achselzucken*. Bedauere! Jeder sieht, wo er bleibt. Wo sollt' ich da hinkommen, wenn jeder verzehren und keiner etwas bezahlen will!? — *Kreistierarzt Zahn, Assessor Tschache, Major a. D. von Schultzen treten gemeinsam ein, gleichzeitig Hellmut.* — Moin, meine Herren!

ALLE DREI. Moin, moin!

VON SCHULTZEN. Sehen Sie mal, was ich hier in der Hand habe! — *Er zeigt eine Hundeleine und ein Hundehalsband.* — Wissen Sie, daß mein alter, braver, treuester Freund, Zimmer- und Jagdgenosse — wissen Sie, daß mein alter, stichelhaarer Hühnerhund, daß mein unvergleichlicher Nimrod gestorben ist?

HERR KREBS, *erschrocken*. Was?

VON SCHULTZEN. Ja, Nimrod ist tot! Nimrod kehrt nie wieder!

HELLMUT. Ach! Sie kamen doch noch vorgestern mit Nimrod den Kavalierberg herunter, Herr Major.

VON SCHULTZEN. „Ist ein Schnitter, der heißt Tod, hat Gewalt vom höchsten Gott.“ Das kommt schnell, wenn es einmal kommen soll. Selbst unser Herr Kreistierarzt ist da ohnmächtig.

ZAHN. Der Hund war gut seine zwölf, vierzehn Jahre alt.

VON SCHULTZEN. Ein ideales Tier jedenfalls! — *Die Herren nehmen am Stammtisch Platz, nachdem sie Hüte, Mäntel usw. abgelegt haben.* — Moin, Herr Professor!

PETER BRAUER. Gehorsamster Diener, Herr Major!

VON SCHULTZEN. Wie sind Sie gelaunt? Wird unser Skat heute abend fortgesetzt? Sie konnten doch gestern wirklich von Glück sagen.

TSCHACHE, *zum Kreistierarzt*. Professor Brauer ist wirklich ein ganz gefährlicher Skatgegner. Spielt ideal!

VON SCHULTZEN. Einfach Matador!

PETER BRAUER, *schmunzelnd*. Sie machen mich schamrot, meine Herren. Sie setzen mich in Verlegenheit.

VON SCHULTZEN. Er bringt uns in Verlegenheit, will er sagen.

TSCHACHE. Er bringt uns in Geldverlegenheit.

VON SCHULTZEN. Reden Sie nicht solche Sachen, Assessor: man soll den Teufel nicht an die Wand malen!

PETER BRAUER. Und wo doch der Dalles, wie die Berliner, die es ja wissen müssen, sagen, der schlimmste von allen Teufeln ist.

VON SCHULTZEN. Dalles? Pfui Spinne! Wo haben Sie denn dieses stinkige Wort aufgelesen, Professor? Das riecht ja wie eine faule Fischkiste! — *Er läßt sich seufzend nieder.* — Armer Nimrod, armer Bursche! Du fehlst mir entsetzlich! Es ist gewiß, daß du niemals auch nur halb so wie das Wort, das der Professor eben gebraucht hat, gestunken hast.

TSCHACHE. Na, wie ist's mit dem Oyster stew, Herr Krebs?

HERR KREBS. Wenn Sie befehlen, so kann es losgehen.

PETER BRAUER. Oyster stew?

TSCHACHE. Spezialität. Sie wissen am Ende nicht, daß Herr Krebs acht Jahre lang Küchenchef auf den Schiffen des Norddeutschen Lloyd gewesen ist. Oyster stew! Delikat, aber kostspielig! Machen Sie mit?

PETER BRAUER. Wenn Sie meinen! Ich will mich nicht ausschließen.

VON SCHULTZEN. Wollen Sie mir die Ehre geben, meine Herren, und zum Gedächtnis meines selig entschlafenen Freundes, Kameraden und so weiter und so weiter Nimrod bei einer Flasche Bordeaux und Oyster stew meine Gäste sein! — *Er flüstert und macht Zeichen mit Fritz, der dann sogleich Rotwein aufträgt, mit Gläsern für alle. Herr Krebs ist hinausgegangen.*

TSCHACHE. „Rasch tritt der Tod den Menschen an.“ — *Er schmunzelt.* — „Es ist ihm keine Frist gegeben.“

VON SCHULTZEN. Sie spotten, Assessor! Ich kann Sie

versichern, mein Hund war tausendmal klüger, als mancher Mensch manchmal nicht ist. Unser Herr Kreistierarzt wird das bestätigen. — Wenn Sie mir das Vergnügen machen wollen, Professor, so darf ich Sie wohl an unsern Tisch bitten.

PETER BRAUER. Mit besonderem Vergnügen! Danke verbindlichst.

*Er verläßt seinen Tisch und nimmt an der Tafelrunde der Herren Platz.*

ZAHN. Nimrod hat geradezu in meine Augen hinein sein Testament gemacht.

VON SCHULTZEN. Ich könnte Ihnen Geschichten erzählen. Das Tier hat genau Bescheid gewußt. Ich habe ihm das Porträt meiner verstorbenen Frau gezeigt: sofort Geheul, daß die Wände zitterten. Meine Tochter schreibt mir, sie hat einen bösen Abszeß am Halse gehabt — meine Tochter ist Johanniterin —; ich halte ihm den Brief vor die Schnauze: gradezu steinerweichender Ausbruch von Traurigkeit. Meine Herren, Sie lachen! Das sind aber Tatsachen. — *Fritz hat die Gläser voll gegossen.* — Na, jedenfalls Prosit! — *Sie stoßen an.*

TSCHACHE. Gott tröste Sie, lieber Herr Major!  
*Alle trinken, mit Bezug auf den Wein sehr andächtig.*

PETER BRAUER *legt ein geöffnetes Skizzenbuch vor den Major hin.* Erkennen Sie das?

VON SCHULTZEN. Donnerwetter, das bin ja doch ich und Nimrod!

PETER BRAUER. Leider nur drei, vier flüchtige Skizzen auf dem Spaziergang aufgefaßt. Schade, daß ich den Hund nicht in Öl gemalt habe.

VON SCHULTZEN. Warum haben Sie das nicht früher gesagt?

PETER BRAUER. Das Tier reizte mich seiner Rasse wegen. Sie wissen, die niederländischen Maler haben mit Vorliebe Tiere gemalt.

VON SCHULTZEN *zeigt das Skizzenbuch herum.* Mein Hund, wie er leibt und lebt, meine Herrschaften. Professor, Sie sind ja ein Tausendsassa!

PETER BRAUER. Übrigens hab' ich das Tier dermaßen im Kopf: ich werde mal heute nachmittag aus der Erinnerung sein Porträt machen.

VON SCHULTZEN. Um Gottes willen, können Sie das?

PETER BRAUER. Ich will es jedenfalls mal versuchen.

VON SCHULTZEN. Und darf man denn hoffen, daß das Porträt dann für Geld und gute Worte zu kaufen ist?

ZAHN. Als Veterinär interessier' ich mich für Tierbilder. Sind wohl sehr teuer? Was würde das zum Beispiel kosten, wenn man, sagen wir mal, einen zweijährigen Bullen in Öl malen läßt?

*Es entsteht herzliches Gelächter, in das Fritz miteinstimmt.*

PETER BRAUER. Sagten Sie zweijährig oder dreijährig?

ZAHN, *da neues Gelächter entsteht.* Gott, meine Herren, ich begreife Sie nicht: jedes Ding am Markt muß doch seinen Preis haben.

TSCHACHE. Meine gute Mutter will immer ein Bildnis von meinem seligen Vater gemalt haben. Denken Sie, ein Mann in den besten Jahren, der vor acht Jahren, infolge eines Fliegenstichs, mitten aus der Karriere heraus gestorben ist. Was würde das etwa kosten, so 'n Bild?

PETER BRAUER. Lenbach sagt mir, er nimmt dreißigtausend Mark.

TSCHACHE. Fritz, einen Schnaps! Meine Mutter verzichtet.

ZAHN. Sie kennen Lenbach? der lebt doch in München.

VON SCHULTZEN, *mit Autorität.* Doktor, Lenbach lebt in Berlin!

PETER BRAUER. Ich glaube, Sie meinen den alten

Adolf Menzel, Herr Major, der neulich vom Kaiser zur Exzellenz gemacht worden ist.

VON SCHULTZEN. Richtig! Sie haben ganz recht: ich meine Menzel. Das ist doch der Menzel, der den berühmten Sturm bei Spichern, aus dem Siebziger Kriege, ich glaube im Zeughaus...

PETER BRAUER. Sie meinen wahrscheinlich meinen jüngst verstorbenen guten Freund Geselschap, Herr Major.

VON SCHULTZEN. Meinetwegen Geselschap! Wer soll sich denn all diese Kleckser merken.

*Man hört Peitschenknall und einen Wagen vorfahren. Fritz fliegt ans Fenster, und Johann, der Hausknecht, reißt die Flurtür auf und ruft herein: „Schnell, Fritz, es ist der Freiherr von Dittmannsdorf!“ Er verschwindet hierauf, und Fritz, ihm nach, eilt ab, um den Gast zu empfangen. Die Hotelglocke geht. Die Herren am Stammtisch haben ihre Köpfe den Fenstern oder der Tür zugewendet.*

TSCHACHE. Das scheint mir der minderfreie Standesherr Traugott von Behaimb zu sein.

ZAHN. Sie meinen den frischgebackenen Ehemann?

VON SCHULTZEN. Die Gattin ist reichliche dreißig jünger. Der junge Gatte hat einen Sohn, der bei den Gardekürassieren Rittmeister ist. Der andere hat in Südwest einen Klaps hier oben gekriegt. — *Er deutet mit dem Finger auf seine Stirn.* — Oder ist womöglich, wenn ich mich recht entsinne, am Schwarzwasserfieber draufgegangen.

TSCHACHE. Seine verstorbene Frau war bürgerlich.

VON SCHULTZEN. Geborene Hahn. Hat aber mehrere große Spinnereien, Bleichereien und so weiter mitgebracht. Die jetzige ist 'ne geborene von Sandelwald und hat es bei weitem happiger sitzen: Steinkohlen, Eisenhämmer et cetera pp. und dergleichen mehr.

ZAHN. Man ist doch ein elender Hungerleider!

*Herr von Behaimb und Bankier Lachs treten ein. Herr von Behaimb ist eine mammuthafte Erscheinung. Haltung und Kleidung verraten den vornehmen und mehr noch den reichen Mann. Er trägt das Einglas. Seine Persönlichkeit verbindet einigermaßen den Feudalherrn mit dem Großindustriellen; dabei überwiegt eine gewisse Weichheit seines Wesens die Schneidigkeit. Johann und Fritz helfen gleichzeitig mit größter Beflissenheit dem Freiherrn aus seinem Zobelpelz. Bankier Lachs muß seinen Gehpelz allein an den Nagel hängen. Der Bankier ist eine hohe und ernste Erscheinung, dunkler, ans Spanische streifender Typ. Feines Schnurrbärtchen, bleiche Gesichtsfarbe. Seine Kleidung vom besten Schneider, sein Betragen weich, zurückhaltend, sicher.*

VON BEHAIMB. Moin, meine Herren!

*Die Herren am Stammtisch erheben sich von den Sitzen.*

VON SCHULTZEN. Gehorsamer Diener, Herr von Behaimb!

VON BEHAIMB. Finden Sie nicht, meine Herren, daß unser Schlesien eigentlich schon mehr Sibirien ist? Ich bin nämlich en suite von Nizza mit meiner Frau durchgereist und erst gestern zu Hause angekommen. Dort haben wir bereits sechsundzwanzig Grad und mehr im Schatten gehabt. Aber bitte sich nicht zu inkommodieren! — *Er tupft seinen wohlfrisierten Kopf und bürstet den auf französische Art kurzgehaltenen, schon ergrauten Bart mit einem eleganten Bürstchen.*

VON SCHULTZEN. Ah! Sie waren in Nizza?

VON BEHAIMB. Nizza, Monte Carlo, Cannes, da herum. Meine Frau ist zart. Sie hat die Zeit von ihrem neunten bis siebzehnten Jahre Winter für Winter mit ihrer Mama in Mentone zugebracht. Unser nördliches Klima macht sie schwermütig. — *Fritz hat Stühle an den Stammtisch gerückt.*

VON BEHAIMB, *im Begriff, Platz zu nehmen.* Gestattet? — Oder stören wir Sie, meine Herren?

VON SCHULTZEN. Aber bitte recht sehr! Nicht im allergeringsten. — Ich stelle Ihnen, wenn Sie gestatten, Akademieprofessor Peter Brauer, Assessor Tschache und den Herrn Kreistierarzt...

VON BEHAIMB *reicht dem Kreistierarzt die Hand.* Danke verbindlichst. Wir kennen uns schon. — Darf ich dagegen Herrn Bankier Lachs mit Ihnen bekannt machen.

PETER BRAUER, *sich vorstellend.* Brauer!

LACHS. Lachs!

VON SCHULTZEN. Herr Lachs. — *Er reicht ihm die Hand.* — Haute finance und Kunstmäzenas unserer Stadt, von Person bekannt, und das zwar rühmlichst. Übrigens, meine Herren, Sie fallen da mitten in einen solennen Trauerschmaus. Gleich wird Herr Krebs mit Oyster stew anrücken. Es ist keine Kleinigkeit, wenn ein alter Soldat und Witwer seinen letzten Kameraden verlieren muß.

LACHS. Sie haben Ihren Nimrod verloren?

VON BEHAIMB. Gott sei Dank! Ich fürchtete schon, Ihrer Tochter wäre was zugestoßen.

VON SCHULTZEN. Meine Tochter verbringt auf meine Veranlassung bei mir eine längere Ferienzeit, und ich habe... es geht ihr gut, bis auf Symptome von Überarbeitung; aber mein Nimrod ist von mir geschieden!... Ich habe, sage ich, bei Gelegenheit der Krankheit meines Nimrod den Schwesternberuf, dem sie sich eigensinnigerweise ergeben hat, wirklich erst richtig schätzen gelernt.

VON BEHAIMB, *da Fritz je ein Weinglas vor Lachs und Herrn von Behaimb stellt.* Bitte mir zu verzeihen, wenn ich verzichten muß! Bin ärztlicherseits zur Entsagung gezwungen. Wenn Sie gestatten, nehme ich in Ihrer Gesellschaft ein Glas Mineralwasser und ein Butterbrot.

VON SCHULTZEN. Ich hoffe nicht indiskret zu sein, wenn ich mir zu fragen erlaube, ob das Gerücht auf

Wahrheit beruht, daß Sie Schloß und Domäne Penzig gekauft haben?

VON BEHAIMB. Vor noch nicht zwanzig Minuten ist mit Hilfe meines Herrn Anwalts und meines Herrn Bankiers der Kauf der Herrschaft perfekt geworden. Das Schloß ist nichts wert, außer daß meine Frau eine hübsche Erinnerung daran von einem Geburtstagsfest des Prinzen Max, aus ihrer frühesten Kindheit, hat. Ich will meine Oldenburger dahin legen.

ZAHN. Ihr ganzes Oldenburger Gestüt, das augenblicklich in Bernsdorf ist?

VON BEHAIMB *nickt*. Der dreihundert Morgen Wiesen wegen.

VON SCHULTZEN. Wird Ihr ältester Herr Sohn heuer in Hoppegarten wieder mitreiten? Er hat ja, wie ich in den Sportblättern las, im vorigen Jahr eminente Erfolge gehabt.

VON BEHAIMB. Auf Uarda. Das ist meine englische Fuchsstute, merveilleuses Pferd! Hat leider beim letzten Rennen Sehnenentzündung davongetragen, muß Frühjahrssaison im Stalle stehn. — Es ist etwas kühl hier, meine Herrschaften.

PETER BRAUER. Feuchtkalt, ganz recht! Fritz, lassen Sie doch etwas stärker einheizen!

LACHS. Ich habe Sie von meinem Büro aus beobachtet, Herr Professor. Ich habe Sie bei unserem hübschen alten Neptunsbrunnen auf dem Markte zeichnen sehn.

PETER BRAUER. Ich mache mit Vorliebe Architekturstudien.

LACHS. Der alte Ring mit seinen Lauben und gotischen Giebeln ist eine Sehenswürdigkeit.

VON BEHAIMB. Aber eine beinahe noch größere ist ein wirklicher Maler, Herr Professor, wie Sie mir glauben können — denn ich war selbst einmal Landrat hier —, auf offenem Markt in der Nähe des Landratsamts.



PETER BRAUER. Dafür bin ich auch gestern beinah arretiert worden! — *Die Herren brechen in herzliches Lachen aus.* — Ohne Spaß: ein Mann des Gesetzes in Uniform fand meine Tätigkeit verdächtig. Es half nichts, ich konnte dem braven Polizeiorgan den kulturellen und friedlichen Sinn meiner Tätigkeit nicht begreiflich machen. Ich mußte den Platz wechseln, denn ich bildete mit meiner Staffelei in seinen Augen eine Gefahr für die öffentliche Sicherheit. — *Die letzten Worte Brauers sind von zunehmendem Gelächter begleitet worden. Hierdurch ermutigt, fährt Brauer fort:* Übrigens hat sich der Mann, ohne es selbst zu wissen, ein Verdienst um die Kunst erworben. Nämlich, meine Herren, vom Marktplatz dieser guten Stadt verjagt, begab ich mich, um Ruhe zu haben, ins Freie hinaus. Da wollte aber mein gutes Geschick, daß ich in die Nähe des herrlichen altertümlichen Schlosses und Parkes Penzig geriet, und da hatte ich denn einen dermaßen anziehenden, im allerhöchsten Grade malerischen Gegenstand, daß ich darüber mein Mißgeschick gänzlich vergessen habe und einige Studien aufnehmen konnte, die so ziemlich das Beste, was ich jemals gemacht habe, geworden sind.

VON BEHAIMB. Penzig? Was ich eben gekauft habe, Herr Professor?

PETER BRAUER. Ja! Ich höre und gratuliere dazu. *Herr Krebs selbst, assistiert von Fritz, bringt das Oyster stew herein. Es wird auf der bloßen Tischplatte serviert. Gleich darauf tritt mit großen Schritten und anspruchsvollen Bewegungen, im Rücken Brauers und ohne von diesem bemerkt zu werden, der Photograph Leonhard Schmolcke wiederum ein. Schmolcke nimmt an einem der Nebentischchen Platz, zieht ein gewaltiges, in Leder gebundenes abgenutztes Notizbuch und vertieft sich in Rechnungen, dabei mit scharfen, verstohlenen Blicken den Stammtisch beobachtend.*

HERR KREBS. Untertänigster Diener, Herr von Behaimb!

VON BEHAIMB. Guten Morgen, Herr Krebs!

HERR KREBS, *immer mit dem Arrangement des Tisches beschäftigt*. Das ist eine seltene und ganz besondere Ehre für mich. — *Zur Tafelrunde*: Sollen wir nicht ein Tischtuch aufdecken?

VON SCHULTZEN. Bewahre! Das würde gegen die Grundprinzipien unseres frugalen Frührschoppens sein.

VON BEHAIMB. Sie kochen noch immer selbst, Herr Krebs?

HERR KREBS. Wenn ich ganz sicher sein will, daß meine Gäste zufrieden sind.

LACHS. Wie Herr Krebs das anstellt, bleibt mir ein Rätsel; denn es kommt mir vor, besonders an Markttagen, als ob Sie gleichzeitig in der Küche und an jedem der vollbesetzten Tische zur Verfügung stehen.

HERR KREBS. Gewohnheit! Ich habe bei schlechtem Wetter zur See oft unter weit schwierigeren Umständen kochen müssen.

VON SCHULTZEN. Ich finde, man macht uns Schlesiern ganz mit Unrecht den Vorwurf, daß wir im allgemeinen rückständig sind.

TSCHACHE. Dieses Oyster stew ist nicht rückständig.

PETER BRAUER. Menzel ist Schlesier, der Ästhetiker Kuno Fischer ist Schlesier.

ZAHN. Ich habe mir sagen lassen, daß Schlesien das Hauptkontingent zu unserer Marine stellt, was doch gewiß auf Intelligenz deutet.

VON BEHAIMB. O ja! Es gibt allerdings in Schlesien auch ein ganz besonderes, seit Jahrhunderten sitzengebliebenes Philistertum.

PETER BRAUER. Holtei war Schlesier! Eichendorff!

LACHS. Ist Ihnen Eduard Schaubert bekannt? Dieser Mann schrieb lange vor Gottfried Semper über die Polychromie der griechischen Bauten und Kunstwerke. Er

hat früher als Otfried Müller in Athen gelebt, und das neue Athen, auf klassischem Boden, ist nach seinen architektonischen Plänen angelegt.

VON BEHAIMB. Waren Sie selbst jemals in Athen?

PETER BRAUER. Nein, ich bin nur in Rom gewesen.

VON SCHULTZEN.

TSCHACHE.

ZAHN.

} Ah, Sie waren in Rom!?

PETER BRAUER, *fest*. Ja, ich war in Rom, obgleich meine künstlerische Neigung mehr nach den Niederlanden, den Hals und den Rembrandts und — „fern im Süd das schöne Spanien!“ — auf Velasquez gerichtet ist. — *Schmolcke bekommt einen etwas herausfordernden Hustenanfall.*

VON BEHAIMB, *mit scharfer Wendung des Kopfes nach dem Photographen*. Wer ist der Herr? — *Schmolcke, da alle Herren, mit Ausnahme Brauers, ihm die Gesichter zuwenden, grüßt, indem er sich halb vom Sitze erhebt.* Von Behaimb, *ablenkend*: Ja, von was sprachen wir doch?

LACHS. Über zwei der größten Themen der Weltgeschichte: Rom und Griechenland.

VON SCHULTZEN *hebt sein Glas gegen von Behaimb*. Gestatten Sie, daß ich auf Penzig anstoße!

VON BEHAIMB. Ich danke verbindlichst. Apropos, Herr Professor, Penzig! — Sie waren in Rom, nicht in Griechenland! — Richtig! Sie sagten, Sie hätten von Penzig, Schloß und Park, gewisse Ansichten aufgenommen. Ich würde ganz gern meiner Frau einen Spaß machen. Könnte man eins dieser Bilder sehen?

PETER BRAUER. Ich würde, wenn es nicht anmaßlich wäre, Exzellenz, mir mit größtem Vergnügen die Ehre geben, Ihrer Exzellenz, der gnädigsten Frau, diese bescheidenen Veduten zu widmen.

VON BEHAIMB. Wo denken Sie hin! Bin äußerst verbunden, Herr Professor. Übrigens einen Anspruch auf den Exzellenztitel haben wir, meine Frau und ich,

leider nicht. — Nein! Aber auch Raffael, der Fürst der Maler, hat seine Kunstwerke nicht umsonst gemalt. Vielleicht könnten wir uns darüber einigen?

PETER BRAUER, *erbleichend*. Ganz wie Sie belieben! Ich stehe zu Diensten. Fritz...! — *Er erhebt sich*. — Doch da müßt' ich wohl allerdings selber gehen.

VON BEHAIMB. Um Gottes willen, es eilt nicht, Verehrter.

*Etwas fällt zur Erde und rollt über den Fußboden.*

VON SCHULTZEN. Meine Herren, war das der Knopf meiner Krawattennadel? Verzeihung! Oder ist mir sonstwo ein Knopf abgeplatzt?

*Wiederum fällt etwas zur Erde.*

TSCHACHE. Noch einer! Ich untersuche mich auch eben.

ZAHN. Ich bin komplett! Es war mir aber, als wäre was auf die Erde gefallen.

VON SCHULTZEN. Zweimal! Das zweite Ding ist durchs ganze Zimmer gerollt.

VON BEHAIMB. Meine Herren, es gibt doch keine Knopfepidemien. Glauben Sie denn, daß jemand ohne Grund auf einmal sämtliche Knöpfe seines Anzugs verlieren wird?

PETER BRAUER, *dem beim Aufstehen die Knöpfe von der Weste gesprungen sind, erbleichend und mit schwankender Fassung, aber mit entschlossenem Versuch zum Humor*. Es hat seine Gründe, Herr von Behaimb. Künstler auf Reisen... von jeher...

FRITZ, *der die Knöpfe gefunden hat, reicht sie dem Professor*. Sind das Ihre Knöpfe, Herr Professor?

PETER BRAUER, *gezwungen unbefangen*. Kann möglich sein, daß es meine sind.

*Die Herren brechen in lebhaftes Gelächter aus.*

PETER BRAUER, *indem er wieder Platz nimmt und seine Verlegenheit durch einige Schlucke aus seinem Glas maskiert*. Ich werde zu dick. Meine brave Frau kocht

mir zu fette Suppen. Nun, ich habe den Feldzug siebzig mitgemacht, und bei dieser Gelegenheit habe ich, obgleich ich keinen Menschen darum gebeten hatte, einen bleiernen Knopf geschenkt bekommen, ein kleines Malheur, das mir noch jetzt irgendwo zwischen den Rippen sitzt. Lieber will ich ein Dutzend verlieren, als noch einen zweiten von dieser Sorte geschenkt bekommen.

VON SCHULTZEN. Was, wir sind alte Kriegskameraden?

PETER BRAUER. Ich kann mich rühmen, ich habe die deutsche Einheit bei Spichern und vor Paris miterkämpft.

VON SCHULTZEN. Sie haben den Siebziger Feldzug als Offizier mitgemacht?

PETER BRAUER. Landwehrunteroffizier. Später wurde ich Feldwebel.

VON SCHULTZEN. Haben wir außer uns beiden noch einen alten Siebziger Kameraden unter uns?

VON BEHAIMB. Ich bin leider nicht vor dem Feinde gewesen. Habe dagegen eine im höchsten Grade müßige Zeit als Adjutant des Festungskommandanten von Spandau zugebracht. — Apropos, Herr Professor, ich betrachte es eigentlich als Fügung des Schicksals, daß ich mit Ihnen zusammengetroffen bin. Wir sind nämlich für halb zwei Uhr auf das Katasteramt bestellt und wußten, offen gestanden, nicht recht, was mit der Zwischenzeit anfangen. Auf diese Weise habe ich den Vorzug Ihrer Bekanntschaft gehabt. Ich möchte mir eine Frage erlauben. Aber bitte mir zu verzeihen, wenn ich mich ungeschickt ausdrücken sollte! Wissen Sie zum Beispiel auch mit Wandmalereien Bescheid?

PETER BRAUER. Ich denke doch. Ich habe al fresco gemalt und außerdem bereits als Schüler meines unvergeßlichen Lehrers Löwekuhl bei den Wandmalereien im Meißner Schlosse mitgeholfen.

VON BEHAIMB. Im Park zu Penzig ist nämlich ein

kleiner Gartentempel, der meiner Frau aus ihrer Kindheit besonders in Erinnerung geblieben ist. Das Ding ist verfallen, aber ich will es erneuern lassen. Ich würde viel darum geben, wenn ich es etwa zu Mitte Juli, zum Geburtstage meiner Frau, innen mit gefälligen Maleereien geschmückt und überhaupt möglichst wieder instand gesetzt sehen könnte. Ähnlich so, wie es gewesen ist.

PETER BRAUER, *erbleichend, aber doch beherrscht*. Ist es das Tempelchen mit der Äolsharfe?

VON BEHAIMB *nickt*. Die ebenfalls durch eine neue ersetzt werden muß.

PETER BRAUER. Es ist ein kleiner Schinkelscher Kuppelbau. Das Dach ist mit einer Urne gekrönt, aus der Flammen lodern. Wissen Sie, daß ich mir gestern nicht versagen konnte, in den Park einzudringen und um dieses wahre Juwel der Architektur vier-, fünfmal herumzugehen?

LACHS. Es wimmelt dort alles von Himmelschlüsseln.

TSCHACHE, *lachend*. Was, Sie interessieren sich auch für Himmelschlüssel?

LACHS, *lachend*. Im Frühjahr mitunter.

TSCHACHE. Ich glaubte, Sie hätten als Bankier nur mit Schlüsseln zu feuersicheren Schränken zu tun?

VON BEHAIMB, *zu Brauer*. Kurz: würde Zeit und Neigung es Ihnen gestatten, sich der Renovation des Tempelchens anzunehmen, womöglich die Kuppel selbst auszumalen? Oder mir einen Wink zu geben, wie die stilgerechte Ausschmückung des kleinen Raumes zu bewerkstelligen ist?

PETER BRAUER *erhebt sich, wird sehr bleich, starrt blöde um sich*. Verzeihung! — Ich leide mitunter an Herzklopfen.

VON BEHAIMB. Nur keine Ausflüchte. Die Sache scheint nicht nach Ihrem Geschmack zu sein.

PETER BRAUER. Ganz im Gegenteil, ich... ich...

ich begrüße sie, Herr von Behaimb. Ich bitte mich nicht mißzuverstehen! Ich bin durchaus zu Ihrer Verfügung, vorausgesetzt... vorausgesetzt, daß mir vollkommen freie Hand bei der Arbeit gelassen wird.

VON BEHAIMB. Dann möchte ich Sie am liebsten bitten — vielleicht interessiert es auch Herrn Lachs, seine Schneeglöckchen wiederzusehen —, mit mir in meinen Wagen zu steigen und an Ort und Stelle Genaueres zu verabreden.

PETER BRAUER. Ich stehe zu Diensten. Ich bin bereit.

SCHMOLCKE, *dessen Unruhe sich gesteigert hat, laut.* Entschuldigen Sie, Herr Brauer, kennen Sie mich?

PETER BRAUER, *abweisend.* Ich kann mich im Augenblick nicht erinnern.

SCHMOLCKE. Sie haben vor sechs oder sieben Jahren Kreideporträts nach Photographie, das Stück zu zehn Mark, wenn Sie sich vielleicht erinnern können, für mein Geschäft gemacht.

PETER BRAUER. Dessen kann ich mich nicht erinnern.

SCHMOLCKE. Doch, doch! Wir haben damals noch wegen dem Porträt des Streckenwärters Griegoleit, das nicht ähnlich war und das mir zurückgewiesen wurde, Krach gehabt.

PETER BRAUER. Mein Herr, es scheint, daß Sie mich verwechseln!

SCHMOLCKE. Peter Brauer verwechseln? Person und Namen? Das geht wohl nicht! Damals wohnten Sie noch Breslau Kupferschmiedestraße, vierter Stock, Hinterhaus. Es war das Gebäude, in dem später die Treppe von oben bis unten zusammenfiel und die Frau eines Käsehändlers und der kleine Junge aus dem Pommerschen Laden nebenan erschlagen wurden.

PETER BRAUER. Was wünschen Sie eigentlich, sagen Sie mal?

SCHMOLCKE. Gott, wir sind doch Kollegen, was soll ich sonst wünschen?

PETER BRAUER. Soviel ich an Ihrem Guckkasten sehe, sind Sie doch Photograph. Ich bin Kunstmaler!

SCHMOLCKE. Ich habe mit Pinseln und Ölfarbe mindestens ebensoviel wie Sie zu tun gehabt.

PETER BRAUER, *kurz abgewendet*. Was mir durchaus höchst gleichgültig ist.

SCHMOLCKE. Ich habe mit Palette und Pinseln hantiert...

PETER BRAUER. Hantieren Sie: aber ich bin nicht Ihr Pinsel!

*Unterdrücktes Gelächter am Stammtisch. Es entsteht eine kleine abwartende Stille.*

SCHMOLCKE. Aha! Man spielt sich auf! Man erinnert sich nicht! Man will auf den Photographen herabblicken! Ich habe vielleicht augenblicklich bereits die größte Erfindung des Jahrhunderts gemacht. Ich bin der farbigen Photographie auf die Schliche gekommen. Außerdem ist es noch sehr die Frage, wer von uns beiden bessere Ölbilder liefert.

PETER BRAUER. Sie liefern! Ein Künstler liefert nicht!

SCHMOLCKE. Wissen Sie denn, daß ich dem Geheimnis, nach dem die Alten ihre Farben mischten, auf die Spur gekommen bin?

PETER BRAUER. Nein! Ist mir noch nicht bekannt geworden.

SCHMOLCKE. Nach welchem Verfahren reiben Sie Ihre Farben ein?

PETER BRAUER. Wollen Sie mich vielleicht examinieren?

SCHMOLCKE. Kaufen Sie fertige Farben in Tuben, oder reiben Sie selbst Ihre Farben ein, und machen Sie das mit Öl oder mit Eidotter?

PETER BRAUER. Mit Eidotter! Das heißt, ich nehme



vielmehr dazu einen gelben, noch nassen, eben ausgeschlupften Gockelhahn!

*Der Stammtisch bricht in unaufhaltsames Gelächter aus.*

*Brauer wischt sich den Schweiß von der Stirn.*

TSCHACHE. Dies war also endlich einmal eine veritable Kunstdebatte, wie sie am Stammtisch im Goldenen Lamm sonst nicht üblich ist.

VON SCHULTZEN. O bitte: Siegesallee! Rechnen Sie sich an die große Siegesallee-Diskussion, die wir am dritten Mai vor zwei Jahren mit dem liberalen Stadtbaurat aus Breslau hatten? Heute treten wir allerdings mehr in die Intimitäten der Gilde ein.

SCHMOLCKE. Gut, Sie stellen sich, als ob ich Ihnen ganz fremd wäre. Sie haben wohl Ihre Gründe dafür. Ganz wie Sie wollen, mir liegt nichts daran. Höchsten! könnten Sie mir gelegentlich schriftlich zwei Fragen beantworten: Wann Sie in Rom waren, und wann Sie Professor geworden sind? Es eilt nicht! Es hat Zeit! Ich frage nur beiläufig.

PETER BRAUER. Bitte, meine Herren, lassen Sie uns unsere Unterhaltung fortsetzen! Es ist mir unendlich peinlich, daß ich Anlaß — bitte einen anderen Gast, Herr Krebs! —, daß ich der Anlaß für die ungehobelten, sinnlosen Angriffe dieses fliegenden Photographen geworden bin und daß wir hier diese Störung erleiden.

SCHMOLCKE *ist aufgesprungen, hat eine Mappe mit großen Photographien geöffnet, nähert sich damit dem Stammtisch und legt, ohne daß es jemand verhindern kann, jedem der Herren eine von seinen Photographien vor.* Was heißt fliegend? Sie sind auch fliegend! Gute Photographien sind besser wie schlechte Bilder. Das Stück zwei Mark: Landschaften! Häusliche Aufnahmen! Sportbilder! Das ist Rittmeister Schenk auf seiner Rappstute Lucia von Lammermoor. Das ist ein Verein. Das sind Herrenhausmitglieder, die seinerzeit der Herzog von Trachenberg einlud... — *zu von Behaimb:* — ich weiß

sehr wohl, daß Sie erbliches Herrenhausmitglied sind, Herr von Behaimb.

VON BEHAIMB, *abweisend*. Bedaure! Interessiert mich nicht!

SCHMOLCKE. Ich bin mit den meisten der Herren bekannt. Bitte die Herren, wollen die Herren sich die Bilder durchsehen? — *Er geht zurück an seinen Tisch und nimmt Hut und Radmantel vom Haken.* — Bitte ganz ohne Umstände! Sie werden finden: die Photographie ist inzwischen zu einer wirklichen Kunst geworden. Bitte, es hat Zeit. Ich muß leider fort. Ich habe auf dem Gericht zu tun. — *Im Begriff zu gehen, wendet er sich nochmals:* Wie wollen Sie es denn anfangen, eine Kuppel und runde Wände auszumalen, wenn Sie in bezug auf die neuesten Errungenschaften der Technik nicht auf dem laufenden sind?

PETER BRAUER. Herr! Bin ich vielleicht nicht auf dem laufenden?!

SCHMOLCKE. Nein! Weil Sie in der Chemie nicht bewandert sind.

VON SCHULTZEN *schlägt auf den Tisch und springt auf, krebsrot im Gesicht*. Donnerwetter, Herr! Jetzt reißt's mir die Strippe. Bespritzen Sie doch, in drei Deibels Namen, Ihre Wände mit Chemikalien oder mit was Sie sonst wollen nach Herzenslust! Bloß uns nicht! Wir sind nicht Ihre Wand! Ich bitte, uns nicht als Wand zu betrachten!

*Schmolcke erbleicht, will parieren, duckt sich aber, Krebs bugsiert ihn mit sanfter Gewalt zur Thür hinaus.*

VON SCHULTZEN. Bitte sehr um Verzeihung, Herr von Behaimb! — Fritz, befreien Sie uns von diesen Papierfetzen! — *Fritz räumt die Photographien weg und legt sie auf Schmolckes verlassenen Tisch.* — Ich bin nämlich zu wenig kunstverständlich! Der Ton dieser Leute paßt mir nicht.

VON BEHAIMB *erhebt sich*. Meine Herren, Herr Lachs,

wir müssen jetzt aufbrechen! Diese armen Hungerleider von herumziehenden Photographen sind hier herum eine üble Landplage. Man weiß manchmal nicht, wie man sich ihrer erwehren soll.

VON SCHULTZEN. Ich kenne kein Mitleid mit solchen Leuten.

VON BEHAIMB. Also werter Professor: Sie kommen mit?

PETER BRAUER, *nach peinlicher Spannung erlöst.* Eine Fahrt nach Penzig: gern einverstanden.

VON BEHAIMB. Adieu, meine Herren! Leben Sie wohl, Herr Krebs!

*Von Behaimb läßt Brauer vorangehen, der Mantel und Kalabreser genommen hat, Lachs folgt. Alle drei mit Krebs und Fritz ab, die den Herrschaften bis zum Wagen das Geleit geben.*

TSCHACHE. Da hat ja unser sogenannter Professor einen recht gediegenen Fang gemacht.

VON SCHULTZEN. Wieso denn Fang?

TSCHACHE. Lediglich gleichnisweise.

### DRITTER AKT

*Im Mittelgrunde die dorische Fassade des weißen Floratempelchens auf einem von Buchen gekrönten Rasenhügel im Park zu Penzig. Ein gepflegter Gartenweg endigt auf dem Kiesplatz vor dem Tempel. Am Fuße des kleinen Hügels ist unter Büschen ein hübscher architektonischer Brunnen, genannt Rosalienquelle; über einem halbrunden Becken, von zwei schlanken Säulen flankiert, unter einer harmonischen Giebelkrönung, befindet sich eine Inschriftentafel. Alles im Empiregeschmack. Ein Rohr, aus der Steintafel tretend, gibt frisches Wasser.*

*Auf der runden Kiesterrasse vor diesem Brunnen steht ein weißer runder Tisch, umgeben von einer halbrunden Gartenbank und einigen Gartenstühlen. Auf der Bank sitzt Peter Brauer in Hemdsärmeln, raucht aus einer Tonpfeife und liest Zeitung. In seiner Nähe arbeitet der kleine Hellmut Krebs an einer Feldstaffelei. Der etwa fünfzigjährige Arbeiter Neumann ist um den Tempel beschäftigt. Er ist mit Farbspritzern bedeckt und rührt in verschiedenen mit Farbe gefüllten Eimern, die auf den Stufen des Tempelchens stehen. Zuweilen tritt er in den Tempel und erscheint dann wieder.*

*Schöner Junivormittag.*

PETER BRAUER. Hellmut!

HELLMUT. Jawohl.

PETER BRAUER. Willst du mir den Gefallen tun und mal meinen Stiefel auf den Tisch setzen?

HELLMUT. Ihren Stiefel, Herr Brauer?

PETER BRAUER. Ich meine den gläsernen, der in der Rosalienquelle zum Kühlen steht.

HELLMUT. Ach so, Herr Brauer, jetzt weiß ich schon. — *Er hebt aus dem Becken der Rosalienquelle ein großes stiefelförmiges Glasgefäß, in dem sich der Rest einer Bowle befindet. Ein Wasserglas, das er vom Rande*

der Quelle nimmt, setzt er später neben dem Stiefel auf den Tisch.

PETER BRAUER, den Stiefel ergreifend, den Bowlenrest betrachtend. Sic transit gloria mundi. — Er gießt ein. — Der Tag wird heiß! Nun gar meine Ungeduld! Damit kann ich, und wenn ich auch nochmal Wasser drauf gieße, bis heut abend unmöglich auskommen. Neumann!

NEUMANN. Wird sein?

PETER BRAUER. Machen Sie sich mal die Prätzen sauber, und holen Sie mir aus dem Gerichtskretscham vier oder fünf Flaschen, Sie wissen schon, Grüneberger Schattenseite, das Zeug, das für meinen Malerbrand so geeignet ist!

NEUMANN. Herr Professor, kennt m'r denn nicht a bissel arbeiten?

PETER BRAUER. Kann sein, daß mich der Wein wieder bißchen in Stimmung versetzt. Ich kann mich nämlich von dem Gedanken immer noch nicht ganz losmachen, daß heute mein Sohn, mein Erwin, kommt. Das macht mich kribbelig. Das macht mich unruhig. — Nehmen Sie Terpentin, Neumann, wenn die Ölfarbe nicht von den Fingern geht; aber ich habe Durst, lassen Sie mich nicht lange warten! — Übrigens, mein Chronometer ist stehengeblieben. Fragen Sie doch gleich mal mit beim Maurerpolier drüben im Schloß, wie spät es ist!

NEUMANN. Der werd mir was niesen. Der sagt heechstens: Zeit, daß ihr mir eurer Schmiererei endlich fertig werd.

PETER BRAUER. Was? Glaubt denn der Esel, ich bin 'n Konzertmaler? — Haben Sie mir denn übrigens eine bequemere Steigeleiter rangeschafft?

NEUMANN. Nu ganz natierlich doch! Die aus'n Warmhause.

PETER BRAUER, zu Hellmut. Ich weiß nicht, woran es liegt, aber das Klettern auf das Gerüst macht mir in letzter Zeit immer ein bißchen Schwierigkeit.



*Neumann geht ab. Drei Dorfkinde erscheinen, die in einem Körbchen Waldmeister bringen.*

PETER BRAUER. Hallo! Habt ihr da wieder frischen Waldmeister?

ERSTES KIND. Mutter schickt uns, Herr Brauer. Jawohl.

PETER BRAUER. Was nutzt das schlechte Leben, Hellmut. Meinst du nicht auch, daß ein saurer Grüneberger mit etwas Farin und etwas Waldmeister schließlich kein allzu teures Vergnügen ist? — *Er nimmt sechs oder acht Bündel Waldmeister aus dem Körbchen und legt sie vor sich auf den Tisch.* — Kommt meine Bagage, um so besser! Wart' ich wieder umsonst, nun, so ist wenigstens für einen gelinden Tröster vorgesorgt. Hier ist eine Mark. Grüßt eure Mutter, Kinder!

*Die Kinder ab.*

HELLMUT. Schwester Herta sagte doch, daß Ihnen unser Doktor das Trinken verboten hat.

PETER BRAUER. Er hat mir auch das Rauchen verboten. Aber wehe dir, Hellmut!... Verrat mich nicht! Wir sind Kameraden. Was wissen die Ärzte? Wir sind zwei fidele Malersleut'. — Siehst du, das Frühjahr erschlafft mich 'n bißchen, sonst hätt' ich vielleicht können mit den Bildern dadrin etwas weiter sein.

*Neumann kommt wieder, mit Flaschen beladen.*

NEUMANN. Im Gerichtskretscham is a Photograph, der hat mich nach Ihn gefragt, Herr Professor.

HELLMUT. Es ist Schmolcke. Er war gestern auch wieder bei uns drüben.

PETER BRAUER. Kork mal die Flasche auf, Hellmut! Was geht uns Schmolcke an. Als Gastwirtssohn und künftiger Besitzer vom Goldenen Lamm mußt du auf diesem Gebiet doch bewandert sein.

HELLMUT. Wenn ich durchbrennen soll: ich werde auch Maler. — *Er geht ab.*

PETER BRAUER. Ich bin meinem Vater auch durch-

gebrannt. Genie frißt sich durch meterdicke Wände.  
*Der fünfundzwanzigjährige, schwachsinnige Graf Edwin, in österreichischem Jagdkostüm — Gamsstutz und bloße Knie —, springt hervor und knallt eine Zündblättchen-Kinderpistole auf Brauers Brust ab.*

PETER BRAUER. Pardauz, Herr Graf! Mausestot geschossen! — *Er fährt fort, den Stiefel unter dem Brunnen auszuspülen.*

*Kandidat der Theologie Dallwig erscheint, der Pfleger und Erzieher des Grafen. Er ist ein breitschultriger, slawisch aussehender, wohlrasierter junger Mann.*

DALLWIG. Graf Edwin, lassen Sie diese Tollheiten! — *Der Graf lacht, höchlich amüsiert, und legt ein neues Zündblättchen auf seine Pistole.* — Es ist ein Leiden! Das liegt im Blut mit dem Schießgewehr. Wenn ich ihm diese Kinderei lege, verfällt er mir aber auf schlimmere Dinge. Ich habe schon alle schießbaren Sachen eingeschlossen und fortgehängt. Guten Morgen, Meister! Wie ist das Befinden?

PETER BRAUER. Soweit ganz gut, ich warte noch immer, und meine Familie rippelt sich nicht.

DALLWIG. Sie warten noch immer auf Ihre Familie?

PETER BRAUER. Ich werde die fixe Idee die ganze Woche hindurch nicht los, daß jemand von meiner Familie kommen muß.

DALLWIG. Schade, ich würde mich wirklich sehr gefreut haben, Ihren talentvollen Sohn und Ihr kluges Fräulein Tochter noch persönlich zu sehn. Leider werden wir morgen abreisen.

PETER BRAUER. Wieso denn das?

DALLWIG. Ich habe vom Vormund meines Zöglings Befehl erhalten: wir müssen Montag früh in Breslau und Montag abend bereits auf einer Reise nach Bayern zu Verwandten des Grafen sein. Und Penzig ist hin. Was haben wir hier also noch zu schaffen? Übrigens geht er von seinem Stammsitz und merkt es nicht.

PETER BRAUER *hat Gläser eingegossen, erhebt das seine.* Ihre Braut soll leben, Herr Kandidat, und wenn Sie gestatten, mein Weib, meine Kinder!

DALLWIG *tut Bescheid.* Wäre man endlich auch schon so weit! Aber wir können noch lange nicht heiraten. Ich bin arm, meine Braut ist vermögenslos.

PETER BRAUER. Und doch sage ich: wagen Sie's, heiraten Sie! Wir, meine gute Frau und ich, haben seinerzeit auch mit weniger als nichts angefangen.

*Erwin Brauer, flott und anständig gekleidet, erscheint dicht im Rücken seines Vaters.*

ERWIN. Papa!

PETER BRAUER *fährt herum.* Wer? Junge, ermorde mich nicht! — *Er ringt sichtlich nach Atem und macht wortlose Versuche, Erwin dem Kandidaten vorzustellen. Schließlich jappt er hervor:* Was? Bin ich denn taubstumm? Da können Sie sehen, Herr Kandidat, wie unsereiner schon wacklig ist! Junge, wo bist du denn hergekommen?

ERWIN. Mit einigen Irrfahrten aus Berlin.

PETER BRAUER. Junge, ich wette ja tausend gegen eins, daß du inzwischen wieder mächtig gewachsen bist.

DALLWIG. Nehmen wir an, an Leib und Seele!

ERWIN. Bei einem Haar, Papa, hätt' ich schon dieses Jahr den Rompreis gekriegt. Der Geheimrat meint, für das nächste Mal ist er mir ziemlich sicher.

PETER BRAUER. Was ich Ihnen sagte, Herr Kandidat.

ERWIN. Klara hat ihr Examen bestanden und wird spätestens Ende August oder Anfang September probeweis angestellt.

*Man sieht, wie Graf Edwin sich mit einem langen, in Farbe getauchten Maurerpinsel nähert.*

DALLWIG. Ich will ihm doch lieber Einhalt gebieten. Also Meister, ich weiß Sie in bester Gesellschaft. Sie entschuldigen mich! — Graf Edwin!



PETER BRAUER. Bevor Sie abreisen, schüttle ich Ihnen noch die Hand. — *Der Kandidat geht, nach einem Händedruck. Graf Edwin folgt ihm wie ein Hündchen.* — Nun, Erwin, mein Sohn, ich umarme dich. — *Er tut es.*

ERWIN, *mehr passiv, nach gerührtem Schweigen.* Wie geht's dir, Papa?

PETER BRAUER. Ich kann dir nicht antworten.

ERWIN. Was machst du, Papa?

PETER BRAUER, *nach Ende der Umarmung.* Überzeuge dich selbst! Du wirst urteilen, wirst durch den Augenschein urteilen, ob sich der Himmel fühlbar und sichtbar oder nicht deines allzeit ernst und eifrig strebenden Vaters angenommen hat. Urteile selbst! Du wirst selber urteilen. — *Er trocknet einige Tränen und trinkt.* — Ich brauche wohl nicht zu fragen, ob du Brief und Gelder — respektive Mama — immer pünktlich Gelder und Briefe bekommen hast?

ERWIN. Alles ist pünktlich angekommen. Mama war jedesmal sehr erstaunt. Sie hat große Freude daran gehabt.

PETER BRAUER. Nun? Wie steh' ich jetzt da, guter Junge? — *Er wirft sich mit leuchtenden Augen in die Brust.* — Setz dich! — Entschuldige mich mal einen Augenblick! — *Er legt seine Brille ab und guckt in den Himmel.* — Findest du nicht, dieses Blau, diese wolkenlos blaue Helligkeit, das wirkt auf die Nerven manchmal so, als wenn alles ganz plötzlich dunkle Nacht würde. — *Er faßt wieder Erwins beide Hände.* — Mit einem Wort, es freut mich, daß du gekommen bist. Setz dich! Du siehst, ich habe mir eine Waldmeisterbowle angesetzt. Du wirst nichts dagegen haben, mitzutrinken. Nimm Platz! Ich kann nicht leugnen, daß es bei mir zur Abwechslung mal bißchen aus dem vollen geht. *Er umarmt Erwin und dreht ihn herum.* Schlingel, Schlingel, du bist apropos gekommen.

ERWIN. Das ist die Kapelle, Papa, nicht wahr?

PETER BRAUER. Das ist sie.

ERWIN. Mama konnte sich bis zuletzt nicht recht überzeugen, daß es mit dieser Kapelle wirklich ganz richtig ist.

PETER BRAUER. Ich weiß ja. Wir wollen nicht davon reden. Mama war verstimmt, Mama war nervös, als ich in die Provinz wollte, und in solchem Zustand glaubt man die offenbarsten, offenkundigsten Tatsachen nicht. — Also du wirst nächstens wirklich nach Rom reisen?! Es ist mir ein Trost, aber Schande mache ich, wie du mir zugeben wirst, wenigstens meiner Gilde, auch ohne daß ich in Rom war, nicht.

ERWIN. Ich habe doch niemals an dir gezweifelt. Du wirst das doch wohl nicht glauben, Papa. Ich habe mich eigentlich immer, wenn das rechte Verständnis manchmal bei Klara und Mutter aussetzte, tüchtig für dich ins Zeug gelegt.

PETER BRAUER. Das weiß ich. Sei ganz ruhig, mein Sohn! Es genügt mir, in jeder Beziehung zu wissen, daß die Schuppen euch wirklich einmal, vor meinem Ende, gründlich von den Augen gefallen sind. Warum soll unsereiner nicht auch mal seinen Stolz haben? *Er zieht seine gespickte Briefftasche und wirft Erwin einen Hundertmarkschein hin.* Da! Da sind die sechs Mark, die du dir beim Antritt meiner Provinzreise vom Herzen gerissen hast, mit Zinsen und Zinseszinsen zurück.

ERWIN. Aber, Papa, ich habe mich ja von dem Geld, das du mir geschickt hast, vom Kopf zu Fuße neu eingekleidet. Du hast mir ja...

PETER BRAUER. Steck ein, verstehst du! Mach keine Umstände! Wenn ich Geld erheben will, brauche ich nur in die Stadt, in das Bank- und Wechselgeschäft von Lachs auf dem Altmarkt gehen. So geht's, wenn ein Künstler endlich, wie ich, in Herrn von Behaimb einen verständnisvollen Mäzen gefunden hat. — Aber nun höre: Du mußt jetzt stramm mithelfen!

ERWIN. Aber mit Vergnügen! Hoffentlich bin ich schon so weit und kann es zu deiner Zufriedenheit.

PETER BRAUER. Du mußt mir von früh bis abends mithelfen. Ich bin zwar nicht krank, Gott bewahre mich! Jetzt, wo ich mich endlich durchsetze, hoffe ich, noch mindestens ein Jahrzehnt und länger mit Nutzen für uns alle tätig zu sein. Aber du hast doch jüngere Schultern. Das verfluchte Gerüst dadrin, sieh mal an! Ich kann eben doch nicht sagen, daß Sorgen und Mühsal vieler entbehrungsreicher Jahre absolut spurlos an mir vorübergegangen sind. Wenn ich die Leiter hinaufwill, muß ich mir helfen lassen und tatsächlich öfters fünf-, sechsmal ansetzen. Und dann die Kuppel, wo ich beim Malen das Genick entweder mir verrenke oder halbe Tage lang auf dem Rücken liegen und mir die Ölfarbe ins Gesicht tropfen lassen muß. — Ich bin froh, daß du endlich da bist, und bedaure nur, daß ich dich nicht vor sechs Wochen bei mir gehabt habe.

ERWIN. Ja, siehst du, Papa, da konnte ich nicht. Erstlich sagte Mama, das Wetter sei viel zu schlecht, und dann stand die Rompreiskonkurrenz vor der Türe.

PETER BRAUER. Nun, du wirst mir gelegentlich auch erzählen, warum Mama auf meine gutgemeinten Einladungen bisher ebenfalls nicht eingegangen ist.

ERWIN. Papa, ich bin nur vorausgegangen. Wir waren zunächst in der Stadt, im Lamm, und Mutter und Klara kommen hinterdrein.

PETER BRAUER. So? *Er ist vor Erregung einige Augenblicke wortlos.* Weißt du, Erwin, da wollen wir erst mal die Bowle wegschaffen! *Bowle und Gläser werden in den Gebüsch versteckt. Peter Brauer packt Erwin an beiden Schultern, sieht ihn lange an:* Erwin, hast du gefaselt? Was? Oder hab' ich vielleicht was am Trommelfell? Ist es wahr und wahrhaftig: Mama kommt mich wirklich besuchen? Mama und Klara haben sich wirklich zu mir — Herrgott, ich darf jetzt nicht bitter sein! —

haben sich wirklich zu deinem alten Herrn auf den Weg gemacht und herabgelassen?

ERWIN. Sie warten hinten am Park, Papa, ich sollte vorangehen und ihnen Bescheid bringen.

PETER BRAUER. Hol sie! Sag meinethalben, daß ich fast unverdientermaßen überrascht und — tui! tui! tui! — glücklich bin. *Erwin ab. Brauer blickt ihm nach und geht dann langsam gegen die Kapelle. Der Photograph Schmolcke erscheint jetzt, mit Apparat usw. behangen, überraschend, fledermausartig, oben vor der Tempeltür und will hinein. Peter Brauer: Halt! Was wünschen Sie?*

SCHMOLCKE. Na, ich will Aufnahmen machen.

PETER BRAUER. Wo?

SCHMOLCKE. Wo? Hier in der Bude drin.

PETER BRAUER. Das ist keine Bude! Neumann, zuschließen!

SCHMOLCKE. Na, sagen Sie mal, was ist denn dabei, wenn man schon von Ihren sogenannten Fresken Aufnahmen macht? Das dient höchstens doch zu Reklamezwecken.

PETER BRAUER. Reklamezwecke verfolge ich nicht.

SCHMOLCKE. Na, nun haben Sie sich man bloß nicht, verstanden? Deswegen, wenn Sie auch hier sich ins Fett gesetzt haben, brauchen Sie doch gegen unsereinen noch lange nicht hochmütig sein.

PETER BRAUER *steht nun an der Treppe neben Schmolcke und schließt die Tür eigenhändig.* Das liegt mir ganz fern. Ich bin nicht hochmütig.

SCHMOLCKE. Sie waren schon neulich im Lamm riesig hochmütig. Wenn aber erst mal die farbige Photographie erfunden ist, und ich kann Ihnen sagen: ich bin auf der Fährte!, da wird's mit der Pinselei auf einmal und gründlich alle sein.

PETER BRAUER. Erfinden Sie man! Ich warte so lange.

SCHMOLCKE. Warten Sie man! Wir werden uns wiedersehen.

PETER BRAUER. Hören Sie mal, daß Sie den Mut haben, auf Ihren Krakeel im Lamm anzuspielen, das lächert mich. Wenn Sie schon meinetwegen mein halber Kollege sind: Sie glauben doch hoffentlich nicht, wie Sie sich da betragen haben, ist irgendwie kollegialisch gewesen?

SCHMOLCKE. Ich war ooch uff Kunstschule. Ich kann ooch malen. Ich strapeziere mich ab, renne, verfare mein Geld auf der Eisenbahn, aber wenn irgend so 'n Mensch aus Berlin kommt — alles muß aus Berlin sein —, gleich fischt er einem das einzige bißchen Arbeit weg. Da soll einer nich fuchsteufelswild werden?

PETER BRAUER. Ich bin von Berlin berufen worden!

SCHMOLCKE. Noch was! Sie haben den ganzen Auftrag am Stammtisch im Lamm aus der Suppe gefischt.

PETER BRAUER. Mensch, das mögen Sie nötig haben! Wenn Sie glauben, ich habe das heut noch nötig, irren Sie sich.

SCHMOLCKE. Dafür sind Sie bekannt. Das haben Sie nötig.

PETER BRAUER. Mensch, daß Sie mich vielleicht vor zehn, zwölf Jahren gekannt haben, wo es mir vielleicht nicht grade immer glänzend ging, verstanden, das will ich nicht weiter bestreiten. Aber was sich inzwischen, seit ich in Berlin meinen Weg gemacht habe... was sich seitdem, und zwar gründlich, geändert hat, wissen Sie nicht.

SCHMOLCKE. I, ich wollte ja ooch schon längst nach Berlin.

PETER BRAUER, *verdutzt*. So?

SCHMOLCKE. In dieser faulen Provinz hab' ich mir nu zum letzten Male was in den Kopf gesetzt. Man hat in Berlin 'n ganz anderes Fortkommen.

PETER BRAUER. So? Na, nun hören Sie mal, ich bin wirklich verdutzt. Erst schimpfen Sie, weil ich aus

Berlin komme, jetzt erzählen Sie mir... Sie machen ja Sprünge wie 'n Wiedehopf!

SCHMOLCKE. Sie konnten ooch mal hier 'n gutes Wort für mich einlegen!

PETER BRAUER. Ich krieg' 'n Gehirnkacks! Was? Ich verstehe Sie nicht.

SCHMOLCKE. Mein Unglück is, ich war schlecht verheiratet. Noch schlimmer: ich hatte einen dämlichen Esel von Rechtsanwalt. Hier ist noch das Schild: Atelier Preziosa. Das war 'n Geschäft, das hatte ich richtig in Schwung gebracht. Na, nu sehen Sie, es wird meiner Frau zugesprochen! Es heißt, es ist auf den Namen der Frau geführt! Ich muß raus! Das bißchen Kamera ist alles, was ich gerettet habe.

PETER BRAUER. So? Da würd' ich doch bescheidener auftreten.

SCHMOLCKE. Das sagen Sie so: bescheidener auftreten, wenn einem das Messer an der Kehle sitzt, das Wasser bis hierher steht und das Feuer unter dem Fracke brennt. Da geht man los, und da nimmt man, was man zu packen kriegt. Ich habe eben im Goldenen Lamm Ihre Frau und Ihre Tochter ankommen sehn. Ist das Ihr Sohn, der auch schon wieder Malkasten, Malstisch und Feldstaffelei unterm Arm hat? Der sollte doch eigentlich die Nase voll haben! — Richtig, Sie sind doch bei Kies! Mir ist das Wurscht, wenn ich ooch von Ihnen und Ihrer Familie mal 'ne Familienaufnahme mache! Eine Hand wäscht die andere! Was sind zwanzig Mark, wenn man's augenblicklich so dick wie Sie sitzen hat! Warum wollen Sie mir nich ooch mal was abgeben?

PETER BRAUER. Rache ist süß! Aber ich werde Ihnen den Beweis liefern, daß ich im großen ganzen für Süßigkeit nicht zu haben bin. Ihr Gedanke ist gut, und ich beiße drauf an!

SCHMOLCKE. Sie könnten mich doch bei Behaimb einführen. Erstens bin ich 'n guter Anterieurphotograph.

Ich möchte Aufnahmen vom alten Schloß machen. Und zweitens...

PETER BRAUER. Zweitens und drittens entschuldigen Sie mich! Kommen Sie wieder um Mittag mit Ihrer Kamera, dann sollen Sie mich mit Familie abknipsen! —

*Er geht in den Tempel und schließt ihn hinter sich zu.*

SCHMOLCKE *pocht heftig gegen die Thür.* Sie! Sie! Hören Sie mal noch 'n Augenblick!

PETER BRAUERS STIMME. Später!

*Schmolcke geht, schnell entschlossen, mit langen Schritten ab. Gleich darauf kommen von der anderen Seite Frau Brauer, Klara Brauer und Erwin. Die Damen kleinbürgerlich, aber sauber und reisemäßig gekleidet.*

ERWIN. Dort ist der Gartentempel, Mama!

FRAU BRAUER *schüttelt erstaunt den Kopf.* Ihr würdet euch über meinen Unglauben sicher nicht wundern, Kinder, wenn ihr wüßtet, wie oft mich Peter mit solchen und ähnlichen Gartentempeln im Laufe von dreißig Jahren beschwindelt hat.

KLARA. Darüber wird sich wohl niemand wundern.

ERWIN. Ihr werdet mir zugeben, daß ich diesmal von Anfang an, als Papa in die Provinz ging, nicht eurer Meinung gewesen bin.

FRAU BRAUER, *kopfschüttelnd.* Peter kann doch nichts. Peter ist doch ganz untüchtig.

ERWIN. Ich weiß doch nicht, Mama, ob man das so schlankweg behaupten kann.

KLARA. Erwin, das hast du ja selber behauptet! Und es ist auch nicht anders. Täuscht euch nur nicht! Mir bleibt es ein Rätsel, wie Papa diese ganze Sache hier gedeichselt hat.

FRAU BRAUER. Klara, du hältst dich an mich, wie ich mich an dich halte. Du hast dein Examen bestanden. Du bist seit acht Tagen majorenn. Der Geheimrat hat die Verfügung über dein kleines Großvatererbe in

deine Hand gelegt, und die Sommerreise, die wir uns diesmal gegönnt haben, hatten wir beide uns ja schließlich seit Jahren sowieso vorgesetzt. Mag geschehen, was will, für uns ist das gleichgültig.

ERWIN. Sag mal, gute Mama, ist das eigentlich recht, daß du immer noch mißtrauisch bist?

FRAU BRAUER. Mit Bezug auf Peter bleibe ich mißtrauisch! Zehn Jahre lang hab' ich zu ihm ein elendes, sträflich dummes Vertrauen gehabt. Mit Kunst soll mir einer nochmal kommen! Dem sage ich: Reden Sie lieber von Kalbskotelett!

ERWIN. Dein Sohn wird doch auch Künstler.

FRAU BRAUER. Das ist ganz was anderes; der Geheimrat hat uns ja fest versprochen, wenn du dir sonst nichts zuschulden kommen läßt, wirst du am Gewerbemuseum oder sonstwo fest angestellt. Und von dir weiß ich, du wirst dir eine Stellung auch wahrnehmen. — Dagegen Papa: Glück oder Gelegenheit, Glück zu machen, hat er im Leben auch gehabt. Papa erträgt's nicht. Papa bildet sich dann sofort alle möglichen großen Rosinen ein! Nimmt sich's nicht wahr! Kurz, Peter eignet sich eben absolut zum Ernähren einer Familie nicht. Nimmt er wirklich was ein, das ist, hallo, heidi, hinausgeworfen im Augenblick.

ERWIN. Nun, schließlich, wir müssen ihn jetzt mal begrüßen.

KLARA. Wenn Papa bloß nicht denkt, man kommt angekrochen, wenn er nur mit dem kleinen Finger winkt, weil er mal 'n bißchen nicht ganz am Verhungern ist.

FRAU BRAUER. Laß gut sein! Er kennt mich! Das wird er nicht denken.

KLARA. Was hat man denn hier? Ich muß überhaupt sagen, weshalb man überhaupt aus Berlin rausgeht und gar noch in die Provinz, hierher, wo sich die Fuchse gute Nacht sagen, versteh' ich nicht. Um Papas



schöner Augen willen? Jetzt denkt er womöglich, bildet sich womöglich ein, in seinem Hochmut, womit er auf unsereins heruntersieht, daß man von ihm abhängig ist.

ERWIN. Der Schlüssel dreht sich. Jetzt kommt Papa! Wenn du nicht mehr Gefühl für ihn hast, liebe Klara, würde ich doch an deiner Stelle lieber zu Hause geblieben sein.

*Peter Brauer tritt breitbeinig durch die Thür auf die Plattform. — Kalabreser, langer Malstock, viele Pinsel, riesige Palette.*

PETER BRAUER. Kinder! — Thekla! — Da seid ihr ja! — Klara! Erwin! Tausendmal gottwillkommen! Entschuldigt mich: ich lege meine Palette ab! Gleich euch allen mit Leib und Seele zu Diensten! — *Er tut, wie er sagt, und kommt dann die Treppe triumphierend herunter.* — Nun, was sagt ihr dazu? — Wie findet ihr mich?

FRAU BRAUER. Guten Tag, Peter! Klara hat ihr Examen gemacht, und da hab' ich zwar nicht gerade deinem Drängen nachgegeben, aber weil wir eine kleine Reise doch machen wollten, haben wir uns gesagt, daß es ja, ob wir nun grade da- oder dorthin reisen, gleichgültig ist. Erst wollten wir ja nach Bromberg, zu Klaras ehemaliger Lehrerin.

PETER BRAUER. Richtiger, Thekla, habt ihr schon so gehandelt. Du wirst bald Gelegenheit haben zu entscheiden, ob und wiefern sich in meiner Umgebung hier ganz gut leben läßt. Ihr sollt einen schönen Sommer haben.

FRAU BRAUER. Aber das sag' ich dir gleich: in der Stadt in dem teuren Gasthaus zum Lamm, wo man die Nacht eine Mark fünfzig pro Bett zahlen muß, bleib' ich nicht!

PETER BRAUER. Ihr sollt hierher in die Dorfschule übersiedeln. Nette Zimmerchen, saubere Betten. Ich habe schon alles festgemacht. Der Lehrer und seine

Frau sind herzige Leute. Siehst du, du hast in Berlin mit Recht über Mangel an gebildetem Umgang geklagt. Hier wirst du darüber nicht zu klagen brauchen. Da ist die Frau Pastor, da ist Fräulein von Schultzen, Tochter eines pensionierten Majors und Johanniterin. Da ist Frau Bierner, die Gattin des Bürgermeisters; die Lammwirtin, Frau Krebs, hast du sicher schon kennengelernt. Ich habe so viel gesprochen von dir: sie brennen alle darauf, dich zu sehn. Kurz, du wirst bemerken, ich habe mich hier mal zur Abwechslung wie der Hase in den Salat gesetzt und mir eine wirkliche Stellung erobert.

FRAU BRAUER. Das kann mich nur freuen, Peter, wenn du wirklich mal endlich zur Einsicht gekommen bist.

PETER BRAUER. Nun, es hat wohl nicht immer an mir gelegen, wenn nicht gerade alles, was man so unternommen hat, gut eingeschlagen ist. Aber diesmal hat es gut eingeschlagen. Und wenn es anderthalb bis zwei Jahre so weitergeht, hoffe ich, aus den gröbereren Sorgen ein für allemal raus zu sein.

FRAU BRAUER. Das ist ja recht schön, wenn es wirklich so ist.

PETER BRAUER. Wenn es wirklich so ist? — *Er zieht sein Notizbuch.* — Vier Seiten lang vorgemerkte Aufträge. Herr von Behaimb ist in einer Weise liebenswürdig zu mir, daß ich mit einem Schlage ins Porträt, in die ganze feudale Gesellschaft hineinkomme. Ich werde den nächsten ganzen Winter auf Gütern und Herrschaften — wahrscheinlich auch den darauffolgenden Sommer hindurch —, kaum vierundzwanzig Stunden bei euch zu Hause sein. Deshalb wollt' ich euch wenigstens hier genießen.

FRAU BRAUER. Ich gestehe dir, Peter, wie soll ich sagen... ich hätte dir das nicht mehr zugetraut.

PETER BRAUER. Das verdenk' ich dir nicht, das

begreife ich, Thekla. Die wahre Kunst ist eine Sache, wie ich dir schon als Schulkind gesagt habe und wie es Erwin hundertmal von seinem Vater gehört haben muß, sie ist eine Sache, die Opfer verlangt. Da muß man den ganzen Menschen dahintersetzen. Wer da nicht sagt: ich kann warten!, der tut viel besser, er hängt sein Malerhandwerkszeug gleich von vornherein an die Wand. Still arbeiten und ruhig das Schicksal blitzen und krachen lassen! Sieh mal: ich weiß, was ich bin! Ich wußte auch, ich würde das eines Tages vielleicht noch jedem, der Augen hat zu sehn, begreiflich machen. Es gab allerdings eine Zeit, gute Thekla, als ich dir noch half bei den Schulaufgaben, da hast auch du mit einem Paar tief und dunkel aufgeschlagenen Kinderaugen an mich geglaubt. Aber Künstlers Erdenwallen, als dann Fehlschläge kamen, Verkennung, Verfolgung, Feindschaft sich breit machte, da soll sich keiner wundern, wenn da die einfache, treue Hausfrau den Glauben an etwas, das ihr ja eigentlich fernliegt, verlieren muß. Ein Künstler bleibt ewig schwer zu verstehen! — Übrigens, sag mal, Klara, warum hast du denn jetzt herausgelacht?

KLARA. Ach bloß bei Mamas dunklen Kinderaugen.

PETER BRAUER, *mit Emphase*. Mama hat damals die schönsten Augen der Welt gehabt!

FRAU BRAUER. Ach, Peter, du redest wieder so viel. Das kenn' ich von früheren Zeiten her. Dazu bin ich zu alt. Da wird einem leider Gotts immer ganz neblig. — *Sie nimmt am Tisch Platz und stützt in einer gewissen Hilflosigkeit den Kopf in die Hand.*

PETER BRAUER. Liebe Thekla, ich weiß nicht, ob zwischen Mann und Frau, wenn sie sich über zwei Monate lang nicht gesehen haben, ein Händedruck, wenn auch keine direkte Umarmung, sagen wir mal ein Kuß in Ehren, am Platze ist. — *Er hat ihr zögernd eine Hand auf die Schulter, die andere auf den Scheitel gelegt und küßt vorsichtig ihre Stirn.*

FRAU BRAUER, *es duldend*. Ich lieb' das nicht, Peter, mach keine Torheiten!

*Schmolcke ist gekommen und hat gegenüber der Tempelfassade seine Kamera aufgestellt.*

SCHMOLCKE *ruft*. Nanu! Wenn 'ne Aufnahme sein soll, ich habe Eile. Zwölf Uhr drei geht mein Zug. Also los, Meester Brauer, wenn nu mal die ganze Pamfilie vor die Kanone soll!

PETER BRAUER, *mit Entschluß*. Kommt, Kinder! Er soll uns photographieren. Da haben wir gleich an Penzig, an meine Arbeit im Gartentempel und an dieses unerwartete glückliche Wiedersehn eine Erinnerung. Außerdem will ich den Quälgeist loswerden.

FRAU BRAUER. Schon photographieren lassen, wo wir kaum erst gekommen sind?

PETER BRAUER. Kommt, Kinder! „Der Meister und seine Familie!“

SCHMOLCKE. Da haben Se recht, Meester. Das wäre 'ne ganz gute Überschrift.

PETER BRAUER, *aufgeräumt*. Halten Sie jetzt wenigstens Ihr Maul beim Arbeiten! *Hellmut taucht auf*. So! *Peter Brauer hat Palette und Malstock zur Hand genommen und sich inmitten seiner Familiengruppe großartig aufgepflanzt.*

SCHMOLCKE. Nu mal stillstehn! Nu mal zusammenrücken! Übrigens haben Se denn die Huppe gehört?

PETER BRAUER, *aufgeräumt*. Die Huppe? Nee, Sie ruppige Puppe!

SCHMOLCKE. 'n bißchen mehr links! Gut! „Der Meester und seine Familie.“

PETER BRAUER. Kinder, mehr links! Mehr links, sagte die Sphinx, und da ging's.

SCHMOLCKE *zieht die Uhr*. Na, nu Obacht! — De Huppe haben Se nich gehört, Meester?

PETER BRAUER. Still jetzt, wenn keener wackeln soll!

SCHMOLCKE. Nämlich die Herrschaften Behaimb mit Begleitung sind eben drüben am Hauptportal in zwee Automobilen angekommen.

PETER BRAUER. Wer?

SCHMOLCKE. Er, de Gnädige und drei Kavaliere. Un nu Obacht!

PETER BRAUER. Was, Schmolcke, haben Sie da gesagt?

SCHMOLCKE. Still! Passen Se uff! — Die Platte is futsch. Sie haben ja so gewackelt, Meester, als hätt' ich statt „stillgestanden“ „rührt euch“ gesagt.

*Eine vornehme Gesellschaft mit Herrn von Behaimb an der Spitze ist erschienen und hält sich, diskret amüsiert, in der Ferne.*

*Sie besteht aus Herrn von Behaimb, Frau von Behaimb, Gräfin von Fischbacher, dem jungen, schneidigen Gesandtschaftsattaché Grafen von Hohenhahn, dem Gardehusaren-Rittmeister von Behaimb und dem schottischen Porträtmaler William James Dalziel.*

VON BEHAIMB SENIOR ruft herüber. Ich bitte Sie, sich unter gar keinen Umständen in dieser heiklen und wichtigen Prozedur stören zu lassen! Wir kommen später. Wir haben Zeit.

PETER BRAUER. Erwin, halt mich, sonst fall' ich um!

ERWIN. Papa, du hast nicht mal den Hut abgenommen.

PETER BRAUER glotzt wie besinnungslos, kommt dann zu sich. Fix, halt mal den Malstock, hier die Palette! — Er reicht beides einigermaßen verwirrt an Erwin und zieht tief den Hut.

SCHMOLCKE. Na, eins, zwei, drei... Ruhig! — Na, uff diese Weise, heiliges Kreuzkanonenrohr, geht das doch nicht.

PETER BRAUER. Halten Sie 's Maul, Sie sind ja irr-sinnig!

SCHMOLCKE. Irrsinnig? Was? Wenn hier eener irr-sinnig is, Sie Schöps, da kann es doch allerhöchstens nur 'n gewisser Peter Brauer, geboren in Hinterpeterswaldau bei Hinterwinkel in Hinterschlesien, sein. Soll ich hier womöglich noch Geld einbüßen?

PETER BRAUER. Sie werden bezahlt. Aber jetzt sehen Sie doch, daß die Herrschaften kommen. Fort mit dem Guckkasten! Packen Sie sich! Scheren Sie sich! *Die Herrschaften sind langsam weitergegangen. Brauer zieht abermals tief den Hut.*

ERWIN, zu Brauer. Mußt du ihnen denn nicht entgegengehn?

PETER BRAUER, *Verbeugungen ins Leere machend.* O bitte recht sehr. Es hat gar keine Eile, Herr von Behaimb.

KLARA, zur Mutter, *gepreßt.* Papa benimmt sich ja, um in die Erde zu sinken!

FRAU BRAUER. Was sprichst du denn bloß? Es kann dich ja niemand hören. Sie kehren uns ja den Rücken zu.

PETER BRAUER. Kinder, schweigt still! Ihr macht mich ja unsinnig!

SCHMOLCKE. Also, Sie wollen partout nich stille stehn? Nich? Na, denn wer' ich mich mal an die Feudal-kreise ranmachen.

PETER BRAUER. Mensch, wagen Sie es auch nur mit einem Wort, die Herrschaften zu belästigen! Das fällt doch höchstens auf mich zurück. Klara, grüße! — Thekla, verbeuge dich!

*Rittmeister von Behaimb, Graf Hohenhahn und Dalziel nähern sich, lebhaft.*

VON BEHAIMB JUNIOR. Rittmeister von Behaimb. Ich habe die Ehre, Graf Hohenhahn and the Honourable William James Dalziel aus Glasgow, Schottland, vorzustellen. Professor Brauer, sicherlich eine Leuchte deutscher Kunst. Verzeihen gütigst, wenn gestört habe.

Mein mein mein, mein Papa hat den Wunsch jeäußert, etwas... das das das heißt, meine meine Frau Mutter... das das das heißt, die die gnädigste Frau, fühlt sich, fühlt sich leider ein bißchen abgespannt, möchte aber begreiflicherweise die Rückfahrt nicht antreten, ohne vorher Ihre K-Ku-Ku-Ku-Ku-Kunstwerke... Kunstwerke wollte ich sagen — Kunstwerke in der K-K-K-Kapelle zu sehn. Würde das... es tut mir sehr leid, daß ich stören muß, Herr Professor!... würde das... bitte... würde das, würde das möglich sein?

PETER BRAUER. Es ist allerdings... ich bin allerdings... es wird, fürchte ich, einstweilen... Erlauben der Herr Rittmeister, daß ich meine liebe Gattin, meine liebe Tochter und meinen Sohn Erwin vorstelle, der auch Maler ist und, wie ich zu meiner Freude erfahren habe, den Berliner akademischen Rompreis bereits in der Tasche hat.

ERWIN. In der Tasche leider noch nicht, Papa.

PETER BRAUER. Nicht ganz. Ich meine: beinahe!... Aber nächstens. Jedenfalls hat der Junge ein schönes Talent.

DALZIEL, *zweiunddreißigjähriger, bedeutend älter wirkender Mann, der mit seinen großen runden Brillengläsern eher einem Gelehrten als einem Künstler gleicht. Irgendwie erinnert er an eine kluge Eule, in mancher Beziehung an einen Japaner.* Zu Erwin: Sie werden uns Ihre Sachen vorzeigen!

HOHENHAHN. Sie sehen in diesem Herrn den Meister der schottischen Landschaftsmalerei, junger Mann.

DALZIEL, *lachend.* O no, der Graf ist immer zu allerlei schlechter Spaß aufgelegt.

HOHENHAHN, *zu Brauer.* Sie werden gewiß gelesen haben, welchen ungeheuren Triumph die Glasgower Schule auf der heurigen internationalen Kunstausstellung in München erstritten hat?

PETER BRAUER. Welche? Sagten Sie Glasmalerei?

ERWIN, *schnell*. Die Schotten, die Schotten, die Schotten, Papa! Weißt du nicht, daß alle Welt jetzt voll von den Schotten ist? Es geht ja tagtäglich durch die Zeitungen.

PETER BRAUER. So!? Da muß ich zugeben, daß ich nicht hinreichend auf dem laufenden bin.

FRAU BRAUER, *scharf*. Du bist meistens nicht hinreichend auf dem laufenden.

PETER BRAUER. Ich gebe zu, es ist hie und da nicht immer leicht, mit den Ereignissen gleichen Schritt zu halten, aber, liebe Thekla...

VON BEHAIMB JUNIOR. Ich möchte mir... möchte mir Frage erlauben, ob ich der gnädigsten Frau... der gnädigsten Frau und meinem Papa B-B-B-Bescheid geben darf?

HOHENHAHN. Ich begreife, man sollte... man soll im allgemeinen einen Künstler nicht stören, solange er in der Arbeit ist. Aber die gnädigste Frau... die Herrschaften haben in München, von wo wir alle fast direkt herkommen, eine Menge verschiedenartiger Eindrücke auf sich wirken lassen und sind nun in hohem Maße gespannt, was auf ihrer neuen schönen Besetzung inzwischen entstanden ist.

PETER BRAUER. Ich weiß nicht recht: ich gebe zu... Vielleicht hätten die allergnädigsten Herrschaften besser getan, sich anzumelden. Ich...

HOHENHAHN. Um Gottes willen, lieber Meister, wir sind keine Abnahmekommission!

DALZIEL, *zu Brauer*. Sie müssen wissen, daß Graf Hohenhahn, wenn es irgendwo eine gute Malerei oder gute Skulptur, von was dergleichen in die Luft oder Lüft, wie die Deutschen sagen, to get wind of — wie sagen Sie hier?

HOHENHAHN. Wittern.

DALZIEL. Wo es von dergleichen zu wittern gibt, da läßt er die beste Rindsbrühe stehen. Am liebsten



holt er aus die Rumpelkammern von die Pariser und Londoner Antiquare falsche van Dyks und falsche Rembrandts heraus.

HOHENHAHN. Ich bestreite es nicht: die Kunst ist mein höchstes Interesse.

VON BEHAIMB JUNIOR. Und und und die Diplomatie?

HOHENHAHN. Ich glaube nicht, daß sie bei mir jemals der Kunst den Rang streitig machen wird. Das ist nämlich ein Schinkelscher Bau, lieber Dalziel, und ich denke — *zu Brauer*: verehrter Meister, Sie werden an die Lösung Ihrer Aufgabe in diesem Innenraum vielleicht im Stile von Karsten oder Genelli gegangen sein. Werden Sie uns den Eintritt gestatten?

VON BEHAIMB JUNIOR. Ich müßte allerdings bitten, da die gnädigste Frau j ewissermaßen, j ewissermaßen von zarter Jesundheit... und jejen Nähe von fremdes Publikum äußerst empfindlich ist... möchte die zuehörigen, oder besser, nicht zuehörigen Herrschaften bitten, sich von der Plattform... sich von der Plattform zurückzuziehen.

PETER BRAUER. Also bitte, Mama, tritt zurück, bitte, Klara, zieh dich zurück! — Finden Sie nicht, daß heut eine gradezu furchtbare Hitze ist?

ERWIN, *mit dem Schlüssel am Portal*. Soll ich öffnen, Papa?

PETER BRAUER. Wart mal! Ich weiß wirklich nicht, ob der Aufenthalt unter dem mit Farbe bespritzten Gerüst für die Damen und überhaupt für die gnädigen Herrschaften zu empfehlen ist.

*Herr von Behaimb senior, Frau von Behaimb und Gräfin von Fischbacher nähern sich an. Rittmeister von Behaimb und Graf Hohenhahn gesellen sich zu ihnen. Der Photograph Schmolcke zieht sich, in der Absicht, unbemerkt zu photographieren, weiter zurück. Frau Brauer und Klara begeben sich an den runden Tisch, wo sie ängstlich und abwartend stehenbleiben.*

VON BEHAIMB SENIOR. Lieber Professor, wir inkommodieren Sie nur einen Augenblick. Sie sind dann die nächsten Wochen durchaus wieder Ihrem schöpferischen Ingenium ungestört allein überlassen. — *Zu seiner Frau:* Ich werde mich sofort selbst überzeugen, mein süßes Herz, ob der Aufenthalt im Kapellenraum augenblicklich für dich zu empfehlen ist.

*Herr von Behaimb senior steigt auf die Plattform. Nach einigen Begrüßungskomplimenten öffnet Erwin das Tempelportal.*

VON BEHAIMB SENIOR. Gehn Sie voran, bester Professor! *Von Behaimb, durch Brauer geführt, in den Tempel ab, wo er und Brauer noch sichtbar bleiben.*

FRAU VON BEHAIMB. Those are curious people, dear count.

HOHENHAHN. I know some first-class French artists, who live in the country with their families and who have just this very same provincial character.

FRAU VON BEHAIMB. It doesn't appear to me that this artist and his family are first-class. What do you think, Mister Dalziel?

DALZIEL *entdeckt die Bowle im Gebüsch.* Here is a glass-boot filled to the brim with wine. Judging by his thirst, he is not unlike Franz Hals.

FRAU VON BEHAIMB. Finden Sie nicht, liebe Fischbacher, seine Frau hat das richtige Puppengesicht?

HOHENHAHN. She reminds me somewhat of a polychrome plastic, Salome by Max Klinger.

VON BEHAIMB JUNIOR. Papa is beckoning, dear Mama, we are to go in.

*Herr von Behaimb senior ist in der Tat mit Brauer auf der Plattform erschienen. Dieser macht tiefe Verbeugungen, während von Behaimb winkt. Als die Herrschaften auf der Plattform sind, stellt von Behaimb vor.*

VON BEHAIMB SENIOR. Mein teures Herz, ich stelle dir Herrn Professor Peter Brauer vor.

FRAU VON BEHAIMB. Now, sweetheart, don't let us spend any more time here.

*Die ganze Gesellschaft verschwindet in dem Tempel. Frau Brauer und Klara sind um den runden Tisch zurückgeblieben.*

*Hellmut hat sich neugierig herangeschlichen.*

FRAU BRAUER, zu Hellmut. Haben Sie eigentlich schon gesehen, wieweit mein Mann mit den Malereien dadrin gekommen ist?

HELLMUT. Hauptsächlich hat Neumann die Wand grundiert. Dann haben wir auch mal alles erst richtig durchgemessen.

FRAU BRAUER. Hoffentlich ist doch in der ganzen Zeit etwas mehr geschehen!?

HELLMUT. O ja! Von der linken Ecke angefangen, hat Herr Brauer zwei Gnomen, zwei kleine Zwerge, wissen Sie, Frau Brauer... Zwerge mit roten langen Zipfelmützen, der eine mit einem kleinen Schurzfell und ich glaube einer altertümlichen Medizinflasche, und der Zwerg hat gelbe Arnikablumen in der linken Hand. Das sollte, glaub' ich, die Heilkunst ausdrücken. Es ist wundervoll! Wunder-, wunderschön, Frau Brauer.

KLARA. Mir wird schon immer ganz schlecht, wenn ich von Papas ewigen Zwergen mit roten Zipfelmützen was hören oder sehen muß.

FRAU BRAUER *tupft sich angstvoll den Schweiß vom Gesicht.* Klara, wären wir lieber zu Hause geblieben! *Erwin Brauer kommt hastig aus dem Tempel und an den Tisch.*

ERWIN. Ich kann wirklich nicht recht verstehen, was in den guten Papa gefahren ist. Da ist das Gerüst, und in einem Winkel, da ist so was hingepinselt... Um Gottes willen, haltet die Daumen, Kinder, daß uns diese vertrackte Inspektion nicht zum Verhängnis wird! Vor vier Wochen hätte ich sollen hierherkommen!

*Graf Hohenhahn und Mr. Dalziel treten auf die Plattform, gehen hin und her und krümmen sich vor Lachen.*

KLARA. Was machen denn die?

ERWIN. Das siehst du doch, Klara: sie krümmen sich.

KLARA. Bitte, komm, Mama! Weshalb sollen wir hierbleiben?

FRAU BRAUER. Ich sage euch ja, daß Papa keinen Funken Ehrgefühl... keinen Funken Tüchtigkeit... keinen Funken... und dazu mußten wir von Berlin hierher reisen.

ERWIN. Still. Die Herrschaften kommen wieder heraus.

*Frau von Behaimb, Gräfin Fischbacher, Herr von Behaimb senior und junior, schließlich Brauer kommen aus dem Gartentempel. Brauer dienert sehr viel. Die Herrschaften empfehlen sich sehr schnell. In einiger Entfernung sieht man den ziemlich ungehemmten Ausbruch ihrer Lustigkeit. Von Behaimb senior scheint sich zu verteidigen. Alle ab bis auf Brauer, der sich, augenscheinlich erleichtert, den Seinen zuwendet und annähert.*

ERWIN. Nun, Papa, wie war's?

PETER BRAUER. Vorzüglich! Ich habe ihnen, in großen Zügen, meine künstlerischen Absichten klargemacht. Sie schienen damit vollkommen einverstanden. Ich bin froh, daß die Sache vorüber ist.

KLARA. Malst du denn wieder Gnomen in die Kapelle, Papa?

PETER BRAUER. Das wird sich zeigen, liebe Tochter.

ERWIN. Hast du wirklich den Eindruck, daß man mit deiner Lösung der Aufgabe einverstanden ist?

PETER BRAUER. Jetzt, Gott sei Dank, ja, habe ich diesen Eindruck. Aber dieser Kerl, dieser schottische Kleckser, und dieses Pariser Gräfchen sind mir im allerhöchsten Grade verhaßt. Hätten sie doch die Beine gebrochen, ehe sie die unverschämte Idee bekamen, mit den Behaimbs hier die Provinz zu beunruhigen.

ERWIN, *da man die Hupe hört.* Ein Automobil ist abgefahren. — Papa, der Rittmeister kommt nochmal. *Rittmeister von Behaimb kommt überaus eilig und geschäftsmäßig.*

VON BEHAIMB JUNIOR. Ja, mein lieber Herr Brauer, ich ich ich... ich hätte im Auftrag meines Papas gern gern gern... gleich einige Worte mit Ihnen zu reden... einige Worte ohne Zeugen womöglich... Zeugen womöglich... weil mein... weil mein Auftrag... meine diplomatische Mission sozusagen, wie jede... jede diplomatische Mission, von etwas diffizilem Charakter ist.

PETER BRAUER. Ich stehe zu Diensten, Herr Baron.

VON BEHAIMB JUNIOR *hat sich mit Brauer etwas von den übrigen entfernt. Viele Einzelheiten des Gespräches werden indessen von Erwin, Klara und Frau Brauer aufgefangen.* Die Chose ist die: mein alter Herr ist von meiner gnädigen Frau Mutter total überstimmt worden! Total total total überstimmt, wie das, wie das ja bei seiner Unerfahrenheit in K-K-K-Kunstsachen nicht g-g-g-gut anders möglich ist. M-m-m-meine Mutter w-w-w-wünscht... wünscht keine Gnomen... wünscht keine G-G-G-Gnomen und Zwerge, Gnomen und Zwerge in die K-K-K-Kapelle hinein! Mein Papa hat nichts gegen G-G-G-Gnomen und Zwerge! Ich habe p-p-p-persönlich auch d-d-d-durchaus nichts gegen Gnomen und Zwerge, sind mir p-p-p-persönlich sehr angenehm. Kurz, ich bin gezwungen, Ihnen zu sagen, daß meine Frau Mutter mit G-G-G-Gnomen und Zwergen durchaus nicht einverstanden ist. Sie wünscht... sie wünscht die Ausmalung der K-K-K-Kapelle einem P-P-P-Pariser oder auch einem... englischen Maler zu übertragen, und ich bitte Sie also, den Schlülülülüssel... den Schlülülülüssel der Kapelle heute abend beim Schloß-k-k-k-kastellan deponieren zu wollen. W-w-w-weitere Ansprüche, w-w-w-weitere Auseinandersetzungen b-b-bittet Papa an den G-G-Generaldirektor zu richten. Empfehle

mich bestens! Empfehle mich sehr! *Er macht kehrt, wendet sich nochmals.* Verzeihen Sie, wenn ich nochmals gestört habe! Ich sagte mir aber, klare Verhältnisse... klare Verhältnisse seien für alle Beteiligten von der größten W-W-W-Wichtigkeit. *Ab.*

PETER BRAUER. Ganz gewiß, ganz gewiß. Danke sehr. Danke verbindlichst, Herr Rittmeister. *Er bleibt, dem Rittmeister nachblickend, eine lange Zeit stillstehen und regt sich nicht.*

ERWIN. Was wollte der Herr Rittmeister eigentlich noch, Papa?

KLARA. Bitte, wer hat nun recht, lieber Erwin?

FRAU BRAUER. Man wird ja zum Spott der ganzen Gegend! Erwin! Hörst du nicht, Erwin? Jetzt bring uns wenigstens nach der Stadt und auf dem schnellsten Wege nach der Station zurück!

ERWIN. Ich muß erst zwei Worte mit Papa sprechen.

KLARA. Komm, Mutti! Wenn Erwin nicht Zeit hat, finden wir schließlich schon selbst unseren Weg.

ERWIN. Aber so wartet doch einen Augenblick! Ihr müßt doch sehen, daß Papa... Ihr seht doch, daß Papa ganz benommen ist. Man kann doch nicht fortlaufen ohne Abschied. Das geht doch nicht.

PETER BRAUER, *schwer ringend.* Lauf fort! lauf fort! Ohne Abschied, Erwin.

ERWIN, *zu Mutter und Schwester.* Ich komme nach! — Nein, Papa, so verlass' ich dich nicht.

FRAU BRAUER. So ist es: er kompromittiert nicht nur sich. Er kompromittiert immer seine ganze Familie. Und du wirst es erleben, Klara, daß er auch Erwins Karriere mit in den Abgrund hineinreißen wird.

PETER BRAUER. Geh, Erwin, du hörst ja, suche das Weite!

ERWIN. Ja, was ist denn, Papa? Du kannst mir doch sagen, was der Rittmeister noch gewollt und mit dir gesprochen hat.

PETER BRAUER. Neid! Scheelsucht! Kollegiale Niedertracht! Mögest du niemals unter dem Haß und der Verfolgung deiner Zunftgenossen so furchtbar zu leiden haben, wie dein alter Vater zeit seines Lebens darunter gelitten hat! *Er läßt sich schwer auf die Tempelstufen nieder.* Schade, schade, warum hast du dich nicht vor vier Wochen schon auf den Weg gemacht?

ERWIN. Papa, ist dir der Auftrag entzogen worden?

PETER BRAUER. Schade, ich bin kein Schurke, Erwin! — Möchte dir nie das alles entzogen werden, möchte dir nie auch nur halb so viel im Leben entzogen werden, als mir im Leben... mir im Leben, seit ich hier Vater und Mutter sagen lernte, entzogen worden ist. Du kannst mir glauben, ich bin ein Pechvogel.

ERWIN. Hättest du dich mir doch offen erklärt, Papa! Ich wäre doch schließlich hergekommen. Wir hätten dann noch wahrscheinlich gemeinsam für die Kapelle etwas Nettes zusammengeflickt, aber...

PETER BRAUER. Siehst du, wenn ich nicht grade jetzt ein bißchen kaputt und durch körperliche Unpäßlichkeit verhindert gewesen wäre, ich hätte mir eins, zwei, drei meinen Karton gemacht, hätte alles dann prima heruntergestrichen, und es wäre alles ganz anders gekommen. Nun, reist nach Hause und kümmerst euch nicht!

ERWIN. Und du, Papa, wo wirst du denn hinreisen?

PETER BRAUER. Ich? — Ich? Wo man aus Gram, Scham, Galle, Sorge und Kummer dicke Zervelatwürste macht.

ERWIN. Wirst du die nächsten Tage noch hierbleiben?

PETER BRAUER. Ich?

KLARA. Erwin, verstehst du? Wir gehen voran. *Frau Brauer und Klara ab.*

ERWIN. Ich komme!

PETER BRAUER. Ja, geh!

ERWIN. Oder wohin gedenkst du sonst zu gehn?

PETER BRAUER. Nun, Junge, soll ich mit euch nach Berlin reisen? — Keine Angst! Geh, die Frauensleute brauchen dich! — Was mich betrifft, mir könntest du nur... mir könntest du höchstens einen Platz hinterm Zaune... hinterm Zaune, wo die alten rüdigen Hunde verrecken, für die ein Schuß Pulver zu schade ist, aus-suchen gehn.

ERWIN. Aber Papa!

PETER BRAUER *wird vom Weinen geschüttelt.* Keine Angst, guter Junge.

ERWIN. Papa, ich bringe Mama nur zur Bahn. *Ab.*

PETER BRAUER. Geh, geh! Keine Angst um mich, guter Junge!

*Er bleibt sitzen und starrt vor sich hin.*



# ATLANTIS

ROMAN

Begonnen zu Anfang 1909 in Santa Margherita, fortgeführt im Frühjahr 1911 in Portofino, beendet im Winter 1911/12 in Sestri Levante und Castelle Paraggi. Erstveröffentlichung im „Berliner Tageblatt“ 1912.  
Copyright 1939 by Gerhart Hauptmann in Agnetendorf.

Der deutsche Post- und Schnelldampfer „Roland“ verließ Bremen am 23. Januar 1892. Er war eines der älteren Schiffe der Norddeutschen Schiffahrtsgesellschaft unter denen, die den Verkehr mit New York vermittelten.

Die Besatzung des Schiffes bestand aus dem Kapitän, vier Offizieren, sechs Maschinisten, einem Proviant- und einem Zahlmeister, einem Proviant- und einem Zahlmeister-Assistenten, dem Obersteward, dem zweiten Steward, dem Oberkoch und dem zweiten Koch und schließlich dem Arzt. — Außer diesen Leuten, denen das Wohl des gewaltigen schwimmenden Hauses anvertraut war, waren Matrosen, Stewards, Stewardessen, Küchengehilfen, Kohlenzieher und andere Angestellte an Bord, mehrere Schiffsjungen und eine Krankenpflegerin.

Das Schiff führte von Bremen aus nicht mehr als hundert Kajütpassagiere. Das Zwischendeck war mit etwa vierhundert Menschen belegt.

Auf diesem Schiff wurde für Friedrich von Kammerer von Paris aus telegraphisch ein Kajütplatz belegt. Eile tat not. Der junge Mann mußte, kaum anderthalb Stunden, nachdem ihm ein Platz gesichert war, den Schnellzug besteigen, mit dem er dann gegen zwölf Uhr nachts in Le Havre anlangte. Von hier aus trat er die Überfahrt nach Southampton an, die ohne Zwischenfall vor sich ging und die er in der Koje eines schrecklichen Schlafsaales verschief.

Bei Morgengrauen war er an Deck, als die Küsten Englands sich, einigermaßen gespenstisch, mehr und mehr annäherten, bis schließlich der Dampfer in den Hafen Southamptons einlief, wo Friedrich die „Roland“ erwarten sollte.

Im Schiffsbüro sagte man ihm, es liege am Kai ein kleiner Salondampfer zur Abfahrt bereit, die dann erfolge, sobald die „Roland“ draußen gesichtet werde.

Man empfahl Herrn von Kammacher, sich gegen Abend mit Sack und Pack auf ebendiesem Salondampferchen einzufinden.

Er hatte nun viele müßige Stunden vor sich, in einer fremden und öden Stadt. Dabei war es kalt, zehn Grad unter Null. Er entschloß sich, ein Gasthaus aufzusuchen und, wenn irgend möglich, einen beträchtlichen Teil der Zeit zu verschlafen.

In einem Schaufenster sah er Zigaretten von Simon Arzt in Port Said ausgelegt. Er ging in den kleinen Laden, den gerade eine Magd auskehrte, und kaufte mehrere hundert Stück davon.

Dies war eigentlich mehr ein Akt der Pietät, als daß er besondere Raucherfreuden gesucht hätte.

Friedrich von Kammacher trug ein Portefeuille aus Krokodilshaut in der Brusttasche. Dieses Portefeuille enthielt, unter andren Papieren, auch einen Brief, den Friedrich vor kaum vierundzwanzig Stunden erhalten hatte. Er lautete so:

Lieber Friedrich!

Es hat nichts geholfen. Ich bin aus dem Sanatorium im Harz als ein verlorener Mann in das Haus meiner Eltern zurückgekehrt. Dieser verfluchte Winter im Heuscheuergebirge! Ich hätte nicht sollen nach meiner Rückkehr aus tropischen Gegenden gleich einem solchen Winter in die Klauen geraten. Das Schlimmste war allerdings der Pelz meines Kollegen, dieses verfluchte Möbel, das der Oberteufel in der Hölle besonders verbrennen soll und dem ich den ganzen Hundejammer verdanke. Lebwohl! Ich habe mich natürlich auch mit Tuberkulin spritzen lassen und daraufhin beträchtlich Bazillen gespuckt. Enfin: es sind noch genug zurückgeblieben, um mir den baldigen Exitus letalis zu gewährleisten.

Nun aber das Wesentliche, mein guter Freund. Ich muß meinen Nachlaß regeln. Da finde ich nun,

ich schulde Dir dreitausend Mark. Du hast es mir seinerzeit ermöglicht, mein ärztliches Studium zu vollenden, das mich nun allerdings recht elend im Stiche läßt. Doch dafür kannst Du natürlich nichts, und es ist auch kurios genug, daß jetzt, wo alles verloren ist, mich gerade die schlimme Erkenntnis besonders quält, Dir leider gar nichts vergelten zu können. — Sieh mal, mein Vater ist ein städtischer Hauptlehrer, der seltsamerweise etwas erspart, aber dafür auch, ohne mich, fünf unversorgte Kinder hat. Er betrachtete mich als sein Kapital und wandte an mich beinahe mehr, als zulässig war, in der Hoffnung auf reichliche Zinsen. Heute sieht er, als praktischer Mann, Kapital und Zinsen verloren.

Kurz, er ängstet sich vor Verbindlichkeiten, die leider nicht mit mir hinübergehen in die — pfui! pfui! pfui! (dreimal ausspucken!) — bessere Welt. Was soll ich tun? Würdest Du auf die Rückzahlung meiner Schuld verzichten können?

Übrigens war ich schon einige Male fast hinüber, alter Freund. Und es bleiben für Dich Aufzeichnungen über den Verlauf solcher Zustände, die vielleicht wissenschaftlich nicht ohne Interesse sind. Sollte es mir, nach dem großen Moment, aus dem Jenseits irgend möglich sein, mich bemerklich zu machen, so hörst Du später noch mehr von mir.

Wo bist Du eigentlich? Lebewohl! In den fulminanten Orgien meiner nächtlichen Träume schaukelst Du nämlich immer auf hoher See. Willst Du vielleicht auch Seereisen machen?

Es ist Januar. Liegt nicht wenigstens ein gewisser Vorteil darin, wenn man das Aprilwetter nicht mehr zu fürchten braucht? — Ich drück' Dir die Hand, Friedrich Kammacher!

Dein Georg Rasmussen  
Diesen Brief hatte der Empfänger von Paris aus

sogleich telegraphisch beantwortet, in einem Sinne, der dem heroisch sterbenden Sohn die Sorge um seinen gesunden Vater vom Herzen nahm.

Im Reading-room von Hofmanns Hotel am Hafen schrieb Friedrich die Antwort für den sterbenden Freund:

Lieber Alter!

Meine Finger sind klamm. Ich tauche eine geborstene Feder unermüdlich in schimmelige Tinte. Wenn ich aber nun nicht schreibe, so kannst Du früher als in drei Wochen von mir keine Nachricht erhalten; denn ich gehe heut abend an Bord der „Roland“ von der Norddeutschen Schiffahrtsgesellschaft.

Deine Träume scheinen mir wirklich nicht ohne zu sein, denn es ist ganz ausgeschlossen, daß Dir jemand von meiner Seereise etwas verraten haben kann. Zwei Stunden, bevor Dein Brief mich erreichte, wußt' ich ja selbst noch nichts davon.

Übermorgen jährt sich der Tag, wo Du nach Deiner zweiten Weltreise direkt von Bremen zu uns in die Heuscheuer kamst, einen Sack voll Geschichten, Photographien und die Zigaretten von Simon Arzt mitbrachtest. Ich hatte kaum den Boden Englands betreten, als ich unsere geliebte Marke, zwanzig Schritt weit vom Landungsplatz, im Schaufenster fand. Natürlich kauft' ich sie, und zwar sogleich massenweise, und rauche sogar eben eine zur Erinnerung. Leider wird der entsetzliche Reading-room, in dem ich schreibe, nicht wärmer davon.

Vierzehn Tage warst Du bei uns, da pochte in einer Winternacht an meine Haustür das Schicksal an. Gleich stürmten wir beide vor die Türe, und da haben wir uns erkältet, wie es scheint. Was mich betrifft, so habe ich heut mein Haus verkauft, meine Praxis aufgegeben, meine drei Kinder in Pension geschafft; und was meine Frau betrifft, so wirst Du ja wissen, was über sie hereingebrochen ist.

Teufel nochmal! Es ist manchmal hübsch gruselig, zurückzudenken. Es war uns beiden doch eigentlich recht, als Du die Vertretung unseres kranken Kollegen bekamst. Ich sehe Dich noch in seinem Fuchspelz und Schlitten auf der Praxis herumgondeln. Und als er starb, da hatte ich eigentlich nichts dagegen, Dich als biederem Landarzt in unmittelbarer Nähe ansässig zu sehen: obgleich wir uns über eine solche Landarztthungerpraxis von jeher gehörig lustig machten.

Nun, alles ist recht sehr anders gekommen.

Weißt Du noch, mit welcher Monotonie wir unsere Witze über die Goldammern machten, die damals scharenweise in die verschneite Heuscheuer einfielen? Man näherte sich einem kahlen Strauch oder Baum, und plötzlich war's, als ob er sich schüttelte und zahllose goldene Blätter um sich stäubte und abwürfe. Wir deuteten das auf Berge von Gold. — Des Abends speisten wir dann auch Goldammern, weil sie von Sonntagsjägern in Menge angeboten und von meiner schnapsfrohen Köchin vorzüglich gebraten wurden. Du schwurest damals, Du bliebest nicht Arzt, außer der Staat stelle Dir die Vorräte eines riesigen Magazins zu Verfügung, arme Kranke mit Mehl, Wein, Fleisch und allem Nötigen zu versorgen. Und nun hat Dir dafür der böse Dämon der Ärztezunft was ausgewischt. Aber Du mußt mir wieder gesund werden!

Ich reise jetzt nach Amerika. Warum? Das wirst Du erfahren, wenn wir uns wiedersehen. Ich kann meiner Frau, die bei Binswanger ist, also in ausgezeichneter Pflege, nichts mehr nützen. Ich habe sie vor drei Wochen besucht. Sie hat mich nicht einmal wiedererkannt. — Im übrigen habe ich mit dem Ärzteberuf, auch mit der bakteriologischen Forschung, tatsächlich abgeschlossen. Du weißt, es ist mir ein Unglück passiert. Mein wissenschaftlich geachteter

Name ist ein bißchen schlimm zerzaust worden. Es wird behauptet, ich hätte statt des Milzbranderregers Fäserchen im Farbstoff untersucht und in meiner Arbeit beschrieben. Es kann ja sein, doch ich glaube es nicht. Schließlich und endlich ist es mir gleichgültig.

Ich bin mitunter recht angewidert von den Hanswurstiaden dieser Welt: dadurch fühle ich mich dem englischen Spleen sehr nahe gerückt. Beinahe die ganze Welt, jedenfalls aber Europa ist für mich eine stehengebliebene kalte Schüssel auf einem Bahnhofsbüfett, die mich nicht mehr reizt.

Doktor Friedrich von Kammacher gab diesem Brief einen herzlichen Abschluß, adressierte und überreichte ihn einem deutschen Hausknecht zur Beförderung. Hierauf stieg er in sein Zimmer hinauf, dessen Fenster gefroren waren, und legte sich bei eisiger Temperatur in ein großes, frostiges Doppelbett hinein.

Der Zustand eines Reisenden, der eine nächtliche Überfahrt hinter sich hat und im Begriffe steht, die Reise über den Ozean anzutreten, ist an sich nicht beidenswert. Allein die Verfassung, in der sich der junge Arzt befand, enthielt ein Wirrsal von schmerzlichen, zum Teil einander bekämpfenden Erinnerungen. Sie traten vor sein Bewußtsein, einander verdrängend, in einer unablässigen Jagd. Er wäre gern eingeschlafen, um für die kommenden neuen Dinge ein wenig gestärkt zu sein; aber er sah, mit offenen Augen oder die Lider darüber deckend, alles in gleicher Helligkeit.

Sein Leben hatte sich durch ein Jahrzehnt, vom zwanzigsten bis zum dreißigsten Jahr, auf bürgerliche Weise entwickelt. Eifer und große Befähigung in seiner besonderen Wissenschaft trugen ihm die Protektion großer Lehrer ein. Er war Assistent bei Koch gewesen. Aber auch bei dessen Gegner Pettenkofer in München hatte er eine Reihe von Semestern zugebracht.

So kam es, daß er, sowohl in München als in Berlin, auch sonst in Kreisen der bakteriologischen Wissenschaft, als einer der fähigsten Köpfe galt, dessen Karriere eigentlich nicht mehr in Zweifel stand. Höchstens trug ihm eine gewisse Neigung zur Schöngesterei bei den trockenen Herren Kollegen hie und da leise-bedenkliches Kopfschütteln ein.

Heut, nachdem die verunglückte Arbeit Friedrich von Kammachers erschienen war und das große Fiasko erlitten hatte, hieß es in Fachkreisen allgemein: Zersplitterung durch Nebeninteressen hätte den jungen, hoffnungsvollen Geist zur Selbstvernichtung geführt.

Friedrich war eigentlich nach Paris gereist, um eine Leidenschaft loszuwerden, aber ihr Gegenstand, die sechzehnjährige Tochter eines Mannes aus der Artistenwelt, hielt ihn fest. Seine Liebe war eine Krankheit geworden, und diese Krankheit hatte deshalb vielleicht einen so hohen Grad erreicht, weil der Befallene nach den trüben Vorfällen jüngst vergangener Zeit für das Gift der Liebe besonders empfänglich war.

Das geringe Gepäck Doktor von Kammachers deutete nicht auf eine sorgfältig vorbereitete Seereise. Der Entschluß dazu wurde in einem Verzweiflungsrusche gefaßt oder eigentlich mehr durch einen leidenschaftlichen Ausbruch erzwungen: als die Nachricht kam, der Artist und seine Tochter hätten sich am dreiundzwanzigsten Januar in Bremen auf dem Post- und Schnelldampfer „Roland“ mit dem Ziel New York eingeschifft.

Der Reisende hatte nur etwa eine Stunde bekleidet im Bett gelegen, als er aufstand, sich, nachdem er das Eis des Waschkruges eingeschlagen, ein wenig wusch und in die unteren Räume des kleinen Hotels hinunterstieg. Im Reading-room saß eine jugendlich-hübsche Engländerin. Ein weniger hübscher und weniger junger israelitischer Kaufmann trat herein, der sich bald als



Deutscher entpuppte. Die Öde der Wartezeit bewirkte die Annäherung. Der Deutsche war in Amerika ansässig und wollte mit der „Roland“ über den großen Teich dorthin zurück.

Die Luft war grau, das Zimmer kalt; die junge Dame schritt unruhig auf und ab, an dem ungeheizten Kamin vorüber, und das Gespräch der neuen Bekannten verlor sich bald in Einsilbigkeit.

Die Zustände eines unglücklich Liebenden sind für seine Umgebung entweder verborgen oder lächerlich. Ein solcher Mensch wird abwechselnd von lichten Illusionen verückt oder von dunklen gefoltet. Ruhelos trieb es den jungen Narren der Liebe trotz Wind und Kälte ins Freie hinaus und durch die Straßen und Gassen des Hafenstädtchens. Er dachte daran, wie ihn sein Landsmann andeutungsweise nach dem Zweck seiner Reise ausgeforscht und wie er selber, nicht ohne Verlegenheit, einiges hatte vorbringen müssen, um nur mit seinem geheimen Zweck nicht preisgegeben zu sein. Von jetzt ab würde er sagen, beschloß er bei sich, falls etwa wiederum Frager sich zudrängten, er reise hinüber, um den Niagara und den Yellowstone-Park zu sehen und dabei einen Studienfreund zu besuchen.

Während des schweigsamen Mittagessens im Hotel wurde bekannt, daß die „Roland“ wahrscheinlich bereits gegen fünf bei den Needles eintreffen werde. Nachdem Friedrich mit seinem neuen Bekannten, der für sein eigenes Geschäft in der Konfektionsbranche reiste, Kaffee getrunken und einige Zigaretten von Simon Arzt geraucht hatte, begaben sich beide Herren mit allem Gepäck auf den Salondampfer, der übrigens seinem pompösen Titel durchaus nicht entsprach.

Hier gab es nun einen stundenlangen, höchst ungemütlichen Aufenthalt, während der niedrige Schornstein schwarzen Qualm in den schmutzigen gelben Nebel, der alles bedrückte, aufsteigen ließ. Von Zeit zu Zeit

klang die Schaufel des Heizers aus dem Maschinenraum. Nach und nach kamen fünf oder sechs Passagiere, alle recht schweigsam, mit ihren Gepäckträgern. Die Kajüte des Tenders lag über Deck. Im Innern, unter den Fenstern — eigentlich war der Raum ein Glaskasten —, lief eine Bank mit roten Plüschpolstern.

Keiner der Reisenden hatte Ruhe genug, sich irgendwo dauernd niederzulassen. Die Unterhaltung geschah in einem bänglichen Flüsterton. Drei junge Damen — die mittelste war jene junge Engländerin aus dem Reading-room — gingen unermüdlich hin und her, der ganzen Länge nach durch die Kajüte, mit bleichen Gesichtern und fortwährend tuschelnd.

„Ich mache die Reise hin und zurück schon zum achtzehnten Mal“, erklärte jetzt plötzlich ungefragt der Konfektionskaufmann.

Jemand erwiderte: „Leiden Sie an der Seekrankheit?“

„Ich bin“, gab der Konfektionär zurück, „und zwar jedesmal, kaum daß ich das Schiff betreten habe, eine Leiche.“

Endlich, nach langem vergeblichem Warten, schien sich im Innern des Tenders und an seinem Steuer etwas vorzubereiten. Die drei Damen umarmten und küßten einander. Die mittelste, hübscheste, die aus dem Reading-room, blieb auf dem Schiffe zurück, die andern faßten Fuß auf der Kaimauer.

Aber das Tenderchen wollte noch immer nicht in Bewegung geraten. Endlich wurden die Trossen von den eisernen Ringen der Kaimauer losgemacht. Es gellte ein herzerreißender Pfiff, und die Schraube begann, wie zur Probe, langsam das schwarze Wasser zu quirlen. Inzwischen war ringsum die Nacht, stockfinster, zur Herrschaft gelangt.

Im letzten Augenblick wurden Friedrich noch einige Telegramme überbracht. Seine Eltern wünschten ihm glückliche Reise. Sein Bruder hatte einige herzliche

Worte aufgesetzt. Zwei andere Depeschen stammten die eine von seinem Bankier, die andere von seinem Rechtsanwalt.

Nun hatte der junge Doktor von Kammacher weder einen Freund noch einen Verwandten, nicht einmal einen Bekannten am Kai von Southampton zurückgelassen, und doch entstand, sobald er fühlte, wie das Tenderchen in Bewegung kam, ein Sturm in ihm. Er hätte nicht sagen können, ob es ein Sturm des Wehs, der Qual, vielleicht der Verzweiflung war oder ein Sturm der Hoffnung unendlichen Glücks.

Es scheint, daß der Lebensgang ungewöhnlicher Männer von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in eine gefährliche Krise tritt. In einer solchen Krise werden angesammelte Krankheitsstoffe entweder überwunden und ausgeschieden, oder der Organismus, der sie beherbergt, unterliegt. Oft ist ein solches Unterliegen der leibliche Tod, zuweilen aber auch nur der geistige. Und wiederum eine der wichtigsten und für den Betrachter bewundernswürdigsten Krisen ist die an der Wende des dritten und vierten Jahrzehnts. Schwerlich wird die Krise vor dem dreißigsten Jahre einsetzen, dagegen wird es öfter vorkommen, daß sie sich bis zur Mitte der dreißiger Jahre, ja darüber hinaus verzögert; denn es ist zugleich eine große Abrechnung, eine fundamentale Bilanz des Lebens, die man gerne solange als irgend tunlich lieber hinausschieben als etwa zu früh in Angriff nehmen wird.

Es würde nicht auszudrücken sein, in welchem Umfang Friedrich sein ganzes bisheriges Leben ins Bewußtsein trat, nachdem er den Boden Europas verlassen hatte. Im Lichte dieses äußeren Abschieds stand gleichsam ein ganzer Weltteil der eigenen Seele da; und zwar hieß es hier nicht auf Wiedersehen, sondern der Verlust war für immer besiegelt. Was Wunder, wenn in diesen Augenblicken Friedrichs ganzes Wesen fast bis zur Haltlosigkeit erschüttert schien.

Rings um den kleinen Dampfer preßte sich dicke Finsternis. Die Hafenlichter waren verschwunden. Die Nußschale mit dem gläsernen Pavillon fing beträchtlich zu schaukeln an. Dabei piff und heulte der Wind durch die Fugen. Zuweilen zwang er den kleinen Dampfer stille zu stehen. Plötzlich schrie die Dampfpeife mehreremal, und wiederum ging es mit irgendeinem Kurs weiter ins schwarze Dunkel vorwärts.

Das Klappern der Fenster, das Beben des Schiffskörpers, die gurgelnde, unterirdische Wühlarbeit des Propellers, verbunden mit den plärrenden, pfeifenden, heulenden Tönen des Windes, der das Schiff auf die Seite legte: dies alles zusammen erzeugte in den Reisenden einen Zustand äußerster Unbehaglichkeit. Immer wieder, als wenn es nicht aus noch ein wüßte, stoppte das Dampfboot, ließ den spitzen und gellenden Laut der Pfeife ertönen, den mitunter die wilde Bewegung des schwarzen Luftmeers so völlig erstickte, daß er nur noch wie das hilflose Hauchen einer heiseren Kehle klang — und ging dann mitunter rückwärts, mitunter vorwärts, bis es wiederum ratlos liegenblieb, vom Schwall der Wogen gedreht und emporgehoben, scheinbar verloren und versunken in ewiger Finsternis.

Mit einem Male erdröhnte es dann, quirlte das Wasser, ließ gewaltig zischende Dämpfe aus, piff, schrecklich und angstvoll, einmal, zweimal — Friedrich von Kammacher zählte siebenmal — und hatte plötzlich seine höchste Geschwindigkeit, als ob es dem Satan entlaufen wollte, — und jetzt, auf einmal, wandte es sich und lag vor einer gewaltigen Vision, unter einer Fülle von Licht.

Die „Roland“ war bei den Needles angelangt und hatte sich vor den Wind gelegt. Im Schutze ihrer mächtigen Breitseite schien das Dampferchen wie in einen taghell beleuchteten Hafen gelangt. Der Eindruck, den die überraschende Gegenwart des gewaltigen Ozean-

überwinders in Friedrich hervorbrachte, glich einem Fortissimo von höchster Kraft.

Noch nie hatte Friedrich vor der Macht des menschlichen Ingeniums, vor dem echten Geiste der Zeit, in der er stand, einen gleichen Respekt gefühlt wie beim Anblick dieser schwarz aus dem schwarzen Wasser steigenden riesigen Wand, dieser ungeheuren Fassade, die aus endlosen Reihen runder Luken Lichtströme auf eine schäumende Aue vor dem Winde geschützter Fluten warf.

Matrosen waren damit beschäftigt, an der Flanke der „Roland“ die Fallreeptrappe herunterzulassen. Friedrich konnte bemerken, wie oben an Deck, wo sie mündete, zum Empfange der neuen Passagiere bereit, eine zahlreiche Gruppe uniformierter Schiffsbediensteter stand. Während nun jeder im Innern des kleinen Salon dampfers, von plötzlicher Hast ergriffen, sich seines Gepäcks versicherte, beherrschte den jungen Arzt das ganze Ereignis mit der Kraft der Erhabenheit. Es war nicht möglich, angesichts dieser gigantischen Abenteuerlichkeit die Überzeugung von der Nüchternheit moderner Zivilisation aufrecht zu halten. Hier wurde jedem eine verwegene Romantik aufgedrängt, mit der verglichen die Träumereien der Dichter verblaßten.

Während das Tenderchen sich, kokett auf dem schwellenden Gische tanzend, halbschwebend der Fallreeptrappe näherte, fing hoch oben an Deck der „Roland“ die Musikkapelle zu konzertieren an. Es war eine flotte, entschlossene Marschweise, von jener kriegerischen und zugleich resignierenden Art, wie sie den Soldaten in den Kampf, das heißt zum Siege oder zum Tode führt. Ein solches Orchester von Blasinstrumenten, Becken, Trommeln und Pauke hatte nur noch gefehlt, um die Nerven des jungen Arztes gleichsam in einen feurigen Regen aufzulösen.

Es war nicht zu verkennen, daß diese Musik, die aus der Höhe in die Nacht und auf das manövrierende Tenderchen herunterscholl, mit der Absicht veranstaltet wurde, die Ängste zaghafter Seelen zu betäuben. Draußen lag der unendliche Ozean. — Man konnte nicht anders in einem solchen Augenblick, als sich ihn nächtlich und finster vorstellen! — eine furchtbare Macht, die dem Menschen und dem Werke des Menschen feindlich ist. Nun aber rang sich aus der Brust der „Roland“, von den Tiefen des Basses aufsteigend stärker und stärker ein ungeheurer Laut, ein Ruf, ein Gebrüll, ein Donner hervor, von einer Furchtbarkeit und Gewalt, die das Blut im Herzen stocken machte. Nun, liebe Roland, schoß es Friedrich durch den Sinn, du bist ein Kerl, der es mit dem Ozean aufnehmen wird. Damit stellte er seinen Fuß auf die Reeptreppe. Er hatte vergessen, was er bisher gewesen und weshalb er hierhergekommen war!

Als er unter den wilden Rhythmen der Bande die oberste Sprosse der Treppe erreicht hatte und endlich auf dem geräumigen Deck unter dem grellen Licht einer Bogenlampe stand, war er erstaunt, wie vielen vertrauenerweckenden Männergestalten er sich gegenüberbefand. Es war eine Sammlung prächtiger Menschen, vom Offizier bis zum Steward herab, alles große und auserlesene Leute, dazu von einem Gesichtsschnitt, der ebenso kühn als schlicht, ebenso klug als treuherzig anmutete. Friedrich von Kammacher sagte sich, daß es doch wohl noch etwas wie eine deutsche Nation gebe, und fühlte zugleich Stolz und vertrauende Sicherheit. Ja, eine der Stützen dieses Gefühls war die überaus sonderbare Meinung, die flüchtig in seiner Seele auftauchte, daß unser Herrgott sich niemals entschließen werde, eine solche Auslese edler und pflichtgetreuer Menschen wie junge Katzen im Meer zu ertränken. Er wurde allein in einer Kabine zu zwei Betten unter-

gebracht, und bald darauf saß er, aufs beste bedient, an dem einen Ende der hufeisenförmigen Tafel im Speisesaal. Man aß und trank; aber es ging, da das eigentliche Dinner schon vorüber war, nicht sehr lebhaft zu in dem niedrigen, weiten, leeren Raume, unter der kleinen Gesellschaft der Nachzügler, weil jeder ermüdet und hinreichend mit sich selber beschäftigt war.

Während des Essens wurde es Friedrich schwer, sich vorzustellen, daß er nun wirklich auf der Fahrt nach Amerika, ja überhaupt auf einer Fahrt begriffen war. Das kaum bemerkliche leise Erbeben des Gebäudes, in dem er war, erschien zu gering, um als Begleiterscheinung einer Fortbewegung gedeutet zu werden. Es kam ihn, als er seiner Gewohnheit gemäß einige Gläser Wein zu sich genommen hatte, eine Empfindung ruhevollen Behagens an, ein wohliger Zustand der Erschöpfung. Wie wunderlich, dachte er, im sicheren Vorgefühl eines festen Schlafs, daß ich seit Wochen, ja Monden zum erstenmal gerade hier, auf diesem rastlosen Ozeandurchpflüger, Stunden der Ruhe und der Entspannung finden soll.

Er hatte denn auch zehn Stunden lang wie ein Kind in der Mutter Wiege geschlafen, als er die Augen wieder öffnete und immer noch etwas wie einen seligen Frieden empfand. Sein erster Gedanke war jenes Mädchen, das nun auf viele Tage und Nächte hinaus durch die gleiche geräumige schwimmende Herberge zu Leid und Freude mit ihm verbunden blieb. Friedrich streichelte über, die Wände, die gleichsam ein leitendes Medium wurden, durch das er mit der Geliebten in Berührung kam und aus dem der lebendige Odem ihres Wesens in ihn einströmte.

Friedrich befand sich im Speisesaal, wo ihm das reichliche Frühstück serviert wurde, das er mit herzhaftem Appetit genoß. Ich habe geschlafen, sagte er sich, und wie in einer beliebigen Nacht im Zustande

der Betäubung gelegen und bin dabei an zweihundert Meilen über den Atlantischen Ozean vorgedrungen. Wie eigentümlich, wie sonderbar!

Friedrich verlangte die Passagierliste, und als er darauf zwei Namen entdeckte, die zu finden er mit vollkommener Sicherheit voraussetzen mußte, schrak er zusammen, ward bleich und bekam Herzklopfen.

Sobald Friedrich von Kammacher die Namen Hahlström und Tochter gelesen hatte, faltete er die Liste zusammen und blickte sich um. Es mochten fünfzehn bis zwanzig Personen, Damen und Herren, im Saale versammelt sein, die alle mit Essen beschäftigt waren oder den Stewards ihre Frühstückswünsche kundgaben. Aber Friedrich kam es vor, als ob sie alle zu keinem andern Zwecke da wären, als ihn zu belauern und zu beobachten.

Der Speisesaal nahm die ganze Breite des Schiffes ein, und seine Luken verfinsterten sich von Zeit zu Zeit durch Wogen, die sich dagegenwarfen. Friedrich gegenüber saß ein Herr in Schiffsuniform, der sich ihm als Schiffsarzt vorstellte. Es entwickelte sich sogleich ein Fachgespräch sehr lebhafter Art, trotzdem Friedrich nicht bei der Sache war. Er konnte nicht schlüssig darüber werden, wie er sich bei der ersten Begegnung mit Hahlströms verhalten sollte.

Er half sich durch einen Selbstbetrug, indem er sich sagte, daß er gar nicht der kleinen Hahlström wegen gekommen wäre, sondern daß er die Reise in die neue Welt wirklich nur angetreten habe, um seinen besonders lieben Freund Peter Schmidt zu besuchen und New York, Chikago, Washington, Boston, den Yellowstone-Park und die Katarakte des Niagara zu sehen. Er wollte das auch den Hahlströms mitteilen und übrigens ihnen gegenüber den Zufall für diese sonderbare Begegnung verantwortlich machen.



Er merkte, wie er innerlich mehr und mehr an Haltung gewann. Die Idolatrie der Liebe nimmt im Zustand der Trennung von dem Idol zuweilen einen verhängnisvollen Umfang an. So hatte Friedrich während seines Aufenthaltes in Paris in einem Zustand beständigen Fiebers gelebt, und seine Sehnsucht war auf ein unerträgliches Maß gestiegen. Es hatte sich um das Bild der kleinen Hahlström ein Nimbus gelegt, der das innere Auge Friedrichs auf eine so zwingende Weise bewundernd auf sich zog, daß er für alles andere buchstäblich erblindete. Diese Illusion war plötzlich geschwunden. Er schämte sich, fand sich geradezu lächerlich, und wie er aufstand, um zum ersten Male hinauf an Deck zu gehen, war es ihm gar nicht anders zumut, als ob er sich aus engen drückenden Fesseln befreit hätte.

Dieses Gefühl der Freiheit und der Gesundung steigerte sich, als der salzige Luftzug oben ihm herzerfrischend ins Innere drang. Männer und Frauen lagen auf den Klappstühlen in einem bedauernswürdigen Zustand ausgestreckt. Ihre Gesichter hatten den grünen Zug einer tiefen Gleichgültigkeit, und erst an diesen Erscheinungen merkte der junge Arzt, daß die „Roland“ nicht mehr durchaus gelassen durch glattes Wasser glitt, sondern schon merklich rollte und stampfte. Zu seiner eigenen Verwunderung spürte Friedrich selber nicht das geringste von der gefürchteten Seekrankheit.

Er ging um den Damensalon herum, am Eingang einer Extrakabine vorüber und gab sich unterhalb der Kommandobrücke dem stählernen, salzigen Seewinde preis. Unter ihm, bis gegen die Spitze des Schiffes hin, hatten es sich die Passagiere des Zwischendecks bequem gemacht. Die „Roland“, die, wie es schien, mit Vollampf lief, gelangte trotzdem wohl kaum zur Entfaltung ihrer vollen Geschwindigkeit. Die langen Wogenzüge, die der Wind ihr entgegenführte, hinder-

ten sie. Es war eine zweite Kommandobrücke, wahrscheinlich für den Notfall, über dem unteren Deck errichtet, und Friedrich fühlte angesichts des tanzenden Schiffes plötzlich die starke Verlockung, oben auf dieser leeren Brücke zu stehn.

Natürlich erregte er einiges Aufsehen, als er unter die Zwischendeckler hinab und dann auf eisernen Sprossen empor in die zügige Höhe der eisernen Brücke kroch und sich dort oben im Luftstrom aufstellte; aber das kümmerte ihn fürs erste nicht. Es war ihm auf einmal so toll, so erfrischt, so erneuert zu Mut, als ob er weder jemals Grillen gefangen noch unter den Launen einer nervenkranken Gattin gelebt noch im stockigen Winkel einer Provinz praktiziert hätte. Niemals hatte er, wie es ihm vorkam, Bakteriologie studiert, noch weniger damit Fiasko gemacht. Er war niemals auf eine solche Weise verliebt gewesen, wie es noch kurz vorher den Anschein gehabt hatte.

Er lachte, den Kopf vor dem starken und frischen Strome des Windes zurückgelehnt, sog gierig den salzigen Hauch und war genesen.

In diesem Augenblick scholl ein allgemeines wildes Gelächter vom Zwischendeck zu Friedrich herauf; gleichzeitig peitschte ihm etwas, das er weiß und gewaltig vor dem Bug des Schiffs hatte aufbäumen sehen, ins Gesicht, so heftig, daß er beinahe erblindete, und er fühlte, wie er, durchnäßt bis aufs Hemd, rieselnd von Wasser, im Luftzug stand. Die erste Welle war übergekommen.

Eben noch war ihm gewesen, als habe er das Wikinger-tum als den echten Beruf seines Lebens ausgefunden, und schon kroch er, innerlich fröstelnd und zitternd, unter allgemeinem Gelächter die eiserne Leiter wieder hinab. Er hatte noch seinen grauen runden Hut, einen sogenannten Praliné, auf dem Kopf. Sein Paletot war innen gesteppt und mit Atlas gefüttert, er trug Glacés,

elegante Stiefel aus dünnem Chevreauleder, mit Knöpfen daran. Alles dieses war jetzt mit kalter salziger Lauge getränkt worden. Die Passagiere des Zwischendecks, durch die er, hinter sich eine feuchte Spur lassend, einen nicht gerade rühmlichen Abzug nahm, krümmten sich. Mitten in seinem Ärger aber redete Friedrich eine Stimme an, die ihn sogar mit Namen nannte. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als er aufblickend einen Kerl aus der Heuscheuer zu erkennen glaubte, der wegen Trunks und allerlei Unredlichkeiten im übelsten Rufe stand.

„Wilke, sind Sie's?“ — „Jawohl doch, Herr Doktor.“

Wilke hatte einen Bruder in den New England States von Nordamerika, den er aufsuchen wollte. Er behauptete, die Menschheit in seiner Heimat sei niederträchtig und undankbar. Zu Hause scheu und mißtrauisch, sogar dem Arzt gegenüber, der ihm seine letzte Stichwunde am Hals behandelt hatte, ward er hier, mit andern auf den Wogen des großen Wassers schwimmend, offen und redselig wie ein gutgeartetes Kind.

„Sie haben auch keinen Dank gehabt, Herr Doktor“, sagte er schließlich in den breiten vokalreichen Lauten seiner Mundart und zählte Friedrich eine Menge diesem unbekannt gebliebener Fälle auf, wo ihm Gutes durch üble Nachrede vergolten worden war. Er meinte, daß die von Plassenberg und Umgebung, wo Friedrich gewohnt und praktiziert hatte, solcher Leute, wie er und der Doktor seien, nicht würdig wären. Für solche Leute sei der rechte Platz im Lande der Freiheit, Amerika.

Zurückgekehrt auf das Promenadendeck, wurde Friedrich durch den blonden Kapitän der „Roland“, Herrn von Kessel, in höchsteigener Person gestellt. Er sagte ihm einige freundliche Worte.

Die Kabine, in der sich Friedrich umzog, war, nun das Schiff sich stärker bewegte, ein problematischer

Aufenthalt. Eine runde, durch dickes Glas verschlossene Luke gab ihr das Licht. Sobald sich die Wand, in der sich die Luke befand, erhob und wie ein schräges Dach nach innen legte, fiel durch die Luke aus dem zerrissenen Himmel Sonnenlicht auf das gegenüberliegende, untere Mahagonibett; hier aber, auf dessen Kante sitzend, suchte sich Friedrich festzuhalten — den Kopf gebeugt — sonst stieß er an das obere Bett — und krampfhaft bemüht, die weichende Rückwärtsbewegung der Hinterwand nicht mitzumachen. Die Kabine befand sich im Turnus jener Bewegung, die man das Rollen nennt, und Friedrich mußte es manchmal vorkommen, als werde die Lukenwand zum Plafond und dieser zur rechten Seitenwand, dann wieder, als werde die Bettwand zum Plafond, hingegen dieser zur Lukenwand, wobei denn die wirkliche Lukenwand sich, als wollte sie ihn zum Aufspringen einladen, fast waagrecht vor seine Füße schob: ein Augenblick, in dem natürlich die Luke ganz unter Wasser und die Kabine verfinstert war.

Es ist nicht leicht, sich in einem Zimmer, das so in Bewegung ist, aus- und anzuziehen. Und darüber, daß es, seit er es vor einer Stunde verlassen hatte, so in Bewegung geraten konnte, war Friedrich einigermaßen erstaunt. Stiefel und Beinkleider aus dem Koffer nehmen oder über Füße und Beine ziehen, war hier eine turnerische Tätigkeit, so daß er unwillkürlich darüber ins Lachen geriet und Vergleichen anstellte, woran sich sein Lachen immer erneuerte. Man kann nicht sagen, daß dieses Lachen von Herzen kam. Er sagte, ächzend und arbeitend, solche und ähnliche Worte zu sich: Hier wird meine ganze Persönlichkeit durchgeschüttelt. Ich irrte mich, als ich annahm, daß es während der letzten zwei Jahre schon geschehen sei. Ich dachte: dein Schicksal schüttelt dich. Nun werden mein Schicksal und ich geschüttelt. Ich glaubte, ich hätte Tragik in mir. Nun poltere ich mit meiner ganzen Tragödie in

diesem knisternden Kasten umher und werde damit vor mir selbst entwürdigt. — Ich habe die Gewohnheit, über alles und jedes nachzudenken. Ich denke zum Beispiel über den Schiffsschnabel nach, der sich in jede neue Woge begräbt. Ich denke über das Lachen der Zwischendeckler nach, dieser ärmsten Leute, denen es, glaub' ich, nicht locker sitzt und die es mir also als Wohltat verdanken! Ich denke über den Lump, den Wilke, nach, der zu Hause eine bucklige Nähterin geheiratet, um ihr Erspartes gebracht und täglich mißhandelt hat und den ich soeben beinahe umarmt hätte. Ich denke über den blonden, teutonischen, etwas weichlichen Kapitän von Kessel nach, diesen nur etwas zu gedrungenen schönen Mann, der überdies hier unser absoluter Herrscher und König ist und dem man vertraut auf den ersten Blick. Und schließlich denke ich über mein eigenes fortwährendes Lachen nach und gestehe mir, daß Lachen nur in den allerseltensten Fällen geistreich ist.

Auf solche und ähnliche Art und Weise setzte Friedrich sein inneres Zwiegespräch eine Weile fort, wobei auch jene Leidenschaft im Lichte der bittersten Ironie erschien, die ihn zu dieser Reise veranlaßt hatte. Er war nun wirklich vollkommen willenlos, und in diesem Zustand, im engen Käfig, auf hohen Wogen des Ozeans, schien es ihm, als werde ihm in derbster Form das Verfahren des Schicksals und seine eigene Ohnmacht vorgehalten.

Es war immer noch eine erhebliche Anzahl Menschen an Deck, als Friedrich oben wieder erschien. Man hatte die Liegestühle der Kranken oder Siestahaltenden an den Kajütenwänden festgemacht. Die Stewards boten Erfrischungen an. Es war nicht uninteressant zu sehen, wie sie mit sechs, acht vollen Limonadengläsern über das großartig schwingende Deck balancierten. Friedrich sah sich vergeblich nach Hahlström und Tochter um.

Nachdem er einige Zeit mit aller gebotenen Vorsicht hin und her die ganze Länge des Decks ausgemessen hatte, bemerkte er die hübsche Engländerin, die er zuerst im Reading-room des Hotels zu Southampton gesehen hatte. Sie hatte es sich mit Decken und Pelzwerk an einem gegen den Wind gedeckten Platz bequem gemacht, der durch den nahen Schornstein erwärmt wurde. Ein sehr beweglicher junger Mann saß neben ihr und machte den Ritter. Er sprang plötzlich auf und begrüßte Friedrich. Nun hatte dieser zwar den Namen des Jünglings, Hans Füllenberg, bis jetzt, wie er meinte, noch nicht gehört; aber der flotte junge Mensch wußte glaubhaft zu machen, daß er gemeinsam mit Friedrich in einer bestimmten Abendgesellschaft gewesen war. Er begab sich nach irgendeinem Eisenbergwerk-Distrikt in der Nähe von Pittsburg in Pennsylvanien.

„Wissen Sie denn, Herr von Kammacher“, sagte er plötzlich, „daß die kleine Hahlström ebenfalls hier auf dem Schiffe ist?“

„Was denn für eine Hahlström?“ fragte Friedrich.

Hans Füllenberg konnte sich gar nicht genug darüber wundern, daß Friedrich die kleine Hahlström vergessen habe. Er glaubte sich doch genau zu erinnern, Friedrich gesehen zu haben, als die kleine Hahlström im Künstlerhaus zu Berlin ihren Tanz getanzt hatte.

„Wenn Sie ihn nicht gesehen haben, Herr von Kammacher, so haben Sie wirklich viel versäumt“, sagte der junge berlinische Gentleman; „erstens hatte die kleine Hahlström, als sie erschien, sehr wenig an; dann aber war, was sie machte und vorführte, wirklich bewundernswert. Es herrschte darüber nur eine Meinung.

Man trug zuerst eine große künstliche Blume herein. Die kleine Hahlström lief auf die Blume zu und roch daran. Sie tat das mit geschlossenen Augen, nachdem sie vibrierend, wie mit den Flügelchen einer Biene,

und geschlossenen Auges die Blume gesucht hatte. Plötzlich schlug sie die Augen auf und erstarrte zu Stein. Auf der Blume saß eine riesige Kreuzspinne. Nun floh sie in den entferntesten Winkel des Raums zurück. Schien es anfangs, als schwebe sie ohne Schwere über die Erde hin, so war die Art, wie das krasse Entsetzen sie nun durch den Raum geblasen hatte, noch mehr dazu angetan, sie als unwirklich erscheinen zu lassen.“

Friedrich von Kammacher hatte das Mädchen, außer bei jener Matinee im Künstlerhaus, achtzehnmal ihren furchtbaren Tanz tanzen sehen. Während der junge Füllenberg ihn mit „famos“, „großartig“, „kolossal“ und ähnlichen Kraftworten herauszustreichen versuchte, erlebte er ihn bei sich wiederum. Er sah, wie sich der kindliche Körper, nachdem er eine Weile gezittert hatte, der Blume aufs neue annäherte, und zwar nach den Rhythmen einer Musik, die durch Tamtam, Becken und Flöte ausgeführt wurde. Diese zweite Annäherung geschah durch Zwang, nicht durch Lüsternheit. Die Tänzerin hatte das erstemal feine duftende Strömungen in der Luft als Spuren benutzt, die nach dem Quell des Aromas hinleiten konnten. Ihr Mund war dabei geöffnet geblieben. Die Flügelchen ihres Näschens hatten vibriert. Das zweitemal zog ein grausiges Etwas sie an, das ihr abwechselnd Furcht, Entsetzen und Neugier erregte, wobei sie die Augen weit offenhielt und nur manchmal, um nichts zu sehen, angstvoll mit beiden Händen bedeckte.

Alle Furcht aber schien sie mit einemmal abzustreifen. Sie hatte sich ohne Grund geängstigt und nun erkannt, eine unbewegliche dicke Spinne sei im Grunde für ein Geschöpf mit Flügeln nicht gefahrbringend. Und dieser Teil ihres Tanzes war von großer Anmut und drollig überquellender Lustigkeit.

Nun begann eine neue Phase des Tanzes, die sich nachdenklich einleitete. Die junge Tänzerin wollte sich,

scheinbar in einem Zustande gesättigter Tanzlust, nach genossenem Blumenrausch mit Bewegungen wohliger Müdigkeit zur Ruhe begeben, als sie hier und da an ihrem Körper etwas wie Fäden eines Spinnwebes abstreifte. Dies war zuerst eine stillversonnene Tätigkeit, in die jedoch mehr und mehr eine sonderbare Unruhe kam, die sich allen Zuschauenden mitteilte. Das Kind hielt inne, dachte nach und wollte sich einer gewissen Besorgnis wegen, die ihm aufgestiegen war, anscheinend selbst auslachen. Im nächsten Augenblick aber erlebte es und tat dann einen erschrockenen und sehr kunstvollen Sprung, als ob es aus einer Schlinge herauswollte. Der mänadisch geworfene Schwall ihres weißblonden Haars ward hierbei eine lodernde Flut und das Ganze ein Anblick, der Rufe der Bewunderung auslöste.

Die Flucht begann, und nun war das Thema des Tanzes — der übrigens unter dem Titel „Mara oder das Opfer der Spinne“ ging — die Fiktion, als ob Mara mehr und mehr in die Fäden der Spinne verwickelt und schließlich darin erdrosselt würde.

Die kleine Hahlström befreite den Fuß und fand ihren Hals von der Spinne umschnürt. Sie griff nach den Fäden an ihrem Halse und fand ihre Hände eingeschnürt. Sie riß, sie bog sich, sie entschlüpfte. Sie schlug, sie raste und verwickelte sich nur immer mehr in die furchtbaren Fäden der Spinne hinein. Endlich lag sie zum Holz umschnürt, und man fühlte die Spinne ihr Leben aussaugen.

Da sich Friedrich von Kammacher nach der Meinung des jungen Füllenberg nicht hinreichend für die kleine Tänzerin Hahlström erwärmte, nannte er einige andere Berliner Berühmtheiten der jüngsten Zeit, die ebenfalls auf der „Roland“ die Reise nach den Vereinigten Staaten machten. Da war der Geheimrat Lars, ein in Kunst-



kreisen wohlbekannter Mann, der bei staatlichen Ankäufen von Werken der Malerei und der Plastik mitzusprechen hatte. Er ging nach Amerika, um dortige Sammlungen zu studieren. Ferner war Professor Toussaint da, ein bekannter Bildhauer, der in einigen deutschen Städten seine Denkmäler aufgestellt hatte, Werke von einem übel verwässerten berninischen Geist. Toussaint, erzählte Füllenberg, brauche Geld. Er brauche eigentlich jenes Geld, das seine Gattin verbraucht habe.

„Wenn er den Fuß auf amerikanischen Boden setzt“, meinte Hans Füllenberg, der mit dem gesellschaftlichen Klatsch Berlins gleichsam geladen war, „so hat er nicht so viel im Besitz, um auch nur die Hotelrechnung der ersten drei Tage zu begleichen.“

Fast im selben Augenblick, als Friedrich den Bildhauer, der, in einem Triumphstuhle liegend, die Bewegungen der „Roland“ mitmachte, ins Auge faßte, wurde ein sonderbarer Mann ohne Arme von einem Burschen, der ihn am Rockkragen hielt, über Deck geführt und sorgfältig durch eine nahegelegene kleine Tür in das Rauchzimmer hineinbugsiert. „Es ist ein Artist“, erklärte der junge Berliner dem Arzte, „er wird in dem New-Yorker Varieté von Webster und Forster auftreten.“

Einige Stewards balancierten über das Deck; es wurde in großen Tassenköpfen heiße Bouillon an die fröstelnden Passagiere ausgegeben. Nachdem der junge Berliner seine Dame mit Brühe versorgt hatte, ließ er sie sitzen und begab sich mit Friedrich ins Rauchzimmer. Hier herrschte natürlich Lärm und Qualm, und auch die beiden Herren zündeten ihre Zigarren an. In einem Winkel des kleinen Raumes wurde Skat gedroschen, an mehreren Tischen in deutscher und englischer Sprache politisiert. Doktor Wilhelm, der Schiffsarzt, erschien, den Friedrich bereits beim Frühstück kennen-

gelernt hatte. Er kam von der Morgeninspektion des gesamten Zwischendecks. Er nahm an Friedrichs Seite Platz. Zweihundert russische Juden waren im Zwischen-deck, die nach den Vereinigten Staaten oder nach Kanada auswanderten. Dazu kamen dreißig polnische und ebensoviele deutsche Familien, diese sowohl aus dem Süden wie aus dem Norden und dem Osten des Reiches. Doktor Wilhelm lud den Kollegen ein, am folgenden Tage die Inspektionstour mitzumachen.

Der Ton in dem kleinen Rauchzimmerchen war der des Frühschoppens, wie er in Bierstuben üblich ist: das heißt, die Männer ließen sich gehen, und die Unterhaltungen wurden mit lauten Stimmen geführt. Auch entwickelte sich jener derbe Humor und jene geräuschvolle Lustigkeit, bei der den Männern die Zeit verfliegt und die sehr vielen eine Art Betäubung und somit eine Art des Ausruhens in der Hetze des Daseins ist. Friedrich sowohl als Doktor Wilhelm waren diesem Treiben nicht abgeneigt, das ihnen, aus ihren Studienzeiten gewohnt, Erinnerungen aller Art belebte und nahe brachte.

Hans Füllenberg fand sich sehr bald durch die Gesellschaft der beiden Ärzte gelangweilt, die seiner auch übrigens fast vergessen hatten, und schlich sich zu seiner Dame zurück. Er sagte zu ihr: „When Germans meet, they must scream, drink till they get tipsy and drink Bruderschaft to each other.“

Doktor Wilhelm schien auf den Ton in diesem Rauchzimmer stolz zu sein. „Unser Kapitän“, erklärte er, „hält streng darauf, daß unsere Herren hier ungestört bleiben und die Gemütlichkeit keinen Abbruch erfährt. Mit anderen Worten, er hat es sich in den Kopf gesetzt, Damen unter keiner Bedingung zuzulassen!“ — Der Raum hatte zwei metallene Türen, die eine nach Backbord, die andere nach Steuerbord. Wenn eine davon geöffnet wurde, so mußte der Gehende oder Kommende mit der Bewegung des Schiffes und dem Druck des

herrschenden Windes jedesmal einen lebhaften Kampf bestehen. Gegen die elfte Stunde, wie täglich bei leidlichem Wetter um diese Zeit, stieg, in großer Ruhe, die massive Gestalt des Kapitäns von Kessel herein. Nachdem die üblichen Fragen nach Wind und Wetter, guten oder schlimmen Reiseaussichten einige freundliche, aber karge Antworten des Herrn Kapitäns gezeitigt hatten, nahm er am Tische der Ärzte Platz.

„An Ihnen ist ja ein Seemann verlorengegangen!“ wandte er sich an Friedrich von Kammacher, und dieser erwiderte: er müsse leider vermuten, der Kapitän irre sich; denn er, Friedrich, habe von der einen Seewassertaufe vollkommen genug und sehne sich nicht nach einer zweiten. Ein Lotsenboot hatte vor einigen Stunden, von der französischen Küste her, die letzten Neuigkeiten gebracht. Ein Schiff der Hamburg-Amerika-Linie, der erst seit einem Jahre in Dienst gestellte Doppelschraubendampfer „Nordmannia“, hatte bei der Rückfahrt nach Europa Havarie gehabt und war, etwa sechshundert Seemeilen von New York, umgekehrt und nun ohne weiteren Unfall wiederum in Hoboken angelangt. Eine sogenannte Springflut oder Springwelle hatte sich aus dem verhältnismäßig ruhigen Meer plötzlich neben dem Schiffe erhoben, und die gewaltige Wassermasse, herniederstürzend, hatte den Damensalon, die Diele des Damensalons und die des nächstfolgenden Decks bis zur Tiefe durchgeschlagen, wobei das Klavier aus dem Damensalon bis in den Schiffsraum hinuntergeschleudert worden war. Dies und anderes erzählte in seiner ruhigen Weise der Kapitän. Und weiter, daß Schweninger in Friedrichsruh bei Bismarck sei, dessen Tod man jetzt stündlich befürchten müsse.

Auf der „Roland“ war das internationale Gong noch nicht eingeführt. Ein Trompeter schmetterte ein helles

Signal durch die Kajütengänge und über Deck, zum Zeichen, daß man sich in den Speisesaal zu Tische begeben möge. Das erste dieser Trompetensignale erscholl durch das Klagen des Windes in die enge, lärmende, überfüllte Rauchkabine hinein. Der Bursche des Mannes ohne Arme erschien, um seinen Herrn zurückzuleiten. Friedrich hatte mit viel Interesse das Betragen des Herrn ohne Arme verfolgt: er war von außergewöhnlicher Frische und geistiger Regsamkeit; er sprach Englisch, Französisch und Deutsch mit der gleichen Geläufigkeit und parierte, zur allgemeinen Freude, die schnodderigen Redensarten eines jungen und geckenhaften Amerikaners, dessen Respektlosigkeit sogar vor der geheiligten Person des Kapitäns nicht haltmachen zu wollen schien.

Die Tafel im Speisesaal war in Form eines Dreizacks aufgestellt. Der geschlossene Teil der Gabel lag nach der Spitze des Schiffs zu, die drei Zinken waren nach rückwärts gerichtet. Hier, am Ende der mittelsten Zinke, war vor einer Art Kamingesims und einem Wandspiegel die blaubefrackte elegante Gestalt des Oberstewards Pfundner aufgerichtet. Herr Pfundner, zwischen vierzig und fünfzig alt, glich mit seinem weißen, sorgsam gebrannten Haar, das gepudert schien, einem Haushofmeister aus Ludwigs des Vierzehnten Zeit. Wie er mit gerade gerichtetem Haupt den schwebenden und bewegten Saal überblickte, schien er zugleich der besondere Trabant des Kapitäns von Kessel zu sein, hinter dem er stand und der, am Ende der mittelsten Zinke sitzend, zugleich der Wirt und vornehmste Gast der Tafel war. In seiner Nähe saßen der Arzt, Doktor Wilhelm, und der erste Schiffsoffizier. Da der Herr Kapitän an Friedrich Gefallen gefunden hatte, ward ihm ein Platz neben Doktor Wilhelm eingeräumt.

Nachdem etwa die Hälfte der vorhandenen Plätze besetzt war, stolperten die Kartenspieler aus der

Rauchkabine herein, und die Stewards begannen nun, auf Kommando, den Dienst zu versehen. In der Gegend der Kartengesellschaft knallten nach kurzer Zeit die Sektpropfen. Als Friedrich flüchtig den Blick dorthin richtete, hatte er plötzlich Herrn Hahlström erkannt, der aber ohne die Tochter erschienen war. Von einer Art Galerie herunter scholl ununterbrochen Tafelmusik. Auf dem Konzertprogramm, das den Namen des Schiffs, das Datum und einen Mandoline zupfenden Neger in Frack und Zylinder zeigte, waren sieben Piecen aufgeführt.

Immer noch wurde der Vorderteil des Schiffs und mit ihm der Saal samt Tischen, Tellern und Flaschen, samt den tafelnden Herren und Damen und den bedienenden Stewards, samt den gekochten Fischen, Gemüse, Braten und Mehlspeisen, samt der Musikkapelle und samt der Musik abwechselnd hoch über einen Wasserberg hinausgehoben und dann talab in die Tiefe der nächsten Woge versenkt. Die gewaltige Arbeit der Maschine durchbebte das Schiff, und die Wände des Speisesaales hatten einstweilen noch, mit fünfzehn Meilen Geschwindigkeit durch die Salzflut gedrängt, den ersten Anprall des widerstrebenden Elementes auszuhalten.

Man tafelte bei elektrischem Licht. Die graue Helle des wolkigen Wintertages, die überdies von dem Ansprung der gurgelnden Fluten gegen die Luken aller Augenblicke ausgeschlossen wurde, hätte den Raum nicht hinreichend zu beleuchten vermocht. Friedrich genoß die verwegene Situation, gleichsam in einem Walfischbauch bei frivoler Musik festlich zu tafeln — diese ganz ungeheure menschliche Dreistigkeit —, lächelnd und überwältigt von Staunen. Von Zeit zu Zeit stieß das gewaltige Schiff in seiner stetig verfolgten Bahn auf augenblicklichen Widerstand. Eine gewisse

Kombination entgegenwirkender Kräfte richtete sich gegen die Spitze des Schiffs, wo sie die Wirkung eines festen Körpers, ja zuweilen beinahe einer Klippe hervorbrachte. In solchen Augenblicken schwieg dann immer der Lärm des Gesprächs, und viele bleiche Gesichter sahen sich nach dem Kapitän oder nach der Spitze des Schiffes um.

Allein Herr von Kessel und seine Leute waren in ihre Mahlzeit vertieft und achteten dieser Erscheinung nicht, die das Schiff für Augenblicke zu einem bebenden Stillstand brachte. Sie aßen oder sprachen fort, wenn etwa, wie öfters geschah, der Wurf, Druck oder Sprung einer Wassermasse scheinbar die Wände durchbrechen wollte. Dieses mächtige, nur durch eine lächerlich dünne Wand ausgeschlossene zornige Element, das mit erstickter Wut, haßgurgelnd, dumpf hereindonnerte, schien die Seeleute nicht zu beunruhigen.

Friedrichs Blick ward immer wieder von der langen Gestalt Hahlströms angezogen. Neben ihm saß ein etwa fünfunddreißigjähriger Mann mit dichtem Schnurrbart, dunklen Wimpern und Augen, die manchmal einen scharfen, ja stechenden Glanz zu Friedrich herübersandten. Dieser Mensch beängstigte Friedrich. Es war zu bemerken, daß der schon leicht ergraute Hahlström, den man jedoch noch immer für einen schönen Mann gelten lassen mußte, sich mit gnädiger Miene von dem Fremden den Hof machen ließ.

„Kennen Sie diesen blonden, langen Herrn, Kollege?“ Friedrich erschrak und vergaß das Antworten. Er blickte nur Doktor Wilhelm, der gefragt hatte, hilflos an. „Es ist nämlich ein Australier, namens Hahlström“, fuhr dieser fort, „der uns früher ins Handwerk gepfuscht hat. Ein sonderbarer Mensch außerdem. Übrigens reist er mit einer Tochter, einem nicht uninteressanten Balg, das aber fürchterlich an der Seekrankheit leidet und sich seit der Abfahrt von Bremen noch nicht aus der

horizontalen Lage erhoben hat. Der Schwarze, der neben Hahlström sitzt, scheint, sagen wir, na, ihr Onkel zu sein.“

„Kollege, was gebrauchen Sie eigentlich für Mittel gegen die Seekrankheit?“ Mit diesen Worten suchte Friedrich, heimlich erschreckt, das Gespräch abzulenken.

„Sie hier, lieber Doktor? Ich traue ja meinen Augen nicht!“ Mit diesen Worten fühlte sich Friedrich am Fuß der Kajüttreppe, als er gerade das Deck erklimmen wollte, von Hahlström angehalten.

„Herr Hahlström! Das ist ja ein sonderbarer Zufall, wahrhaftig, das ist ja beinahe, als wenn tout Berlin sich verabredet hätte, nach Amerika auszuwandern.“ So und auf ähnliche Weise heuchelte Friedrich Überraschung, in etwas geschraubter Lebhaftigkeit.

„Baumeister Achleitner aus Wien!“ Herr Achleitner, jener Mann mit den stechenden Augen, ward hiermit durch Hahlström vorgestellt. Der Baumeister lächelte interessiert und hielt sich dabei, um nicht durch die Bewegung des Schiffes gegen die Wände geschleudert zu werden, krampfhaft an der messingnen Treppengeländerstange fest.

Auf den ersten Treppenabsatz mündete die Tür eines etwas düsteren Rauchsalons. Eine Polsterbank lief an den braun getäfelten Wänden herum, und man konnte durch drei oder vier Fenster in das Quirlen und Brodeln der Wellen hinausblicken. Den ganzen ovalen Raum zwischen den Polstern füllte ein dunkel gebeizter Tisch. „Eine geradezu gräßliche Bude, in der einem angst und bange wird“, sagte Hahlström. Im nächsten Augenblick rief ihn eine trompetenähnliche, lachende Stimme an: „Wenn wir so beibleiben, versäumt Ihre Tochter bei Webster und Forster ihren kontraktmäßig ersten Tag und ich mit, bester Hahlström. Dieses Sauwetter ist ja fürchterlich. Wir machen wahrhaftig keine acht

Knoten. Nehmen Sie sich in acht, daß Ihre Tochter nicht etwa noch obendrein Konventionalstrafe zahlen muß. Ich bin ein Tier! Ich kann acht Tage im Salzwasser liegen und sterbe nicht. Wenn wir am ersten Februar — wir haben heute den fünfundzwanzigsten — abends acht Uhr in Hoboken festmachen, so kann ich um neun quietschvergnügt auf dem Podium bei Webster und Forster stehn. Das kann Ihre Tochter nicht, bester Hahlström.“

Friedrich betrat mit den Herren das Rauchzimmer. Er hatte in dem Sprecher bereits den Mann ohne Arme erkannt. Dieser Krüppel war, wie Friedrich später durch Hahlström erfuhr, weltbekannt. Sein einfacher Name, Artur Stoß, hatte seit mehr als zehn Jahren auf den Affichen aller großen Städte der Erde geprangt und eine zahllose Menge in die Theater gezogen. Seine besondere Kunst bestand darin, alles das, wozu andere ihre Hände gebrauchen, mit den Füßen zu tun.

Artur Stoß nahm das Mittagmahl. Man hatte es ihm in diesem wenig benutzten Raum serviert, weil es unmöglich ist, einen Mann, der Gabel und Messer mit den Zehen zu fassen gezwungen ist, an der gemeinsamen Tafel essen zu lassen. Wie Artur Stoß mit seinen entblößten, sauberen Füßen Gabel und Messer zu gebrauchen verstand und trotz der starken Bewegung des Schiffs, während er bei bestem Humor die witzigsten Sachen sagte, Bissen um Bissen im Munde verschwinden ließ, das hatte für die drei Herren durchaus den Wert einer Schaustellung. Übrigens fing der Artist alsbald Herrn Hahlström und seinen Begleiter auf eine mitunter etwas bissige Weise zu foppen an, wobei er mit Friedrich Blicke wechselte, als ob er diesen weit höher einschätzte. Solche Attacken bewogen denn auch die beiden Herren, sich nach kurzer Zeit an Deck zu verziehen.

„Ich heiße Stoß!“ — „von Kammacher!“ — „Es ist



schön von Ihnen, daß Sie mir etwas Gesellschaft leisten. Dieser Hahlström und sein Trabant sind widerlich. Ich bin seit zwanzig Jahren Artist, aber ich kann solche schlappen und faulen Kerls, die selbst nichts tun mögen und dafür ihre Töchter ausnutzen... sie sind mir wie Brechpulver, ich kann sie nicht sehen. — Dabei spielt er den großen Mann! Gott bewahre, er baronisiert, er ist nicht Artist! Wo wird er denn aus den Knochen seiner Tochter Bouillon kochen. Die Nase hoch! Sieht er einen Dukaten im Dreck, und jemand von Distinktion ist zugegen, er läßt ihn liegen, er hebt ihn nicht auf. Es ist nicht zu leugnen, daß er ein gefälliges Exterieur besitzt. Er hätte das Zeug, er gäbe einen ganz talentvollen Hochstapler ab. Er macht sich's bequemer, er läßt sich lieber von seiner Tochter und von den Verehrern seiner Tochter aushalten. Es ist erstaunlich, wie viele Dumme es immer wieder gibt. Dieser Achleitner! Geben Sie bloß mal Obacht, wie Hahlström von oben herab, mit welcher Würde, den Gönner spielt. — Hahlström ist früher Bereiter gewesen. Dann ist er mit einem Kaltwasserschwindel und schwedischer Heilgymnastik verkracht. Dann ist ihm die Frau davongelaufen: eine tüchtige, arbeitsame Frau, die jetzt als Direktrice bei Worth in Paris ein brillantes Auskommen hat.“

Friedrich zog es zu Hahlström hinauf.

Das Vorleben dieses Mannes, wie er es unerwartet durch Stoß erfuhr, war ihm in diesem Augenblick gleichgültig. Was der Artist in bezug auf die Dummen sagte, die nicht aussterben, jagte Friedrich eine flüchtige Röte ins Angesicht.

Artur Stoß wurde mehr und mehr redselig. Er saß wie ein Affe: eine Ähnlichkeit, die bei jemandem, der die Füße als Hände gebrauchen muß, nicht zu vermeiden ist. Und als er die Mahlzeit beendet hatte, steckte er sich, wie irgendein anderer beliebiger Gentleman, seine Zigarre in den Mund.

„Solche Leute wie Hahlström“, fuhr er mit knabenhaft heller Stimme fort, „sind eigentlich der gesunden und geradegewachsenen Glieder nicht wert, die ihnen unser lieber Herrgott gegeben hat. Freilich es bleibt, wenn man auch wie ein olympischer Sieger gewachsen ist, immer mißlich, wenn hier oben — er klopfte an seine Stirn — zu wenig vorhanden ist. Bei Hahlström ist leider zu wenig vorhanden. Sehen Sie mich an! Ich will nicht sagen, jeder andere, aber mindestens unter zehn neun würden in meiner Lage schon als Kinder zugrunde gegangen sein. Statt dessen ernähre ich heut eine Frau, besitze eine Villa am Kahlenberge, füttere drei Kinder eines Stiefbruders durch und überdies noch eine ältere Schwester meiner Frau. Die ältere Schwester war Sängerin und hat leider ihre Stimme verloren.

Ich bin heute schon vollkommen unabhängig. Ich reise, weil ich mein Vermögen auf eine gewisse Summe abrunden will. Wenn heute die ‚Roland‘ untergeht, so kann ich sozusagen mit größter Gelassenheit Wasser schlucken. Ich habe meine Arbeit getan, ich habe mit meinem Pfunde gewuchert: für meine Frau, für die Schwester meiner Frau und für die Kinder meines Stiefbruders ist gesorgt.“

Der Bursche des Artisten erschien, um seinen armlosen Herrn zum Mittagsschlaf in die Kabine abzuholen. „Bei uns geht alles pünktlich und wie am Schnürchen“, sagte Stoß, und mit bezug auf den Burschen fuhr er fort: „Er hat seine vier Jahre bei der deutschen Marine abgedient. Ich kann bei meinen Seereisen andere Leute nicht gebrauchen. Ein Mann, der mir etwas nützen soll, muß eine Wasserratte sein.“

Oben auf Deck war es, im Vergleich zum Vormittag, still geworden. Friedrich hatte, nicht ohne Anwendungen von Schwindel, seinen Mantel aus der Kabine geholt und sich, dem Eingang zur Haupttreppe gegen-

über, auf einer Bank niedergelassen. Hahlström war nicht zu entdecken gewesen. Mit hochgeschlagenem Kragen und fest in den Kopf gedrücktem Hut geriet Friedrich in jenen Zustand der Schläfrigkeit, der für Seereisen charakteristisch ist. Dieser Zustand ist trotz der Schwere der Augenlider mit einer rastlosen Luzidität verknüpft. Vor dem inneren Auge jagen die Bilder. Es ist ein ewig kommender, ewig fliehender farbiger Strom, dessen Endlosigkeit der Seele Martern verursacht. Noch toste die sybaritische Mittagstafel, mit ihrem Tellergeklapper, mit ihrer Musik, in Friedrichs Hirn. Er hörte die Worte des Artisten. Nun hielt der Halbaffe Mara im Arm. Der lange Hahlström sah zu und lächelte. Die Wogen wuchteten gegen den Speisesaal und preßten den knackenden Rumpf des Schiffs. Bismarck, eine ungeheure Panzergestalt, und Roland, der gepanzerte Recke, lachten grimmig und unterhielten sich. Friedrich sah beide durch das Meer waten. Roland hielt die kleine tanzende Mara auf der rechten Hand. Hin und wieder fröstelte Friedrich. Das Schiff lag schief. Es wurde von einem steifen Südost auf die rechte Seite gedrückt. Die Wogen zischten und brausten gewaltig. Der Rhythmus, den die Umdrehungen der Schraubenwelle verursachten, schien Friedrich schließlich der eigene Körperhythmus zu sein. Man hörte deutlich die Schraube arbeiten. Immer nach einer bestimmten Zwischenzeit hob sich der Hintersteven des Schiffs über das Wasser heraus, und die Schraube begann in der Luft zu schnurren. Da hörte Friedrich den Wilke aus der Heuscheuer sagen: „Herr Dukter, wenn ock de Schraube ni bricht!“ Die ganze Maschine arbeitete schließlich, wie Friedrich vorkam, in seinem Gehirn. Zuweilen rief ein Maschinist dem andern Worte zu, im Maschinenraum, und man hörte den Hall von Metallschaufeln.

Friedrich fuhr auf. Es schien ihm, er sah einen Toten, schwankend, die Kajütentreppe empor auf sich zu-

laufen. Genauer betrachtend, erkannte er jenen Konfektionär, dem er bereits in Southampton begegnet war. Eigentlich glich er mehr einem Sterbenden, als er einem schon Gestorbenen glich. Er sah Friedrich an, mit einem grauenvollen Blick der Bewußtlosigkeit, und ließ sich in den zunächst zu erreichenden, von einem Steward gehaltenen Triumphstuhl hineinfallen. Wenn dieser Mann nicht unter die Helden zu rechnen ist, dachte Friedrich, so hat es niemals Helden gegeben. Oder war es etwa nicht Heroismus, was ihn immer wieder durch das Inferno solcher Reisen hindurchschreiten ließ?

Friedrich gegenüber, am Eingang der Treppe, stand ein Schiffsjunge. Von Zeit zu Zeit, wenn das Signal einer Trillerpfeife von der Kommandobrücke herunterscholl, verschwand er, um von dem gerade diensthabenden Offizier irgendeinen Befehl entgegenzunehmen. Oft verging eine Stunde und längere Zeit, ohne daß die Trillerpfeife erklang, und so lange hatte dann der hübsche Junge Ruhe, über sich und sein Schicksal nachzudenken.

Nachdem Friedrich erfahren hatte, daß er Max Pander hieß und aus dem Schwarzwald stammte, tat er die naheliegende Frage an ihn: ob sein Beruf ihm Freude mache? Er gab Antwort durch ein fatalistisches Lächeln, das die Anmut seines Kopfes noch erhöhte, aber bewies, daß es mit der Leidenschaft für den Seemannsberuf nicht weit her sein konnte.

Friedrich kam es vor, als müsse die dauernde Leidenschaft für die See eine Fabel sein. Die Uhr zeigte drei. Er war nun erst neunzehn bis zwanzig Stunden an Bord und fand, daß der Aufenthalt schon jetzt eine kleine Strapaze war. Wenn die „Roland“ nicht mit erhöhter Schnelligkeit ihre Reise fortsetzte, so hatte er acht- bis neunmal vierundzwanzig Stunden des gleichen Daseins zu überstehen. Dann aber war Friedrich wenigstens dauernd auf dem Trockenen, der Schiffs-

junge aber trat nach wenigen Tagen die Rückfahrt an.

„Wenn man dir an Land irgendwo eine gute Stelle verschaffte“, fragte ihn Friedrich, „würdest du wohl deinen Seemannsberuf aufgeben?“ — „Ja“, sagte der Junge bestimmt, mit dem Kopf nickend.

„Es ist ein ekelhafter Südost“, sagte Doktor Wilhelm, der neben der hohen Gestalt des Ersten Steuermanns vorüberging. „Wenn es Ihnen recht ist, Kollege, kommen Sie mit in meine Apotheke hinein, dort können wir ungestört rauchen und Kaffee trinken.“

Ging man das zweite, tiefer gelegene Deck der „Roland“ entlang, so passierte man, auf der Backbordseite ebenso wie auf Steuerbord, einen gedeckten Gang. Hier hatten die Offiziere ihre Schlafzimmer, und ebenso befand sich auch die Kabine des Doktors Wilhelm hier: ein verhältnismäßig geräumiger Aufenthalt, der das Bett des Doktors, Tisch, Stühle und einen gut eingerichteten Apothekerschrank enthielt.

Die Herren hatten kaum Platz genommen, als eine Schwester vom Roten Kreuz erschien, die dem Doktor über eine Patientin in der zweiten Kajüte lächelnd Bericht erstattete.

„Das ist so ein Fall, Kollege“, erklärte der Schiffsarzt, als die Schwester gegangen war, „der sich in meiner Schiffspraxis jetzt zum fünftenmal wiederholt: nämlich Mädchen, die einen Fehltritt begangen haben und, weil sie die Folgen nicht mehr verbergen können, weder aus noch ein wissen, machen Seereisen, wobei ja mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf das erwünschte Malheur zu rechnen ist. Solche Mädchen natürlich“, fuhr er fort, „ahnen nicht, daß sie bei uns typisch sind, und wundern sich, wenn unsere Stewards und Stewardessen ihnen mitunter ziemlich offenkundig die entsprechende Achtung entgegenbringen. Natürlich nehme ich mich solcher Frauensleute immer nach Kräften an, und es ist

mir auch meistens gelungen, die Schiffskapitäne zu bewegen, von dem etwa geschehenen Ereignis, sofern es glücklich vorübergegangen ist, eine Anzeige nicht zu erstatten. Denn wir haben den Fall gehabt, wo eine Frauensperson, bei der die Anzeige nicht zu vermeiden war, gleich nach der Landung aufgehängt an einem Fensterwirbel ihres Hafenquartiers gefunden wurde.“

Die Frauenfrage, meinte Friedrich, sei einstweilen, wenigstens wie sie die Frauen auffaßten, nur eine Altjungfernfrage. Die Sterilität der alten Jungfer sterilisiere die ganze Bestrebung. — Und Friedrich entwickelte seine Ideen. — Aber während er dies, da ihm seine Denkresultate geläufig waren, mechanisch tat, suchten ihn allerhand quälende Vorstellungen heim, die sich auf Mara und ihren Verehrer bezogen.

„Den leben sane Keimpunkt jeder Reform des Frauenrechts“, sagte Friedrich, Rauchwolken von sich blasend, mit äußerlicher Lebhaftigkeit, „muß das Mutterbewußtsein bilden. Die Zelle des künftigen Zellenstaats, der einen gesunderen sozialen Körper darstellen wird, ist das Weib mit Mutterbewußtsein. Die großen Reformatorinnen der Frauenwelt sind nicht diejenigen, deren Absicht es ist, es den Männern in jeder Beziehung gleichzutun, sondern jene, die sich bewußt werden, daß jeder, auch der größte Mann, durch ein Weib geboren ist: die bewußten Gebärerinnen der Geschlechter der Menschen und Götter. Das Naturrecht des Weibes ist das Recht auf das Kind, und es ist das allerschmachvollste Blatt in der Geschichte des Weibes, daß es sich dieses Recht hat entreißen lassen. Man hat die Geburt eines Kindes, sofern sie nicht durch einen Mann sanktioniert ist, unter den Schwefelregen allgemeiner und öffentlicher Verachtung gestellt. Diese Verachtung ist aber auch zugleich das erbärmlichste Blatt in der Mannesgeschichte. Der Teufel mag wissen,

wie sie schließlich zu ihrer scheußlichen absoluten Herrschaft gekommen ist.

Bildet eine Liga der Mütter, würde ich den Frauen raten“, fuhr Friedrich fort, „und jedes Mitglied bekenne sich, ohne auf Sanktion des Mannes, das heißt auf die Ehe, Rücksicht zu nehmen, praktisch und faktisch, durch lebendige Kinder, zur Mutterschaft. Hierin liegt ihre Macht, aber immer nur, wenn sie mit bezug auf die Kinder stolz, offen und frei statt feige, versteckt und mit ängstlich schlechtem Gewissen verfahren. Erobert euch das natürliche, vollberechtigte, stolze Bewußtsein der Menschheitsgebärerinnen zurück, und ihr werdet im Augenblicke, wo ihr's habt, unüberwindlich sein!“

Doktor Wilhelm, der mit Fachkreisen Fühlung hielt, kannte Friedrichs Namen und seine wissenschaftlichen Schicksale. Die verunglückte bakteriologische Arbeit Friedrichs sowie ihre blutige Abfuhr und Korrektur befand sich in seinem Bücherfach. Dennoch hatte der Name noch einen autoritativen Klang für ihn. Er horchte gespannt und fand sich im ganzen durch den Umgang mit Friedrich geschmeichelt. Übrigens wurde Doktor Wilhelm plötzlich durch die Schwester vom Roten Kreuz abgeholt.

Die kleine, verschlossene ärztliche Einsiedlerzelle, in der er sich nun allein befand, gab Friedrich Veranlassung, neuerdings über den Sinn seiner wunderlichen Reise nachzudenken. Dabei kam über ihn, im Genusse des Zigarettenrauchs und weil die „Roland“ jetzt merklich ruhiger lag, eine gewisse Behaglichkeit. Wenngleich auch dieser Behaglichkeit etwas von dem allgemeinen Nervenrausch der Seereise innewohnte. Es war und blieb sonderbar, auf einen so wunderlichen Anlaß hin, mit diesem großen Menschentransport zu gleichem Wohl und Wehe verfrachtet zu sein und nach dem neuen Erdteil befördert zu werden. Niemals im Leben hatte er wie jetzt das Gefühl gehabt, eine willenlose

Puppe des Schicksals zu sein. Aber wieder wechselten lichte mit dunklen Illusionen. Er gedachte Ingigerds, die er noch nicht gesehen hatte; und wie er die bebende Wand des niedrigen ärztlichen Konsultationsraumes anfaßte, durchdrang ihn wiederum das Glück, mit der Kleinen hinter den gleichen Wänden, über dem gleichen Kiel geborgen zu sein. Es ist unwahr! Lüge! wiederholte er halblaut immer wieder; und meinte damit die Behauptung des armlosen Krüppels, daß Hahlström die Tochter auf unehrenwerte Weise ausnütze.

Friedrich wurde durch die Rückkehr des Doktors Wilhelm fast schmerzhaft aus Träumereien geweckt. Der Schiffsarzt lachte, warf seine Mütze lachend aufs Bett und sagte, er habe eben die kleine Hahlström samt ihrem Hunde persönlich an Deck geschleppt. Das Luderchen mache förmlich Theater, wobei ihr getreuer Pudel, namens Achleitner, teils der Geprügelte, teils der Verhätschelte sei.

Diese Nachricht erfüllte Friedrich mit Unruhe.

Damals, als Friedrich die kleine Mara zum ersten Male gesehen hatte, schien sie ihm eine Inkarnation kindlicher Reinheit zu sein. Inzwischen waren allerdings Gerüchte an sein Ohr gedrungen, die den Glauben an ihre Unberührtheit ins Schwanken gebracht hatten, und solche Gerüchte waren für Friedrich die Ursache martervoller Stunden und mancher schlaflosen Nacht gewesen. Doktor Wilhelm, der sich selbst für die kleine Mara zu interessieren schien, brachte das Gespräch auf Achleitner, der ihm vertraulicherweise eröffnet hatte, er sei mit Ingigerd Hahlström verlobt. Friedrich schwieg. Es wäre ihm anders nicht möglich gewesen zu verbergen, wie tief er aufs neue erschrocken war. — „Achleitner ist ein getreuer Pudel“, fuhr Wilhelm fort. „Er gehört zu jener hündischen Sorte von Männern, die duldsam sind noch vermöge einer anderen hündischen Eigenschaft. Er läßt sich treten, er apportiert, er macht



Männchen und nimmt ein Zuckerstückchen. Sie könnte tun, was sie wollte, er würde doch, meiner Überzeugung nach, immer duldsam und von hündischer Treue sein. Übrigens, wenn es Ihnen recht ist, Kollege von Kammacher, so könnten wir ein bißchen zu den Leutchen hinaus aufs Deck — die Kleine ist spaßhaft — und könnten dabei ein bißchen Natur kneipen.“

Die kleine Mara lag in einem Triumphstuhl hingestreckt. Achleitner, der, recht unbequem, auf einem kleinen Feldstuhl saß, so daß er ihr ins Gesicht blicken konnte, hatte sie wie ein Kind bis unter die Arme in Decken gepackt. Die untergehende Sonne, über die gewaltig schwellenden Hügelungen des Meeres herüber, beleuchtete ein liebliches, gleichsam verklärtes Gesicht. Das Deck war belebt. Bei der ruhigen Lage des Schiffes hatte sich das Bedürfnis zu promenieren geltend gemacht, und es herrschte allgemein eine frisch belebte Gesprächigkeit. Die Erscheinung der kleinen Mara war etwas auffällig, da sie der Schwall ihres weiß-blonden Haares in weichen, offenen Wellen umgab. Außerdem hatte sie eine kleine Puppe in Händen, ein Umstand, von dem sich jeder Vorübergehende immer wieder ungläubig vergewisserte.

Als Friedrich das Mädchen wiedersah, das, seit Wochen vor seiner Seele schwebend, ihm gleichsam die übrige Welt verdeckt hatte, ward seine Erregung so groß, pochte sein Herz so stark gegen die Rippen, daß er, um nur die Haltung zu bewahren, sich abwenden mußte. Und noch nach Sekunden ward es ihm schwer, sich klarzumachen, daß der versklavte Zustand seines Inneren für die Umgebung nicht ohne weiteres bemerklich sein konnte.

„Ich habe schon von Papa gehört, daß Sie hier sind“, sagte das kleine Fräulein zu Friedrich und rückte dabei ihrem Püppchen die blaue Atlaskapotte zurecht. „Wollen

Sie sich nicht zu uns setzen? Achleitner, holen Sie doch bitte für Herrn von Kammacher einen Stuhl! Sie haben kurzen Prozeß gemacht“, wandte sie sich an Doktor Wilhelm. „Aber ich bin Ihnen dankbar, daß ich hier oben sein und den Sonnenuntergang sehen kann. Sie schwärmen doch auch für Natur, Herr von Kammacher?“ — „Nur für Natur“, trällerte Doktor Wilhelm und wiegte sich auf den Zehenspitzen, „hegte sie Sympathie!“ — „Ach, Sie sind frech“, sagte Ingigerd. „Der Doktor ist frech! Das sah ich im ersten Augenblick, als er mich ansah und wie er mich anfaßte!“ — „Meine liebe kleine Gnädige, ich habe Sie überhaupt, meines Wissens, nicht angefaßt!“ — „Ich danke, über die Treppe herauf. Ich hab' blaue Flecke davon bekommen.“

In solcher Weise setzte sich das Gespräch eine Weile fort, wobei Friedrich, ohne es merken zu lassen, jedes Wort, das sie aussprach, jede Miene ihres Gesichtes, die Blicke, das Zucken ihrer Wimpern belauerte. Aber auch jede Miene, jeden Ausdruck, jede Bewegung, jeden Blick, der ihr galt, faßte er eifersüchtig auf. Er konnte bemerken, wie sogar Max Pander, der Schiffsjunge, der noch immer auf seinem Posten stand, sich mit den Augen an sie festsaugte, während ein gespanntes Lächeln die vollen Lippen seines Mundes geöffnet hielt.

Man merkte Ingigerd das Vergnügen an, sich von den Huldigungen der Männer umgeben zu sehen. Sie zupfte das Püppchen, sie zupfte an ihrer seltsamen, braun und weiß gescheckten Kalbsfelljacke herum und überließ sich koketten Launen. Friedrich wandelten bei dem präziösen Ton ihrer Stimme die Entzückungen eines Trinkenden an, der am Verdursten gewesen ist. Gleichzeitig brannte sein ganzes Wesen in Eifersucht. Der Erste Steuermann, Herr von Halm, ein herrlich gewachsener Mensch, ein wahrer Turm, war hinzugetreten und wurde von Mara nicht nur mit Blicken bedacht, sondern auch mit spitzen Bemerkungen: wodurch sie

ihren Verehrern verriet, daß ihr der wettergebräunte Seeoffizier nicht gleichgültig war. „Wieviel Meilen, Herr Leutnant“, fragte Achleitner, der blaß war und etwas zu frieren schien, „haben wir wohl seit den Needles zurückgelegt?“ — „Wir laufen jetzt wieder etwas besser“, sagte Herr von Halm, „aber wir haben die letzten zwei- oder dreiundzwanzig Stunden nicht zweihundert Meilen gemacht.“ — „Auf diese Weise können wir ja bis New York vierzehn Tage brauchen“, rief Hans Füllenberg, der Berliner, etwas vorlaut in die Gruppe hinein. Er hatte die junge Engländerin von Southampton neben sich. Es zog ihn indes mit großer Gewalt in die Sphäre derer um Mara, so daß er aufsprang und seine Cœur-Dame sitzen ließ.

Er brachte den Ton, der Mara und ihren Verehrern, Friedrich von Kammacher ausgenommen, behaglich war. Es entstand eine große Lustigkeit, die sich über das ganze Promenadendeck fortpflanzte. Friedrich fühlte sich angeekelt inmitten dieser Orgie der Banalität; er löste sich los, um mit seinen Gedanken allein zu sein.

Das Deck, das um die Mittagszeit von Wasser getrieft hatte, war jetzt wieder vollständig trocken geworden. Friedrich hatte sich an das äußerste hintere Ende des Steamers gewagt und blickte zurück über die breite, schäumende Straße des Kielwassers. Er atmete auf, zufrieden, nicht mehr im engen Banne des kleinen weiblichen Dämons zu sein. Plötzlich war eine lange Spannung der Seele ausgeglichen. Jetzt schämte er sich seiner Haltlosigkeit, und seine Leidenschaft gerade zu dieser kleinen Person schien ihm lächerlich. Er schlug insgeheim an seine Brust und klopfte sich ungeniert mit den Kniebeln der Rechten, wie um sich zu wecken, gegen die Stirne.

Noch immer stand die Bewegung der frischen Brise schräg gegen den Schiffskörper, der ein wenig nach der

Seite lag, wo die Sonne, einen gewaltigen braunen Brand erzeugend, soeben versinken wollte. Diese Sonne, unter der ein steinkohlfarbiges Meer in ruhig wandernden Bergen braune, erdige Schaumkämme langsam wälzte... dieses Meer und schließlich der durch schweres Gewölke zerklüftete Himmel waren für Friedrich wie Sätze einer Weltsymphonie. Für jemand, der sie empfindet, sagte er sich, ist trotz ihrer furchtbaren Herrlichkeit eigentlich kein Grund vorhanden, sich klein zu fühlen.

Er stand in der Nähe des Logs, dessen lange Schnur im Ozean nachschleifte, und wandte sich in die Fahrtrichtung um. Vor ihm bebte das mächtige Schiff. Der Qualm seiner beiden Schornsteine wurde mit der Bewegung der Luft von den Mündungen fort auf das Wasser gedrückt, und man sah einen melancholischen Zug von Gestalten, Witwen in langen Kreppschleiern, händeringend, in stummen Klagen, wie in eine unendliche Dämmerung der Verdammnis davonwandern. Zwischenhinein hörte Friedrich die Laute der schwatzenden Passagiere. Er stellte sich vor, was alles hinter den Wänden dieses rastlos gleitenden Hauses vereinigt war, wieviel Suchendes, Fliehendes, Hoffendes, Bangendes sich darin zusammengefunden hatte; und mit dem allgemeinen großen Staunen wurden in Friedrichs Seele wieder einmal jene noch immer ohne Antwort gebliebenen großen Fragen wach, die mit Warum? und Wozu? den dunklen Sinn des Daseins berühren.

Friedrich hatte nicht bemerkt, wie er promenierend wieder in die Nähe der kleinen Ingigerd Hahlström gekommen war. „Sie werden gewünscht“, sagte da plötzlich eine Stimme. Doktor Wilhelm, der gesprochen, aber zugleich bemerkt hatte, wie sein Kollege zusammenfuhr, entschuldigte sich. „Sie träumen wohl! Sie sind ja ein Träumer!“ so rief nun die kleine Mara Friedrich an.

„Kommen Sie zu mir“, fuhr sie fort, „die dummen Leute, die um mich sind, gefallen mir nicht.“ Sechs, acht Herren die um sie herstanden, lachten auf und entfernten sich, Achleitner ausgenommen, mit humoristisch betonter Folgsamkeit. „Na also, was sitzen Sie denn noch, Achleitner?!“ Damit hatte auch dieser den Laufpaß gekriegt. Friedrich bemerkte, wie die Vertriebenen in einigem Abstand Paare oder Gruppen bildeten und in jener besonderen Art miteinander tuschelten, wie sie bei Herren, die ihren Spaß mit einem nicht gerade prüden weiblichen Wesen gehabt haben, üblich ist.

Eigentlich mit einer Art Scham, jedenfalls aber mit ausgesprochenem Widerwillen nahm Friedrich in diesem Augenblick den noch warmen Sessel Achleitners ein, und Mara begann für Natur zu schwärmen.

Sie sagte: „Ist nicht alles am hübschesten, wenn die Sonne untergeht? Mir macht es Spaß, mir gefällt es wenigstens“, fügte sie sich entschuldigend hinzu, als Friedrich das Gesicht verzog und sie deshalb glauben mußte, daß er ihre Bemerkung mißbillige. Sie ging dann über zu Sätzen, die alle damit begannen: „ich will das nicht, ich mag jenes nicht, ich liebe nicht dies oder das“, und so fort. Wobei sie inmitten des ungeheuren kosmischen Dramas, das sich vor ihren Sinnen vollzog, vollkommen nüchtern und anteillos den anmaßlichen Dünkel eines verzogenen Kindes entwickelte. Friedrich wäre am liebsten aufgesprungen. Er zupfte nervös an seinem Schnurrbärtchen, und sein Gesicht nahm eine mokante Starrheit an. Sie merkte das wohl und ward durch diese ihr ungewohnte Art einer Huldigung merklich beunruhigt.

Friedrich war niemals körperlich krank gewesen, dagegen zeigte er hie und da eine leidenschaftliche Sonderbarkeit. Die Freunde wußten, daß er in guten Zeiten ein überdeckter Krater, in weniger guten ein feuerspeiender war. Scheinbar gleich fern, seinem

Äußeren nach, von Weichlichkeit und von Brutalität, hatte er dennoch weiche und brutale Anwandlungen. Zuweilen kam ihn ein dithyrambischer Raptus an, besonders wenn er ein bißchen Wein in den Adern hatte. Dann sprang er umher und schwärmte, wenn es bei Tage war, laut und pathetisch die Sonne, nachts die Sternbilder an und rezitierte eigene Gedichte.

Die kleine Mara empfand Friedrich als eine nicht ungefährliche Nachbarschaft. Aber wie sie nun einmal war, reizte es sie, mit dem Feuer zu spielen. „Solche Leute“, sagte sie, „die sich besser dünken als andere, liebe ich nicht.“ — „Ich um so mehr, denn ich bin Pharisäer“, entgegnete Friedrich. Nun aber erklärte er ganz brutal: „Ich finde, daß Sie für Ihre Jahre reichlich naseweis und rechthaberisch sind. Ihr Tanz hat mir eigentlich besser gefallen.“ Hierbei war ihm ungefähr so zumute, als ob er sich selber schmerzhaft maßregelte. Mara sah ihn mit einem skurrilen Lächeln an. „Nach Ihren Begriffen“, kam es endlich von ihren Lippen, „muß wohl ein junges Mädchen höchstens reden, wenn es gefragt wird, und jedenfalls ohne eigene Meinung sein. Sie sehen so aus, als könnten Sie nur ein Mädchen lieben, das immer nur von sich selber sagt: ‚Bin doch ein arm unwissend Kind, begreife nicht, was er an mir find't.‘ Ich liebe nicht solche dummen Geschöpfe.“ Als Friedrich, der auf eine schreckliche Weise ernüchtert war, sich erheben wollte, hielt sie ihn mit einem eigensinnig schmollenden „Nein“ zurück. „Ich habe Sie schon in Berlin während des Tanzens immer ansehen müssen“, fuhr sie fort und hielt ihr Püppchen quer vor die Lippen, so daß ihr Näschen gequetscht wurde. „Ich empfand schon damals etwas wie ein Band zwischen uns; ich wußte, wir würden uns noch begegnen.“ Friedrich erschrak. Er täuschte sich keinen Augenblick über die Tatsache, daß dies eine oft von ihr benutzte Form der Anknüpfung und im Kern eine Lüge war. „Sind sie

eigentlich schon verheiratet?“ hörte er, ehe er noch recht zur Besinnung kam, erbleichte tief und schickte sich an, zu antworten.

Er sagte, aber keineswegs freundlich, sondern beinahe hart und abweisend: „Es wäre ganz gut, Fräulein Hahlström, wenn Sie mich, bevor Sie mich als einen unter vielen behandeln, genauer ansehen möchten. An das Band, das uns verknüpfen soll, besonders verknüpfen soll, glaube ich einstweilen noch nicht. Sie haben während des Tanzes nicht nur mich, sondern alle Welt angesehen!“

Ingigerd lachte kurz und sagte: „Sie fangen gut an, mein Bester; halten Sie mich etwa für Jeanne d'Arc, die Jungfrau von Orleans?“

„Nicht gerade für das“, gab Friedrich zurück, „aber wenn Sie gestatten, so möchte ich Sie doch für eine junge und distinguierte Dame halten dürfen, deren Ruf mit gar nicht zu übertreibender Sorgfalt vor jeder leisesten Trübung zu bewahren ist.“

„Ruf?“ sagte das Mädchen, „Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß so was jemals von Interesse für mich gewesen ist. Zehnmal lieber verrufen sein und nach eigenem Gefallen leben, als sterben vor Langerweile und dabei im besten Rufe stehen. Ich muß mein Leben genießen, Herr Doktor.“ An diese Worte, die Friedrich äußerlich ruhig anhörte, schloß Ingigerd eine respektable Reihe von Konfidenzen, deren Inhalt einer Lais oder Phryne würdig gewesen wäre. Friedrich möge sie immerhin bemitleiden, sagte sie, aber niemand solle sich Sachen über sie einbilden. Jeder, der mit ihr umgehe, müsse genau wissen, wer sie sei. Bei diesen Worten verriet sie deutlich eine gewisse angstvolle Wahrhaftigkeit, die vor Enttäuschung bewahren will.

Als die Sonne hinunter war und Ingigerd, immer mit einem wollüstig bösen Lächeln, ihre grausame Beichte beendet hatte, fand Friedrich sich vor die Tatsache eines weiblichen Jugendlebens gestellt, wie es ihm so aben-

teuerlich und verwildert, selbst in seiner Praxis als Arzt, noch nicht vorgekommen war. Achleitner und der Vater Hahlström, die das Mädchen von Deck holen wollten, waren mehrmals heftig durch es vertrieben worden. Friedrich brachte schließlich Mara in ihre Kabine zurück.

In seiner eigenen Kabine warf sich Friedrich, so wie er war, aufs Bett, um das Unfaßliche durchzudenken: er seufzte, er knirschte, er wollte zweifeln. Er sagte mehrmals laut ein „Nein“ oder ein „Unmöglich“ und schlug dabei mit der Faust gegen die nahe Matratze des oberen Bettes; und schließlich hätte er schwören mögen, daß diesmal in der ganzen frechen Erzählung des Mädchens nichts gelogen war. „Mara oder das Opfer der Spinne.“ Jetzt begriff er auf einmal ihres Tanzes Titel und Gegenstand. Sie hatte getanzt, was sie früher gelebt hatte.

Ich hab' mein Sach auf nichts gestellt: mit diesem inneren Kehrreim begleitete Friedrich während der Abendtafel seine etwas gequälte, äußerlich überschäumende Lustigkeit. Er und der Schiffsarzt tranken Champagner. Schon bei der Suppe hatte Friedrich die erste Flasche bestellt und sogleich mehrere Kelche hinuntergegossen.

Je mehr er trank, um so weniger schmerzte ihn seine Wunde, um so wundervoller erschien ihm die Welt, will sagen, sie schien ihm voller Wunder und Rätsel zu sein, von denen umgeben, von denen durchdrungen er selbst den Rausch eines Abenteurerdaseins genoß. Er war ein glänzender Unterhalter. Er popularisierte dabei mit Glück seinen Bildungsschatz. Er besaß überdies einen leichten Humor, der ihm auch dann zu Gebote stand, wenn bittere Humore, so wie jetzt, den tiefen Grund seiner Seele bevölkerten. So kam es, daß die Kapitänsecke an diesem Abend unter dem Bann seines Geistes stand.



Er trug jenen Glauben an die alleinseligmachende Kraft der Wissenschaft und des modernen Fortschritts zur Schau, der ihn eigentlich schon verlassen hatte. In dem festlichen Glanz von zahllosen Glühlampen, aufgeregt durch Wein, Musik und den rhythmisch pulserenden Gang des wandernden Schiffskörpers, schien ihm indessen wirklich zuweilen, als wenn die Menschheit, mit klingendem Spiel, auf einer festlichen Prozession nach den glückseligen Inseln begriffen wäre. Vielleicht würde der Mensch dereinst mit Hilfe der Wissenschaft unsterblich. Man würde Mittel und Wege finden, die Zellen des Körpers jung zu erhalten. Man hatte jetzt schon tote Tiere durch Einspritzen einer Salzlösung zum Leben erweckt. Er sprach von den Wundern der Chirurgie, die oft das Gesprächsthema bilden, wenn der Gegenwartsmensch sich der ungeheuren Überlegenheit seines Zeitalters bewußt werden will. Binnen kurzem würde die soziale Frage durch die Chemie gelöst und Nahrungssorge den Menschen eine gewesene Sache sein. Die Chemie nämlich stehe dicht vor der Möglichkeit, tatsächlich aus Steinen Brot zu machen, was bisher nur der Pflanze gelang.

Mit Grauen dachte Friedrich mitten im Trubel aller Betäubungen an den Beginn der Schlafenszeit. Er wußte, daß er kein Auge schließen würde. Er ging nach Tisch mit dem Arzt in den Damensalon, von da in das Rauchzimmer. Nicht lange, so trat er wieder an Deck heraus, wo es finster und öde geworden war und der Wind wieder heftig und kläglich durch das Takelwerk der Notmasten greinte. Es war bitter kalt, und Friedrich schien es, als ob Schneeflocken seine Wangen streiften. Endlich mußte er sich entschließen, zur Ruhe zu gehn.

Zwei Stunden lang, etwa die Zeit zwischen elf und ein Uhr nachts, befand er sich, auf seiner Matratze zusammengekrümmt, meist im Zustande wachen Grübelns und zuweilen, auf kurze Zeit, in einem ziemlich

qualvollen Dämmer, zwischen Wachen und Schlaf. In beiden Zuständen ward seine Seele von einem Zudrang visionärer Bilder aufgeregt; zuweilen war es ein wilder Reigen, zuweilen ein starres, quälendes Einzelgesicht, das nicht weichen wollte. Alles in allem bestand ein rettungsloser Zwang, das innere Auge für die Spiele fremder Mächte offenzuhalten. Er hatte die Lampen abgestellt, und nun, in der Dunkelheit, wo der äußere Sinn des Auges unbeschäftigt blieb, empfand er doppelt, was ihm Gehör und Gefühl vermittelten: alle Geräusche und Bewegungen des gewaltigen Schiffs, das seinen Kurs durch die mitternächtliche See gleichmäßig fortsetzte. Er hörte das Wühlen des Propellers in seiner Rastlosigkeit. Es war wie das Arbeiten eines gewaltigen Dämons, der in die Fron der Menschheit gezwungen war. Er hörte Rufen, Schreiten, wenn die Kohlenarbeiter die Schlacken der gewaltigen Herde in den Ozean schütteten. Fünfundzwanzigtausend Zentner Kohlen wurden mit der Speisung dieser Herde während der Fahrt nach New York verbraucht.

Im übrigen war Friedrichs Vorstellungswelt im Banne Maras und manchmal im Banne seiner zurückgelassenen Frau, deren Leiden er sich zum Vorwurf machte, jetzt, wo Ingigerd Hahlström seine Neigung entwürdigte hatte. Seine ganze Psyche schien in den Zustand der Reaktion gegen das Gift dieser Leidenschaft geraten zu sein. Ein schweres Fieber raste in ihm. Und das, was in diesem Zustand sein Ich vertrat, war nach dem Du, nach Mara, auf einer wütenden Jagd begriffen. Er griff sie auf in den Straßen Prags und schleppte sie zu der Mutter zurück. Er entdeckte sie in verrufenen Häusern. Er sah sie im Hause eines Mannes stehen, der sie aus Mitleid aufgegriffen und mit in die Wohnung genommen hatte, wo sie, von ihm verschmäht, Stunde um Stunde weinend am Fenster stand. Friedrich hatte den teutschen Jüngling noch nicht völlig abgestreift. Das alte

verschlissene Ideal der „deutschen Jungfrau“ besaß im Grunde noch für ihn seinen Heiligenschein. Aber sooft auch Friedrich Mara bei scheußlichen Dingen ertappte, sooft er sie in seinen Phantasien von sich stieß, ihr Bild mit allen moralischen Kräften seines Wesens zu tilgen suchte, ihr goldumlocktes Antlitz, ihr weißer gebrechlicher Mädchenleib traten durch jeden Vorhang, durch jede Mauer, durch jeden Gedanken wieder hervor, gleich unzerstörbar durch Gebet wie durch Fluch.

Kurz nach ein Uhr nachts wurde Friedrich aus seiner Koje geworfen. Im nächsten Augenblick taumelte er gegen das Bett zurück. Es konnte ihm nicht verborgen bleiben, daß die „Roland“ wieder in bewegtere Gegenden des Atlantik geraten war und das Wetter sich wieder verschlimmert hatte.

Zwischen fünf und sechs Uhr des Morgens bereits war Friedrich an Deck. Er hatte den gestrigen Platz, auf der Bank gegenüber der Stiege hinunter zum Speisesaal, wieder eingenommen. Von dorthier brachte sein Steward, ein junger, unermüdlicher Mensch, gebürtig aus der Provinz Sachsen, ihm heißen Tee und Zwieback herauf: Dinge, die not taten.

Immer wieder wurde das Deck von Seewasser überspült. Von dem Dache des kleinen Überbaus, der die Treppe schützte, stürzten mitunter Ströme von Wasser herab, so daß der kleine Kollege Panders, der jetzt dort Wache hielt, ganz durchnäßt wurde. Die „Roland“ trug bereits Eiskristalle an ihren Notmasten und in ihrem Takelwerk. Regen und Schneegestöber wechselten. Und der graue trostlose Dämmer des Morgens, mit seinem Aufruhr, dem Heulen, Pfeifen und Winseln des heftigen Winds um Masten und Takelwerk, mit seinem wilden und allgemeinen Gezisch und Gerausch, wollte, so schien es, sein Dasein verewigen.

Die Hände an seinem gewaltigen Teegläse wärmend, blickte Friedrich mit glühenden, wie es ihm vorkam, eingesunkenen Augen jeweilig über die sich gerade senkende Bordwand des rollenden und stampfenden Schiffes hinaus. Er fühlte sich leer. Er fühlte sich stumpfsinnig, ein Zustand, der ihm indessen nach der nächtigen Bilderflucht willkommen war. Immerhin erfrischte ihn auch die starke, feuchte, bromreiche Luft und auf der Zunge der Salzgeschmack. Bei leisem Frösteln, unter dem hochgeklappten Kragen seines Mantels, meldete sich sogar eine angenehme Schläfrigkeit.

Dabei empfand er den Wogenaufruhr und den Kampf des schwimmenden Hauses in seiner vollen Großartigkeit: die Schönheit und Kraft des bestimmten Kurses, womit es die rollenden Höhenzüge durchschnitt oder eigentlich mit immer neuem, gelassenem Todesmut durchbrechen mußte. Friedrich lobte bei sich das wackere Schiff, als ob es lebendig wäre und seine Erkenntlichkeit zu beanspruchen hätte.

Kurz nach sieben erschien ein dünner und schlanker Mensch in Schiffsuniform, der sich Friedrich langsam näherte. Er führte den Finger leicht an die Mütze und fragte: „Sind Sie Herr von Kammacher?“

Als Friedrich bejahte, zog er einen Brief aus der Brusttasche, erklärte, daß er gestern mit der Lotsenpost von Frankreich eingetroffen sei, aber nicht sofort zugestellt werden konnte, weil der Name Kammacher in der Passagierliste nicht zu finden gewesen wäre. Der Herr hieß Rinck und hatte das deutsch-amerikanische See-postamt an Bord der „Roland“ unter sich.

Friedrich versteckte den Brief, auf dem er die Hand seines Vaters erkannt hatte. Er fühlte, wie seine Lider unter einem heißen Andrang sich schließen mußten.

Doktor Wilhelm traf Friedrich in einer weichen Stimmung an.

„Ich habe geschlafen wie ein Bär“, sagte der Schiffsarzt, und man merkte an seinem gesunden und erfrischten Gesichte, der behaglichen Art seines Dehnens und Gähnens, daß er sich wirklich von Grund aus erfrischt hatte. „Kommen Sie nach dem Frühstück mit ins Zwischendeck? Eh wir gehen, machen wir uns aber in meiner Apotheke erst mit Insektenpulver kugelfest.“

Dies war geschehen. Die Herren hatten gefrühstückt: Bratkartoffeln und kleine Koteletts, ham and eggs, gebratene Flunder und anderen Fisch. Dazu hatten sie Tee und Kaffee getrunken; nun begaben sie sich ins Zwischendeck.

Als sie sich einigermaßen an das dort herrschende Zwielficht gewöhnt hatten — jeder hielt sich, um nicht zu fallen, an einem der senkrechten eisernen Träger der Decke fest —, sahen sie sich einem am Boden ächzenden, jammernden, schreienden, geschüttelten Menschengewimmel gegenüber. Die Ausdünstungen vieler Familien russischer Juden mit Kind und Kegel, Sack und Pack verdarben die Luft, da es nicht möglich war, Luken zu öffnen. Blasse Mütter, mehr tot als lebendig, mit offenen Mündern und geschlossenen Augen daliegend, hatten Säuglinge an der Brust, und es war furchtbar zu sehen, wie sie willenlos hin und her gerollt, von den Konvulsionen des Brechreizes gemartert wurden. „Kommen Sie“, sagte Doktor Wilhelm, der etwas wie Schwindel im Gesicht des Kollegen bemerkt hatte, „beweisen wir unsere Überflüssigkeit!“ Aber Doktor Wilhelm, von der Krankenschwester begleitet, konnte doch hie und da etwas Gutes tun. Er verordnete Trauben und andere Genußmittel, die aus den Speisekammern der ersten Kajüte geliefert wurden.

So ging es von Abteilung zu Abteilung, mit nicht geringer Mühe und Anstrengung, wo sich überall Elend auf der Flucht vor dem Elend zusammendrängte. Selbst

auf den bleichen Gesichtern derer, die sich irgendwo in diesem schwankenden Schubfach der Verzweiflung aufrecht hielten, lag ein Ausdruck finster-gehässiger Bitterkeit. Es war hier auch manches hübsche Mädchen zu finden. Die Blicke der Ärzte und dieser Mädchen trafen sich. Eine große Gefahr, eine große Not läßt das Leben des Augenblicks begehrllicher auflodern. Es ist eine tiefe Gleichheit, die da von den Menschen empfunden wird. Zugleich erzeugt sich Verwegenheit.

Friedrich blieb der tiefe und finstere Blick einer jungen russischen Jüdin in Erinnerung. Wilhelm, dem es wohl nicht entgangen war, daß sein Kollege auf das Mädchen und dieses auf ihn Eindruck gemacht hatte, konnte sich nicht enthalten, diese Tatsache zu berühren, indem er Friedrich lachend beglückwünschte.

Im Weiterschreiten sahen die Herren sich durch Wilke gestellt und mit grölender Stimme angerufen. Das Bild des Landmannes aus der Heuscheuer hatte sich inzwischen verändert, weil er augenscheinlich dem Jammer seines Zustandes durch Genuß von Schnaps entgegenzuwirken versucht hatte. Wilhelm schnauzte ihn an, da Wilke seiner Umgebung lästig, ja gefährlich war. In seiner Betrunkenheit schien er sich für verfolgt zu halten. Sein geöffnetes Bündel schmutziger Lumpen lag neben Käse und Brotresten auf der Matratze, und er hatte sein offenes Taschenmesser, eine Art Nickfänger, in der Rechten.

Wilke schrie, er sei von seinen Nachbarn, von den Stewards, von den Matrosen, von dem Proviantmeister, vom Kapitän bestohlen worden. Friedrich nahm ihm das Messer weg, redete ihn bei Namen an und führte ihm, indem er eine Narbe am struppigen Halse des Gewaltkerls anfaßte, zu Gemüt, daß er nach einer Messerstecherei von ihm schon einmal genäht und mit knapper Not am Leben erhalten worden sei. Wilke erkannte Friedrich und wurde ruhiger.

Als die beiden Ärzte wieder emporgestiegen waren und die reine Luft des Ozeans atmeten, hatte Friedrich die Empfindung, einer erstickenden Hölle entronnen zu sein.

Sie schritten mit vieler Mühe über das nasse, leere Deck, das immer wieder von überkommenden Wogen gebadet wurde. Aber es war ein befreiender Graus, der Friedrich erfrischte. Um den Brief von Hause zu lesen, den er beinahe vergessen hatte, begab er sich in den Damensalon. Einige jener Damen, die von der Seekrankheit nicht zu leiden hatten, saßen dort vereinzelt umher, in einem schlaffen, ermüdeten Zustand. Das ganze Gemach roch nach Plüsch und Lack, hatte Spiegel in Goldrahmen und einen Konzertflügel. Der Tritt der Füße wurde durch einen Teppich lautlos gemacht.

Friedrich von Kammachers Vater schrieb:

Lieber Sohn!

Ich weiß nicht, ob dieser Brief Dich treffen wird und wo er Dich treffen wird. Vielleicht erst in New York, wo er möglicherweise später als Du eintrifft. Eigentlich solltest Du den Gruß Deines alten Vaters und Deiner guten Mutter noch mit auf Deine uns einigermaßen überraschende Reise nehmen. Aber wir sind ja gewohnt an Überraschungen durch Dich, da wir ja Dein Vertrauen schon seit langem nur in sehr bedingtem Maße genießen. Ich bin Fatalist und übrigens weit entfernt davon, Dich mit Vorwürfen zu ennuyieren. Es ist aber schade, daß sich seit der Zeit Deiner Mündigkeit so viele Gegensätze in unserem Denken und Handeln aufgetan haben. Gott weiß es, daß das sehr schade ist. Hättest Du doch manchmal auf mich gehört... doch wie gesagt, mit „hättest Du doch“ und ähnlichen Redensarten, die nachhinken, ist nichts auszurichten! — Lieber Junge, da Du nun einmal vom Schicksal in bitterer Weise heimgesucht worden bist — ich sagte Dir gleich, Angele stammt aus einer ungesunden Familie —, so halte jetzt wenig-

stens Kopf und Nacken hoch; denn wenn Du das tust, ist nichts verloren. Ich möchte Dich ganz besonders bitten, daß Du Dir den Unsinn mit der fehlgeschlagenen Bazillenriecherei nicht etwa zu Herzen nimmst. Ich sage Dir jetzt nicht zum erstenmal, daß ich den ganzen Bazillenlärm für Schwindel halte. Pettenkofer schluckte ja auch eine ganze Typhusbazillen-Kultur, ohne daß es ihm etwas anhatte. Meinethalben geh' nach Amerika: das braucht durchaus kein übler Gedanke, keine verfehlte Unternehmung zu sein. Ich kenne Leute, die sind von dort, nachdem sie hier in Europa Schiffbruch gelitten hatten, als beneidete, umschmeichelte Millionäre zurückgekommen. Und ich zweifle nicht, Du hast, nach allem, was Du erleben mußtest, reichlich und reiflich den Schritt erwogen, den Du nun tust ...

Mit einem Seufzer und einem kurzen, beinahe unhörbaren Auflachen faltete Friedrich den Brief zusammen. Er wollte ihn später zu Ende lesen. Da bemerkte er jenen amerikanischen Schlingel, an dem er sich schon gestern geärgert hatte, im Flirt mit einer jungen Dame, wie er wußte, einer Kanadierin. Er wollte seinen Augen nicht trauen, als plötzlich in dem feuergefährlichen Raum ein Häufchen schwedischer Zündhölzer aufloderte, das der Jüngling in Brand gesteckt hatte. Ein Steward kam und bemerkte, in aller Bescheidenheit sich zu dem Dandy niederbeugend, daß er die Pflicht habe, ihn auf das Unstatthafte seines Tuns hinzuweisen. Worauf ihn jener mit einem „Get out with you, idiot“ fortschickte.

Friedrich zog den Brief seiner Mutter hervor und mußte, bevor er zu lesen begann, flüchtig über die Frage nachdenken, welch ein Stoff wohl im Schädel des jungen Amerikaners das Hirn vertreten möchte. Die Mutter schrieb:



## Geliebter Sohn!

Die Gebete Deiner Mutter begleiten Dich. Du hast viel erfahren, viel erlebt und viel erlitten bei jungen Jahren. Damit Du aber gleich auch etwas Freudiges zu hören bekommst, wisse: Deine Kinderchen sind wohlauf. Ich habe mich vor drei Tagen überzeugt, daß sie es bei dem jovialen Pastor Mohaupt gut haben. Albrecht hat sich prächtig herausgemacht, Bernhard, der ja mehr seiner Mutter ähnelt und immer ein schweigsamer Junge gewesen ist, erschien mir frischer und auch gesprächiger, und es scheint, daß ihm das Leben im Pastorhause und in der Landwirtschaft Freude macht. Herr Mohaupt meint, beide Jungens seien keineswegs unbegabt. Sie haben bei ihm bereits den ersten lateinischen Unterricht. Die kleine Annemarie fragte mich schüchtern nach Mama, aber ganz besonders und oft nach Dir. Ich habe gesagt, in New York oder Washington sei ein großer Kongreß, wo sie der schrecklichen Tuberkulose — Auszehrung oder Schwindsucht, sagte ich — mal endlich den Garaus machen würden. Junge, komm nur bald in das liebe alte Europa zurück!

Ich habe mit Binswanger eine lange Unterredung gehabt. Er sagte mir, daß Deine Frau hereditär belastet ist. Das Leiden habe in ihr gelegen und würde unbedingt früher oder später ausgebrochen sein. Er sprach auch von Deiner Arbeit, liebes Kind, und meinte, Du möchtest Dich nur nicht ducken lassen. Vier, fünf Jahre eifriger Arbeit, und Deine Schlappe sei wettgemacht. Mein lieber Friedrich, folge doch Deiner alten Mutter und wende Deine Seele vertrauensvoll zu unserem lieben himmlischen Vater zurück! Ich glaube, Du bist ein Atheist. Lache nur über Deine Mutter! Glaube mir, wir sind nichts ohne Gottes Beistand und Gottes Gnade! Bete manchmal: es schadet nichts! Ich weiß, wie Du Dir in mancher

Beziehung mit Unrecht Angeles wegen Vorwürfe machst. Binswanger sagt, in dieser Beziehung könntest Du vollkommen ruhig sein. Aber wenn Du betest, glaube mir, wird Gott jeden Gedanken an Schuld aus Deiner geängsteten Seele nehmen. Du bist nicht viel über dreißig hinaus. Ich aber ebensoviel über siebzig. Mit der Erfahrung von vierzig langen Jahren, die ich vor Dir, meinem Jüngsten, voraushabe, sage ich Dir, Dein Leben kann sich noch so gestalten, daß Du eines Tages von Deinen jetzigen Nöten und Leiden kaum noch die Erinnerung hast. Die Tatsachen werden Dir zwar vor dem Geiste stehen: allein Du wirst vergeblich versuchen, Dir das lebendige Leiden und Fühlen vorzustellen, das für Dich heute damit verknüpft ist. Ich bin eine Frau. Ich habe Angele liebgehabt. Dennoch habe ich sie und Dich und Dich und sie mit ganz gerechtem Sinne beobachtet. Glaube mir: sie hätte mitunter jeden Mann zur Verzweiflung gebracht.

Der Schluß des Briefes war mütterliche Zärtlichkeit. Friedrich fand sich im Geist an das Nähtischfenster seiner Mutter versetzt und küßte ihr Scheitel, Stirn und Hände.

Als Friedrich aufblickte, sah er den Steward, der abermals zu dem Dandy getreten war, und hörte, wie dieser ihn auf gut Deutsch mit den lauten Worten: „Der Kapitän ist ein Esel!“ fortschickte. Ein Wort, das allen wie ein elektrischer Schlag durch die Nerven ging. Dabei brannte schon wieder der Scheiterhaufen mit einem schwanken Flämmchen durch den von bänglichem Dämmer beladenen, feuergefährlichen Raum.

Friedrich präparierte im Geist sauber, nach allen anatomischen Kunstregeln, das Kleinhirn und Großhirn des Jünglings heraus, gleichsam um das Zentrum der Stupidität, die ohne Zweifel die ganze Seele des jungen Amerikaners ausmachte, vor den Studierenden bloßzulegen.

Und außerdem war die hier zutage tretende Frechheit, die vielleicht auch im Hirn ihre Zentralstelle hatte, ein Ding von der größten Seltenheit. Friedrich von Kam-macher mußte lachen und empfand inmitten der Heiter-keit, daß er nun insofern einer neuen Freiheit genoß, als Mara, die kleine Ingigerd Hahlström, keine Gewalt mehr über ihn hatte, ja ihm beispielsweise weniger als die dunkle Jüdin bedeutete, die er vor kaum einer Viertelstunde zum ersten Male erblickt hatte.

Kapitän von Kessel trat herein. Er nahm, nachdem er Friedrich mit leichtem Nicken des blonden Kopfes begrüßt hatte, am Tisch einer älteren Dame Platz, die sogleich lebhaft auf ihn einredete. Es wurden inzwischen Blicke gewechselt zwischen dem jungen Dandy und der schönen Kanadierin, die bleich und vergangen, aber kokett im Fauteuil lehnte. Friedrich urteilte, daß sie eine Frau von ungewöhnlicher, südlicher Schönheit wäre: gerade Nase, vibrierende Flügelchen, starke, edelgeschwungene Brauen, schwarz, wie das Haupthaar, und der schattenhafte Flaum um den feinen, sprechen-den, zuckenden Mund. Da sie bei ihrem Schwächezu-stand, infolge der starken Bewegung des Steamers, dem Anreiz zum Lachen nicht widerstehen konnte und ihr Verehrer mit komischem Ernst abermals seine Streich-hölzer aufschichtete, zog sie sich einen schwarzen Spitzenschal zeitweilig über das ganze Gesicht.

Es war ein spannender Augenblick, als es den unzwei-deutigen Anschein gewann, daß der Jüngling sein feuer-gefährliches Spiel, trotzdem jetzt der Kapitän zugegen war, nochmals beginnen wollte.

Von Kessel, breit und schwer, mit seinen etwas zu kurzen Beinen, erschien in dem zierlichen Damensalon einigermaßen unproportioniert. Er saß gelassen und plauderte friedlich. Man konnte am Ausdruck seines Gesichtes übrigens merken, daß er, des Wetters wegen, in ernster Stimmung war. Plötzlich flammte der Scheiter-

haufen. Und nun wandte sich der ruhige Bernhardinerkopf des Kapitäns ein wenig herum, und jemand sagte das Wort „Auslöschen!“ in einem Ton, der nicht mißzuverstehen war und wie ihn Friedrich so knapp, so befehlend und so wahrhaft furchtbar nie bisher von eines Mannes Lippen vernommen hatte. Der erbleichte Jüngling hatte im Nu sein Feuerchen ausgequetscht. Die schöne Kanadierin schloß die Augen...

Der Barbier, bei dem sich Friedrich kurz darauf rasieren ließ, sagte: „Das Wetter ist miserabel.“ Er war ein intelligenter Mann, der trotz des gewaltigen Schaukelns mit großer Sicherheit seine Kunst betrieb. Er erzählte nochmals die Geschichte von der „Nordmannia“ und wie durch die Springflut das Klavier durch den Boden des Damensalons angeblich bis in den Schiffsraum hinuntergeschlagen worden war. Ein deutsches Dienstmädchen kam, das er Rosa nannte und dem er Eau de Cologne aushändigte. Die Landpomeranze sah kerngesund und nicht sehr erleuchtet aus. „Es ist schon die fünfte Flasche Eau de Cologne“, sagte der Barbier, „seit Cuxhaven. Sie dient bei einer Frau mit zwei Kindern, die von ihrem Manne geschieden ist. Das Dienstmädchen hat keine guten Tage. Sie muß für monatlich sechzehn Mark zu jeder Stunde morgens, mittags, vor und nach Mitternacht zur Verfügung stehn. Ich habe der Frau die Frisur in Ordnung gebracht. Was ist sie doch da nicht über diese Rosa hergezogen! Nicht die leiseste Spur von Erkenntlichkeit.“ Friedrich war es angenehm, sich von dem lebhaften Manne, während er ausgestreckt auf einem patentierten Operationsstuhle lag und sich schaben ließ, allerlei Dinge erzählen zu lassen. Es leitete ab, es beruhigte ihn. Er genoß einen kleinen Vortrag über moderne Schiffskonstruktion. Es sei ein Fehler, daß man so viel Gewicht auf den Rekord der Schnelligkeit lege. Wie sollte solch ein leicht-

gebautes, oblatendünnes Riesengebäude auf Dauer einer schweren See standhalten. Dabei die ungeheuren Maschinen, der ungeheure Kohlenverbrauch. Die „Roland“ sei allerdings ein gutes Schiff und auf den Werften von John Elder & Co. in Glasgow erbaut worden. Sie wäre im Juni 1881 in Dienst gestellt. Sie habe fünftausendachthundert indizierte Pferdekräfte. Hundertfünfzehn Tonnen betrage ihr täglicher Kohlenverbrauch. Sie laufe dabei sechzehn Knoten die Stunde. Ihr Registertonnengehalt erreiche die Zahl viertausendfünfhundertzehn. Sie besitze eine dreizylindrige Compoundmaschine. Ihre Besatzung belaufe sich auf hundertundachtundsechzig Mann.

Alle diese Details wußte der Schiffsbader wie am Schnürchen herzuzählen. Ärgerlich, als ob er persönlich damit die größte Mühe hätte, erzählte er, die „Roland“ schleppe bei jeder Überfahrt in ihren Kohlenbunkern fünfundzwanzig und mehr tausend Zentner Steinkohle mit. Er blieb dabei: eine langsame Fahrt sei bequem und sicher, während eine schnelle Fahrt gefährlich und teuer sei.

Der kleine Barbiersalon würde mit seinem elektrischen Licht behaglich gewesen sein, wenn er festgestanden hätte. Leider aber bewegte er sich, wobei seine Wände von dem Puls der Maschine bebten und zitterten und draußen die Woge mit tigermäßigem Grimm gegen das dicke Glas der Luke sprang. Die Flakons in den Schränken klirrten und klapperten; der Barbier aber meinte, die langsamer gehenden, schwerer gebauten Schiffe hätten einen bei weitem ruhigeren Gang.

Dann sprach er von einer kleinen Person, die gefärbtes Haar trage. „Sie hat“, sagte er, „wohl über eine Stunde auf dem Operationsstuhle liegend zugebracht und sich Schminken sowie verschiedenen Puder und nach und nach meinen ganzen Vorrat an Pinaud und Roger et Gallet zeigen lassen.“ Der Coiffeur lachte in

sich hinein. Er meinte, daß man auf Seereisen Gelegenheit finde, die allerseltsamsten Frauenspersonen kennenzulernen, und gab gewisse Geschichten zum besten, die er angeblich selbst erlebt und deren Heldin jedesmal eine erotomanische Dame war.

Besonders furchtbar war der Vorfall mit einer jungen Amerikanerin, die man ohne Besinnung in einem der hängenden Rettungsboote gefunden hatte, wo sie nach und nach von der ganzen Mannschaft mißbraucht worden war. Friedrich wußte, daß für die Richtung, in der sich die Phantasie des Barbiers bewegte, die Person Ingigerd Hahlströms den Anlaß gab. Sie hatte auf eben dem Stuhle gesessen, auf dem er noch immer ruhend lag; und an dem stockenden, dann wieder springenden Schlag seines Herzens mußte er mit Entsetzen merken, daß die Macht der Kleinen noch nicht gebrochen war.

Friedrich sprang auf und schüttelte sich. Es war ihm, als müsse er in heiße und kalte Bäder unter peitschende Duschen kalten Wassers hinein, um sich außen und innen rein zu waschen, um ein widerwärtiges, schwärendes Gift aus dem Blute zu ziehn.

Die Barbierstube lag in der hinteren Hälfte des Schiffskörpers. Wenn man heraustrat, konnte man Zylinder und Wellen der Dampfmaschinen arbeiten sehn. Friedrich kletterte mühsam empor auf das Wandeldeck und kroch in das überfüllte Rauchzimmer, obgleich es ihn eigentlich anekelte, mit lärmenden Menschen zusammengepfercht zu sein.

Doktor Wilhelm hatte ihm Platz gehalten. „Nun, Sie waren im Zwischendeck“, sagte der Kapitän, gegen Friedrich gewandt, wobei er schalkhaft ein wenig lächelte, „unser Doktor sagte mir, eine schöne Debora habe Ihnen einen gefährlichen Eindruck gemacht.“ Friedrich lachte, und somit war das Gespräch von Anbeginn in heitere Bahnen gelenkt.

In ihrem Winkel saßen die Skatspieler. Es waren Geschäftsleute von apoplektischer Konstitution. Sie hatten seit dem Frühstück Bier getrunken und Skat gespielt, wie sie es immer, außer im Schlaf, seit Beginn der Reise getan hatten. Die Unterhaltungen der übrigen interessierten sie nicht. Weder taten sie Fragen nach dem Wetter, noch schien ihnen das Schaukeln des Schiffskolosses oder das öde und grimmige Pfeifen des Windes bemerkbar zu sein. Die Wucht des Schwunges, den das rollende Schiff erdulden mußte, war mitunter so groß — von Backbord nach Steuerbord und von Steuerbord nach Backbord hinüber —, daß Friedrich sich unwillkürlich anklammerte. Er hatte dann manchmal ein Gefühl, als könnte Backbord über Steuerbord oder Steuerbord über Backbord hereinstürzen. In diesem Falle würde dann der Kiel der „Roland“ in freier Luft, dafür aber die Kommandobrücke, Masten und Schornsteine mit erheblichem Tiefgang unter dem Wasserspiegel gewesen sein. Dann wäre wohl alles verloren gewesen; nur diese drei Skatspieler, wie ihm schien, hätten auch wohl mit den Köpfen nach unten weitergespielt.

Hahlströms lange Gestalt kroch gebeugten Kopfes in den Qualm der Schwemme herein. Sein helles, kaltes, kritisches Auge suchte einen Platz auszumitteln. Er ließ den Mann ohne Arme unbeachtet, der ihm ironisch spaßhaft entgegenschrie. Nachdem er sich in möglichst weiter Entfernung von Stoß mit gelassener Höflichkeit etwas Platz gesucht hatte, zog er einen Tabaksbeutel und eine kurze holländische Pfeife heraus. Friedrichs erster Gedanke war: wo ist Achleitner? „Wie geht's Ihrer Tochter?“ fragte der Schiffsarzt. — „Oh,“ meinte Hahlström, „das geht vorüber. Das Wetter wird besser werden, denke ich.“ Die ganze Gesellschaft, die sich naturgemäß aus den seefesten und seegewohnten Elementen rekrutierte, nahm nun für eine Weile an dem

Wettergespräch teil. „Ist es denn wahr, Herr Kapitän“, fragte jemand, „daß wir heute nacht beinahe auf ein schwimmendes Wrack gerannt wären?“ Der Gefragte lächelte, ohne zu antworten. „Wo sind wir eigentlich jetzt, Herr Kapitän? Haben wir heut in der Nacht Nebel gehabt? Ich habe doch mindestens eine Stunde lang alle zwei Minuten die Sirene gehört!“ — Kapitän von Kessel blieb aber in allem, was Leitung und Schicksal der Fahrt betraf, einsilbig. „Ist es wahr, daß wir Goldbarren für die große Bank in Washington an Bord haben?“ Von Kessel lächelte und blies einen dünnen Rauchstrahl durch das blonde Barthaar hervor in die Luft. „Das hieße ja Eulen nach Athen tragen“, bemerkte Wilhelm, und jetzt konnte nicht ausbleiben, daß das große Thema der Welt, das Thema der Themen zur allgemeinsten Verhandlung kam. Jeder der Reisenden hatte natürlich sogleich Heller für Pfennig sein eigenes Vermögen im Kopf oder suchte wenigstens möglichst genau einen Überblick. Fast alle wurden zu Rechenmaschinen, während sie äußerlich das Vermögen der Washington-Bank mit dem der Bank von England, des Crédit Lyonnais, mit den Reichtümern der amerikanischen Milliarden laut in Vergleich brachten. Bei diesem Gespräch horchten sogar die Kartenspieler hie und da einen Augenblick.

Amerika litt unter einer geschäftlichen Depression. Ihre Ursachen wurden erörtert. Die gegenwärtigen Amerikaner waren in der Mehrzahl demokratisch gesinnt und wälzten die Schuld auf die Republikaner. Der Tammany-Tiger war der Gegenstand ganz besonderer Wut. Er hatte nicht nur New York in den Pranken, dessen Bürgermeister eine Kreatur von Tammany war, sondern fast alle guten und einflußreichen Stellen im Lande waren von Tammany-Leuten besetzt. Jeder von diesen wußte sein Schäfchen zu scheren, und das amerikanische Volk wurde ausgesaugt. Die Korruption in



den leitenden Stellen war riesenhaft. Für die Flotte würden Milliarden bewilligt, und wenn mal endlich ein Schlachtschiff zustande käme, so sei das viel; denn das ganze Gold versickere weit vom Bestimmungsort in die Taschen friedlicher Amerikaner, deren Interesse für die Marine das denkbar geringste sei. „Ich möchte in Amerika nicht begraben sein“, rief, mit seiner schneidenden Stimme, der Armlose. „Es wäre mir noch im Grabe zu öde und langweilig. Ich hasse das Spucken und Icewater-Trinken bis in den Tod.“ Es brach ein großes Gelächter aus. Stoß fand sich dadurch zu weiteren Ausfällen aufgewiegelt. „Der Amerikaner ist ein Papagei, der unaufhörlich die beiden Worte dollar und business spricht. Business and dollar! Dollar and business! An diesen zwei Worten ist in Amerika die Kultur krepirt. Nicht einmal den Spleen kennt der Amerikaner. Denken Sie bloß an den furchtbaren Ausdruck: das Dollarland. Bei uns in Europa wohnen doch Menschen.

Der Amerikaner sieht alles in der Welt und auch seinen Mitmenschen immer nur daraufhin an, welchen Wert er in Dollar ausgedrückt repräsentiere. Außer dem in Dollar Ausgerechneten sieht er nichts. Und dann kommen diese Herren Carnegie und Konsorten und wollen uns mittels des widerwärtigen Inhalts ihrer Kramladenphilosophie in Erstaunen setzen. Meinen Sie denn, die Welt sei gefördert, wenn sie ihr ihre Dollars abknöpfen — oder wenn sie ihr einen Teil der abgeknöpften Dollars mit großem Trara wieder zurückschenken? Meinen Sie, wenn sie die Gnade haben, uns zu scheren, so werden wir dafür unsere Mozart und Beethoven, unsere Kant und Schopenhauer, unsere Schiller und Goethe, unsere Rembrandt, Leonardo und Michelangelo, kurz unseren ganzen geistigen europäischen Riesenbesitz über Bord werfen? Was ist denn dagegen so ein armer Lumpenhund von einem ameri-

kanischen Milliardär und Dollarkretin? Er mag uns um milde Gaben ansprechen!“

Der Kapitän bat Friedrich, ihm einige Worte in sein Gedenkbuch einzutragen. Bei dieser Gelegenheit zeigte er ihm das Kartenhaus und das Ruderhaus, wo sich das große Rad, hinter dem Kompaß, befand, das ein Matrose nach den Befehlen des Ersten Steuermanns, die durch ein Sprachrohr kamen, bewegte. Die „Roland“ lag, wie an der Rose des Kompasses zu erkennen war, West-Süd-West an, weil der Kapitän bei mehr südlichem Kurs besseres Wetter zu treffen hoffte. Der Matrose am Ruder teilte nicht einen Augenblick seine Aufmerksamkeit. Sein bronzenes, wetterhartes Gesicht mit dem blonden Bart und den meerblauen Augen hing mit unbeirrbarem Ernst an der West-Süd-West-Linie des Kompasses fest, dessen Rose, in ihrem runden Kupfergehäuse kardanischn aufgehängt, trotz der Bewegungen, die der immer großartig hüpfende, großartig springende, elefantenhaft vorwärtsrauschende Steamer machen mußte, in der Horizontale blieb.

In seinem Privatzimmer wurde der Kapitän gesprächiger. Friedrich mußte Platz nehmen, und der schöne blonde Germane, dessen Augen aus derselben Schachtel stammten wie die des Matrosen, der am Ruder stand, bot ihm Zigarren an. Friedrich erfuhr, daß von Kessel unverheiratet war und zwei ältere unverheiratete Schwestern hatte, außer einem Bruder, der Frau und Kinder besaß. Die Bilder der Schwestern, des Bruders, seiner Gattin und ihrer Kinder sowie die Photographien der Eltern des Kapitäns bildeten, symmetrisch über einem rotbraunen Plüschsofa aufgehängt, ein besonderes Heiligtum.

Friedrich vergaß nicht, seine Frage zu tun: ob von Kessel mit ausgesprochener Neigung bei seinem Berufe sei. „Weisen Sie mir an Land eine Stelle nach“, bekam

er zur Antwort, „wo ich das gleiche Auskommen finden kann, und ich tausche ohne alles Besinnen. Das Seefahren fängt an, seinen Reiz zu verlieren, wenn man zu Jahren kommt.“ Die Stimme des Kapitäns war höchst sympathisch und guttural. Irgendwie wurde Friedrich durch ihren Klang an das Zusammenschlagen elfenbeinerer Billardkugeln erinnert. Seine Artikulation war tadellos, und er vermied es, mit irgendeinem dialektischen Anklang zu sprechen. „Mein Bruder hat Frau und Kinder“, sagte er, wobei natürlich nicht das geringste sentimentale Timbre in seinem Organ zu spüren war; aber man sah es seinen leuchtenden Blicken an, wie abgöttisch er seine Neffen und Nichten bewunderte, deren Bilder er Friedrich vorlegte. Am Ende sagte er geradezu: „Mein Bruder ist ein beneidenswerter Mann.“ Er fragte dann Friedrich, ob er ein Sohn des Generals von Kammacher wäre. Es wurde bestätigt. Der Kapitän hatte den Feldzug von siebenzig und einundsiebzig mitgemacht und als Leutnant in einem Artillerieregiment gestanden, dessen Chef der Vater Friedrichs gewesen war. Er sprach mit der größten Verehrung von ihm. Eine halbe Stunde und länger blieb Friedrich zu Besuch bei dem Kapitän, und diesem schien die Gegenwart Friedrichs ein besonderes Vergnügen zu machen. Es war erstaunlich, welch eine weiche und zärtliche Seele in diesem Manne verborgen war. Immer, ehe er etwas von ihr enthüllte, pflegte er stärkere Züge aus seiner Zigarre zu tun und Friedrich lange und forschend anzublicken. Allmählich indessen kam deutlich heraus, welcher Magnet auf den Kompaß im Herzen des blonden Riesen am stärksten einwirkte. Abwechselnd wies er nach dem Schwarzwald und nach dem Thüringer Wald. Unwillkürlich sah Friedrich den prächtigen Mann mit einer Heckenschere am Ligusterzaune seines behaglichen Häuschens stehen oder zwischen Rosenstöcken, mit dem Okulirmesser. Friedrich

war überzeugt, dieser Mann wäre mit Wollust für immer im weichen Rauschen unendlicher Wälder untergetaucht und hätte nur zu gern das Rauschen aller Ozeane der Welt dafür hingegeben.

„Vielleicht ist noch nicht aller Tage Abend“, sagte der Kapitän, indem er sich mit Humor erhob und das große Stammbuch vor Friedrich hinlegte. Er drohte: „Ich schließe Sie jetzt mit Feder und Tinte ein, und wenn ich wiederkomme, muß ich auf diesem Blatte irgend etwas Sinnreiches vorfinden.“

Friedrich durchblättert das Gedenkbuch. Es war unverkennbar, daß sich mit ihm die Hoffnung auf Gemüsebeete, Stachelbeersträucher, Vogelgezwitscher und Bienengesumm aufs engste verband. Sicherlich richtete sich die Seele des Kapitäns, unter dem Drucke der schweren Verantwortung mancher Seereise, durch das Blättern in diesem Buche auf, und zwar in Hinblick auf eine Zeit, wo es im Frieden des schlichten eigenen Herds Zeugnis für seinen Besitzer ablegen würde. Dann war es an ihm, seine Dienste zu tun und im gesicherten Hafen bestandene Gefahr, bestandenen Kampf, bestandene Mühsal in einen vollen und tiefen Nachgenuß umzuwandeln.

Und plötzlich erschien vor Friedrichs Seele sein eigenes quietistisches Ideal in Gestalt einer Farm, in Gestalt einer vollkommen einsam gelegenen Blockhütte. Sie war aber nicht von ihm allein, sondern von ihm und der kleinen Teufelin Mara bewohnt. Er war erbittert. Er stieg im Geist in noch verlassenere Gegenden und sah sich als einsamen Eremiten, der Wasser trank, seinen Fisch an der Angel zog, betete und von Wurzeln und Nüssen lebte.

Als der Kapitän wiedergekommen war und sich dann von Friedrich verabschiedet hatte, fand er die folgenden Zeilen in seinem Buch:

Schwebst du hoch ob Ozeanen,  
deines Meisters Bahnen teilend,  
wirst du dermaleinst verweilend  
blühn am Ende seiner Bahnen,  
wirst im Garten seiner Stille  
Sturm und Taten ihm bezeugen:  
wie sich Kraft und Manneswille  
nicht vor schwersten Seen beugen!  
Stolze Runen wirst du tragen  
zu des Steuermannes Ehre  
und den Dank der Seelen sagen,  
die er führte durch die Meere.

Als Friedrich, mit einer Hand seine Kopfbedeckung festhaltend, die andere Hand am Treppengeländer, aus der pfiffigen Höhe der Kapitänskajüte zum Wandeldeck niederstieg, öffnete sich die schöne Deckkabine des Ersten Steuermanns, und dieser erschien im Gespräch mit Achleitner. Achleitner schrie mit bleichem und sorgenvollem Gesicht im Vorübergehen Friedrich an. Er berichtete, daß er die Steuermannskabine für Ingigerd Hahlström gemietet habe, da es nicht mehr mit anzusehen sei, wie sie in ihrer jetzigen leide. Das Sturm-  
wetter hatte zugenommen, und man sah nun nicht einen Passagier mehr an Deck. Matrosen revidierten die Rettungsboote. Gewaltige Wassermassen, die an der Schiffswand brandeten, schräg von vorn gegen den Kurs laufend, spritzten gewaltigen Sprunges empor, standen, weißen Korallen gleich, einen Augenblick still in der Luft und peitschten, alles durchnässend, auf Deck nieder. Der Qualm der Schornsteine wurde vom reißen-  
den Atem des Wetters flach von den Öffnungen rückwärtsgerissen und in das wilde Chaos zerstreut, darin sich Himmel und Meer vermengten. Friedrich tat einen Blick auf das niedrige Vorderdeck. Eine Erinnerung an die Jüdin und dann an den Kujon, den Wilke, war

ihm hinter der brennenden Stirne aufgetaucht. Das Vorderdeck wurde indessen dermaßen von Sturzseen heimgesucht, daß sich dort niemand aufhalten konnte; ausgenommen den Matrosen, der vorn am Steven unweit des Ankerkrans Auslug hielt.

Um das rechteckige Treppenloch zur Haupttreppe war ein Geländer angebracht. Ringsherum blieb ein schmaler Raum, in dem eine Anzahl Menschen bei guter Luft und geschützt vor der Nässe sitzen konnten. Friedrich trat, im Begriff zum Salon hinunterzusteigen, durch die immer offene Tür in das Treppenhäuschen ein und fand eine stumme und bleiche Versammlung. Ein Stuhl war frei, ein sogenannter „Triumph der Bequemlichkeit“, und veranlaßte Friedrich Platz zu nehmen. Es kam ihm vor, als habe er sich in einen Kreis von Verdammten eingereiht.

Von einem der armen Sünder glaubte Friedrich, daß es Professor Toussaint, der berühmte, in Not geratene Bildhauer sei; darauf deuteten Kalabreser und Radmantel. Sein Nebenmann wechselte hin und wieder mit ihm ein Wort: und dies mochte vielleicht Geheimrat Lars aus dem Kultusministerium sein, dessen Erscheinung Friedrich nur noch undeutlich vor der Seele stand, trotzdem er ihm einmal im Hause des Bürgermeisters gegenübergesessen hatte. Der Konfektionär hatte sich — Gott weiß, wie! — bis hierher aus seiner Kabine heraufgeschleppt und lag nun, ein Toter, in seinem Stuhle. Es war außerdem noch ein kleiner, rundlicher, ängstlicher Herr zugegen, der sich mit einem mageren und langen Herrn unterhielt.

Der lange Herr zeigte jenem den Querschnitt eines Untersee-Telegraphenkabels. Das harte, komplizierte Geflecht aus Hanf, Metall und Guttapercha wurde herumgereicht. Aus den flüsternd abgebrochenen Sätzen des langen Herrn entnahmen die anderen, daß er im Jahre siebenundsiebzig als Elektriker auf einem Dampfer

gewesen war, der ein europäisch-nordamerikanisches Kabel ausgelegt hatte. Die Arbeit dauerte ununterbrochen auf hoher See monatelang. Der Herr erzählte, wie er sogar den Bau des Kabelschiffes auf der Werft kontrolliert habe und die Fäuste der Arbeiter, deren Aufgabe es gewesen war, die Metallplatten der Schiffswanten mit Nieten aneinanderzuheften. Er sprach von der Telegraphen-Hochebene auf dem Grunde des Ozeans, die, aus grauem Sande gebildet, sich zwischen Irland und Neufundland erstreckte und die Lagerstätte der hauptsächlichsten europäisch-amerikanischen Kabel sei.

Die kupfernen Drähte im Innern des Kabels, zu deren Schutz seine übrige Masse, beinahe faustdick, einer gewaltigen Ankertrosse gleich, vorhanden ist, werden seine Seele genannt. Friedrich sah im Geist in der furchtbaren Öde der Meerestiefen die ungeheuren erzenen Schlangen hingelagert, scheinbar ohne Ende und Anfang über dem Sandboden fortlaufend, der von den Rätseltieren des Meeresgrundes bevölkert war. Es kam ihm vor, als wäre das Schicksal einer so tiefen Verlassenheit selbst für die Seelen der Kabel zu grausam.

Dann fragte er sich: warum brachen die Menschen an beiden Enden des ersten Kabels, als die ersten Depeschen kamen, eigentlich in begeistertem Jubel aus? Es hat vielleicht eine mystische Ursache, denn daß man jetzt ein Guten Morgen, Herr Müller! oder Guten Morgen, Herr Schulze! in einer Minute zwanzigmal um den Erdball telegraphiert oder meinethalben mit dem Reportertratsch aller Weltteile die gesamte Menschheit trivialisiert, kann unmöglich der wahre Grund dieses Freudenrausches gewesen sein.

Als er so dachte, rutschte sein Stuhl, und Friedrich wurde gemeinsam mit dem Elektrotechniker und dem schlafenden Konfektionär hart gegen das Geländer des Treppenlochs geschleudert, während die gegenüberliegende Reihe der Passagiere, mit dem Geheimrat und

dem Professor, hintenüberschlug. Der Vorfall war ziemlich lächerlich; doch niemand war da, der zu lachen versucht hätte.

Einer der immer beschäftigten Stewards erschien und reichte, gleichsam zum Trost der Bestürzten, aus dem unerschöpflichen Vorrat der Proviantkammern spanische Trauben herum. „Wann sind wir in New York?“ fragte jemand. Aller Augen waren sofort in Verblüffung und Schreck auf ihn gerichtet. Der sonst so höfliche Steward gab keine Antwort. Eine bestimmte Auskunft würde nach seiner Ansicht einer Herausforderung des Schicksals gleichgekommen sein. Die Passagiere empfanden ähnlich. Ja der Gedanke, man könne wirklich und wahrhaftig einmal wieder festes Land unter die Füße bekommen, kam ihnen in ihrem augenblicklichen Zustand fast wie ein törichtes Märchen vor.

Eigentümlich verhielt sich der kleine dicke Herr, dem der Elektrotechniker hauptsächlich seine Vorträge hielt. Er machte fortwährend besorgte Bemerkungen und blickte nach kurzen Zwischenräumen immer wieder ängstlich in den Aufruhr hinaus. Forschend richtete er die kleinen, vigilanten Augen seines kummervollen Gesichts bald gegen die Spitzen der Masten, die nicht aufhörten, große Kreisbogen zu durchmessen — Steuerbord Backbord, Backbord Steuerbord —, bald voller Sorge in das monotone Gebaren der immer höher heranwachsenden Wassermassen hinein. Friedrich war gerade dabei, sich über die Feigheit dieser erbärmlichen Landratte innerlich lustig zu machen, als ihm jemand erzählte, der dicke Herr sei Schiffskapitän und habe vor kaum drei Wochen seine Bark von ihrer Weltreise nach New York zurückgebracht, nachdem sie drei Jahre unterwegs gewesen war. Er habe dann seine Frau in Europa besucht und kehre nach New York zurück, um die gleiche Reise von ähnlicher Zeitdauer anzutreten.

Friedrich dachte über den furchtsamen Steuermann





nach, dessen Charaktereigenschaften mit den Forderungen und Leistungen seines entbehrungsreichen Berufs so wenig in Einklang zu stehen schienen, und fragte sich, was einen solchen Mann auf die Dauer in seiner Ehe und in seinem Leben festhalte; dann erhob er sich, um sich ziellos irgendwohin zu begeben. Die unfreiwillige Muße einer Seereise bewirkt, besonders bei schlechtem Wetter, daß der Passagier den Kreis aller auf einem Schiffe möglichen Eindrücke, wenn er damit zu Ende ist, immer wieder von neuem durchläuft. So fand sich Friedrich, nachdem er eine Weile ziellos treppauf, treppab geklettert war, auf den Lederpolstern jenes Galarauchzimmers, das bei der Masse der Raucher keinen Anklang fand und darin der Armlose gestern seine Mahlzeit genommen hatte.

Hans Füllenberg trat mit der Frage ein, ob man hier nicht berechtigt sei, Zigaretten zu rauchen. Dann ließ er sich über das Wetter aus und beurteilte es ziemlich trübselig. „Wer weiß, wie es endet“, sagte er, „vielleicht laufen wir, statt nach New York zu kommen, einen Nothafen in Neufundland an.“ Diese Aussicht ließ Friedrich gleichgültig.

Füllenberg suchte nach einem neuen Gesprächsthema.

„Was macht Ihre Dame?“ fragte Friedrich.

„Meine Dame spuckt, wenn man bei ihr von Seele reden kann, ihre Seele aus. Ich habe sie vor zwei Stunden zu Bett gebracht. Diese Engländerin ist bereits eine Vollblutamerikanerin. Ungeniert, sage ich Ihnen! Großartig. Erst habe ich ihr die Stirn mit Branntwein gerieben, wovon sie dann ziemlich derbe genossen hat; dann knöpfte ich sie am Halse auf. Sie scheint mich für einen Masseur zu halten, der von ihrem Gatten für sie gechartert ist. Die Sache wurde mir schließlich langweilig. Außerdem stieg mir selber in ihrem knackenden Boudoir die Seele durch den Magen herauf. Alle Poesie ist zum Teufel gegangen.“

Sie hat mir übrigens die Photographie ihres zärtlich geliebten New-Yorker Gatten gezeigt. Ich glaube, sie hat in London noch einen...“ Hans Füllenberg wurde durch den first call for dinner unterbrochen, den der Trompeter im Treppeneingang mit Geschmetter durch seine Trompete blies, den aber die dicke Luft und der ungeschlachte Lärm der See sofort, ohne Widerhall, verschlangen.

„Außerdem hat sie sich“, schloß nun der Jüngling, „den Doktor Wilhelm hinunterbestellt.“

Im Speisesaal sah es öde aus. Weder ein Offizier noch der Kapitän der „Roland“ war anwesend. Der Dienst bei dem üblen Wetter erlaubte es nicht. Eine hölzerne Vorrichtung teilte die Fläche der Tische in Fächer ab, die das Rutschen der Teller, Gläser und Flaschen verhüten sollten. In der Küche und in der Porzellankammer gab es zuweilen gewaltigen Bruch. Man hörte Stöße von Tellern zerschellen. Kaum zwölf oder dreizehn Leute waren bei Tisch, darunter Hahlström und Doktor Wilhelm. Schließlich kamen noch die Kartenspieler hereingestürzt, mit erhitzten Gesichtern und lauten Stimmen. Ein Spielgewinst wurde sofort in Pommery umgesetzt. Die Tischmusik trat trotz des schrecklichen Wetters in Funktion. Es lag darin etwas Frevelhaftes; stand doch die „Roland“ immer wieder bebend still, als wäre sie wider ein Riff gelaufen. Einmal war diese Täuschung so stark, daß im Zwischendeck eine Panik entstand. Der Obersteward, Herr Pfundner, brachte die Nachricht davon in den Speisesaal, bis wohin, trotz des Lärms der wuchtenden Wassermassen, trotz Tellergeklappers und Streichmusik, der entsetzte Schrei der bestürzten Menschen gedrungen war.

Zum Dessert stieg Hahlström von seinem entfernten Platz mit einiger Mühe zu Friedrich und Doktor Wilhelm heran. Er nannte sich selber einen Kurpfuscher und fing ein Gespräch über Heilgymnastik an. Durch diese

Gymnastik, meinte Hahlström, sei Ingigerd, seine Tochter, zu dem Gedanken ihres Tanzes gekommen. Es schien, er hatte Whisky getrunken, denn er befand sich nicht mehr in seinem gewöhnlichen Zustand der Schweigsamkeit. Er entwickelte philosophische Ansichten. Er spielte, wie um herauszufordern, eine wilde und tolle Behauptung nach der anderen aus. Jeder der Trümpfe hätte genügt, zehn deutsche Philister mattzusetzen. Wollte man seinen Reden trauen, so war er terroristischer Anarchist, Mädchenhändler, womöglich Hochstapler; jedenfalls setzte er sich mit der ganzen Überlegenheit seiner Person für die Sache dieser Leute gegen die Dummen ein.

„Amerika“, sagte er, „ist bekanntlich von Gaunern gemacht, und wenn Sie ein Zelt darüberspannen, so haben Sie das komfortabelste Zuchthaus der Welt, meine Herren! Der Gauner, der große Renaissanceidiot, ist dort die sieghafte Lebensform. Und das ist überhaupt die einzig mögliche. Passen Sie auf, wie der große amerikanische Gauner eines Tages die Welt unterkriegt! Europa macht ja nun auch so ein bißchen in Renaissanceideal und in Renaissancebestien. Es arbeitet sozusagen eifrig an seiner Vergaunerung. Aber Amerika ist ihm darin nicht nur um zehn Pferdellängen voraus. Ihre Cesare Borgias sitzen mit Glockenröcken in den Cafés und geben ihren Verbrechergenius in ziemlich harmlosen Versen aus. Sie sehen aus wie Braunbier mit Spucke oder als hätte ihnen irgendein Bader das Blut abgezapft.

Wenn Europa sich retten will, so hat es nur eine Möglichkeit: es macht ein Gesetz, wonach es weder einen Hochstapler, Kassendefraudanten, betrügerischen Bankrotteur noch Falschspieler an Amerika ausliefert. Schon auf deutschen, englischen und französischen Schiffen in amerikanischen Häfen werden diese Leute unter den ganz besonderen Schutz Europas gestellt.

Passen Sie auf, wie bald da Europa Uncle Sam überflügelt!“

Die Ärzte brachen in Lachen aus.

„Wann wußte je das Genie mit Moral etwas anzufangen?“ fuhr Hahlström fort. „Selbst der Schöpfer Himmels und der Erde verstand es nicht: denn er schuf seine Schöpfung unmoralisch. Jede höhere Form der Betätigung hat die Moral über Bord geworfen. Was wäre ein Historiker, der, statt zu forschen, moralisierte? Oder ein Arzt, der moralisiert? Oder ein großer Staatsmann, der sich die Bürgermoral der zehn Gebote zur Richtschnur setzte? Nun gar ein Künstler, der moralisiert, ist ein Narr und ein Schuft. Was würden schließlich die Kirchen der ganzen Welt für Geschäfte machen, wenn wir alle moralisch wären? Sie würden ja nicht vorhanden sein.“

Man erhob sich von Tisch, und als man an Deck hinaufkletterte, sagte Hahlström plötzlich zu Friedrich: „Meine Tochter erwartet Sie. Wir besitzen hier nämlich einen Freund, Herrn Achleitner, einen sanften Schöps, der aber dafür sehr viel Geld besitzt. Der Ärmste weiß nicht, wie es am besten hinauswerfen. So hat er denn einem Leutnant für meine Tochter eine opulente Deckkabine abgemietet. Dafür hat er dann leider auch das Recht, ihr manchmal gehörig zur Last zu sein.“

In der Tat saß Achleitner, als die Herren in das Deckzimmer eintraten, auf einem nicht sehr sicher stehenden Malerstuhl, während sich Mara, sorgfältig eingehüllt, auf dem Diwan streckte. Sogleich aber rief sie dem Vater zu, er möge gefälligst Achleitner, der sie langweile, fortschaffen, und bedeutete Friedrich, sie habe an ihn ein besonderes Anliegen. Gehorsam entfernten sich Hahlström und Achleitner.

„Womit kann ich dienen?“ fragte Friedrich und hörte nun eines jener belanglosen Anliegen, womit Ingigerd

ihre Umgebung zu beschäftigen liebte. Sie tat das, wie sie erklärte, weil sie sich, wenn nicht Menschen in kleinen Dingen für sie tätig wären, verlassen erschien. „Falls Sie es aber nicht tun wollen“, sagte sie dann — es war irgend etwas ganz Gleichgültiges, wofür die Stewardess die rechte Instanz gewesen wäre —, „wenn Sie es aber nicht tun mögen, bitte, dann ist es mir lieber, Sie lassen es. Und wenn Sie sich überhaupt bei mir langweilen, so bleibe ich ebensogern allein.“

Friedrich empfand diesen ganzen Beginn als den törichtesten Ausdruck einer Verlegenheit. Er sagte ruhig, er wolle nach Kräften nützlich sein, und erklärte, daß er sich keineswegs langweile. Das tat er auch nicht, denn allein mit der Kleinen in ihrer Kabine, empfand er, zumal die Bewegung des Schiffes hier weniger spürbar war, den gefährlichen Reiz ihrer Gegenwart.

Das Leiden der Seefahrt gab ihrem Madonnengesicht eine wächserne Durchsichtigkeit. Die Stewardess hatte ihr die Locken gelöst, die sich über das weiße Linnen des Kopfkissens ausbreiteten: eine goldne Flut, deren Anblick für Friedrich verwirrend war. In diesem Augenblick kam es ihm vor, als ob das ganze ungeheure Schiff, mit seinen Hunderten menschlicher Ameisen, nichts weiter wäre als der Kokon dieses winzigen Seidenräupchens, dieses farbenarten, entzückenden Schmetterlings; als ob die nackten, Heloten die unten am Grunde des Schiffes Kohlen in die Weißglut schleuderten, nur schwitzten, um dieser kindlichen Venus dienstbar zu sein. Als ob Kapitän und Offiziere die Paladine der Königin, die übrigen ihr Gefolge wären. Und als wäre das Zwischendeck von blindergebenen Sklaven angefüllt.

„Habe ich Ihnen gestern mit meinen Erzählungen wehgetan?“ fragte sie plötzlich.

„Mir?“ fragte Friedrich. „Sie haben sich höchstens selbst wehgetan.“

Sie betrachtete ihn mit sardonischem Lächeln und zerpupfte dabei einen kleinen Ballen rosafarbener Watte aus einer Konfektschachtel, die neben ihr stand.

Friedrich fühlte, daß in der Art ihres Lächelns, in der Art ihres Blickes ein kaltes Genießen lag, und da er ein Mann war und sich solchem Hohne gegenüber machtlos fühlte, stieg eine Welle physischen Jähzorns in ihm auf, die ihm das Blut in die Augen trieb und seine Hände zu Fäusten zusammenzog. Dies war jener Raptus, den Friedrich gelegentlich notwendig hatte und der seinen Freunden eine bekannte Erscheinung war.

„Was ist Ihnen denn“, flüsterte Ingigerd, indem sie weiter Watte zerpupfte. „Vor einem Mönche, wie Sie sind, fürcht' ich mich nicht.“

Diese Bemerkung war nicht geeignet, die leidenschaftliche Woge zu beschwichtigen, die in Friedrich aufbäumte. Er wurde indessen ihrer Herr. Ein neues Tier im Stall dieser Circe werden wollte er nicht.

Es war, als wenn Ingigerd selbst die verkörperte böse Psyche wäre, so wenig gab es etwas Verborgenes in den Gefühlsregungen eines Mannes für sie. „Oh, ich wollte ja selbst einmal Nonne werden“, sagte sie, und einigermaßen umständlich plappernd erzählte sie, der Wahrheit gemäß, soweit sie nicht log, daß sie einmal ein Jahr und länger in einem Kloster untergebracht gewesen wäre, um gut zu werden, daß es aber auch im Kloster nicht besonders weit damit gediehen sei. Das heißt, sie sei religiös. Sie könne das ruhig aussprechen. Jeder Mensch, bei dem sie nicht das Gefühl habe, neben ihm und mit ihm zu Gott beten zu können, bleibe ihr fremd, ja widerlich. Vielleicht werde sie doch noch einmal Nonne werden, aber nicht wegen der Frömmigkeit — und hiermit fing sie, ohne es scheinbar selbst zu merken, allem soeben Gesagten Hohn zu sprechen an —, nicht wegen der Frömmigkeit, denn, das sollte ihr gerade einfallen, sie sei nicht fromm. Sie glaube an nichts als

an sich selber. Das Leben sei kurz, und danach komme nichts. Man müsse das Leben ausgießen. Wer sich einen Genuß versage, der sündige gegen sich und betrüge sich.

Die Stewardess kam in die Kabine und rückte mit lustigen Worten Ingigerds Kissen und Decken zurecht. „Hier ist es besser, nicht wahr, als unten, Fräulein?“ Als sie gegangen war, sagte Ingigerd: „Ich weiß nicht, die dumme Frau ist auch schon verliebt in mich.“

Weshalb sitze ich hier? fragte sich Friedrich, und hatte dabei schon angefangen mit dem Versuch, dem törichten kleinen Geschöpf in aller Güte den Star zu stechen. Warum wandelte ihn denn eigentlich immer wieder in so ungewöhnlicher Stärke Mitleid an, das dieses Geschöpf durchaus nicht beanspruchte? Und warum konnte er sich von der Idee der Unschuld nicht freimachen, von der Idee des Keuschen, solange die Gegenwart dieser kindlichen Lamia auf ihn einwirkte? Sie schien ihm lauter und unberührt, und jede ihrer kapriziösen Bewegungen und Bemerkungen erhöhte für ihn nur ihre rührende Hilflosigkeit.

Alle Liebe ist Mitleid! Dieser Satz, den Schopenhauer aufstellt und für paradox und wahr zugleich erklärt, ging Friedrich durch den Kopf. Er nahm eins der Püppchen in die Hand, die wieder um die Kleine verstreut lagen, und suchte in dem humanen Ton, den er sich im Verkehr mit Patienten zu eigen gemacht hatte, Ingigerd begreiflich zu machen, daß man nicht ungestraft in dem Irrtum lebe, die Welt sei ein Puppenspiel. Ihre Puppen seien in Wahrheit Raubtiere. Wehe, wenn man das nicht früher erkenne, als bis man von ihren Zähnen zerrissen, von ihren Pranken niedergeschlagen sei.

Sie lachte kurz und gab keine Antwort. Sie klagte dann über Schmerz in der Brust. Friedrich sei doch wohl Arzt: ob er sie nicht untersuchen wolle.

Friedrich antwortete barsch, das sei Doktor Wilhelms

Sache, er selbst praktiziere auf Reisen nicht. — Nun, meinte sie, wenn sie leide, er aber als Arzt ihr Leiden lindern könne, das aber nicht wolle, so möchte wohl seine Freundschaft für sie nicht besonders sein.

Dieser Logik verschloß Friedrich sich nicht. Er wußte längst, daß ihre überaus zarte Konstitution zwischen Soll und Haben nur gerade so mühselig balancierte und in jeder Minute gefährdet war. „Wenn ich Ihr Arzt wäre“, erklärte er, „ich würde Sie etwa bei einem Landpfarrer oder bei einem Farmer unterbringen. Kein Theater besuchen, geschweige denn auftreten! Diese verdammten Tingeltangel haben Sie körperlich und moralisch auf den Hund gebracht.“

Ich bin roh, und das ist Medizin, dachte Friedrich.

„Wollen Sie Farmer werden?“ — „Wieso?“ — „Pfarrer sind Sie ja schon!“ — Sie lachte, und das Gespräch ward durch das Geschrei eines Kakadus unterbrochen, dessen Kletterstange im Hintergrund der Kabine stand und den Friedrich bisher noch nicht bemerkt hatte.

„Das fehlte noch! Wo haben Sie diese Bestie her?“

„Bitte geben Sie mir mal diese Bestie! Koko! Koko!“ Friedrich stand auf und ließ sich den großen, weißen, rosig überhauchten Seefahrer auf die Hand klettern.

Indessen hatte sich draußen die „Roland“ durch sinkende Täler salzigen Wassers und über steigende Gebirgszüge des wie eine ungeheure Maschine gleichmäßig arbeitenden Ozeans in eine Nebelwolke hineingewühlt und ließ das Gebrüll der Sirene ausströmen. „Nebel“, erklärte Ingigerd, und es wich alles Blut aus ihrem Gesicht. Aber sie sagte sofort, daß sie sich niemals ängstige. Danach nahm sie ein Stückchen Konfekt in den Mund und ließ den Kakadu davon abknabbern, der dabei ohne jede Empfindung auf den lieblich bewegten Busen des Mädchens trat.

Friedrich mußte inzwischen jeden Augenblick eine andere Handreichung tun und fragte sich, während er



sie von einem javanischen Äffchen, das sie einmal besessen hätte, schwärmen hörte, ob er denn eigentlich Arzt, Krankenpfleger, Friseur, Kammerzofe oder Schiffsteward sei und ob er es nicht doch noch bei Ingigerd bis zum Laufburschen bringen werde?

Er sehnte sich lebhaft in freie Luft und an Deck zurück.

Als aber bald darauf mit angstvoll fragenden Augen Achleitner wieder ins Zimmer getreten war und Ingigerd Friedrich, mit einem gehässigen Blick und überaus ungnädig, mehr fortgeschickt als entlassen hatte, fand er sich kaum hinter der eingeklinkten Tür im Nebelgestöber, als es ihm vorkam, es reiße ihn etwas wie einen Gefesselten an das Lager des Mädchens zurück.

Die Sirene brüllte ohrenzerreißend. Es war wiederum jener wie aus der Brust eines ungeheuren Stieres hervorröchelnde, sich wild und furchtbar steigernde Ton, der etwas Drohendes und zugleich etwas angstvoll Warnendes in sich hatte. Friedrich vernahm ihn niemals, ohne daß er seine Warnung und Angst auf sich bezog. Ebenso schien ihm der jagende Nebel ein Bild seiner Seele oder seine Seele ein Bild des jagenden Nebels und des erblindet ins Unbekannte strebenden Schiffes zu sein. Er trat an die Reling, und indem er gerade hinabstarrte, konnte er sehen, mit welcher gewaltigen Schnelligkeit sich die riesige Schiffswand durchs Wasser schob. Und er fragte sich, ob die Kühnheit des Menschen nicht Wahnwitz wäre.

Wer, vom Kapitän bis zum letzten Schiffsjungen, konnte verhindern, daß vielleicht schon im nächsten Augenblick die Welle der einzigen Schraube brach, die fortwährend auftauchte und in der Luft schnurrte. Wer konnte ein Schiff sichten, bevor der vernichtende Zusammenstoß der aus oblatendünnen Wänden geformten hohlen Kolosse zu vermeiden war? Wer konnte das

Wrack eines der vielen untergegangenen Schiffe zu vermeiden hoffen, wenn es im Nebel unter dem Wasser schwamm und seine zusammengeklumpte Masse von Eisen und Balken, durch die Wucht des Seegangs geschleudert, gegen den Rumpf der gewaltig nahenden „Roland“ traf? Was geschah, wenn jetzt die Maschine versagte? Wenn ein Kessel dem seit Tagen und Tagen ununterbrochenen Drucke der Dampfspannung nicht gewachsen war? In diesen Gegenden traf man auch Eisberge. Nicht davon zu reden, welches Schicksal die „Roland“ in gesteigertem Sturm erwartet hätte.

Friedrich trat in das obere Rauchzimmer, wo er die Kartenspieler, Doktor Wilhelm, den armlosen Artur Stoß, Professor Toussaint und andere Herren versammelt fand. Er wurde mit einem Hallo empfangen. Das Zimmer, das stark nach Kaffee roch, war von dickem, beizendem Qualm erfüllt, der einen Augenblick lang, als Friedrich eintrat, mit dem feuchten Nebel zusammenschlug.

„Was ist denn passiert, meine Herren?“ fragte Friedrich.

Jemand rief: „Haben Sie der Tänzerin nun glücklich den allbekannten Leberfleck, zwei Finger breit vom Kreuz, dicht oberhalb der linken Hüfte, wegoperiert?“

Friedrich erbleichte und antwortete nicht.

Er nahm wieder bei Doktor Wilhelm Platz und stellte sich, als ob er den ganzen Lärm und die Worte des Unbekannten gar nicht auf sich bezogen hätte. Den Vorschlag des Kollegen, Schach zu spielen, nahm er an.

Über dem Spielen hatte er Zeit, Scham und Empörung hinunterzuwürgen. Verstohlen sah er sich nach dem vermutlichen Sprecher um. Stoß rief ihm zu: „Es gibt hier Leute, Herr Doktor, die, wenn sie nach Amerika gehen, ihren Anstand in Deutschland lassen, obgleich die Überfahrt dadurch nicht billiger wird.“ Der, den es traf, ließ diese Bemerkung unbeantwortet. Dagegen sagte irgendwer: „Aber Mister Stoß, wir sind hier in keinem Damen-

salon, und man braucht einen kleinen Spaß nicht gleich krumm zu nehmen.“ — „Ich bin nicht für Späße“, entgegnete Stoß, „die auf Kosten von Leuten gemacht werden, die in der Nähe sind, und besonders nicht, wo Damen ins Spiel kommen.“ — „Oh, Mister Stoß“, sagte der ältere Hamburger Herr, der ihm schon einmal geantwortet hatte, „alles zu seiner Zeit; gegen Predigten habe ich nichts, aber wir sind hier bei schlechtem Wetter auf See, und dieses Zimmer ist keine Kirche.“

Jemand sagte: „Übrigens hat niemand Namen genannt.“

Der amerikanische Jüngling, der sich durch Feuerchenmachen im Damensalon bereits ausgezeichnet hatte, sagte jetzt trocken: „When Mister Stoss is in New York, he will hold church services every night in Webster and Forster's tingeltangel.“ Stoß gab zurück: „No moisture can be compared with the moisture behind the ears of many young American fellows.“ Der Jüngling erwiderte: „Directly after the celebrated Barrison sisters' appearance, after the song ‚Linger longer Loo' Mr. Stoss will raise his hands to heaven and beg the audience to pray.“

Nach diesen Worten sprang, ohne auch nur einen Muskel seines Gesichts zu verziehen, der schlanke Bengel ins Freie hinaus.

Artur Stoß hatte das Nachsehen. Aber auch er hielt sich nicht lange bei dem Hiebe, den er empfangen hatte, auf und bei dem Gelächter, das ihm nachfolgte. „Man täuscht sich sehr“, sagte er, sich an Professor Toussaint wendend, der bei ihm saß, „wenn man annimmt, daß die Moral in Artistenkreisen laxer als sonstwo in der Gesellschaft ist. Das ist eine vollkommen irrige Annahme. Oder meint jemand, daß diese unerhörten und tollkühnen Leistungen, worin die Artisten sich fortwährend steigern, mit einem Luderleben vereinbar sind? Goddam! da sollte sich manch einer wundern. Für Taten,

wie sie in den verachteten Tingeltangels geleistet werden, ist Askese und eiserne Arbeit vonnöten, wie sie dem Philister, der seinen Frühschoppen niemals versäumt, eine unbekannte Sache ist.“ Und er fuhr fort, das Lob des Artisten auszubreiten.

Hans Füllenberg fragte: „Was haben Sie denn eigentlich für eine Spezialität, Herr Stoß?“

„Wenn man's kann“, kam es zurück, „ist's nicht schwer, mein Junge. Aber wenn wir uns jemals duellieren sollten, so hätten Sie ganz die Wahl, welches Auge, welches Ohrläppchen oder welchen Backenzahn Sie drangeben wollten.“ — „Er schießt wie Carver“, sagte jemand. „Drei-, viermal hintereinander nimmt er mit der Kugel das Herz aus dem Aß heraus!“ — „Eine Kunst wie andere, meine Herrschaften! Aber glauben Sie nicht, daß sie, selbst wenn man Arme hat und nicht mit den Füßen die Flinte halten und abdrücken muß, ohne Entsagung, Schweiß und Geduld zu erlangen ist.“

Kapitän von Kessel erschien und wurde mit lautem „Ah“ empfangen. Um ihn herum durch die Tür brach eine gewaltige Fülle von Sonnenschein. „Das Barometer steigt, meine Herrschaften!“

Die Tatsache wirkte und hatte bereits wie ein Zauber gewirkt. Ein Herr, der im Winkel schlafend gelegen hatte — in jenem Halbschlaf, der die gelindeste Folge der Seekrankheit ist —, setzte sich aufrecht und rieb die Augen. Hans Füllenberg eilte mit anderen Passagieren an Deck hinaus. So taten auch Doktor Wilhelm und Friedrich, der seine Partie verloren hatte.

Die beiden Doktoren wandelten über die ganze Länge des Promenadendecks, wo sich ein überraschend heiteres Leben entfaltete. Die Luft war lind. Das Schiff lag still, und es schien für seinen gewaltigen Körper ein Genuß zu sein, sich durch die nur noch niedrigen Züge flaschengrüner Wogenreihen vorwärtszudrängen. Und auch die

Passagiere durchdrang Zufriedenheit. Fortwährend mußten die Herren grüßen und ausweichen, denn die Stewards hatten das schöne Wetter von Koje zu Koje bekannt gemacht, und jedermann war an Deck gekrochen. Überall wurde geschwätzt und gelacht, und man konnte erstaunen und wieder erstaunen, welch ein lustiger Damenflor sich bisher im Rumpfe der „Roland“ verborgen gehalten hatte.

Hans Füllenberg kam vorüber, mit seiner wieder gesund gewordenen Amerikanerin. Sie hatte eine Freundin gefunden. Diese, mit einer schwedisch-blonden Haarkrone, mit Pelzbaret und in Fuchspelz gehüllt, schien von den schlechten Späßen und dem schlechten Englisch Hans Füllenbergs höchst erbaut zu sein. Außerdem hatte er ihre Muffe in Pension, die er abwechselnd vor den Magen, vor das Herz und mit furchtbarer Leidenschaft an den Mund drückte. Der junge Amerikaner begleitete seine Kanadierin, die sehr blasiert, aber merklich erfrischt promenierte. Sie schien zu frösteln, obgleich sie sich in ein Jackett aus kanadischem Zobel gesteckt hatte, das ihr bis zu den Knien ging.

Auf der Backbordseite des Decks hielt Ingigerd, diesmal vor ihrer Kabine, Cercle. Der bevorzugte Raum, den sie innehatte und dessen Türe hinter ihr offenstand, schmeichelte jetzt, wo das Deck voller Menschen war und jedermann sie beneiden konnte, nicht wenig ihrer Eitelkeit.

Friedrich sagte zu Doktor Wilhelm: „Wenn es Ihnen recht ist, Kollege, so bleiben wir lieber diesseits des Rubikon. Die Kleine ennuyiert mich ein bißchen. Könnten Sie mir nicht übrigens sagen“, fuhr er fort, „wodurch ich, als ich vorhin ins Rauchzimmer kam, ein solches Hallo und die Bemerkung des Unbekannten entfesselt habe?“

Wilhelm meinte, heiter begütigend, Hans Füllenberg sei hereingekommen und habe im Übermut eine Be-

merkung gemacht. Er habe wohl Friedrich aus Ingigerds Zimmer treten sehen.

Friedrich wollte dem Jüngling die Ohren abschneiden.

Die Herren lachten und wurden fröhlich und stimmten so in den allgemeinen Taumel der Lebensfreude ein. Jeder hatte nach den erbärmlichen Stunden wieder den Wert des bloßen Lebens verstehen gelernt. Nur leben, nur leben! das war der mit jedem Schritt, mit jedem Lachen, mit jedem Zuruf von Mensch zu Mensch mitschwingende Wunsch, in dem alle Kummernis versank. Keine von den Sorgen europäischer oder amerikanischer Herkunft, die man mit aufs Schiff geschleppt hatte, gewann in diesen Minuten die geringste Daseinsmacht. Wer nur lebte, hatte das große Los gewonnen.

Alle diese promenierenden Menschen wären jetzt bereit gewesen, allerlei Torheiten zu begehen und als geringfügig einzuschätzen, die sie sich auf festem Boden niemals gestattet und niemals verziehen hätten.

Auf Befehl des Kapitäns waren inzwischen die Musikanten an Deck erschienen und hatten sich mit ihren Notenständern und Instrumenten aufgestellt. Und als ihre fröhlichen Wanderweisen nun über die ganze „Roland“ dahinschmetterten, gab es einen Gipfel von Festlichkeit, und es war eine halbe Stunde lang, als wären die wenigen ziehenden Wolken am blauen Himmel, das Schiff, die Menschen darauf und der Ozean übereingekommen, Quadrille zu tanzen.

Plötzlich wurde der alte furchtbare Meergreis jovial und gutmütig. Es zeigte sich darin, daß er in sichtlich spaßhafter Laune, nicht ohne eine gewisse hanebüchene Eitelkeit, Nummer auf Nummer, seine Puppen im Umkreis der „Roland“ ebenfalls tanzen ließ. Scharen fliegender Fische mußten aufspringen. Ein Walfisch ließ seine bekannte Fontäne los. Und schon wurde auch von den Zwischendecklern am Vorderstevan der Ruf „Delphine!“ ausgestoßen.

Auf die Dauer konnten die Herren Ingigerd nicht umgehen. Als Wilhelm ihrer ansichtig wurde, äußerte er: „*Theridium triste*, die Galgenspinne!“ — „Wieso?“ fragte Friedrich, der ein wenig erschrocken war. — „Sie wissen doch“, gab Wilhelm zur Antwort, „daß die Galgenspinne gewöhnlich in der Nähe eines Ameisenhaufens auf der Spitze ihres Grashalmes sitzt und nichts weiter tut, wenn unten ein Myrmidone vorüber will, als ihm einen Gespinstknäuel vorzuwerfen. Das übrige besorgt dann die Ameise schon allein. Sie verwickelt sich bis zur Hilflosigkeit und wird von dem winzigen Spinnchen dann ganz gemächlich aufgefressen.“

„Wenn Sie die Kleine hätten ihren Tanz tanzen sehen, Kollege“, sagte Friedrich, „Sie würden ihr dann vielleicht eher die Rolle der Ameise zuteilen, die von der Galgenspinne erdrosselt wird.“ — „Ich weiß nicht“, lautete Wilhelms Antwort, „irgendein Dichter sagt ja wohl: dies Geschlecht ist am stärksten, wenn es schwach.“

Ingigerd hatte inzwischen eine neue Sensation, die sie Herrn Rinck, dem Verwalter des Postamts, verdankte. Sie spielte mit einem niedlichen Hündchen, das wie ein nicht über zwei Fäuste großer Ballen weißer Wolle auf ihrem Schoße lag. Der Spaß war der, daß dieser Eisbär en miniature mit seiner lächerlich winzigen Fistel wie rasend die große Schiffskatze anbellte, die ihm Herr Rinck vor die Augen hielt.

„Heut wollen wir einmal gut schlafen“, sagte Wilhelm, „mit Ihrer Erlaubnis, Mister Rinck.“ — „I always sleep well“, erwiderte sehr phlegmatisch der Postbeamte, der neben dem schweren, weichen, hängenden Katzenleib die brennende Zigarette hielt.

„Blicken Sie einmal hier hinunter, Kollege!“ Mit diesen Worten öffnete Doktor Wilhelm eine in der Nähe befindliche Tür, durch die man in einen tiefen quadratischen Schacht hinabsehen konnte: er war bis zu halber Höhe mit Tausenden von Paketen angefüllt. Man konnte

mit Stiefeln darauf herumtreten. Alles dies mußte der Postbeamte ordnen. — „Ohne die Briefe“, ergänzte phlegmatisch Mister Rinck.

„Dieser Rinck“, sagte Wilhelm im Weitergehen, „ist eigentlich ein Original, das man kennen muß. Er hat vor Jahren einmal mit einem ähnlichen Typus wie dieser kleinen Hahlström Pech gehabt. Solche Typen soll man nicht heiraten. Seit der Zeit hat er dem Tode auf jede mögliche Weise und auf allen Meeren der Welt gleichgültig ins Auge gesehen. Sie sollten ihn mal erzählen hören — wozu man ihn aber, da er nicht trinkt, nur selten bringen kann. Man redet soviel von Fatalismus, der aber schließlich bei den meisten, die das Wort im Munde führen, nur eine papierne Sache ist. Bei Rinck ist er keine papierne Sache!“

Das Leben an Deck nahm mehr und mehr einen mondänen Zuschnitt an. Friedrich war erstaunt, wie viele Leute aus Berlin, die er von Ansehen kannte, plötzlich auftauchten. Bald hatte sich ihm Professor Toussaint vorgestellt und ihn zu seiner in einen Schiffsstuhl hingegossenen Gattin geführt. „Ich folge der Einladung eines amerikanischen Freundes“, erklärte Toussaint, etwas herablassend, und nannte den Namen eines bekannten Millionenmannes, „und wenn ich drüben Aufgaben finde, so soll es mir nicht darauf ankommen, in Amerika etwas wie meine zweite Heimat zu sehen.“ Und der bleiche, versorgte, vornehme Mann fuhr fort, unter dem etwas ironisch blasierten Blick seiner noch immer schönen Frau Sorgen und Hoffnungen auszubreiten. Ohne es selbst zu merken, gebrauchte er immer wieder, und fast zu oft, den Ausdruck: das Dollarland.

Mittlerweile fing man am Hinterdeck zu tanzen an. Es war Hans Füllenberg, der allezeit aufgelegte Berliner, der einen Straußschen Walzer zum Anlaß nahm, die Dame im Fuchspelz zu engagieren. Wie immer, schlossen sich dem gegebenen Beispiel bald eine Anzahl weiterer



Tanzpaare an, und somit ward unter dem aufgeklärten Himmel ein Kränzchen gehalten, das nicht vor Sonnenuntergang seinen Abschluß erreichte.

Als die Kapelle mit ihren blinkenden Messinginstrumenten sich wieder verkriechen wollte, wurde sie von der Gesellschaft festgehalten, und im Handumdrehen ward eine Sammlung eröffnet und ein beträchtliches Geldgeschenk in die Kasse der Musikanten gelegt. Worauf ihre Tänze, weit fröhlicher, wiederum einsetzten.

Doktor Wilhelm ward abgerufen. Friedrich gelang es nach einiger Zeit, sich von dem Ehepaar Toussaint loszumachen und eine Weile für sich zu sein. Der gereinigte Himmel, das wie durch ein Wunder beruhigte, glasig schwellende Meer, der Tanz, die Musik, die Sonnenstrahlen bewirkten auch in ihm ein neues, wohliges Daseinsgefühl. Das Leben, sagte sich Friedrich, ist immer ein so oder so, mit Schmerz oder Lust, mit Nacht oder Tag, mit Sonnenschein oder schwarzem Gewölk erfüllter Augenblick. Und von diesem aus wird sich jedesmal Vergangenheit und Zukunft verfinstern oder erleuchten. Sollte das so durchleuchtete Dasein von einer geringeren Realität als das so verfinsterte sein? Mit einem jugendlichen, fast kindlichen Jubel hörte er alles in sich und um sich mit „Nein!“ antworten.

Friedrich hatte den Schlapput, den er jetzt trug, zurückgerückt, den leichten Überzieher geöffnet; seine beiden Arme mit den in grauen schwedischen Handschuhen steckenden Händen waren wie Haken über die Reling zurückgelegt. Er sah das Meer, das gleitende Schiff, er fühlte die Pulsstöße der Maschinen, sein Gehör war mit den schmiegsamen, wienerisch schmelzenden Harmonien des Walzers erfüllt, die ganze Welt war zu einem selber in allen Teilen leichtsinnig bewegten, farbig funkelnden Ballsaal geworden! Er hatte gelitten und leiden gemacht, und alle, an denen er gelitten und

die er jemals leiden gemacht hatte, umarmte er nun und schien sich mit ihnen im Rausch zu verbinden.

Da geschah es, daß Ingigerd Hahlström und die Reckengestalt des Ersten Offiziers vorübergingen. Friedrich hörte sie sagen: sie tanze nicht, und das Tanzen sei ein fades Vergnügen. Da sprang er auf und schwang sich gleich darauf im Kreise mit der Kanadierin, die er dem verblüfften amerikanischen Jüngling mit einer eigentümlich flammenden deutschen Manier rücksichtslos von der Seite geraubt hatte. Es war zu erkennen, daß die hochatmende, zarte und exotische Frau an diesem starken Erobererarm Gefallen fand.

Als Friedrich den Tanz mit der Kanadierin aufgeben mußte, fand er sich in der Notwendigkeit, mit ihr eine Zeitlang Französisch und Englisch zu radebrechen. Er war sehr froh, als er sie an den jungen Amerikaner zurückgeben konnte. Zur gleichen Zeit wurde Stoß von seinem Diener, wie immer am Rockkragen, über Deck transportiert. Der Armlose nahm Gelegenheit, auf diese Art der Beförderung spaßhaft hinzuweisen: er nannte sie eine Überland- und Übersee-Privatextrapost. Friedrich schob einen Deckstuhl herbei, weil er Lust bekam, mit dem Artisten zu plaudern, und dieser wurde von seinem Burschen mit Geschick und Umsicht niedergesetzt.

„Wenn das Wetter so bleibt“, sagte Artur Stoß, „können wir im Laufe des Dienstags am Pier in Hoboken festmachen. Aber nur, wenn das Wetter so bleibt. Wie der Kapitän mir sagt, laufen wir endlich volle Kraft, sechzehn Knoten die Stunde.“ — Friedrich erschrak! Im Laufe des Dienstags also mußte das gemeinsame Leben mit Ingigerd zwischen den gleichen Wänden zu Ende sein.

„Die Kleine ist ein pikantes Luderchen“, sagte Stoß, als ob er Friedrichs Gedanken erraten hätte. „Mir ist es nicht wunderbar, wenn ein unerfahrener Mann diesem

Früchtchen verfällt. Freilich, man soll sie mit Handschuhen anfassen!“ — Friedrich litt Pein. Indem er den armlosen Rumpf seitlich anschielte, krümmte sich seine Seele unter dem Fluch der Schmach und der eigenen Lächerlichkeit.

Aber Stoß fuhr fort, über Erotik im allgemeinen zu philosophieren. Er, der armlose Don Juan, las Friedrich über die Art, mit Weibern umzugehen, ein Privatissimum. Dabei kam er ins Renommieren, und seine Intelligenz schrumpfte im genauen Verhältnis zum Wachstum seiner Eitelkeit. Irgendein quälender Trieb in ihm schien dahin gerichtet, dem anderen als Mann zu imponieren.

Ein Dienstmädchen führte Kinder vorüber. Friedrich atmete auf, denn Stoß wurde hierdurch abgelenkt. Er rief: „Nun, Rosa, was macht die Gnädige?“ Rosa antwortete: „Sie kommt nicht herauf. Sie ist beim Kartenlegen und Tischrücken.“ Der Bursche Bulke, vor dessen Augen das Kindermädchen Gnade gefunden zu haben schien, half ihr die Kleinen auf Stühle setzen. Und Friedrich erkannte in ihr die gleiche Landpomeranze wieder, die im Rasiersalon Eau de Cologne gekauft und deren unerquickliche Dienstverhältnisse er durch den Barbier erfahren hatte.

Diese Verhältnisse fanden jetzt auch durch Artur Stoß Bestätigung: „Da ist eine Frau Liebling“, sagte er, „die gegen diese Perle von einem Domestiken den Obersteward zu Hilfe ruft. Pfundner hat ihr aber gesagt, sie müsse diese geradezu exemplarische Rosa, statt sie zu verklagen, in Watte packen.“ Der Armlose schloß: „Solche Weiber wissen oft nicht, was sie tun.“

Noch erklang die Musik, noch leuchtete die Sonne aufs trockene Deck, wo die reisende Welt in oberflächlichster Laune, angesichts der Unendlichkeit von Himmel und Wasser, tanzte und tänzelte, als Friedrich in

den Maschinenraum gerufen ward. Der Abstieg führte eine senkrechte eiserne Leiter hinunter, durch dicken Öldunst und künstliches Licht, einen Weg, der Friedrich unendlich schien. Um ihn arbeiteten die Maschinen. Über gewaltige Schwungräder liefen breite, sausende Schwungriemen. An dicken metallenen Achsen drehten sich große metallene Scheiben, verbunden mit Rädern und Rädchen, die alle besondere Arbeit verrichteten. Friedrichs Augen streiften die ungeheuren Zylinder, in denen gepreßter Dampf pumpenschwengelartige Kolben und durch sie die große Welle bewegte, die, längs der Kiellinie eingebaut, nach rückwärts ging.

Maschinisten stiegen mit Lappen und Ölkännchen zwischen den kreisenden Eisenmassen herum, mit einer staunenerregenden Sicherheit und Verwegenheit, wo doch jede noch so geringe unüberlegte Bewegung todbringend sein mußte.

Und immer noch weiter ging es hinab, bis dorthin, wo von vielen Schaufeln, in den Händen nackter Heloten, Kohle in die Weißglut unter den Kesseln flog. Man war in eine nach Kohle, Brand und Schlacke riechende Hölle gelangt, die durch weißglutspiende Ofenlöcher erleuchtet wurde.

Friedrich rang nach Luft. Der Abgrund, in dem er sich zu befinden schien, besaß eine solche Temperatur, daß ihm sofort der Schweiß den Nacken hinabrieselte. Noch ganz von der Neuheit des Eindrucks hingenommen und ganz vergessend, daß er sich eigentlich umgeben von Wasser tief unter der Meeresfläche befand, bemerkte er plötzlich Doktor Wilhelm und zugleich einen Leichnam, der weiß auf schwarzem Gerölle lag.

Einen Augenblick später hatte Friedrich, nur noch ganz Arzt, das Stethoskop Doktor Wilhelms in der Hand, um das Herz des Gefallenen zu behorchen. Seine Kollegen, von oben bis unten geschwärzt mit Steinkohlenstaub, rastlos in den Dienst der Maschine gestellt,

warfen kaum hie und da, wenn sie Bier oder Wasser in sich hineinschütteten, einen Blick auf ihn. „Er ist“, sagte Wilhelm, „vor kaum drei Minuten zusammengestürzt; der dort, der Frischgewaschene, ist sein Nachfolger.“

„Er wollte eben Kohle ins Loch schleudern“, erklärte schreiend — denn man konnte beim Scharren der Schaufeln, beim Schlagen der eisernen Ofentüren nur schwer verstehen — der Maschinist, der Friedrich heruntergeleitet hatte, „da flog ihm die Schaufel weit aus der Hand und hätte beinahe noch einen Kohlenzieher zu Schaden gebracht. Der Mann“, fuhr er fort, „ist in Hamburg angemustert. Als er aufs Schiff kam, dachte ich gleich: wenn das man gut abgeht, mein Junge. Aber er machte noch einen krampfhaften Witz und sagte: ‚Wenn’s Herz man jut is, Herr Maschinist!‘ Und er tat mir auch leid, denn er konnte auf andere Weise nicht über den großen Teich und wollte um jeden Preis irgend jemand nach vierzehnjähriger Trennung wiedersehen.“

„Exitus“, sagte Friedrich, als er die Brust des Verunglückten lange behorcht hatte. Man konnte auf der bläulich wächsernen Haut über den Rippen des armen Heizers noch einige Augenblicke die Ringe vom Druck des Hörrohrs sehen. Dem Toten fiel das Kinn herunter. Es wurde mit Friedrichs weißem Taschentuch festgemacht.

„Er ist schlecht gefallen“, bemerkte Friedrich. Die Kante einer gewaltigen Schraubenmutter hatte ihm eine tiefe, verbrannte, schwarz blutende Wunde an der Schläfe gemacht.

Und nun stiegen die Ärzte wieder an Deck, und das Opfer der Zivilisation, der noch mit den Schweißperlen seiner furchtbaren Tätigkeit überdeckte moderne Galeerensklave, der mit dem umgebundenen Tuch aussah wie jemand, der Zahnschmerzen hat, wurde von mehre-

ren Männern, ebenfalls aus der glühenden Hölle empor, in den für Tote bestimmten Raum geschleppt.

Doktor Wilhelm mußte den Kapitän benachrichtigen. Ohne daß jemand an Deck, wo die Musik soeben ihre letzten Takte hinausschmetterte, etwas ahnen durfte und ahnte, hatte man den Leichnam, mit Hilfe der Schwester vom Roten Kreuz, auf einer Matratze hingebettet, wo nach kurzer Zeit ein Kreis gewichtiger Männer, darunter der Zahlmeister und die Ärzte mit dem Kapitän an der Spitze, um den Toten versammelt war.

Kapitän von Kessel gab Befehl, den Tod des Heizers geheimzuhalten, und ersuchte die beiden Ärzte darum. Dann mußten Schreibereien und Formalitäten erledigt werden, bis es draußen ganz dunkel geworden war und der first call for dinner, die bekannte helle Trompete der „Roland“, über Deck und durch die Gänge der ersten Klasse erscholl.

Während dieser Zeit hatte sich Friedrich in seiner Kabine umgezogen. Als er im Speisesaal erschien, herrschte bereits ein reger Zuzug von Toiletten. Nahezu vollzählig kamen die Damen in den vom Glanz des elektrischen Lichtes festlichen Raum hereingerauscht. Friedrich bemerkte allerdings, sobald er auf seinem Platze saß und beobachtete, wie sich viele der Schönen beim Eintritt erst einen Mut fassen mußten, um dann mit graziösem Humor über die Furcht vor der Seekrankheit hinwegzutänzeln.

Aber wirklich, außer dem leisen Beben, das, wie überall in der „Roland“, durch Dielen und Wände ging, war die Schiffsbewegung kaum zu empfinden. Die Musik begann, und die Schar der livrierten Stewards, die hereineilte, konnte, ohne zu balancieren, zu den Reihen der Tafelnden hingelangen. „Galatafel“, sagte, nach einem befriedigten Rundblick sich niederlassend, der Kapitän.

Man war schon beim Fisch, als Ingigerd von dem plumpen und sehr gewöhnlich aussehenden Achleitner hereingeführt wurde. Friedrich hätte versinken mögen, so unvorteilhaft sah die Kleine aus, so peinlich wirkte der ganze Aufzug. Der Schiffsfriseur hatte aus ihrem blonden Haar einen schrecklichen Berg von Frisur gemacht, sie hatte ein spanisches Tuch um die Schultern, als ob sie Carmen agieren wollte, eine überaus dürftige, wirklich fast klägliche Carmen, die denn auch von einem Ende zum andern längs der ganzen Tafel beißenden Spott und Hohn entzündete. Friedrich dachte, indem er den Fisch mit der Gräte verschlang: was hat sie für giftgrüne Strümpfe an, und warum trägt sie denn diese gemeinen Goldkäferschuhe? „Etwas Kreide“, sagte ein Herr, „für die Sohlen der Dame. Die Dame will Seil tanzen.“ Von den Lippen der Herren und aus den Augen der Damen stieg eine Wolke von Boshaftigkeit. Man verschluckte sich, mußte die Serviette vorhalten. Nicht alle Bemerkungen wurden etwa diskret gemacht, und im Kreise der Kartenspieler, die wieder Sekt tranken, nahm der Hohn sogar rohe Formen an.

Friedrich glaubte nicht recht zu sehen, als plötzlich dieses kleine Scheusal mit einer kompromittierenden Intimität vor ihm stand und ihn mit einer schmollenden Anrede auszeichnete. „Wann kommen Sie wieder zu mir?“ fragte sie, oder so etwas, worauf Friedrich entsetzt irgend etwas antwortete. Hälse in Stehkragen, nackte, mit Ketten und Perlen geschmückte Hälse wandten sich. Friedrich konnte sich nicht erinnern, etwas ähnlich Peinliches je erlebt zu haben. Ingigerd sah es nicht und fühlte es nicht. Achleitner gab sich Mühe, sie fortzubringen, weil er sich ebenfalls unter dem Kreuzfeuer der Gesellschaft nicht wohlbefand.

Endlich entfernte sie sich mit den Worten: „Pfui, Sie sind fad! Sie sind dumm! Ich mag Sie nicht!“ Woraufhin an der Kapitänsecke ein lang andauerndes,

ziemlich befreiendes Gelächter zum Ausbruch kam.

„Sie können mir glauben, meine Herren“, sagte Friedrich mit einer leidlich gespielten ironischen Trockenheit, „daß ich weder weiß, wie ich diese soeben genossene Auszeichnung verdient habe, noch wie ich sie mir in Zukunft verdienen soll.“ Dann wurde von anderen Dingen gesprochen.

Das heitere Wetter und die Erwartung einer geruh-samen Nacht erfüllten die Tischgesellschaft mit sorgloser Heiterkeit. Man aß, man trank, man lachte und flirtete, alles mit dem schönen Bewußtsein, ein Bürger des neun-zehnten und bald des wahrscheinlich noch köstlicheren zwanzigsten Jahrhunderts zu sein.

Als die beiden Ärzte nach Tisch in der Doktorkabine beisammen saßen, bildete das Thema: die Bilanz der modernen Kultur.

„Ich fürchte“, sagte Friedrich, „daß der weltumspannende Verkehrsapparat, der angeblich im Besitze der Menschheit ist, vielmehr seinerseits die Menschheit besitzt. Wenigstens sehe ich bis jetzt noch nichts davon, daß die ungeheuren Arbeitskräfte der Maschinen die zu leistende Menschenarbeit verringert hätten. Die moderne Maschinensklaverei ist die imposanteste Sklaverei, die es jemals gegeben hat; aber sie ist eine Sklaverei! Wenn man fragt, ob das Zeitalter der Maschinen das menschliche Elend vermindert hat, muß man bis jetzt mit Nein antworten. — Ob es das Glück und die Möglichkeiten zum Glück gesteigert hat? Wiederum lautet bis jetzt die Antwort: Nein!“

„Deshalb kann man sehen“, sagte Wilhelm, „wie jeder dritte gebildete Mensch, den man trifft, ein Schopenhauerianer ist. Der moderne Buddhismus macht reißende Fortschritte.“

„Jawohl“, sagte Friedrich, „denn wir leben in einer Welt, die sich fortgesetzt ungeheuer imponiert und sich



dabei mehr und mehr ungeheuer langweilt. Der Mensch der geistigen Mittelklasse tritt mehr hervor, ist inhaltsloser als irgendwann, dabei blasierter und übersättigt. Keine Art Idealismus, keine Art wirklich großer Illusion kann mehr standhalten.“

„Ich gebe zu“, sagte Wilhelm, „daß die gewaltige Kaufmannsfirma Zivilisation mit allem geizt, nur nicht mit dem Menschen noch mit dem, was an ihm das Beste ist. Sie wertet es nicht und läßt es verkümmern. Aber uns bleibt ein Trost: ich glaube, daß diese Firma doch das Gute besitzt, uns von den ärgsten Barbarismen der Vergangenheit ein für allemal loszutrennen, so daß zum Beispiel eine Inquisition, ein hochnotpeinliches Halsgericht und Ähnliches nicht mehr möglich ist.“

„Wissen Sie das ganz gewiß?“ fragte Friedrich, „und finden Sie es nicht sonderbar, wie neben den höchsten Errungenschaften der Wissenschaft, Spektralanalyse, Gesetz von der Erhaltung der Kraft und so weiter, die ältesten Köhlerirrtümer immer noch machtvoll fortbestehen? Ich bin nicht so sicher, daß ein Rückfall selbst in die grauenvollsten Zeiten des malleus maleficarum unmöglich ist!“

In diesem Augenblick kamen zugleich ein Steward, dem geklingelt worden war, und der Schiffsjunge Pander herein. Wilhelm sagte: „Kollege, mir ist so, wir müssen Champagner trinken. Adolf“, wandte er sich an den Steward, „bringen Sie eine Pommery!“ — „Es geht sehr über den Sektkeller“, sagte Adolf. „Natürlich, die Leute sind alle froh, daß wir gestern und vorgestern nicht ertrunken sind.“ Der Schiffsjunge war vom Kapitän geschickt, um den Totenschein für den Heizer zu holen. Der tote Heizer hieß Zickelmann. Im Notizbuch des armen Menschen hatten sich Anfänge eines Briefes gefunden, die etwa so lauteten: „Ich habe vergessen, wie du aussiehst, liebe Mutter! Es geht mir schlecht, aber ich muß doch einmal zu Dir, nach Amerika, Dich wieder-

sehen! Es ist doch traurig, wenn man in der ganzen Welt keinen Anverwandten hat! Liebe Mutter, ich will Dich nur einmal ansehen und werde Dir wirklich sonst nicht zur Last fallen.“

Der Champagner erschien, und es dauerte nur eine kurze Zeit, bis die erste Flasche durch eine zweite ersetzt wurde. „Wundern Sie sich nicht, Kollege“, sagte Friedrich, „wenn ich heute unmäßig bin. Vielleicht daß ich mit Hilfe dieser Medizin einige Stunden schlafen kann.“

Es war halb elf, und die Ärzte saßen noch immer zusammen. Wie es bei alten Studenten und Fachgenossen natürlich war, die sich einander genähert hatten, bewirkte der Wein einen hohen Grad von Vertraulichkeit.

Er sei, sagte Friedrich, mit einem allzu günstigen Vorurteil in die Welt getreten, er habe aus einer Art Idealismus die Militär- und Regierungskarriere abgelehnt. Er habe dann das Studium der Medizin in dem Glauben ergriffen, er könne dadurch der Menschheit nützlich sein. In diesem Glauben sei er getäuscht worden. „Denn schließlich, Kollege, der wirkliche Gärtner sorgt für einen Garten voll gesunder Bäume; aber unsere Arbeit ist einer aus kranken Keimen stammenden, kränklich vermickerten Vegetation gewidmet!“ Deshalb war Friedrich, wie er sagte, in den Kampf gegen die schrecklichsten Menschenfeinde, die Bakterien, eingetreten. Er wolle indessen nicht verschweigen, daß ihn die öde, geduldige und mühsame Facharbeit ebenfalls nicht habe befriedigen können. Die Fähigkeit zu verknöchern besitze er nicht, die für einen Fachmenschen nötig sei. „Als ich sechzehn Jahre alt war, wollte ich Maler werden. Am Seziertisch, im Leichenschauhaus in Berlin, habe ich, wie ich nicht leugnen kann, Gedichte gemacht. Heut wär' ich am liebsten ein freier Schriftsteller. Aus alledem, lieber Kollege, können Sie sehen“, schloß Friedrich,

auf eine ironische Weise auflachend, „daß mein Leben ziemlich zerrissen ist.“

Wilhelm wollte das keineswegs zugeben.

Aber Friedrich fuhr fort: „Es ist so. Ich bin ein echtes Kind meiner Zeit und schäme mich deshalb nicht. Jeder einzelne Mensch von Bedeutung ist heut ebenso zerrissen, wie es die Menschheit im ganzen ist. Ich habe dabei allerdings nur die führende europäische Mischrasse im Auge. In mir steckt der Papst und Luther, Wilhelm der Zweite und Robespierre, Bismarck und Bebel, der Geist eines amerikanischen Multimillionärs und die Armutsschwärmerei, die der Ruhm des heiligen Franz von Assisi ist. Ich bin der wildeste Fortschrittler meiner Zeit und der allerwildeste Reaktionär und Rückschrittler. Der Amerikanismus ist mir verhaßt, und ich sehe in der großen amerikanischen Weltüberschwemmung und Ausbeuterherrschaft doch wieder etwas, was einer der berühmtesten Arbeiten des Herkules im Stall des Augias ähnlich ist.“

„Es lebe das Chaos!“, sagte Wilhelm.

Sie stießen an. „Ja“, sagte Friedrich, „aber nur, wenn es einen tanzenden Himmel oder mindestens einen tanzenden Stern gebiert.“

„Man soll sich vor tanzenden Sternen in acht nehmen!“ sagte lachend der Schiffsarzt und sah Friedrich etwas vielsagend an.

„Was wollen Sie machen“, erwiderte der, „wenn Ihnen erst so ein verfluchtes Pestgift im Blute sitzt?“

Diese plötzliche Beichte erschien unter dem Einfluß des Weines Wilhelm wie Friedrich selbstverständlich.

Wilhelm zitierte: „Es war eine Ratt' im Kellernest.“ — „Naja, naja“, meinte Friedrich, „aber was tut man dagegen?“ Und dann lenkte er wieder ein und ab.

„Für was soll man sich eigentlich noch intakt halten, da einem doch nun, wie dem berühmten Gerber, die Felle, alias Ideale, fortgeschwommen sind? Ich habe

also mit meiner Vergangenheit reinen Tisch gemacht. Deutschland ist mir ins Meer versunken. Gut so! Was ersieht man sich schließlich daran? Ist es denn wirklich noch immer das starke, geeinigte Reich, oder nicht vielmehr eine Beute, um die noch immer Gott und der Teufel, ich wollte sagen Kaiser und Papst miteinander streiten? Denn man muß sagen, daß durch länger als ein Jahrtausend das einigende Prinzip das kaiserliche gewesen ist. Man redet vom Dreißigjährigen Krieg, der Deutschland zerrissen hat. Ich rede lieber vom tausendjährigen, von dem der dreißigjährige nur der schlimmste Anfall jener den Deutschen eingepfunden religiösen Dummheitsseuche ist. Ohne die Einheit aber gleicht das Reich einem recht sonderbaren Gebäude, dessen Ziegelsteine, die nur zum geringsten Teil im Besitz seines Eigentümers oder seiner Bewohner sind, der Gläubiger mit der Tiara zu Rom lockert und lockert, immer erpresserisch mit Zerstörung des Hauses drohend, bis er sie wirklich mit Zins und Zinseszins zurücknehmen kann. Dann gibt es im besten Fall einen Trümmerhaufen.

Man könnte schreien und sich die Haare raufen, daß der Deutsche nicht sieht, wie im Souterrain seines eigentümlichen Hauses eine verschlossene, geheime, furchtbare Blaubartskammer ist. Aber durchaus nicht für Weiblein allein. Er ahnt nicht, welche geistlichen Folterwerkzeuge dort zum Gebrauche bereitstehen: geistlich insofern, als sie, dem fanatischen Wahnwitz einer blutrünstigen Pfaffenidee dienstbar, zur scheußlichen Marter des Körpers bereitstehen. Wehe, wenn diese Tür sich einmal öffnet, wie denn fortwährend an ihren Schlössern gerüttelt wird: dann wird man alle blutigen Greuel des Dreißigjährigen Krieges, die entartete Schlachthausgrausamkeit der Ketzergerichte wiederum blutig aufblühen sehen.“

„Darauf“, sagte Wilhelm, „wollen wir aber nicht anstoßen. Dann sagen wir lieber: es lebe das gesunde, ehrlich

zynische Ausbeuterideal von Amerika mit seiner Verflachung und Toleranz!“

„Ja, tausendmal lieber“, sagte Friedrich. Und so ward auf Amerika angestoßen.

Eine Stewardess aus der zweiten Kajüte brachte plötzlich die siebzehnjährige russische Jüdin aus dem Zwischendeck hereingeführt, die ein Taschentuch vor die Nase hielt, weil sie an unstillbarem Nasenbluten zu leiden hatte. „Oh, ich störe“, sagte die Russin und wich einen halben Schritt aus der Tür an Deck zurück. Wilhelm ersuchte sie, näher zu treten. Nun war aber die Begleitung des Mädchens für die Stewardess nicht der Grund, weshalb sie zu Doktor Wilhelm gekommen war. Sie flüsterte ihm einige Worte ins Ohr, die ihn veranlaßten, mit einer Entschuldigung gegen Friedrich aufzuspringen. Er nahm die Mütze und ging mit der Stewardess davon, die Russin dem Kollegen empfehlend.

„Sie sind Arzt?“ sagte die Russin. Friedrich bestätigte und hatte bald ohne viele Worte, indem er die Patientin sich lang auf den Diwan strecken ließ, durch einen Tampon die Blutung zum Stehen gebracht. Die Tür an Deck war offen geblieben, weil Friedrich den Zustrom frischer Seeluft für heilsam hielt.

„Meinethalben können Sie ruhig rauchen“, sagte die Russin nach einiger Zeit, weil sie bemerkt hatte, wie Friedrich sich mehrere Male in der Zerstreung eine Zigarette anzünden wollte, es aber immer wieder im letzten Moment unterließ.

Er sagte kurz: „Nein, ich rauche jetzt nicht.“

„Aber dann könnten Sie mir vielleicht eine Zigarette geben“, sagte die Russin, „ich langweile mich.“

„Das gehört sich so“, sagte Friedrich, „ein Patient soll sich langweilen.“

„Wenn Sie mir eine Zigarette erlaubt haben“, er-

klärte die Leidende, „werde ich nachher sagen: Jawohl, Sie haben ganz recht, mein Herr!“

Friedrich sagte: „Ich weiß, daß ich recht habe, und von Zigarettenrauchen kann in diesem Augenblick nicht die Rede sein.“

„Ich will aber rauchen“, sagte sie. „Sie sind ungezogen.“

Friedrich sah die Russin, die eigensinnig ihre Ferse ein wenig erhoben und wieder auf das lederne Polster hatte fallen lassen, mit einem absichtlich finstren Gesichte an.

„Glauben Sie, daß ich deshalb Rußland verlassen habe, um im Ausland erst recht von jedermann kommandiert zu sein?“ sagte das Mädchen mit nörgelnder Stimme. Sie fuhr fort: „Mir ist kalt! Bitte schließen Sie doch die Tür!“

„Wenn Sie es wünschen, so will ich die Tür schließen“, sagte Friedrich. Er tat es mit einem nicht ganz ehrlichen Anschein von Resignation.

Friedrich, der am Morgen im Zwischendeck sich durch einen Blick mit dieser Debora verständigt hatte, sehnte, trotzdem ihm der Wein oder weil ihm der Wein im Kopfe saß, Doktor Wilhelm herbei, dessen Rückkunft sich verzögerte. Als seine Patientin nun eine Weile geschwiegen hatte und Friedrich eine Untersuchung der Wattepfropfen in ihrem Näschen für notwendig fand, bemerkte er Tränen in ihren Augen.

„Was gibt's?“ fragte Friedrich, „Warum weinen Sie denn?“

Da kämpfte sie plötzlich gegen ihn mit Händen und Armen an, nannte ihn Bourgeois und wollte aufspringen. Aber Friedrichs sanfte, überlegene Kraft brachte sie bald in die ruhende Lage zurück. Dann nahm er, wie früher, abwartend Platz.

„Mein liebes Kind“, sagte er, weich und sanftmütig, „Sie werfen da auf eine höchst sonderbare Weise mit

gewissen Ehrentiteln um sich herum, die wir nicht weiter erörtern wollen. Sie sind nervös. Sie sind aufgeregt!“

„Niemals würde ich erste Kajüte reisen!“

„Warum nicht?“

„Weil es bei dem Elend, in dem die Mehrzahl der Menschen schmachtet, eine Gemeinheit ist. Lesen Sie Dostojewski, lesen Sie Tolstoi, lesen Sie Krapotkin! Wir werden gejagt! Wir werden gehetzt! Es ist gleich, hinter welchem Zaune wir sterben.“

„Wenn es Sie interessiert“, sagte Friedrich, „ich kenne sie alle: Krapotkin, Tolstoi und Dostojewski. Aber glauben Sie nicht, daß Sie die einzige Gehetzte auf der Erde sind! Ich bin auch gehetzt. Wir sind alle gehetzt, meine Beste.“

„Ach, Sie fahren in der ersten Kajüte“, gab sie zurück, „und Sie sind auch kein Jude. Ich bin eine Jüdin! Haben Sie eine Ahnung, was es bedeutet, wenn man in Rußland gelebt hat und Jüdin ist?“

„Dafür kommen wir jetzt in die Neue Welt“, sagte Friedrich.

„Ich kenne mein Schicksal“, sagte sie. „Wissen Sie vielleicht, in welche verfluchten Ausbeuterhände ich gefallen bin?“

Das Mädchen weinte, und da sie jung und von ähnlicher Zartheit der Gestalt wie Ingigerd, nur von einer ganz anderen, dunkelhaarigen und dunkeläugigen Rasse war, fühlte sich Friedrich schwach werden. Sein Mitleid wuchs, und er wußte wohl, daß Mitgefühl die sicherste Brücke der Liebe ist. Deshalb zwang er sich nochmals zu einer harten Entgegnung.

Er sagte: „Ich bin hier Arzt, ich vertrete hier einen Kollegen. Was geht es mich an, und wie kann ich es ändern, wenn Sie in Ausbeuterhände gefallen sind? Außerdem seid ihr intellektuellen Russen und Russinnen alle hysterisch. Und das ist ein Zug, der mir nachgerade widerlich ist.“

Sie fuhr empor und wollte davonrennen. Friedrich, um sie festzuhalten, griff sie erst am rechten und dann auch am linken Handgelenk. Da sah sie ihn mit einem solchen Blicke von Haß und Verachtung an, daß er die ganze leidenschaftliche Schönheit des Mädchens empfinden mußte.

„Was habe ich Ihnen getan?“ fragte Friedrich, der im Augenblick wirklich erschrocken war und nicht wußte, ob er nicht etwa tatsächlich etwas verbrochen habe. Er hatte getrunken. Er war aufgeregt. Was sollte jemand, der jetzt dazukam, von ihm denken? Hatte nicht schon das Weib des Potiphar, der Joseph entließ, mit Vorteil zu einem bekannten Mittel gegriffen? Er wiederholte: „Was hab' ich getan?“

„Nichts“, sagte die Russin, „außer was Ihnen gewöhnlich ist: nämlich ein schutzloses Mädchen beleidigen.“

„Sind Sie wahnsinnig?“ fragte Friedrich.

Plötzlich gab sie zur Antwort: „Ich weiß es nicht.“ Und in diesem Augenblick veränderte sich der harte, gehässige Ausdruck ihres Gesichts und verwandelte sich in Hingabe, eine Verwandlung, die für einen Mann wie Friedrich ebenso rührend wie unwiderstehlich war. Er vergaß sich. Auch er war seiner nun nicht mehr mächtig.

Dieses sonderbare Ereignis mit Kommen, Sehen, Lieben und für immer Abschiednehmen war traumhaft vorübergeeilt. Da Wilhelms Rückkehr sich noch immer verzögerte, trat Friedrich, nachdem sein Besuch geflohen war, auf Deck hinaus, wo ihn der Eindruck des ausgestirnten Himmels über dem unendlichen Ozean gleichsam reinigte. Er war von Natur und Gewohnheit kein Don Juan; deshalb mußte er staunen, daß ihm das ungewöhnliche Abenteuer als das Natürlichste von der Welt erschien.

In dieser Stunde hatte Friedrich eine bis ins Innerste erfüllte schmerzliche Vision der Summe vom Leben



und Sterben innerhalb irdischer Jahrmillionen. Aber der Tod mußte etwas vor dem Beginne sein. Tod und Tod, das waren die Grenzen, dachte Friedrich, für ungeheure Summen von Sorge, Hoffnung, Begierde, Genuß — der sich aber sogleich wieder selbst verzehrte —, für erneute Begierde, Illusion von Besitz, Realität von Verlust, für Nöte, Kämpfe, Einigungen und Trennungen, alles unaufhaltsame Vorgänge und Durchgänge, die mit Leiden und wieder Leiden verbunden sind. Es beruhigte Friedrich, vorauszusetzen, daß nun, bei so ruhiger Fahrt, die Russin und alle übrigen Leidensgefährten wahrscheinlich, von dem großen Wahnwitz des Lebens erlöst, in einem bewußtlosen Schlummer lagen.

So grübelnd und auf den Schiffsarzt wartend, hatte sich Friedrich vom Rande des Decks aus beiläufig umgewandt und bemerkte, nicht weit vom Schornstein, in einem Winkel, halb an die Wand gekauert, eine dunkle Masse, die ihm aus irgendeinem Grunde seltsam schien. Näher tretend, erkannte er einen schlafenden Mann, dessen Mütze über die Augen gezogen war und der, an der Erde sitzend, den bärtigen Kopf auf einem Feldstuhl zur Ruhe gelegt hatte. Dieser Mann, wie Friedrich sich überzeugte, war Achleitner. Auf die Frage, die Friedrich sich stellen mußte, weshalb er bei vier oder fünf Grad Kälte hier hockte und nicht zu Bette lag, hatte er bald die richtige Antwort: denn drei Schritte entfernt befand sich die Tür zur Kabine Ingi-gerds. Achleitner konnte der treue Hund im Sinne des Wächters, im Sinne des Zerberus und im Sinne des von Tollwut besessenen Eifersüchtigen sein. „Armer Bengel“, sagte Friedrich ganz laut, „armer, blöder Achleitner!“ Und neben dem echtsten, beinahe zärtlichen Mitgefühl kam Friedrich der ganze Jammer des liebenden und enttäuschten Mannes an, wie er von Nietzsche und Schopenhauer bis hinab zu Buddha Gotama zu verfolgen ist, den sein Schüler Ananda fragt: „Wie sollen

wir uns, Herr, gegen ein Weib benehmen?“ und der da antwortet: „Ihr sollt ihren Anblick vermeiden, Ananda!“ Weil des Weibes Wesen, sagte er, unergründlich verborgen wie der Weg des Fisches im Wasser sei und ihnen die Lüge wie Wahrheit und die Wahrheit wie Lüge wäre.

„Pst, Kollege, was machen Sie hier?“ Mit diesen Worten war leise schreitend Doktor Wilhelm herangetreten, der etwas, sorgsam eingewickelt, in Händen trug. „Wissen Sie, wer hier liegt?“ sagte Friedrich, „das ist Achleitner!“ — „Er hat aufpassen wollen“, bemerkte Wilhelm, „daß die Frequenz dieser Tür dort nicht zu lebhaft wird.“ Friedrich sagte: „Wir müssen ihn aufwecken.“ Wilhelm: „Warum denn? Später! Wenn Sie zu Bette gehn!“ — „Ich werde jetzt gehen“, sagte Friedrich. Wilhelm: „Kommen Sie erst noch einen Augenblick zu mir herein!“

In seiner Kabine wickelte der Arzt den nassen Embryo eines menschlichen Kindes aus Packpapier. „Sie hat ihren Zweck erreicht“, sagte er und meinte das Mädchen in der zweiten Kajüte, die seiner Ansicht nach die Reise zu keinem anderen Zweck, als um ihre Last dabei zu verlieren, gemacht hatte. Und Friedrich wußte beim Anblick dieses anatomischen kleinen Objektes nicht, ob wirklich geboren werden oder nicht zum Leben erwachen das bessere wäre.

Dann ging er, weckte den schlafenden Achleitner und führte den unverständliche Worte murmelnden, widerspenstigen, aber im Gehen schlafenden Mann unter Deck und in seine Kabine hinab. Nicht ohne Grauen vor den Foltern der Schlaflosigkeit suchte auch Friedrich nun sein Lager.

Friedrich entschlief sogleich; allein als er aufwachte, war es erst zwei Uhr nach Mitternacht. Das Schiff lag immer noch ruhig, und man hörte die Schraube gleichmäßig unter Wasser arbeiten. Wenn das Leben in

Zeiten großer psychischer Krisen an sich ein Fieber ist, so steigern Reisen und schlaflose Nächte noch dieses Fieber. Friedrich kannte sich und erschrak, als er sich nach so kurzer Zeit um den Frieden des Schlafes betrogen glaubte.

Aber war es wirklich ein Friede gewesen? Er hatte geträumt, er war Hand in Hand mit Achleitner unter den schwarzen Witwen aus Kohlenqualm, die von den Schloten der „Roland“ aus über den Ozean zogen, endlos, endlos davongewandert. Er hatte, gemeinsam mit der russischen Jüdin aus Odessa, den toten Heizer Zickelmann in den blauen Damensalon mit schwerer Mühe heraufgetragen und mittels eines Serums, dessen Entdecker er war, ins Leben zurückgebracht. Dann hatte er einen Streit geschlichtet, der zwischen der Russin und Ingigerd Hahlström ausgebrochen war, die einander tätlich anfielen und mit leidenschaftlichen Schimpfreden überschütteten. Dann wieder saß er mit Doktor Wilhelm in dessen Apotheke und beobachtete gemeinsam mit ihm, wie weiland Wagner, einen Homunkulus, der sich noch embryonal in einer gläsernen Kugel unter Lichterscheinungen ausbildete. „Die Menschen steigen wie Blasen im Wasser auf“, sagte Wilhelm, „man weiß nicht woher, man weiß nicht wohin, — und zerplatzen.“ Dabei plapperte der weiße Kakadu Ingigerds im Tone von Artur Stoß, indem er sagte: „Ich bin heute schon vollkommen unabhängig! Ich reise, weil ich mein Vermögen abrunden will.“ Indem Friedrich aller dieser Dinge sich zu erinnern glaubte, träumte er bereits wieder. Plötzlich fuhr er auf mit den Worten: „Ich nehme Sie bei den Ohren, Hans Füllenberg!“ Gleich darauf hielt er im Rauchzimmer eine vernichtende Strafpredigt, worin er den Herrn, der seine geheime Beziehung zu Ingigerd entweiht hatte, moralisch niederschlug.

Und wieder fing das Wandern Hand in Hand mit

Achleitner und den qualmigen Witwen über die Wasserwüste an. Das mühsame Schleppen — gemeinsam mit der jungen Verehrerin Krapotkins — des nackten toten Heizers, treppauf und treppunter. Der Zank der Frauen, die Abkanzelnungen Füllenbergs und des Menschen im Rauchzimmer wiederholten sich. Und immer qualvoller wurden die Wiederholungen. Der Homunkulus in der Glaskugel, mit Doktor Wilhelm, erschien wiederum. Er entwickelte sich, mit Lichterscheinungen. In seiner Not, in seiner unendlichen Hilflosigkeit dieser marternden Bilderflucht gegenüber bäumte sich Friedrichs gehetzte Seele nach Frieden lechzend plötzlich auf, und er sagte laut: „Zünde an das Licht der Vernunft! Zünde an das Licht der Vernunft, o Gott im Himmel!“ Dann fuhr er empor und erkannte, daß Rosa, das Dienstmädchen, mit einem wirklichen, brennenden Licht bei ihm stand. Sie fragte: „Ist Ihnen nicht gut, Herr Doktor?“

Die Kabine knackte. Das Dienstmädchen hatte sich wieder entfernt. Das Schiff lag still. Oder hatte der Kurs der „Roland“ nicht mehr die gleiche Ruhe und Stetigkeit? Friedrich horchte gespannt und hörte die Schraube gleichmäßig unter Wasser rauschen. Dann drangen monotone Rufe von Deck und das laute Rasseln der Schlacke, die man ins Meer schüttete. Die Uhr zeigte fünf, so daß seit Friedrichs letztem Erwachen eine Spanne von drei Stunden verstrichen war.

Wiederum rutschte, mit Gepolter und Gerassel, eine Ladung Schlacke in den Atlantischen Ozean. Waren es nicht die Kollegen des toten Heizers, die sie hinaus schütteten? Friedrich vernahm Kindergeschrei, hierauf das Weinen und Greinen seiner hysterischen Nachbarin, endlich die Stimme Rosas, die den kleinen Siegfried und die geschwätzige Ella Liebling zu beruhigen suchte. Siegfried wünschte nicht weiterzureisen. Er bettelte grämlich und wollte durchaus zu seiner Großmama nach Luckenwalde zurück. Frau Liebling zankte mit Rosa

und machte das Mädchen für das Betragen der Kinder verantwortlich. Friedrich hörte sie sagen: „Ihr trampelt auf meinen Nerven herum, laßt mich schlafen!“

Über allen diesen Eindrücken war Friedrich abermals eingeschlafen. Er träumte: er befand sich mit dem Dienstmädchen Rosa und dem kleinen Siegfried Liebling in einem Rettungsboot, das über ein ruhiges, grünlich-leuchtendes Meer schaukelte. Sonderbarerweise hatten sie eine Menge Goldbarren mit sich auf dem Boden des kleinen Schiffs, es waren wohl jene für die Washington-Bank bestimmten, die die „Roland“ an Bord haben sollte. Nach einigem Kreuzen, wobei Friedrich das Steuer führte, waren sie in einem hellen, freundlichen Hafen, etwa auf einer der Azoren oder Madeira oder den Kanarischen Inseln, angelangt. Nicht weit vom Kai sprang Rosa ins Wasser und erreichte das Land, den kleinen Siegfried hoch auf dem Arm tragend. Leute empfingen sie, worauf sie alsbald mit ihnen und dem kleinen Liebling in einem der blütenweißen Gebäude am Hafen verschwand. Als Friedrich landete, wurde er auf der marmornen Landungstreppe des Kais zu seiner Freude von seinem alten Freund Peter Schmidt in Empfang genommen. Peter Schmidt war jener Arzt, den besuchen zu wollen Friedrich neugierigen Frägern gegenüber als den hauptsächlichsten Zweck seiner Reise genannt hatte. Als Friedrich ihn hier, im Rahmen der weißen, südlichen Stadt, unvermutet nach einer Trennung von Jahren wiederfand, war seine Freude über dies Wiedersehen ihm selbst überraschend. Wie war es denn möglich gewesen, daß er eines solchen prächtigen Mannes und treuen Jugendgenossen während einer so langen Zeit sich nur noch gelegentlich hatte erinnern können.

„Es ist schön, daß du kommst“, sagte Peter Schmidt, und Friedrich fühlte sich so, als sei er lange erwartet

worden. Schweigend geleitete ihn der Freund in eine am Hafen gelegene Herberge, und Friedrich überkam ein bis dahin noch nie empfundenes Gefühl von Geborgenheit. Während er sich mit einem Imbiß an der Wirtstafel stärkte und der Padrone des Hauses, ein Deutscher, die Daumen drehend ihm gegenüberstand, sagte Schmidt: „Die Stadt ist nicht groß, aber sie kann dir ein Bild geben. Du wirst hier Leute finden, die für immer gelandet sind.“

Es bestand eine Übereinkunft, daß man in dieser sonderbaren, in blendendem Lichte liegenden, stummen Stadt nur mit den allerwenigsten Worten sich verständigen mußte. Alles wurde hier mit einem neuen, stummen, inneren Sinn erkannt. Aber Friedrich sagte: „Ich habe dich immer für den Mentor in unbekannte Tiefen unserer Bestimmung genommen!“ Worte, womit er seine Ehrfurcht vor dem geheimnisvollen Wesen des Freundes ausdrücken wollte. — „Ja, ja, aber dies ist nur ein kleiner Anfang“, sagte der Freund. „Immerhin kann man hier bereits etwas erfahren, was unter der Oberfläche verborgen ist.“ Hiermit wurde Friedrich von Peter Schmidt, gebürtig aus Tondern, an den Hafen hinausgeführt. Der war sehr klein. Es lagen darin mehrere altertümliche Schiffe. „Fourteen hundred and ninety two“, sagte Peter Schmidt. Es war das Jahr, von dessen vierhundertjähriger Wiederkehr man unter dem amerikanischen Publikum auf der „Roland“ viel gesprochen hatte. Der Friese wies auf die beiden Karavellen hin und bedeutete Friedrich, daß eines davon die „Santa Maria“, das Admiralsschiff des Christoph Kolumbus, wäre. „Ich“, sagte der Friese, „bin mit Christoph Kolumbus hierhergelangt.“

Alles dieses war Friedrich auf eine unbedingte Weise einleuchtend. Auch als Peter Schmidt die Erklärung gab, das Holz dieser langsam verfallenden Karavellen werde *legno santo* genannt und brenne an Feiertagen

in den Kaminen, weil der Geist der Erkenntnis darin gebunden sei, fand Friedrich nichts Rätselhaftes darin. Weiter draußen im Meer lag ein drittes Schiff, das backbord vorn eine schwarze, gewaltige Öffnung hatte. Der Friese sagte: „Es ist gesunken. Es hat uns eine helle Menge Volks hereingebracht.“ Friedrich blickte hinaus. Er war unbefriedigt. Gerne hätte er über das sonderbar fremde, sonderbar bekannte Fahrzeug da draußen mehr gewußt. Aber der Friese war vom Hafen ab und in ein enges, verwinkeltes Treppengäßchen eingebogen.

Hier geschah es, daß ein alter, vor mehr als fünfzehn Jahren verstorbener Onkel Friedrichs, die Pfeife behaglich im Munde, ihm entgegentrat. Er hatte sich, wie es schien, soeben von einer Bank erhoben, die am offenen Eingang seines Hauses stand. „Guten Tag“, sagte er, „wir sind alle hier, lieber Junge!“ Und Friedrich wußte, wen der seinerzeit im Leben nicht gerade von Glück begünstigte alte Herr mit den Worten „Wir alle sind hier“ gemeint hatte. „Man lebt hier recht gut“, fuhr der Alte schmunzelnd fort, „es ist mir bei euch, in der finsternen Luft, nicht so gut gegangen. Erstlich haben wir doch das *legno santo*, mein Sohn“ — und er wies mit der Tabakspfeife auf einen im dunklen Innern des Hauses bläulich züngelnden Herd zurück —, „und dann haben wir schließlich auch noch die Lichtbauern. Du wirst mir zugeben, daß man es mit diesen Arcanis in den Gefahren des Universums, weiß Gott, eine gehörige Zeitlang ohne alle übertriebene Sorge aushalten kann. Aber ich halte dich auf. Wir hier haben ja Zeit, aber du hast Eile!“ Friedrich sagte Adieu. „Ach was!“ rief der Onkel ärgerlich, „habt ihr da unten immer noch so viel Schererei mit dem Willkommen und dem Adieu, mein Sohn?“

Im Weiterschreiten und Weitersteigen wurde der Träumer von Peter Schmidt durch mehrere Häuser und Innenhöfe hindurchgeführt. In einem der winkligen

Höfe, der Friedrich an gewisse alte Hamburger oder Nürnberger Viertel erinnerte, befand sich ein Kramladen, der ein Schild mit der Aufschrift „Zum Meer-schiff“ trug. „Alles sieht hier sehr gewöhnlich aus“, sagte Peter Schmidt, „aber wir haben doch hier von allem die Urbilder.“ Damit wies er den Freund auf das kleine Modell eines altertümlichen Schiffes hin, das zwischen Kautabak und Peitschenriemen im kleinen Fenster des Kramladens stand.

Schiffe, Schiffe, nichts als Schiffe! Und es war, als melde sich in Friedrichs Kopf beim Anblick des neuen Schiffchens ein leiser, quälender Widerstand. Freilich wußte er auch, daß er in ihm ein nie gesehenes, allumfassendes Sinnbild vor Augen hatte. Mit einem neuen Erkenntnisorgan, mit einer zentralen Klarheit erkannte er, wie hier, im kleinen Bilde, das ganze Wanderer- und Abenteurerdasein der menschlichen Seele begriffen war. „Oh“, sagte der Krämer, der soeben die Glastür des kleinen Ladens öffnete, so daß allerlei Ware, die daran hing, klappernd ins Schwanken kam — „oh, lieber Friedrich, du bist hier? Ich hätte dich noch auf See vermutet.“ Und Friedrich erkannte in dem Krämer, der im schäbigen Schlafrock und Käppi eines längst verstorbenen Konditors aus seiner Knabenzeit vor ihm stand, sonderbarerweise Georg Rasmussen: Georg Rasmussen, dessen Abschiedsbrief er noch in Southampton erhalten hatte. So geheimnisvoll alles war, lag dennoch für Friedrich etwas Selbstverständliches in diesem Wiedersehen. Der kleine Laden schwirrte von Goldammern. „Es sind die Goldammern“, sagte der in einen Trödler verkleidete Rasmussen, „die vorigen Winter in der Heuscheuer einfielen, wie du weißt, und die mir zum Verhängnis geworden sind.“ — „Jawohl“, sagte Friedrich, „man näherte sich einem kahlen Strauch, und plötzlich war's, als ob er sich schüttelte und zahllose goldene Münzen abwürfe. Wir deuteten das auf Berge



von Gold.“ — „Nun“, sagte der Krämer, „ich tat genau am vierundzwanzigsten Januar, ein Uhr dreizehn Minuten, als ich dein Telegramm von Paris, mit dem Schuldenerlaß, in Händen hielt, meinen letzten Atemzug. Hinten im Laden hängt auch der Fuchspelz meines Kollegen, durch den ich — ich beklage mich keineswegs! — infiziert worden bin. Ich schrieb dir, ich wolle mich dir aus dem Jenseits bemerklich machen. Well, hier bin ich! Es ist auch hier nicht alles ganz klar, aber es geht mir besser, wir ruhen hier alle in einem gesicherten Grundgefühl.

Es ist sehr hübsch“, fuhr er fort, „daß du dich mit Peter getroffen hast. Peter Schmidt gilt viel auf diesem Boden. Na, ihr werdet euch ja oben, in dem Jubiläumsumrummel von New York, ‚fourteen hundred and ninety two‘, wieder begegnen. Gott, was bedeutet im Grunde das bißchen Entdeckung von Amerika.“ Und der wunderbarlich verkappte Rasmussen zog das kleine Meerschiff aus dem Schaufenster, das ebenfalls wieder, gleich dem Admiralsschiff des Christoph Kolumbus, „Santa Maria“ hieß. Er sagte: „Jetzt bitt’ ich gefälligst achtzugeben!“ Und Friedrich bemerkte, wie der alte Konditor immer ein Schiff nach dem anderen, von der gleichen Art, aber kleiner und kleiner, aus dem ersterblickten zog. Er sagte, immer noch neue Schiffchen aus dem Bauche des einen hervorziehend: „Immer Geduld, die kleineren sind nämlich immer die besseren. Und wenn ich Zeit hätte, würden wir zu dem kleinsten gelangen, dem letzten, gloriossten Werke der Vorsehung. Mit jedem dieser Schiffchen kommen wir nicht nur über die Grenze unseres Planeten, sondern unseres Erkenntnisvermögens hinaus. Aber wenn du Interesse hast“, fuhr er fort, „ich besitze noch andere Waren im Hause. Hier ist die Heckenschere des Kapitäns, hier ist ein Senkblei, womit man bis in die letzten Abgründe des Sternenhimmels und der Milchstraße loten kann. Doch ihr habt keine

Zeit, ich will euch nicht aufhalten.“ Und der Trödler zog sich hinter die Glastür zurück.

Hinter dem Glas aber sah man ihn, wie er die Nase dagegen quetschte. Geheimnisvoll, und wie wenn er noch etwas zu verkaufen hätte, hielt er den Finger vor den karpfenmaulartig wortformenden Mund. Friedrich verstand: *legno santo!* Die Lichtbauern! Aber da schlug Peter Schmidt mit der Faust die Glastüre ein, riß dem verkappten Rasmussen das gestickte Käppi herunter, nahm einen kleinen Schlüssel heraus und winkte Friedrich mit sich fort.

Sie verließen die Häuser und traten ins freie, hügelige Land hinaus. „Die Sache ist die“, sagte Peter, „es wird Mühe kosten.“ Und dann liefen und stiegen sie stundenlang. Es war Abend geworden. Sie machten ein Feuerchen. Sie schliefen auf einem im Winde schaukelnden Baum. Der Morgen kam. Sie wanderten wiederum, bis die Sonne nur noch ganz niedrig stand und endlich Peter das Pförtchen in einer niedrigen Mauer öffnete. Hinter der Mauer war Gartenland. Ein Gärtner band Wein und sagte: „Willkommen, Herr Doktor. Die Sonne geht unter, aber man weiß ja, wozu man stirbt.“ Und als Friedrich den Mann genau betrachtete, war es der Heizer, der auf der „Roland“ sein Leben eingebüßt hatte. „Ich tue das lieber, als Kohle schaufeln“, sagte er, womit er auf die langen Bastschnüre, die ihm durch die Finger hingen, und seine Tätigkeit an den Reben und Trauben anspielte. Und dann gingen sie, alle drei, einen ziemlich langen Weg, in eine verwilderte Gegend des Gartens, worüber es völlig dunkel ward. Nun sauste der Wind, und die Stauden, Bäume und Büsche des Gartens begannen wie eine Brandung zu rauschen. Jetzt hockten sie, auf den Wink des Heizers, in einen Kreis, und es war, als ob er ein Stückchen glimmender Kohle mit bloßer Hand aus der Tasche genommen hätte. Er hielt es, wenig über der Erde, so daß eine runde Boden-

öffnung, etwa die Fahrt eines Hamsters, beleuchtet ward.

„Legno santo“, sagte, auf die glimmende Kohle deutend, Peter Schmidt. „Du wirst jetzt jene ameisenartigen kleinen Dämonen zu Gesicht bekommen, lieber Friedrich, die man hierzulande noctilucae oder Nachtlichtchen nennt. Sie selber nennen sich pomphaft die Lichtbauern, allerdings muß man zugeben, daß sie es sind, die das im Innern der Erde verborgene Licht in Magazine aufsammeln, auf besonders präparierte Ackerflächen aussäen, es ernten, wenn es mit hundertfältiger Frucht gewachsen ist, und es in goldenen Garben oder Barren für die allerfinstersten Zeiten aufbewahren.“ Und wirklich sah Friedrich durch einen Spalt in eine wie von einer unterirdischen Sonne erleuchtete zweite Welt, wo sich zahllose kleine Lichtbauern mit Sensendengeln, Halmeschniden, Garbenbinden, kurz, mit Ernten beschäftigten. Viele schnitten das Licht, wie Goldbarren, aus dem Boden heraus. „Diese Lichtbauern“, sagte Peter, „sind es vor allen, die für meine Ideen tätig sind.“ Friedrich erwachte und hörte dabei die Stimme des Freundes dicht neben sich.

Das erste, was Friedrich nach dem Erwachen tat, war, nach der Uhr zu sehen. Ihm sagte ein dumpfes Gefühl, er müsse Tage und Nächte verschlafen haben. Aber es waren seit seinem letzten Erwachen höchstens sechs Minuten verstrichen.

Ihn ergriff ein Schauer sehr eigener Art. In seiner Erregung kam es ihm vor, als sei er einer Offenbarung gewürdigt worden. Er nahm sein Notizbuch aus dem Netz über seinem Bett und notierte das Todesdatum samt der Sterbestunde, die der seltsame Krämer und Trödler genannt hatte: ein Uhr dreizehn, hörte er noch die Stimme Rasmussens sagen, ein Uhr dreizehn, am vierundzwanzigsten Januar.

Die Bewegung des Meers und also des Schiffes hatte ein wenig zugenommen. Außerdem fing die große Sirene zu brüllen an. Friedrich überkam ein Anfall von Ungeduld. Der wiederholte, donnerähnliche Ruf der Sirene, der Nebel anzeigte, die Schwankung des Schiffes, die vielleicht nur das Vorzeichen neuer Stürme und neuer Strapazen war, machten Friedrich in einem grämlichen Sinne ärgerlich. Aus dem abenteuerlichen Getriebe hinter seiner Stirn war er in das nicht minder abenteuerliche der wirklichen Welt versetzt worden. Im Traume gelandet, fand er sich, erwacht, in die enge Kabine eines die hohe See durchpflügenden Dampfers gesperrt, eines Fahrzeugs, das, von bangen und schweren Träumen vieler Menschen belastet, seltsamerweise trotzdem nicht unterging.

Schon vor halb sechs war Friedrich an Deck, wo der Nebel wieder gewichen war und über die Kimme einer mäßig bewegten, bleiernen See ein nächtlicher Morgen heraufdämmerte. Das Deck war leer und machte den Eindruck öder Verlassenheit. Die Passagiere lagen in ihren Kojen, und da man auch von der Mannschaft zunächst niemanden sah, schien es, als ob das gewaltige Schiff seinen Kurs ohne menschliche Leitung fortsetzte.

Friedrich stand hinten bei der Loge, die in der breiten, zerquirkten Kielstraße nachschleifte. Auch in dieser gespenstischen Vormorgenstunde verfolgten hungerrige Möwen das Schiff, manchmal sich nähernd, manchmal zurückbleibend und immer wieder mit dem trostlosen Schrei verdammter Seelen ins Kielwasser stoßend. Dies war nicht Traum, und doch wußte es Friedrich davon kaum zu sondern. Noch von dem Wunderlichen und Befremdlichen des Traumerlebnisses durchdrungen, empfand er nun, überreizt wie er war, die fremde und wogende Ödenei des Weltmeers nicht minder wunderbar. So hatte es seine Wasserberge unter den blinden Augen

von Jahrmillionen einhergewälzt, nicht minder blind als die Jahrmillionen. So war es gewesen, nicht anders, seit dem ersten Schöpfungstag: am Anfang schuf Gott Himmel und Erde, und die Erde war wüst und leer, und der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser. Friedrich fror. Hatte er je mit etwas anderem als mit Geist und Geistern, das heißt mit Gespenstern gelebt? Und befand er sich nicht im Augenblick mehr als je von dem geschieden, was ihm unter dem Namen Wirklichkeit als unerschütterlich fester Boden gegolten hatte? Glaubte er nicht in diesem Zustand an Ammenmärchen und Schiffergeschichten? An den fliegenden Holländer und den Klabautermann? Was verbarg dieses seine Wogenzüge grenzenlos wälzende Meer? War nicht alles aus ihm hervorgestiegen? Alles wieder in seine Tiefen hinabgetaucht? Warum sollte nicht irgendeine Macht Friedrich einen Geisterblick in die versunkene Atlantis eröffnet haben?

Friedrich durchlebte tiefe und rätselvolle Minuten einer furchtbaren und doch auch beglückenden Bangigkeit: Da war das Meer, auf dem das scheinbar verlassene Schiff, klein in dieser Unendlichkeit, vorwärtstaumelte; vor ihm kein sichtbares Ziel, hinter ihm kein sichtbarer Ausgangspunkt. Da war der Himmel, der es trüb und grau belastete. Da war er selber, Friedrich, als der Vierte im Bunde, allein, und was nicht tot war in dieser Öde, hatte sich in Visionen, Besuche von Schatten und Schemen in seinem Innern umgebildet. Der Mensch ist dem Unerforschlichen immer allein gegenübergestellt: das gibt ihm die Empfindung von Größe zugleich mit der der Verlassenheit. Da stand ein Mensch am Hintersteven eines Schiffs, in der weichenden Urnacht des dämmernden Morgens durch unsichtbare, glühende Fäden seines Geschickes mit zwei Erdteilen fest verknüpft, und erwartete die neue, weniger quälende Form des Lebens von der Sonne, einem fremden, viele Millionen Meilen von dem Planeten Erde entfernten Gestirn.

Dies alles war ihm in einem fast vernichtenden Sinne wunderbar. So, als wäre er in Wunder eingekerkert. Und es wandelte ihn, in einer plötzlichen Hoffnungslosigkeit, jemals aus dem erstickenden Zwange der Rätsel und Wunder befreit zu sein, die Versuchung an, sich über die Reling hinabzustürzen. Und schon überkam ihn die Scheu eines Menschen, der ein böses Gewissen hat. Er blickte sich um, wie wenn er fürchtet, ertappt zu werden. Die Brust war ihm schwer, als hätte er niederziehendes Blei darin.

In diesem Augenblick hörte er sich mit einem kräftigen „Guten Morgen!“ ansprechen. Es war der Erste Steuermann Herr von Halm, der zur Brücke ging. Und sogleich, vor der gesunden Schönheit des Sprachlautes, wich der Spuk, und Friedrichs Seele ward dem Dasein zurückgegeben. „Wollten Sie Tiefseeforschungen machen?“ fragte Herr von Halm. Friedrich lachte: „Jawohl, es fehlte nicht viel“, sagte er, „so hätte ich eine Lotung nach der versunkenen Atlantis unternommen.“

Er sprang ab: „Wie denken Sie über das Wetter?“ — Der Recke hatte Südwester und Ölzeug angelegt und wies Friedrich an das Barometer, das erheblich gefallen war. Adolf, der Steward, suchte Friedrich. Er hatte ihn in der Kabine vermißt und brachte ihm Zwieback und Tee an Deck. Friedrich nahm, wie tags zuvor, gegenüber der Kajüttreppe Platz, schlürfte wohligh und wärmte sich an der Tasse die Hände.

Und seltsam: ehe er seinen Tee getrunken und seinen Zwieback geknabbert hatte, fing es im Takelwerk der Notmasten wieder zu sausen an. Eine eigensinnige steife Brise drückte sich backbord gegen das Schiff und legte es auf die Steuerbordseite. Friedrich haderte innerlich, wie wenn er mit jemand wegen der kommenden neuen Reisemühsal zu rechten hätte.

Als er und Wilhelm gegen acht Uhr früh im großen

Speisesaal das eigentliche Frühstück genossen, erbebte das Schiff und rannte scheinbar hart gegen Felsen an. Das niedrige, hie und da elektrisch beleuchtete, im ganzen von trostlosem Dämmer erfüllte Kastenfach des Salons wurde in einem ziemlich tollen Tanz, mit allem, was darin war, hoch hinausgehoben oder ins gurgelnde Meer versenkt. Man lachte, und die wenigen Herren, die sich zum Frühstück gewagt hatten, suchten durch Späße und Witze über die nicht gerade rosige Lage hinwegzukommen. Friedrich meinte, er spüre unter dem Magen jenes Gefühl, das ihm schon als Kind das hohe Schaukeln verboten habe.

Wilhelm sagte: „Kollege, wir sind in des Satans Waschküche, da tut sich was, wogegen alles Bisherige nicht zu rechnen ist!“ Und das Wort „Zyklon“ wurde irgendwo ausgesprochen. Das Wort „Zyklon“ ist ein furchtbares Wort, aber es schien auf der braven „Roland“, die, ein Vorbild entschlossener Pflichterfüllung, Wasser verdrängte und Breschen riß, keinen Eindruck zu machen. New York war das Ziel, und sie eilte vorwärts.

Friedrich wollte an Deck, aber dort sah es böse aus, so daß er sich nicht hinauswagen konnte. Er mußte auf der obersten Stufe unter dem Schutz des Treppendaches stillestehen. Das Niveau des Meeres schien höher geworden, so daß es war, als wenn die „Roland“ fortwährend in einer tiefen Gasse ginge. Man konnte dem Eindruck und Irrtum unterliegen, als müsse jeden Augenblick durch den Zusammenschluß der Oberfläche des Meeres über der Gasse das Schicksal des Schiffes entschieden sein. Matrosen und Schiffsjungen stiegen umher, um alles nicht Niet- und Nagelfeste zu kontrollieren und fester zu ziehen. Bereits waren Wogen übergekommen. Das Salzwasser rannte und schoß über Deck; dazu peitschte Regen und Schnee vom Himmel. In allen Tönen heulte, stöhnte, surrte und piff das Takelwerk. Und

dieser harte und schaurige Zustand, mit dem rauschenden, brummenden, ewig dröhnenden, ewig zischenden gewaltigen Wasserlärm, durch den sich der Dampfer wie in wilder und blinder Trunkenheit vorwärtswälzte, dieser rasende, trostlose Taumel hielt Stunde um Stunde an und hatte, als es Mittag geworden war, zugenommen.

Der Ruf zum Dinner schmetterte trotzdem über Deck und durch die knackenden Dachsfahrten des Schiffes dahin; aber es waren nur wenige, die ihm Folge leisteten. Der lange Hahlström hatte an der gähnenden Tafel bei Friedrich und Doktor Wilhelm Platz genommen. „Kann man sich wundern“, sagte Friedrich, „wenn Seeleute abergläubisch sind? Wie dieses Wetter aus heiterem Himmel hereingebrochen ist, möchte man wirklich an Zauberei glauben.“ Wilhelm meinte: „Es kann noch toller kommen.“ Einige Damen, die es gehört hatten, blickten herüber und machten entsetzte Augen. „Meinen Sie“, fragte die eine, „daß etwa Gefahr vorhanden ist?“ — „Gott“, antwortete Wilhelm, „Gefahr ist im Leben ja immer vorhanden!“ und setzte lächelnd hinzu: „Es kommt nur darauf an, daß man nicht ängstlich ist.“

Unglaublicherweise fing die Kapelle, wie gewöhnlich, zu konzertieren an, und zwar ein Stück, das sich „Marche triomphale“ nannte. Hahlström meinte: „Ein großes Kapitel ist der moderne Galgenhumor!“ — „O Gott, einen ruhigen Tisch, einen ruhigen Sitz, eine ruhige Bettstelle! Wer diese Dinge sein eigen nennt, der weiß meistens nicht, wie reich er ist“, das sagte Friedrich mit schreiender Stimme, weil bei dem doppelten Lärm des ausgesperrten Meers und der eingesperrten Musik sonst nichts zu verstehen war.

Der armlose Artur Stoß nahm trotz des üblen Wetters mit Gleichmut und Heiterkeit seine Mahlzeit in dem von aller Welt gemiedenen Rauchzimmer ein. Er zerteilte



mit Gabel und Messer, die er zwischen der großen und der zweiten Zehe hielt, seinen Fisch, als Friedrich, nach beendigtem Lunch, sich dem originellen und witzigen Ungeheuer gegenüber setzte. „Unser alter Omnibus rumpelt ein bißchen“, sagte Stoß. „Wenn unsere Kessel gut sind, ist nichts zu fürchten. Aber so viel steht fest: wenn das kein Zyklon ist, so kann er's noch werden. Es macht mir nichts. Die Sache sieht trostloser aus, als sie ist. Aber was ist man doch für ein Kerl. Um den Leuten in Kapstadt, in Melbourne, in Tannanarivo, in Buenos Aires, in San Franzisko und Mexiko zu zeigen, was ein Mensch mit festem, energischem Willen trotz Mißgunst der Natur leisten kann, läßt man sich durch alle Zyklone, Tornados und Taifune sämtlicher Meere der Welt schleifen. Davon träumt der Philister nichts, der im Berliner Wintergarten, in der Londoner Alhambra et cetera sitzt, was ein Artist, den er auf der Bühne seine Nummer abspielen sieht, alles durchmachen muß, um bloß erst mal dort oben zu stehen.“

Friedrich fühlte sich elend. Obgleich die nächtlichen Träume noch in seinem Hirn spukten, spürte er doch, daß mehr und mehr jedes andere Gefühl in dem überall deutlichen Drohen einer brutalen Gefahr unterging. Hans Füllenberg kam und erzählte mit entgeisterter Miene, daß man eine Leiche an Bord habe. Und es war nicht anders, als brächte er den toten Heizer und den rasenden Sturm in Zusammenhang. Ihm war die Butter vom Brot gefallen. Stoß meinte, Bulke, sein Bursche, habe ihm auch erzählt, daß einer der Heizer gestorben wäre. Friedrich tat, als wisse er nichts davon. Gewohnt, sich auf ehrliche Weise zu beobachten, stellte er fest, daß ihn bei der ihm ja bekannten Nachricht ein Schauder gestreift hatte. „Der Tote ist tot“, sagte Stoß, nun mit Appetit seinen Braten vertilgend. „An dem toten Heizer scheitern wir nicht. Aber es ist diese Nacht ein Wrack gesichtet worden. Diese Schiffsleichen sind

gefährlicher. Wenn die See bewegt ist, sieht man sie nicht.“

Friedrich ließ sich genauer informieren.

„Neunhundertfünfundsiebzig treibende Wracks“, sagte Stoß, „sind in fünf Jahren hier im nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans gesichtet worden. Es ist sicher, daß die Zahl doppelt so groß und größer ist. Einer der gefährlichsten Vagabunden dieser Art ist der eiserne Viermaster „Houresfield“, der auf der Fahrt von Liverpool nach San Franzisko Feuer in die Ladung bekam und von der Mannschaft verlassen wurde. Wenn wir auf so etwas stoßen, dann hört man in keinem von allen fünf Weltteilen je mehr auch nur einen Mauz von uns.“ Stoß sagte das, immer lebhaft kauend, aber nicht so, als ob er mit einem solchen Ausgang der Reise rechnete.

„Man kann in den Gängen nicht fort“, sagte Füllen-berg, „die Schottenverschlüsse sind zugezogen.“ Jetzt fing auch wieder die Dampfsirene zu brüllen an. Friedrich hörte zwar immer noch Trotz und Triumph heraus, aber doch auch etwas, was an das geborstene Horn des Helden erinnerte, dessen Namen der Dampfer trug. „Noch ist keinerlei Not!“ sagte beruhigend Stoß.

Friedrich befand sich noch in dem gemiedenen Rauchzimmer, als Stoß von seinem Burschen längst zum gewohnten Mittagsschlaf in sein Bett verpackt worden war. Der Raum war Friedrich unheimlich, aber gerade deshalb teilte ihn niemand mit ihm. Und das Alleinsein tat Friedrich bei dem Ernst der Lage besonders not. Er fing sich bereits mit der schlimmsten der Möglichkeiten zu befassen an. An der Wand des Raums lief eine lederne Polsterbank, Friedrich kniete darauf und konnte so durch die Luken in den machtvollen Auf-ruhr des Weltmeers hineinsehen. In dieser Stellung und beim Anblick des unbegreiflich zähen Sturmlaufs der

Wogen gegen das verzweifelt kämpfende Schiff ließ er sein Leben Revue passieren.

Um ihn war eine graue Finsternis. Und er fühlte nun doch, daß er sich nach Licht sehnte und lange nicht so bereit zu sterben war, als er jüngst noch geglaubt hatte. Es wollte ihn etwas wie Reue anwandeln. Warum bin ich hier? Warum habe ich nicht einen vernünftigen eigenen Willen nach ruhiger Überlegung eingesetzt, der mich vor dieser sinnlosen Fahrt bewahrt hätte? Meinet halben sterben! Aber nicht so sterben! nicht in einer Wasserwüste, fern von der Muttererde, unerreichbar fern von der großen Gemeinschaft der Menschen zugrunde gehen. Denn dies ist ein besonderer Fluch, wie mir scheint, von dem die Menschen nichts ahnen, die auf festem Land und am eigenen Herde, Menschen unter Menschen, geborgen sind. Was war ihm jetzt Ingigerd! Ingigerd war ihm jetzt gleichgültig! Und er gestand sich, wie er jetzt nur noch im engsten Sinne an sich dachte. Welcher Gedanke, diesem brutalen Schicksal entronnen, wieder an irgendeinem Ufer gelandet zu sein! In Friedrichs Vorstellung war jeder Erdteil, jede Insel, jede Stadt, jedes verschneite Dorf zum Eden, zum Paradiese, zum unwahrscheinlichsten Traum von Glück geworden. Wie wollte er künftig für den bloßen Schritt auf trockenem Land, für das bloße Atmen, für eine belebte Straße, kurz, für die allereinfachsten Dinge bis zur Überschwenglichkeit dankbar sein! Friedrich knirschte. Was nutzt uns hier wohl ein menschlicher Hilferuf? Wo sollte man hier wohl Gottes Ohr finden? Wenn das Letzte geschah und die „Roland“ mit ihrer Menschenmenge zu sacken begann, so würde man Dinge sehen, die einen Menschen, der sie gesehen hätte, auch wenn er gerettet würde, nicht mehr könnten froh werden lassen. Ich würde es nicht mit ansehen, dachte Friedrich, ich spränge, nur um es nicht zu sehen, freiwillig über Bord hinaus.

Dampfer „Roland“ ist untergegangen, steht in den Zeitungen. Oh! sagt der Philister in Berlin, der Philister in Hamburg und Amsterdam, nimmt einen neuen Schluck Kaffee und tut einen Zug aus seiner Zigarre, ehe er dann mit Behagen das Nähere über die Katastrophe, soweit wie beobachtet oder fabuliert wurde, auskostet. Und das Hurra der Zeitungsverleger: eine Sensation, neue Abonnenten! Das ist die Medusa, der wir ins Auge sehen und die uns sagt, welchen wahren Wert in der Welt eine Schiffslast von Menschenleben besitzt.

Und Friedrich versuchte vergeblich, gegen eine Vorstellung anzukämpfen, die ihm das gewaltig strebende, rollende und sich rastlos vorwärtswälzende Haus der „Roland“ mit ihrem im Sturm nun beinahe erstickten Sirenenlaut still und stumm auf dem Grund des Meeres zeigte. Dort sah er, wie in eine Glasmasse eingesargt, das mächtige Schiff, über dessen Deck Züge von Fischen hin und her gingen und dessen Räume von Wasser erfüllt waren. Der große Speisesaal mit allen seinen Paneelen von Nußbaumholz, seinen Tischen und ledergepolsterten Drehsesseln war von Seewasser angefüllt. Ein großer Polyp, Quallen, Fische und pilzartige rote Seerosen waren auf dem gleichen Wege wie jetzt die Passagiere hineingedrungen. Und zum Entsetzen Friedrichs schwammen die eingeschlossenen uniformierten Leichen des Oberstewards Pfundner und seines eigenen Stewards immer langsam im Kreise darin herum. Diese Vorstellung war beinahe lächerlich, wenn sie nicht so grausig gewesen wäre und nicht so durchaus im Bereiche eines möglichen Falles gelegen hätte. Was sollen Taucher nicht alles berichtet haben! Was haben Taucher nicht alles in Kabinen und Gängen großer gesunkener Schiffe angetroffen: untrennbar verknottete Menschenmassen, Passagiere oder Matrosen, die ihnen, wie wenn sie auf sie gewartet hätten, mit ausgestreckten Armen, aufrecht, wie lebend, entgegenkamen. Näher betrachtet,

Deckstühlen niedergelassen hatte. Auch Professor Toussaint befand sich darunter. Im übrigen waren es der furchtsame Seglerkapitän sowie der lange Elektrotechniker, der das Kabel erklärt hatte, und außerdem ein amerikanischer Colonel. Dieser, ein Vorzugsexemplar seiner verbreiteten Spezies, hatte ein Gespräch über die Länge des Eisenbahnnetzes in den Vereinigten Staaten angefangen und Behauptungen aufgestellt, die den Chauvinismus des langen Elektrotechnikers, als eines Europäers, trotz des schauerhaften Wetters entflammt hatten. Unglaubliche Kilometerzahlen wurden von beiden Seiten genannt und dann von einem jeden die Vorzüge seines heimatlichen Bahnbetriebes herausgestrichen.

„Wir laufen nur halbe Kraft“, sagte Toussaint zu Friedrich. „Ist es nicht ganz erstaunlich, wie sich das Bild auf einmal geändert hat?“ — „Jawohl, ganz erstaunlich“, antwortete Friedrich. — „Ich verstehe natürlich nichts vom Zyklon“, fuhr Toussaint mit einer bleichen Grimasse fort, die ein Lächeln darstellen sollte, „aber die Seeleute sagen, daß dieser Sturm zyklonartig ist.“ Der kleine, dicke, furchtsame Segelschiffkapitän erklärte, man könne dies Wetter wohl einen Zyklon nennen. „Wäre ich auf meinem Schiffe gewesen, und hätte derselbe Sturm mit der gleichen Heftigkeit und ebenso plötzlich eingesetzt, wir hätten nicht Zeit gehabt, die Segel herunterzubekommen. Gott sei Dank, mit den modernen Steamern sieht es besser aus. Trotzdem fühle ich mich wohler auf meiner Viermasterbark und möchte lieber heute als morgen in meinen vier Pfählen sein.“ Friedrich mußte hell auflachen. „Was die ‚Roland‘ angeht, Herr Kapitän“, sagte er, „so möchte ich ja auch jetzt lieber im Hofbräuhaus in München sein. Aber Ihre vier Pfähle locken mich weniger.“ Hans Füllenberg schlängelte sich heran und erzählte, ein Rettungsboot habe das Wasser glatt weggeschlagen. Im gleichen Augenblick, als er das sagte,

flog schräg von vorn eine gewölbte Wassermasse über das Schiff, die allen einen Ausruf entsetzten Staunens ablockte. „Großartig,“ sagte Friedrich, „schön!“ Der Schiffskapitän: „Das ist zyklonartig!“ — „Sie können mir glauben“, hörte man wieder den Colonel, „daß allein die Strecke New York—Chikago...“ Toussaint sagte: „Das war ja ein Niagarafall.“ In der Tat war eine Wassermasse heruntergekommen, die in die Luftschächte und Schornsteine schlug und den mächtigen Schiffskörper förmlich badete.

Dabei war es kalt, und die „Roland“ setzte allbereits unter einer Kruste von Schnee und Eis ihre trotzige und bewunderungswürdige Reise fort. An Masten und Tauen hingen Eiszapfen. Die gläsernen Stalaktiten formten sich um Kommandobrücke und Kartenhaus und überall an Geländern und Rändern. Das Deck war glatt, und es blieb ein Wagnis, vorwärtszugehen. Diesen Versuch machte Friedrich sofort, als Ingigerds Kabine geöffnet wurde und das vom Wetter gezauste lange Blondhaar des Mädchens sichtbar ward. Ingigerd zog ihn zu sich hinein.

Sie hatte Siegfried und Ella Liebling zu sich genommen, weil, wie sie sagte, Rosa genug mit der Mutter beschäftigt war. Sie äußerte Freude darüber, daß Friedrich gekommen war, und wollte wissen, ob man sich mit dem Gedanken an Gefahr vertraut machen müsse. Als Friedrich die Achseln zuckte, erschrak sie nicht, sondern gewann eher an Entschlossenheit. Sie rief: „Was sagen Sie zu einem Menschen wie Achleitner? Er liegt in seiner Kabine, schreit immerfort: ‚Ach, meine arme Mutter! Meine arme Schwester! Warum hab’ ich dir nicht gefolgt, Mama!‘, und so fort. Er heult! Ein Mann! Es ist scheußlich!“ Und sie klammerte sich, wie es jedermann tun mußte, der nicht wie ein Paket in irgendeine Ecke geschleudert werden wollte, an die Bettstelle fest und wollte sich vor Lachen ausschütten.

In diesem Augenblick war der Berg von Steinen, unter dem Friedrich die kleine Sünderin Ingigerd begraben hatte, weggeräumt.

Seine Bewunderung steigerte sich. Denn nun wollte sie plötzlich, um diesen alten Esel zu trösten, über Deck und hinunter zu Achleitner. Friedrich aber erlaubte es nicht.

Seine Ankunft entlastete Ingigerd, da er sich sogleich mit den Kindern zu schaffen machte. Ella, der Ingigerd ihre Puppe gegeben hatte, saß auf der einen Seite des Diwans, die Beinchen in eine Decke gehüllt, während Siegfried es sich auf dem Bett bequem gemacht hatte. Dort trieb er mit abgespanntem Gesicht ein ziemlich monotones Spiel mit einem Satz Karten, wobei er einen imaginierten Partner zu haben schien.

„Mama ist geschieden“, erzählte Ella, „Papa hat mit ihr immer Zank gehabt.“ Siegfried bestätigte, indem er das Spiel Karten beiseite schob: „Mama hat mal nach Papa einen Stiefel geworfen.“ — „Papa ist stark“, erklärte Ella wiederum. „Er hat mal einen Stuhl auf die Erde gehaut.“ Ingigerd mußte lachen und sagte: „Diese Kinderchen sind zum Schießen.“ — „Papa hat auch mal eine Wasserflasche an die Wand geworfen“, sagte Siegfried, „weil Onkel Bolle immer gekommen ist.“ Und so fuhren die Kleinen fort, das Thema Ehe altklug und eingehend zu erörtern.

Rosa wurde von dem Diener des Artisten Stoß auf dieselbe Weise wie sein Herr über Deck und in die Kabine bugsiert. Beide sahen vergnügt und gerötet aus, und Friedrich fragte den jungen Mann, wie er die Lage der „Roland“ ansehe. Er lachte und sagte, es sei alles gut, wenn nur sonst nichts dazwischenkomme. „Bulke“, sagte Rosa, „nehmen Sie Siegfried auf den Buckel!“ Bulke machte Miene, das zu tun, während sie bereits Ella auf ihren krebsroten Arm gesetzt hatte.

Aber die Kinder sträubten sich, und Ingigerd sagte, sie wolle die Kleinen gern bei sich behalten. Rosa dankte und meinte, sie wären hier wirklich am besten untergebracht. Ein bißchen Semmel und Milchkaffee, was sie zur Vesper bekommen müßten, wolle sie augenblicklich herbeischaffen. „Was haben Sie denn am Arm?“ sagte Friedrich. Er sah einen langen Krallenriß. Ihre gnädige Frau, meinte sie, sei vor Elend und Angst wie wahnsinnig.

Fünf Stunden lang hatte nun der Zyklon mit unbarmherziger Wut getobt. Bö auf Bö stürzte sich gegen das Schiff, die eine der anderen nach immer kürzeren Pausen folgend. Friedrich hatte mit Mühe den Weg zum Barbier hinunter gemacht, der wirklich das Kunststück fertigbrachte, ihn auch bei diesem furchtbaren Wetter zu rasieren. „Man muß im Zug bleiben“, schrie der Barbier, „wenn man nicht arbeitet, ist man verloren.“ Er hielt plötzlich inne, nahm das Messer von Friedrichs Kehle und entfärbte sich. Im Maschinenraum hatte die Signalglocke angeschlagen, zum Zeichen, daß durch das Sprachrohr ein Kommando des Kapitäns von der Brücke herunterkam. Gleich darauf stockte der Gang der Maschinen. Ein solches Ereignis, überaus einfach an sich, wirkte bei diesem Wetter, mitten im Atlantischen Ozean, nicht nur auf Friedrich und den Barbier, sondern auf jeden irgendwie noch zurechnungsfähigen Passagier und ebenso auf die gesamte Mannschaft mit der Kraft einer Katastrophe. Man merkte sofort die Aufregung, die jedermann in dem willenlos gewordenen Schiff ergriffen hatte. Stimmen riefen, Weiber kreischten, Schritte eilten die Gänge entlang. Ein Herr riß die Türe auf und rief: „Warum liegen wir eigentlich still, Herr Barbier?“ Und er tat diese Frage mit einer Entrüstung, die dem armen Barbier die Verantwortlichkeit eines Kapitäns zumutete. Friedrich wischte den Seifenschäum



vom Gesicht und strebte mit aller möglichen Eile, in Gesellschaft vieler fragender, kletternder, hüpfender, tappender, von einer Gangwand zur anderen geworfener Leute an Deck hinauf. „Wir treiben“, hieß es. „Wir haben die Schraube gebrochen!“ — „Zyklon!“ riefen einige. Andere: „Schraubenbruch!“ — „Ach“, sagte ein junges Mädchen, das sich in einem Morgenrock mitschleppte, „es ist mir durchaus nicht um mich, durchaus nicht um mich. Aber in Stuttgart wohnt meine arme Mutter.“ — „Was gibt's, was gibt's?“ schrien zwanzig Stimmen auf einmal einen vorübereilenden Steward an. Er lief davon und zuckte die Achseln.

Da die Menschen, wie Schafe gedrängt, die erste Treppe an Deck, die Friedrich erreichte, verstellt hielten, suchte er eine andere auf und war genötigt, einen ziemlich langen Weg in das Achterteil des Schiffes und von da, einen engen Korridor entlang, wieder nach vorn zu nehmen. Dabei ging er schnell, schien äußerlich ruhig und war doch in ungewöhnlichem Maße gespannt, ja in Angst versetzt. In der zweiten Kajüte sah sich Friedrich durch einen Mann aufgehalten, der barfuß vor seiner Kabine stand. Er versuchte den Hemdkragen festzuknöpfen, was ihm indessen in der Aufregung nicht gelang. „Was ist denn los?“ schrie er Friedrich an. „Ist denn alles in diesem verfluchten Kasten wahn-sinnig? Erst stirbt ein Heizer! Jetzt haben wir womöglich ein Leck oder einen Schraubenbruch! Was denkt sich der Kapitän? Ich bin Offizier! Ich muß am fünfund-zwanzigsten Februar unbedingt in San Franzisko sein. Wenn es so weitergeht, bleibe ich liegen.“

Friedrich wollte vorbeieilen, aber der Herr vertrat ihm den Weg.

„Ich bin Offizier“, sagte er. „Ich heiße von Klink-hammer. Was glaubt denn der Kapitän“, schrie er weiter, während er durch einen unerwarteten Stoß gegen die Gangwand zurück und beinahe bis in seine Kabine ge-

schleudert wurde. „Ich habe doch nicht meinen Dienst quittiert und eine Karriere aufgegeben, um in diesem verfluchten, abgenutzten Kasten...“ Aber Friedrich war schon weitergerannt.

In dem innerlich nicht mehr pulsierenden Schiff war jetzt eine tiefe Stille verbreitet: eine Stille, darin das bange Leben der Bewohner nun doppelt bemerkbar ward. Türen schlugen, und wenn sie sich öffneten, drangen kurze, abgerissene Laute aus den Kabinen, die von der Verwirrung und Angst der Bewohner zeugten. Ganz besonders war Friedrich in diesem durch elektrisches Licht erleuchteten, wie ein neuer Stiefel knarrenden, schwankenden Korridor der unablässige Laut der elektrischen Klingeln schauerlich. In hundert Kabinen zugleich schienen von angstvollen Menschen, die ihre Kajütplätze teuer bezahlt und Anspruch auf gute Bedienung hatten, die Klingelknöpfe gedrückt zu werden. Keiner von ihnen war geneigt, die force majeure des Atlantischen Ozeans, des Zyklons, eines Schraubenbruchs oder irgendeines möglichen Unglücksfalles anzuerkennen. Sie glaubten, wenn sie klingelten, so gäben sie der unwiderstehlichen Forderung Ausdruck, von einem durchaus verantwortlichen Retter unbedingt aufs Trockene gebracht zu werden. Wer weiß, dachte Friedrich, während ihr hier klingelt, sind vielleicht oben schon die Boote aufs Wasser gebracht und bis zum Sinken mit Menschen beladen.

Aber so weit war es noch nicht, als Friedrich einen Ausgang gewonnen und die Deckkabine Ingigerds endlich erkämpft hatte; denn zu Ingigerd Hahlström trieb es ihn. Er fand außer den Kindern, die sie wie eine kleine Mama zu beschäftigen suchte, ihren Vater und Doktor Wilhelm bei ihr. Wilhelm sagte: „Die Feigheit der Menschen ist grausenhaft!“ — „Ja, das sagen Sie so, aber was ist denn los?“ fragte Friedrich. —

„Eine Welle wird heißgelaufen sein. Das braucht etwas Zeit, um sie abzukühlen.“ Die auf den Treppen gedrängten Passagiere riefen in einem fort nach dem Kapitän. Wilhelm sagte: „Der Kapitän hat anderes zu tun, als blödsinnige Fragen zu beantworten.“ Friedrich meinte, man sollte die Leute aufklären und beruhigen und setzte hinzu: „Ich finde, daß Besorgnis bei einer Landratte, die von Nautik und von der Beurteilung der Sachlage keine Ahnung hat, berechtigt ist.“ — „Warum soll man den Leuten was sagen“, gab der Schiffsarzt zurück, „selbst wenn die Sache ganz schief geht, ist es besser, die Leute zu täuschen.“ — „Na, so täuscht sie doch“, sagte Hahlström, „schickt die Stewards ab, laßt ihnen sagen, alles ist allright, wir müssen ersaufen!“

Kurze Zeit darauf wurden in der Tat die Passagiere im Auftrag der Oberleitung durch die kleine Armee der Stewards mit der Nachricht beruhigt, daß wirklich nur, wie der Doktor gesagt hatte, eine Welle heißgelaufen sei und die Maschine bald wieder in Gang kommen werde. Auf die tausendmal wiederholte Frage, ob Gefahr wäre, wurde von allen Stewards auf entschiedenste Weise mit Nein geantwortet. Aber der hilflose Anblick, den der willenlos treibende Koloß der „Roland“, von der Kabine Ingigerds aus betrachtet, gewährte, unterstützte die Nachricht der Stewards nicht sonderlich.

Um die Luft zu verbessern, hatte Ingigerd, soweit möglich, die Tür an Deck immer einen Spalt offen gestellt. „Wir können uns nicht verhehlen“, sagte Hahlström, „daß wir vor Topp und Takel treiben.“ Gleich darauf sagte Wilhelm: „Wir hängen Ölbeutel aus!“, wobei er Friedrich durch den Türspalt den Schiffsjungen Pander zeigte, der gemeinsam mit einem Matrosen einen Segeltuchbeutel, getränkt mit Öl, an einer Leine ins Wasser hängte. Diese Maßregel schien angesichts der schweren Seen, die gleich wandelnden Bergen herankamen, und bei den schauerlich wuchtenden Böen,

die sie begleiteten, fast lächerlich. Aller Augenblicke wurde die tote „Roland“, die fortwährend mit einem langgezogenen Ton nun ihre hilferufähnlichen Warnungssignale gab, auf ein unter ihr hervorquellendes Wassergebirge emporgedrückt, wo es aber ebensowenig wie in der Tiefe einen Ausblick gab. Der gewaltige Steamer stand, schien nicht zu wissen, wohin er sich wenden sollte, ward bald nach Steuerbord, bald nach Backbord von der Wucht der Böen hinübergedrückt, und hatte von seiner herkulischen Kraft nichts als seine ungefüge, hilflose Masse zurückbehalten. Er drehte sich langsam, er wendete sich, und mit einemmal kam wie eine vieltausendköpfige Schar zischender weißer Panther, die von einem schwarzgrünen Gebirgsrücken abgeschleudert wurden, eine schreckliche See über Bord gestürzt.

„Das war bös“, sagte Wilhelm, der noch gerade zur rechten Zeit die Decktür ins Schloß gerissen hatte.

Friedrichs Nerven beherrschte ein Spannungsgefühl, das nicht nur im übertragenen Sinne, sondern deutlich spürbar von ihm wie die bis zum Reißen straffe Anspannung einer Saite empfunden wurde. „Macht Sie die Sache nervös?“ fragte Hahlström. — „Etwas“, gab Friedrich zur Antwort, „ich leugne es nicht. Man hat Kraft, man hat einige Intelligenz und kann nichts davon ausüben, selbst wenn die Gefahr vor Augen ist.“ Wilhelm meinte: „Direkte Gefahr? Kollege, so weit sind wir noch nicht. Erstlich wird die Schraube gleich wieder arbeiten, und wenn wir wirklich treiben und schließlich unsere Notsegel beisetzen, können wir hier auf unserem Kasten noch in acht Tagen fuchsmunter sein.“ Hahlström sagte: „Was verstehen Sie unter fuchsmunter, Herr Doktor?“ — „Wir haben den Sturm aus Nord-Nordwest. Es kommt gar nicht vor, daß ein solches Schiff auf hoher See etwa kentert. Also würden wir höchstwahrscheinlich gegen die Azoren zu getrieben und eines Tages in einen dortigen Hafen eingebracht

werden. Vielleicht kämen wir aber auch noch südlicher, und dann ist es gar nicht ausgeschlossen, daß wir in acht Tagen auf den Kanarischen Inseln, im Angesicht des herrlichen Piks von Teneriffa vor Anker gehn.“ Hahlström sagte verstimmt: „Ich danke für Pik von Teneriffa. Ich muß nach New York. Wir sind verpflichtet.“

Friedrich kam wieder auf seine bis zum Bersten gespannten Nerven zurück. „Acht Tage Unsicherheit“, sagte er, „könnte mein Nervensystem nicht durchhalten. Ich bin nicht geeignet für dieses passive Heldentum. Im Aktiven könnte ich mehr leisten.“ — „Sie kennen doch Lederstrumpf“, sagte Wilhelm ironisch, „da müssen Sie doch auch wissen, Kollege, daß bei den alten amerikanischen Rothäuten schon — denken Sie an die Marterpfähle — das passive Heldentum das höher geachtete ist.“ — „Nein, nein“, meinte Friedrich, „mit der Marterpfahlwirtschaft lassen Sie mich gefälligst in Frieden! Wenn ich heute erfahre, daß unsere Schraube gebrochen ist und wir morgen noch hilflos herumtreiben, so halte ich das ganz einfach nicht aus und springe übermorgen ins Wasser. Es ist der gleiche Grund, weswegen ich gegen den Rettungsgürtel bin. Ich lehne ihn ab, Sie mögen mir dreist einen anbieten.“

Die Stunden verrannen. Auf den grauen Tagesdämmer mit dem endlosen, trommelfellzerstörenden Lärm der See folgte ein abendliches, noch tieferes Dämmerlicht. Friedrich, wie jedermann, hatte vergeblich des Augenblicks gewartet, wo die Schraube sich wieder bewegen und dem hilflosen Schiffsrumpf seinen Kurs zurückgeben sollte. Die Stärke der Böen wurde taxiert, und man beobachtete mit der Angst der Verzweiflung, ob sich die Ruhepausen zwischen ihnen verkleinerten oder vergrößerten. Als das Wetter nicht nachließ, bemächtigte sich Friedrichs zeitweise ein köhlerhafter persönlicher Verfolgungswahn. Schauerlich war besonders der

Umstand, daß in kurzen Zwischenräumen, während vieler Stunden, die Massenschreie der eingesperrten Zwischendeckler laut wurden. Die zusammengepferrchten Leute wimmerten, beteten schreiend, riefen wütend den Himmel um Hilfe an und brüllten, teils vor Angst, teils vor Wut, teils im physischen Schmerze. Aber als ob nichts geschehen wäre, erscholl zur bestimmten Zeit der erste schmetternde Ruf zum Dinner über das immer noch steuerlos treibende Schiff, diese mächtige, nun wieder von zahllosen Lampen erleuchtete, hilflose Arche, diesen aus Reihen von Luken strahlenden, zum trostlosen Spiele der Wogen gewordenen, vereisten Feenpalast — und Friedrich fragte sich, wer wohl jetzt Kaltblütigkeit oder Mut oder Lust zu der täglichen Tafelei finden sollte. Aber Wilhelm rief: „Zu Tisch, meine Herren!“, und da Rosa eben wieder, naß und mutig, die Kinder versorgen kam und ein längeres Bleiben in Ingigerds Zimmer nicht angängig war, mußte sich Friedrich Doktor Wilhelm und Hahlström anschließen, die mit kurzem Entschluß hinaus und über Deck voltigiert waren. Der Kakadu kreischte, Ella schrie und wurde von Ingigerd und Rosa ziemlich energisch zurechtgesetzt. Eh er aber das Zimmer verließ, sagte Friedrich: „Wünschen Sie, daß ich hierbleibe? Es liegt mir daran, daß Sie jetzt ganz über mich verfügen, Fräulein Ingigerd.“ Sie gab zur Antwort: „Danke, Herr Doktor, Sie kommen ja wieder.“ Und Friedrich wunderte sich über die selbstverständliche Art, mit der er gefragt und die Antwort erhalten hatte.

Jetzt aber trat unerwartet ein Umschwung ein. Man merkte an einem gewissen, alles durchdringenden Beben von Wand und Fußboden, daß der Rhythmus der Kraft, der Rhythmus der Zielstrebigkeit, der Puls und das Herz der „Roland“ wieder lebendig geworden war. Ingigerd jauchzte auf wie ein Kind, und Friedrich biß die Zähne zusammen. Der Zustrom erneuten Lebens,

erneuter Aussichten und Hoffnungen, die wiedereingetretene Planmäßigkeit, verbunden mit allgemeiner Entspannung, hatte in ihm eine Schwachheit erzeugt, die ihn mit Rührung und Tränen zu überwältigen drohte. Erschüttert trat er auf Deck hinaus.

Und nun war das Bild ein anderes geworden. Fröhlich und machtvoll sprang die „Roland“ wiederum vorwärts, in die lärmende Dunkelheit. Die ganze ungeheure, nächtlich rauschende Hexenwäsche, die mit Sintflutgewässern arbeitete, schien ihr nun wieder ein willkommenes Fest zu sein. Wieder bohrte sie Breschen durch finstere Gebirgszüge, ließ sich emporheben und stürzte mit wilder Tollheit in tiefe Täler hinab, wobei hinten die Schraube jedesmal viele Sekunden lang wie rasend frei in der tosenden Luft quirlte.

Rinck saß auf der Schwelle seines deutsch-amerikanischen Seepostamtes, das hell erleuchtet war, rauchte und streichelte seine gefleckte Katze. „Gut, daß wir wieder laufen“, konnte Friedrich sich nicht enthalten zu sagen, als er sich in der Nähe vorüberhandelte. — „Why?“ gab Rinck ihm phlegmatisch zurück. — „Ich jedenfalls“, sagte Friedrich, „laufe lieber mit Volldampf, als daß ich mich hilflos treiben lasse.“ — „Why?“ sagte Mister Rinck wiederum. In den Gängen unten war es nun trotz der Schiffsbewegung wieder ziemlich behaglich geworden. Die Angst schien vergessen. Man taumelte, Witze reißend, sich überall festhaltend, aneinander vorbei zum Speisesaal. Das Geklapper des Porzellans in der Nähe der Küchen war ohrenbetäubend, besonders wenn, wie es vorkam, ein Stoß Teller zusammenbrach. Man mußte lachen. Man sagte Prosit. Und jedermann hatte den wohligen Rhythmus der wieder in Gang befindlichen großen Maschine im Ohr, mit dessen beglückender Wirkung keine Musik der Welt jetzt wetteifern konnte.

Friedrich faßte den Mut, da er ziemlich durchnäßt

war, sich in seiner Kabine umzukleiden. Adolf, sein Steward, kam, ihm behilflich zu sein. Er erzählte, während Friedrich die Kleider wechselte, von einer Panik, die beim Stoppen der Maschinen im Zwischendeck ausgebrochen war. Einige Frauen hatten wollen ins Wasser gehen. Das hätten die anderen mit Mühe verhindert. Und eine Polackin hätten sein Kollege, Steward Scholl, und ein Matrose buchstäblich nur noch bei den Beinen wieder an Deck gebracht.

„Man kann es den Leuten nicht verdenken, daß sie in dieser Lage feige sind“, sagte Friedrich. „Das Gegenteil wäre wunderbar. Wer kann von sich sagen, daß er feststehe, wenn der Boden ihm unter den Füßen wankt? Ein solcher Mensch löge entweder, oder er besäße einen Grad von Stumpfheit, der ihn noch unter das Tier degradierte.“ — „Ja, was sollten wir aber machen“, sagte der Steward, „wenn wir so feig wären?“ Und Friedrich kam, wie nicht selten, in jenes Dozieren hinein, das ihm als Privatdozent eine Menge von jugendlichen Hörern verschafft hatte. „Bei euch ist es anders“, sagte er, „ihr werdet durch das Gefühl, eure Pflicht zu tun, zugleich belohnt und aufrechterhalten. Gut, während wir Passagiere uns ängsteten, haben die Köche Bouillon abgeschäumt, Fische geschuppt, gekocht und mit Petersilie angerichtet, Geflügel gebraten und zerteilt, Rehrücken mit Speck gespickt und dergleichen — der Steward lachte —, aber ich kann euch versichern, daß es zuzeiten leichter ist, einen Braten zu braten, als ihn zu essen.“ Und Friedrich fuhr fort, in fast feierlicher, aber gerade deshalb schalkhafter Art über Feigheit und Mut zu philosophieren.

Das Dinner begann, und obgleich das Wetter keineswegs besser geworden war, hatten sich doch jetzt, nach einer überstandenen noch größeren Gefahr, verhältnismäßig viele Esser an der Dreizacktafel zusammen-



gefunden. Obersteward Pfundner, dessen weißes Haar auch heut vom Schiffsfriseur zwar nicht gerade in einen Zopf gebunden, aber doch gebrannt und zierlich rokokoperückenhaft zugestutzt worden war, stand wie immer in majestätischer Haltung vor einem Scheinkamin zwischen den Eingangstüren des Salons, von wo aus man am besten den Speisesaal überblicken konnte.

Ganne, „Le Père la Victoire“. Es war ein Marsch. Gillet, „Loin du Bal“, folgte. Bei Suppé, Ouvertüre zu „Banditenstreiche“, polterten und taumelten die ewigen Skatspieler in den Saal, die sich, wie meistens, bei ihrer Partie verspätet hatten. Überall wurde viel Wein getrunken, weil es Mut machte und betäubend war. Vollstedt, „Lustige Brüder“, stieg, wobei immer noch die überstandene Katastrophe besprochen wurde. „Wir hatten Notflaggen gehißt“, sagte man. — „Wir haben Raketensignale gegeben.“ — „Gürtel und Boote wurden bereits instand gebracht!“ — „Jawohl, wir haben ja Öl ausgegossen!“ Und um so lauter schossen die Bemerkungen hin und her, als weder der Kapitän noch einer der Schiffsoffiziere bei Tafel war. „Der Kapitän“, hieß es, „ist von morgens an nicht von der Brücke gekommen.“

Plötzlich wurden die Luken von außen hell, jeder mann ließ mit einem Ausruf des Staunens Gabel und Messer fallen, und nach diesem allgemeinen „Ah!“ sprang alle Welt von den Stühlen empor, um stoßend, drängend, polternd und mit dem Rufe „Ein Schiff!“, „Ein Dampfer!“ Hals über Kopf an Deck zu klettern, wo denn wirklich mit einer erschütternden Majestät, im Glanz seiner tausend Lichter, einer der gewaltigsten Ozeanbezwinger von damals in schöner Bewegung, stampfend und rollend, nicht weiter als fünfzig Meter entfernt heran- und vorüberkam.

„Die ‚Fürst Bismarck‘!, die ‚Fürst Bismarck‘!“ schrien die Leute, da der Dampfer bereits erkannt worden war.

Und dann brüllte man hurra aus voller Kehle. Und Friedrich brüllte. Und Hahlström brüllte. Und Doktor Wilhelm und Professor Toussaint. Und was eine Kehle hatte, brüllte aus vollen Lungen mit. Das gleiche Freudengetöse scholl vom Zwischendeck. Und nun donnerten noch zum Gruß die gewaltigen Dampfpfeifen.

Natürlich sah man auch von den verschiedenen Decks der „Fürst Bismarck“ Passagiere herüberwinken und hörte trotz des Lärms, den der Ozean aufführte, wenn auch nur schwach, ihr Hurrageschrei. Der Dampfer „Fürst Bismarck“ hatte damals gerade seine Weltrekordreise hinter sich, auf der er den Atlantischen Ozean in sechs Tagen, elf Stunden, vierundzwanzig Minuten gekreuzt hatte. Etwa zweitausend Menschen machten jetzt auf dem Doppelschrauber, einem der ersten Exemplare dieses Typs, die Fahrt von New York nach Europa zurück. Zweitausend Menschen, das bedeutet soviel wie eine Menge, mit der man zweimal den Zuschauerraum eines großen Theaters vom Parkett bis zur Galerie anfüllen kann.

Es wurde von der „Roland“ zur „Bismarck“ und von der „Bismarck“ zur „Roland“ mit Flaggen signalisiert. Aber die ganze Vision hatte vom Auftauchen bis zum Verschwinden noch nicht drei Minuten gedauert. Während dieser Zeit war der kochende Ozean mit einer Flut von Licht übergossen. Erst als nur noch ein quirlender Nebel von Licht zu sehen war, hatte die „Bismarck“ Musik auf Deck gebracht, und man hörte einige gespenstisch verwehte Klänge der Nationalhymne. Gleich darauf war die „Roland“ wieder mitten im Ozean, mitten in Nacht, Sturm und Schneegestöber mit sich und ihrem Kurs allein.

Mit doppelter Verve spielte jetzt die Kapelle eine Quadrille von Karl, „Festklänge“, und einen Galopp von Kiesler, „Jahrmarktskandal“; und mit doppeltem Appetit, mit doppelter Lebhaftigkeit wurde das Abend-

essen im Speisesaal fortgesetzt. Bewundernde Ausrufe wie: „Feenhaft!“, „Märchenhaft!“, „Herrlich!“, „Gewaltig!“ und „Kolossal!“ überstürzten einander. Selbst Friedrich empfand ein Gefühl von Stolz und Beruhigung und den Lebenshauch einer Atmosphäre, die dem Geiste des modernen Menschen nicht minder notwendig als Luft seinen Lungen ist. „So sehr wir uns sträuben, Kollege“, sagte Friedrich, „und so sehr ich noch gestern abend auf die moderne Kultur losgezogen bin, ein Anblick wie dieser eben genossene muß einem doch bis auf die Knochen imponieren. Es ist einfach toll, daß ein solches durch Hand und Geist des Menschen zusammengestelltes Produkt geheimer Naturkräfte, eine solche Schöpfung über der Schöpfung, ein solches Schiff nur möglich geworden ist.“ Sie stießen an, und man hörte an vielen Tischen anklingen. „Und welcher Mut, welche Kühnheit, welcher Grad von Unerschrockenheit“, fuhr Friedrich fort, „den seit Jahrtausenden gefürchteten Naturkräften gegenüber liegt darin, und welche Welt von Genie ist vom Kiel bis zur Mastspitze, vom Klüverbaum bis zur Schraube in diesen mächtig lebenden Organismus eingebaut!“

„Und dies alles, Kollege“, sagte der Schiffsarzt, „heut Erreichte ist in kaum hundert Jahren erreicht und bedeutet also erst den Anfang einer Entwicklung. Mag sich sträuben, wer will, die Wissenschaft, aber mehr noch der technische Fortschritt ist die ewige Revolution und die echte und einzige Reformation aller menschlichen Zustände. Was hier seinen Anfang genommen hat, diese Entwicklung, die ein dauernder Fortschritt ist, wird nichts mehr aufhalten.“ — „Es ist“, sagte Friedrich, „der durch Jahrtausende passiv gewesene, plötzlich aktiv gewordene Menschengestalt. Unzweifelhaft ist das Menschengehirn und damit die soziale Gemeinschaftsarbeit in eine neue Phase getreten.“ — „Ja“, sagte Wilhelm, „auf gewisse Weise war vielleicht auch im

Altertum der Menscheit schon aktiv, aber er hat zu lange nur mit dem Mann im Spiegel gefochten.“ — „Hoffen wir also“, bestätigte Friedrich, „daß die letzte Stunde der großen, auf uns gekommenen Spiegelfechter, Gaukler, südseeinsulanischen Mediziner und Zauberer nicht mehr ferne ist und daß alle Flibustier und zynischen Freibeuter, die vom Seelenfang leben und seit Jahrtausenden gelebt haben, vor dem schnellen und sicheren Meerschiff der Zivilisation, das den Intellekt zum Kapitän und die Humanität zum einzigen Hausverwalter hat, die Segel streichen!“

Nach dem Essen kletterten Friedrich und Doktor Wilhelm ins obere Rauchzimmer. Am Skattisch saßen die Kartenspieler. Sie rauchten, tranken Whisky und Kaffee, schlugen die Karten auf den Tisch, und alles übrige schien ihnen gleichgültig. Friedrich bestellte Wein und fuhr fort, sich aufzustacheln. Ihn schmerzte der Kopf, und er vermochte ihn kaum auf dem schmerzenden Nacken zu halten. Die Augenlider taten ihm weh vor Müdigkeit, aber wenn sie über die Augäpfel herabfielen, so strahlten diese gleichsam von einer inneren peinlichen Helligkeit. Jeder Nerv, jeder Muskel, jede Zelle in ihm war wach, und er durfte an Schlaf nicht denken. Wie hatte er, gleichsam im Handumdrehen, Wochen, Monate, Jahre verbracht, und an diesem Abend waren seit Southampton nicht mehr als dreieinhalb Tage vergangen.

„Sie sind müde, Kollege“, sagte Wilhelm, „ich werde Sie also lieber nicht auffordern, heute noch mit zum Begräbnis des toten Heizers zu gehen.“ — „Doch, doch“, sagte Friedrich, und es war eine schmerzhaft Wut in ihm, sich nichts zu ersparen und alle, auch die bittersten Eindrücke dieses losgelösten, gerüttelten und geschüttelten Stückes Menschenwelt bis zur Neige durchzukosten.

Die beiden Ärzte kamen dazu, als man den Heizer

Zickelmann, der seine Mutter hatte besuchen oder überhaupt suchen wollen, in Segeltuch einnähte. Der kahle Raum, wo das geschah, war nicht gerade stark durch eine elektrische Birne erhellt. Friedrich erinnerte sich seines Traums und daran, wie der tote Heizer mit den Bastschnüren ihn und Peter Schmidt zu den Lichtbauern geführt hatte. Nun war bereits eine starke Veränderung mit ihm eingetreten; sein Antlitz schien eine künstlich geformte Masse aus gelbem Wachs zu sein, auf der Haupthaar, Brauen und Bart festgeleimt waren. Aber ein leises, schlaues Lächeln lag, wie es Friedrich schien, um des Toten Mund. Und als der junge Arzt ihn mit einer seltsamen Spannung und Neugier schärfer betrachtete, schien er zu sagen: „Legno santo! Die Lichtbauern!“

Als nun auch das Gesicht des Toten verhüllt und alles mit groben Stichen zugenäht worden war, wurde die ganze, nur mit Mühe in Ruhe gehaltene Puppe aus Segeltuch von Matrosen auf ein gehobeltes, mit Eisen beschwertes Brett gebunden. „Wird wirklich“, fragte sich Friedrich, „aus einer solchen Verpuppung je wieder ein Schmetterling?“ Der ganze Vorgang mit seiner taumelnden Akrobatik war weniger grausig als lächerlich. Ob man es aber auch nur mit der sterblichen Hülle einer unsterblichen Seele zu tun haben mochte, es blieb ein Gedanke von unendlicher Traurigkeit, auch nur diese der schrecklichen Öde des Weltmeeres zu überantworten.

Da die Beförderung über Bord bei diesem Wetter nicht gerade eine leichte Sache war und das ständig von Wasser überflutete, schwankende Deck Zeremonien nicht ermöglichte, forderte der Zahlmeister die wenigen Anwesenden — Kapitän von Kessel durfte die Brücke nicht verlassen — auf, ein stilles Gebet für die Seele des Toten zu sprechen. Dies geschah, und vier Kollegen des Heizers trugen stockend, schwankend, stolpernd

und schnaufend das lange Paket auf Deck an die Reling hinaus, von wo sie es in einem gegebenen Augenblick in die See hinabschießen ließen.

Wilhelm bot Friedrich gute Nacht und setzte hinzu: „Sie sollten zu schlafen versuchen!“ Man trennte sich, und Friedrich suchte an Deck einen geschützten Platz, um womöglich dort die Nacht zu verbringen und lieber bei eisiger Luft und dicker Nacht, unter dem bleichen Licht der am Mast befestigten Bogenlampen, dem Graus von Wind und Wetter ins Auge zu sehen. Vor der beklemmenden Enge seiner Kabine mit der verwahrten Luke und der heißen, verbrauchten Luft schauderte ihn. Aber es war nicht dieser Schauer allein, der ihn hier oben festbannte, sondern mehr noch der Wunsch, für den Fall der Gefahr Ingigerd Hahlström nahe zu sein. Und als er sich in der Nähe der Schornsteine niedergelassen und, den Rücken gegen eine erwärmte Wand gedrückt, den Hut heruntergezogen, das Kinn unter den Mantelkragen gedrückt hatte, lachte er plötzlich in sich hinein; denn er war nun in derselben Verfassung und an dem gleichen Platz, an dem er gestern den Baumeister Achleitner gefunden hatte.

Vor Friedrichs Ohren rauschte es. Er spürte die Bogenlampen, die über ihm gewaltige Kreisbogen ausführten. Er spürte den regelmäßigen Sturmhauf der Böen, und in das Brausen und Gären der Wassermassen klang die schauerliche Katzenmusik des Luftzugs im Takelwerk: ein eigensinniges, böses Miauen, mit plötzlich fauchendem Tigersprung. Dann wieder schienen die Laute Friedrich mehr das unsagbare, klägliche Winseln und Weinen verirrter Kinder zu sein, einer Schar von Kindern, die er jetzt deutlich sehen konnte und die mit lautem Wehklagen um die Bahre des toten Heizers versammelt standen. Und richtig, da waren auch wieder die Lichtbauern. Sogleich griff Friedrich einen davon, um ihn Ingigerd Hahlström in die Kabine zu tragen.

Ingigerd aber zog sich gerade zu ihrem berühmten mimischen Tanze an. Die große Spinne hing schon bereit und wob das Netz, in das Mara sich später verwickeln mußte. Friedrich ersuchte um einen Besen, weil er den Tanz verhindern und die Spinne hinwegfegen wollte. Ein Besen kam, aber in Gestalt eines Knechtes, der Wasser trug und ausschüttete; ihm folgte ein zweiter, ein dritter, ein vierter, ein fünfter, bis alles von rauschenden Wassermassen überfloß. Friedrich wachte auf, er hatte den Zauberlehrling geträumt und das angstvolle Wort noch auf den Lippen, womit man die Fluten bannen konnte. Die Wogen rauschten. Er war wieder eingeschlafen. Jetzt ward das Rauschen zu einem Strom, der zu Friedrichs Füßen floß. Die Sonne schien, es war heller Morgen. Vom anderen Ufer kam Friedrichs Frau, jugendlich schön, in einem großgeblühten Kleide, selbst ihren kleinen Nachen rudern. Ihre milde, dunkle und volle Gestalt hatte zugleich den Reiz der Vestalin und des Weibes. Und aus einem nahen Walde trat Ingigerd in ihrer Zartheit und im Schmuck ihres blonden Haares und Fleisches. Die besonnte Landschaft, mit der ihre reine Nacktheit vereinigt war, schien aus der Zeit vor der Vertreibung Adams und Evas aus dem Paradiese zu sein. Friedrich nahm seine Frau bei der Hand, die ihn huldreich anlächelte, und nahm Ingigerd Hahlström bei der Hand, die weich und rein und gehorsam schien, und legte die Hände der beiden ineinander. Dabei sagte er zu Ingigerd:

„Ich wende dich in Klarheit,  
ich brenne dich von Schlacken rein.“

Aber der Himmel verfinsterte sich. Der Wald wurde schwarz, und ein gespenstisches Mondlicht war über dem furchtbar, wie große Wasser rauschenden Walde aufgegangen. Friedrich lief mit eiligen Schritten am Rande verdüsterter Felder hin, als plötzlich hinter ihm der Ruf: „Moira! Moira!“ erscholl und sich mit schwerer

Bewegung, wie von gewaltigen schwarzen Flügeln, ein Stück Finsternis vom Waldrande ablöste. Es war ein Vogel, der mit dem immer lauter schallenden Schrei: „Moirra, Moirra!“ hinter ihm dreinschwebte. Friedrich floh, als ob der furchtbare Vogel Rock hinter ihm her wäre. „Moirra, Moirra!“ Er zog sein Federmesser heraus, um sich zu verteidigen. . . Friedrich erwachte und fand sich entkleidet in seinem Bett; irgend jemand hatte ihn, wie er gestern Achleitner, hinunter in seine Kabine geführt. Der Ruf „Moirra!“ aber scholl noch im Wachen vor seinen Ohren.

Nachdem Friedrich einige Stunden geschlafen hatte, fand er sich plötzlich, erwachend, irgendwo draußen im Korridor, wo er mit einigen Stewards, die schon bei der Morgenarbeit waren, gesprochen hatte. Langsam begriff er, daß er mit nichts als dem Hemde bekleidet war. Irgendeine Erfahrung als Nachtwandler hatte er bisher an sich nicht gemacht. Nun aber wußte er, daß auch er vor dem Übel nicht sicher war. Er war bestürzt, er schämte sich und mußte sich, im Hemde wie er war, von einem Steward in die Kabine zurückbringen lassen. Er sah nun, wie seine Kabine drei, vier Zoll hoch voll Wasser stand, das wohl aus irgendeinem undichten Rohre stammte. Er kroch ins Bett und quetschte, zwängte und klammerte sich, um nicht herausgeschleudert zu werden, auf selbsterfundene Art und Weise zwischen die Bettbretter. Kurz nach sechs Uhr war Friedrich an Deck und auf seiner Bank und hatte die heiße Teetasse in den Händen. Das Wetter war furchtbar. Der Morgen von nicht zu überbietender, eisiger Trostlosigkeit. Die Wut der See hatte zugenommen. Eine neue Art Finsternis, nichts anderes, war die kommende Dämmerung. Rauschen und Heulen von Wasser und Wind waren ohrenbetäubend. Friedrich schmerzte das Trommelfell. Aber immer noch lief und kämpfte das Schiff



und konnte den Kurs, wenn auch langsam, einhalten.

Und plötzlich, Friedrich wußte nicht gleich, ob er recht hörte, drangen überirdische, gläubige Klänge durch den Lärm der See an sein Ohr, feierlich anhebend, ruhig anschwellend, Akkorde und Harmonien eines Kirchenchorals, die Friedrich bis zu Tränen erschütterten. „Nun danket alle Gott, mit Herzen, Mund und Händen.“ Er besann sich darauf, daß der trostlose Morgen, der eben angehoben hatte, der eines Sonntags war, den die Schiffskapelle, auch inmitten eines Zyklons, gemäß ihrer Vorschrift mit diesen frommen Klängen einleitete. Sie hatte sich in dem gemiedenen Rauchzimmer unter Deck, in halber Höhe der Treppe, aufgestellt, von wo die Weise schwach herauf- und heranflutete. Alles, was in Friedrichs Seele hart und wirr und getrennt im Kampfe lag, ward von dem Ernst, der Einfalt und Unschuld dieser Musik hinweggeschmolzen. Er mußte an seine Jugend denken, so manchen Morgen voller Unschuld, voller Erwartung und voll von Ahnungen einer großen Glückseligkeit, Sonntage, Festtage, Geburtstage des Vaters oder der Mutter, wo den Knaben das Ständchen der mit einem Choral beginnenden Regimentskapelle aus dem Morgenschlummer geweckt hatte. Was war das Heut, verglichen mit dieser Vergangenheit? Was lag dazwischen: welche Summe nutzloser Arbeit, enttäuschter Hoffnung, bitter bezahlter Erkenntnis, wieviel leidenschaftlich ergriffener Besitz, der verlorenging, versickerte Liebe, versickerte Leidenschaft, wie viel erstes Begegnen und schweres Valetsagen, ein mühsames quälendes Ringen ins Allgemeine und ins Besondere hinein, wieviel reine Absicht in Schmach und Schmutz gezogen, wieviel Ringen nach Freiheit und Selbstbestimmung, mit dem Resultat einer willenlosen, blinden Gefangenschaft.

War er wirklich vor Gott eine Person von so großer Wichtigkeit, daß er ihn mit so ausgesuchten, bitteren Läuterungsarten heimsuchte?

„Ich bin desperat“, schrie Hans Füllenberg, der jetzt am Eingang zur Kajüttreppe erschien. „Ich mache nun nicht mehr mit, sonst werde ich blödsinnig.“ Allein er und Friedrich sowie alle übrigen Passagiere, die allesamt im letzten Grade erschöpft und willenlos oder desperat waren, machten auf die gleiche schreckliche Weise, Stunde um Stunde, von Morgen zu Mittag, von Mittag zu Abend und wieder von Abend zu Morgen mit, wo alle, die zwanzigmal zu sterben geglaubt hatten, immer noch lebendig, wenn auch ohnmächtig und desperat waren. Diesem Zustand auch nur eine weitere Stundenzuhalten, schien den meisten unmöglich zu sein, und doch wurde ihnen gesagt, daß sie bis New York noch mindestens dreimal vierundzwanzig Stunden zu dulden hätten.

Der Montag, mit etwas Sonne und nicht vermindertem Sturm, war fürchterlich. Alles nicht Niet- und Nagelfeste wurde von Deck heruntergeschlagen. Die regelmäßigen Schreie, die vom Zwischendeck her das kämpfende Schiff durchdrangen, erinnerten nicht an Menschen, sondern an Tiere, die unter dem Messer des Metzgers sind. Die Nacht zu Dienstag war eine Tortur, und niemand, der nicht vor Schwäche oder unter den Martern der Seekrankheit bewußtlos geworden war, schloß ein Auge. Es war Dienstag früh, im Morgengrauen, als jedermann in der ersten Kajüte von den Stewards mit dem ruhig gesprochenen Wort: „Gefahr!“ überrascht wurde.

Friedrich hatte, ohne die Kleider abzulegen, einige Zeit auf seinem Bett liegend zugebracht, als auch sein Steward die Türe öffnete und das Wort „Gefahr“ instruktionsgemäß mit ernster Haltung in die Kabine sprach. Dabei hatte der Verkünder einer so lapidaren und inhaltsschweren Botschaft das elektrische Licht eingeschaltet. Friedrich fuhr empor. Er saß auf dem Bett, wobei ihn das Wasser des lecken Rohres genierte, das,

je nach den Schlingerbewegungen des Schiffs, bald auf dieser, bald auf der anderen Seite der Kabine zusammenlief. Zunächst wußte er nicht, ob das Wort, das er gehört hatte, wirklich gerufen oder nur eine jener Gehörstäuschungen gewesen war, wie sie die Überreizung und Übermüdung der Nerven mit sich brachte. Als er jedoch deutlich das Klopfen der Stewards an die Nachbarkabinen, das Öffnen der Türen, zwei- oder dreimal das Wort „Gefahr“ auf eine unzweifelhafte Weise unterscheiden konnte, kam ihn eine Empfindung an, die eine Veränderung in ihm hervorbrachte. „Gut“, sagte er leise und trat, noch sorgfältig seinen Mantel umnehmend, wie wenn er zu einem ihn nicht berührenden Schauspiel gerufen wäre, in den Gang hinaus.

Der Korridor war wie ausgestorben. Friedrich hatte noch eben gedacht: gut, jetzt werden wir von den unsichtbaren Machthabern, deren Spielzeug wir Menschen nun einmal sind, auf die letzte unverhüllte Manier brutalisiert. Er war nicht etwa aus einem Schlaf, sondern aus hundert Schichten von Traum und Schlaf geweckt und ernüchtert worden. Nun kam es ihm vor, als ob dies alles doch wieder nur eine phantastische Täuschung seines zerrütteten Hirnes sei, und er wollte sich in die Kabine zurückziehen.

Da erst merkte er, daß weder der Rhythmus der Maschine mehr zu fühlen oder zu hören noch auch das Quirlgeräusch der Schraube zu spüren war. Er glaubte plötzlich, das gewaltige Schiff treibe von Mannschaft und Passagieren verlassen im Ozean, nur er sei bei der allgemeinen Rettung vergessen worden. Allein nun taumelte ein Passagier im seidenen Schlafrock vorbei, den Friedrich mit der erstaunten Frage, was es denn gäbe, anreden konnte. „O nichts“, sagte der Herr, „ich suche nur meinen Steward. Ich leide an Durst. Ich hätte nur gern ein Glas Limonade gehabt.“ Damit torkelte er in seine Kabine.

„Esel!“ sagte Friedrich und meinte sich. Er nannte sich einen vollkommen Wahnwitzigen. Aber die Stille lastete fürchterlich, und Friedrich konnte, von einem wilden Instinkt gepackt, nicht anders, als plötzlich, nur um an Deck zu kommen, vorwärtszustürzen.

Jemand trat ihm entgegen und fragte ihn, wo er hinwolle. „Platz!“ antwortete Friedrich. „Das geht Sie nichts an.“ Aber der entsetzliche, mit den Spuren der Seekrankheit besudelte, halbangezogene leichenhafte Mensch wich nicht und rief: „Sind denn die Stewards hier alle irrsinnig?“ In diesem Augenblick fing ganz nahe an Friedrichs Ohr die elektrische Klingel zu hämmern an, und im nächsten war das schlotternde Furchtgespenst, das Friedrich den Weg versperrte, durch zehn, zwanzig, dreißig andere ebensolche Gespenster verstärkt worden. Sie schrien: „Was gibt's? Was ist los? Wir sinken! Gefahr!“ — „Steward, Steward!“ brüllte ein Herr mit Kommandostimme. Ein anderer: „Kapitän, Kapitän!“ — „Das ist eine verfluchte gemeine Wirtschafft!“ schimpfte ein Mensch, dessen Stimme überschlug. „Kein Steward ist da! Will man uns denn hier brutalisieren?“ Und die elektrischen Klingeln begannen zu toben.

Friedrich wich zurück und lief den endlosen Korridor nach der entgegengesetzten Seite hinunter, wobei er, von niemand aufgehalten, an den Fenstern zum Maschinenraum vorüberkam. Zylinder und Wellen regten sich nicht. Aus der Tiefe des Schiffes, von den Kesseln und Feuern herauf, drang trotz des Lärms, den das Knacken und Knirschen der Wände verursachte, ein Geräusch, das wie Plätschern und Strömen von Wasser klang. Sollte ein Kessel geplatzt sein? dachte Friedrich und vergaß dabei, daß er in einem solchen Falle hätte das gewaltige Ausbrechen kochender Dämpfe vernehmen müssen. Aber er hielt sich nicht auf und lief weiter, am Postbüro vorüber, dem Hintersteven des Schiffes

und der zweiten Kajüte zu. Während des Laufens ging es ihm durch den Kopf, wie glücklich er in Paris gewesen war, als er auf dem Büro von Thomas Cook und Sohn, Place de l'Opéra, erfahren hatte, daß er bei großer Eile die „Roland“ noch im Kanal vor Southampton erreichen würde. Weshalb war er eigentlich mit einer so großen und zitternden Ungeduld, in immerwährender Angst, es zu versäumen, geradezu ins Verderben gerannt?

An der Durchgangstür zur zweiten Kajüte stieß Friedrich auf den Barbier. „Die Feuer sind aus“, rief der Mann. „Zusammenstoß! Das Wasser ist unterhalb meines Salons in den Raum gedrungen.“ Die Klingeln rasten. Der Barbier schleppte sich mit zwei Rettungsgürteln. „Wozu brauchen Sie zwei?“ Friedrich nahm einen und rannte davon.

Er hatte die hintere Decktür erreicht, konnte jedoch nicht ins Freie hinaustreten. Er erkannte sofort an der Lage des Schiffs, daß etwas nicht wieder Gutzumachendes mit ihm geschehen war. In Lee lag es hoch, in Luv nur drei bis vier Meter über der Wasserlinie. Da auch der Hinterstevan bedeutend tiefer als der vordere Teil der „Roland“ lag, so wäre es, zumal bei den überkommenden schweren Seen, ein nahezu aussichtsloses Wagnis gewesen, über Deck nach vorn zu klettern. Gern oder ungern, wohl oder übel mußte Friedrich durch dieselbe Dachsröhre, die er soeben abwärts gekommen war, wieder nach vorn und nach oben zurück.

Kaum fünfzehn Sekunden später, als Friedrich den vorderen Ausgang an Deck, über dem Speisesalon, erreicht hatte, hätte er nicht zu sagen gewußt, wie ihm möglich gewesen war, durch den mit Passagieren überfüllten Gang zu kommen, ohne erschlagen, erdrosselt oder niedergetreten worden zu sein. Seine Stirn, seine Hände waren beschunden, und er hielt sich mit An-

strenge an dem Rahmen der Tür, heftig mit Doktor Wilhelm verhandelnd. Wilhelm packte ihn an, und die Kollegen klotzten mit Todesverachtung auf die Kommandobrücke hinauf. Sie duckten sich, im Schutze des Deckbaus und der Leeseite, sahen, wie etwas im grauen Dämmer des Morgens in mächtiger Höhe und tollem Schwunge über sie flog, und wären im nächsten Augenblick, bis an den Bauch in einem stürzenden Wasserfall klimmend, über Bord gespült worden, wenn sie sich nicht mit aller Gewalt an Geländer und Laufstangen geklammert hätten.

Auf der Kommandobrücke sah es ungefähr wie gewöhnlich aus. Kapitän von Kessel stand, scheinbar gelassen, vornübergelehnt; der riesige Herr von Halm hatte das Glas an die Augen gesetzt und suchte den Nebel, der immer wieder einfiel, zu durchdringen. Die Sirene heulte. Am Vordersteven wurden Raketen-signale gegeben und Böllerschüsse gelöst. Rechts vom Kapitän stand der Zweite Offizier, und der Dritte erhielt soeben den Befehl: „Tae kappen, Rettungsboote aufs Wasser werfen!“ — „Tae kappen, Rettungsboote aufs Wasser werfen“, wiederholte er. Er verschwand, den Befehl nach Möglichkeit auszuführen.

Bei alledem hatte Friedrich zunächst wieder die Empfindung von etwas Unwirklichem. Augenblicke wie diese hatten zwar immer wie etwas Mögliches vor seiner Seele gestanden, nun erkannte er aber, wie er niemals ernstlich mit ihresgleichen gerechnet hatte. Er wußte bestimmt, daß die Wahrheit, vor der er stand, unerbittlich vorhanden war; dennoch vermochte er nicht, sie überzeugend aufzufassen. Er sagte sich, eigentlich sollte wohl auch er in ein Boot zu gelangen suchen. Da streifte ihn das blaue Auge des Kapitäns, aber ohne ihn zu erkennen oder mit Verständnis an ihm zu haften. Mit ruhiger Stimme erklang der Befehl, in dem bekannten, an das Zusammenschlagen von Billardbällen irgendwie

erinnernden schönen Ton: „Alle Mann an Deck, die Pumpenmannschaft auf die Stationen!“ — „Alle Mann an Deck, die Pumpenmannschaft auf die Stationen“, wiederholte der Mann, eh er die Treppe an Deck hinunterstieg. Nun hieß es: „Frauen und Kinder nach Steuerbord!“ — „Frauen und Kinder nach Steuerbord!“ kam wie ein nahes, sachliches Echo die Antwort. Jetzt trat der Schiffsjunge Pander zum Kapitän. Er hatte die brave und sonderbare Idee, ihm einen Rettungsgürtel anzubieten. Von Kessels Hand fand einen Augenblick seinen Scheitel. Er sagte: „Ich danke dir, lieber Sohn, ich brauche ihn nicht.“ Er nahm einen Bleistift, schrieb einige flüchtige Worte auf und reichte dem Schiffsjungen das Dokument, mit den Worten: „Spring in ein Boot, Bengel, und bring's, wenn du kannst, meinen Schwestern!“

Eben brach sich eine schwere See über der Leeseite. Eine furchtbare Dünung schwoh, hob und drehte das kolossale, noch erleuchtete Schiff, und Friedrich versuchte vergebens, sich aus einer bleiernen Gleichgültigkeit emporzuraffen, die ihn angesichts des unbegreiflichen Schauspiels befangen hielt. Plötzlich sprang in ihm das Entsetzen auf. Er kämpfte es nieder, weil er um keinen Preis vor sich selbst und anderen als feige erscheinen wollte. Aber er folgte seinem Kollegen Wilhelm, der sich dem Schiffsjungen Pander an die Ferse hängte. „Wir müssen ins Boot“, sagte Wilhelm, „es ist kein Zweifel, wir sinken.“ Gleich darauf befand sich Friedrich in der Deckkabinette Ingigerds. „Auf! Vorwärts! Die Leute springen schon in die Boote!“ Er hatte die Türen offen gelassen, und man sah, wie der Schiffsjunge Pander und zwei Matrosen in nächster Nähe mit Beilen die festgefrorenen Taue einer Rettungsschaluppe durchhieben. Ingigerd fragte nach ihrem Vater. Sie fragte nach Achleitner. Friedrich erklärte, sie könne nur noch an sich denken. Jetzt noch unter Deck zu gelangen, sei

eine Unmöglichkeit und würde nur sicheren Tod bedeuten. „Anziehen, anziehen!“ Stumm beeilte sie sich, es zu tun. Jetzt erst kam einer der Stewards an Ingigerds Deckkabine vorüber und rief sein kurzes „Gefahr!“ hinein. „Wieso Gefahr?“ rief die Kleine. „Gehen wir unter?“ Aber Friedrich hatte sie schon gepackt, aufgehoben und in die Nähe des Bootes gebracht. Eben gaben die Seile nach, und es fiel in den nebellichten Strudel hinunter.

„Frauen und Kinder auf die andere Seite!“ kommandierte entschieden die Stimme des Dritten Offiziers. Dieser Befehl bezog sich nicht nur auf Ingigerd, sondern auch auf das Dienstmädchen Rosa, das vor Anstrengung feuerrot, wie wenn sie mit Markteinkäufen überladen die Tram zu versäumen fürchtete, an Deck erschien und mit einer unglaublichen Kraft ihrer dicken Arme Frau Liebling und beide Kinder heranschleifte. „Frauen und Kinder auf die andere Seite“, wiederholte, ein wenig zu schneidig, der Dritte Offizier, wurde aber zum Glück durch beginnende Kämpfe um das nächstfolgende Rettungsboot in Anspruch genommen. Es war keine Zeit zu verlieren, und trotz entschiedenen Widerstandes zweier Matrosen ließen Friedrich, Pander, der Schiffsjunge und Doktor Wilhelm Ingigerd glücklich ins Boot hinab. Hierbei zeigte sich Friedrich plötzlich ebenfalls laut und preußisch. Durch seine eiserne Energie, die jeden Widerspruch kappte, wurde es durchgesetzt, daß man die Kinder, dann Frau Liebling und schließlich Rosa in die Schaluppe befördern konnte, was keine leichte Sache war. Friedrich hörte sich rufen, kommandieren, ward angebrüllt, brüllte Matrosen und Bootsmann an; er kämpfte, er arbeitete: alles ohne einen Schimmer von Hoffnung und mit dem klaren, festen Bewußtsein, einer unrettbaren Lage gegenüberzustehen. Es war alles aus. Es war alles verloren. Wer es etwa nicht glauben mochte, dem wurde es eben jetzt überzeugend vor



Augen geführt. Man hatte das nächste Boot glücklich aufs Wasser hinabgelassen. Drei Matrosen sprangen darin herum. Es schwebte. Es stieg. Friedrich schien es, als wenn unter den Passagieren, acht oder neun, die es bereits aufgenommen hatte, bekannte Gestalten wären, da schlug es voll Wasser und war verschwunden. Wie infolge eines Taschenspielertricks blieb die Stelle, wo noch eben die wimmelnde Holzbarke mit Menschen getanzt hatte, leer, Nebel und Schaumstürze schossen darüber.

Langsam veränderte sich das Schwarzgrau und Braungrau der frühesten Dämmerung, wie der nahende Tag sich seltsam fremd und gleichgültig fortschreitend durchsetzte. Wenn der Nebel ein wenig wich, hatte Friedrich manchmal augenblicklang den schauerlich-täuschenden Eindruck, zwischen Bergen in einem windstillen Tal mit blumigen Weiden zu sein, in das der Blütenschnee des Frühlings hineinstäubte. Dann aber kamen die Berge, umheult von den rasenden Geistern des Orkans, ins Tal gewandert. Die schweren, gläsernen Höhen brachen sich und schlugen mit der Wucht ihrer flüssigen Felsmassen die ersten und zweiten Notmaste der „Roland“ wie Binsen von Deck. Das arme Wrack konnte bei seinen nun bereits erkalteten Kesseln einen Hilferuf nicht mehr ausstoßen. Sein klägliches Rumpf stand noch immer gigantisch nach vorn empor. Raketen stiegen. Am vordersten Mast führten hurtig flatternde Flaggsignale eine nutzlose Sprache in das erbarmungslose Rasen der Elemente hinein. Im Zwischendeck war es still geworden. Dagegen hörte man von der Leeseite her einen eigentümlichen Lärm, der an das Jauchzen und Kreischen einer Volksmenge zwischen Jahrmarktsbuden, auf Rutschbahn und Karussell erinnerte. Ein Gesumm wie von schwärmenden Bienen drang deutlich durch die Wut des Orkans, ein Gesumm, das von den Fisteltönen bis zur Raserei entrüsteter oder entzückter

Weiberstimmen übertönt wurde. Friedrich dachte an seine dunkle Debora. Er dachte an Wilke, gerade als Artur Stoß von seinem getreuen Burschen Bulke herangeführt wurde. Wilke folgte. Er hatte getrunken und schrie, als wäre das Ganze nur eine Lustbarkeit. Aber er brachte auch, sie halb ziehend, halb tragend, eine ältere Arbeiterfrau an Deck herauf, die er, Stoß und Bulke zurückdrängend, glücklich in die Schaluppe hinunterließ. Ingigerd rief nach ihrem Papa und nach Achleitner. Statt ihrer fiel aber nur, von Wilke und Bulke am Strick gehalten, der armlose Stoß ins Boot hinein.

Nicht weit von Friedrich stand Mister Rinck, seine Katze im Arm, in die offene Tür seines Postamtes eingeklemmt. Friedrich rief: „Mir scheint, die Sache ist böse, Mister Rinck.“ Er bekam ein phlegmatisches „Why?“ zur Antwort. Im nächsten Augenblick wurde der Postmeister von einer angstvollen Stimme angebrüllt: „Was ist los, was ist los?“ — „Nichts!“ gab er zur Antwort.

Inzwischen ward auch Doktor Wilhelm durch Wilke und Bulke ins Boot befördert. „Das Mädchen dort unten“, sagte Bulke, „schreit sich nach ihrem Vater wund.“ Ingigerds Kreischen schnitt Friedrich ins Herz. Aber kein Hahlström war zu entdecken. Friedrich drang bis an das gemiedene Rauchzimmer vor, das ihn, trotzdem die elektrischen Birnen strahlten, mit seinen Lederpolstern wie eine höllische Falle angähnte. Wilke war plötzlich neben ihm: „Hierdrin ist niemand“, sagte Wilke. Beide kletterten weiter die Treppe hinab. Der Raum vor dem Speisesaal und der Speisesaal selbst waren leer. Er stand bergan. Eine Menge Teller und Silberzeug war am Eingang zusammengeköllert. Friedrich schrie, was er konnte: „Hahlström! Achleitner! Hierher, hierher!“ Aber er bekam keine Antwort. Da geschah es, daß die Musik im Saale mit einer kräftigen Marschweise einsetzte, wahrscheinlich auf Order des

Kapitäns, um die Schrecken der Panik zu beschwichtigen. Aber nun, gerade im Angesicht dieses zum Feste des Todes hellerleuchteten, musikdurchrauschten leeren Raums, griff Friedrich nacktes Entsetzen an. Jetzt rannte er, rannte um sein Leben.

Gleich darauf war er im Boot, und man wollte abstoßen. Friedrich erhob Protest und hatte einen schreienden Zwist mit dem Offizier, der hereingekommen war und das Steuer des Fahrzeugs ergriffen hatte. Er konnte sich nicht entschließen, den braven Wilke aus der Heuscheuer aufzugeben, der ihm so tapfer unter Deck gefolgt, aber noch nicht wieder erschienen war. Da entdeckte er ihn, wie er vom Überbau der Salontreppe her buchstäblich wie auf einer Schlittenbahn bis gegen die Reling rutschte. Er schrie ihm zu: „Wilke! Wilke! Vorwärts ins Boot!“ Wilke gab mehrmals ein „Gleich! Gleich!“ zur Antwort. Er hatte Rettungsgürtel entdeckt und schleuderte sie von verschiedenen Punkten aus ins Meer, wo von Bord Gespülte verzweifelt rangen. Indessen hatte die Rettungsschaluppe infolge von Seegang und Ruderschlägen bereits zwanzig, dreißig und mehr Meter zwischen sich und die Bordwand der „Roland“ gebracht.

Jetzt sah man die Stelle, wo sich ein fremdes Schiff oder ein treibendes Wrack in die Breitseite der „Roland“ gebohrt haben mußte: einen gewaltigen Riß, der die Katastrophe verursacht hatte. Da fiel wiederum Nebel ein, der das tödlich verwundete Schiff den Blicken entzog. Als es gleich wieder klar wurde, hatte das Wrack eine unbegreifliche Wendung gemacht, und die etwa zwanzig Personen, die mit Friedrich in der Schaluppe waren, blickten, hoch über das beinahe mit dem Niveau des Wassers gleiche Hinterdeck des Dampfers emporgehoben, aus schwindelerregender Höhe darauf hinab. Sie brüllten laut, denn sie glaubten, sie würden mit

furchtbarem Wurf in die auf dem Hinterdeck zusammengekeilte, ameisenartig schwarzzimmelnde Menschenmenge hineingeschleudert. Jetzt erst, in dieser Sekunde, konnte man sehen, welcher für Menschenbegriffe unfaßbare Zustand hier eingetreten war. Alle diese kleinen, gedrängten, dunklen Ameisen, die ratlos und hilflos durcheinanderzimmelten, zerrten, stießen und drängten sich. Trupps von Weibern und Männern waren zu kämpfenden Knäueln verbunden. Einige Rettungsboote, die noch nicht flott waren, schienen mit Seilen und Eisenträgern zu schaukelnden, dunkelzimmelnenden Trauben geworden, von denen immer wieder etwas wie eine Beere oder Ameise ins Wasser hinunterfiel.

Wiederum machten Nebel und Gischt die umgebende Luft undurchsichtig. Aber das Rauschen und Brausen der See, das blecherne Knattern des Orkans vor den Ohrmuscheln wurde von einem Geräusch durchdrungen, das Friedrich nicht sogleich mit dem grausamen Schauspiel an Deck in Zusammenhang brachte. Sekundenlang war er weit fort, in einer bestimmten Gegend seiner Heimat, wo sich auf weiten Sumpfwiesen riesige, herbstlich ziehende Vogelschwärme zur Rast niedergelassen hatten. Aber es war nicht der Massenlärm reiselustiger Zugvögel, den er aus dem Nebel vernahm, sondern der Lärm jener Menschen, die eine Strafe erlitten so über alle Begriffe schwer, daß sie durch irgendeine menschenmögliche Schuld nicht verdient sein konnte. Friedrich spürte genau, wie durch das Übermaß des Eindrucks die Brücke zwischen dem, was die Sinne aufnahmen, und dem Innersten seiner Seele gesprengt wurde. Aber plötzlich drang doch das Fieber des offensichtlichen Todeskampfes von so vielen schuldlosen Menschen auch in Friedrichs innerste Seele ein und entpreßte ihm einen Ruf, in den, wie auf Kommando, alle im Boot einstimmten: es lag Angst, Not, Wut, Protest, Bitte, Entsetzen, Anklage, Fluch und Grauen darin.

Und dieses Grauen wurde durch das Bewußtsein genährt, daß hier kein Ohr, sondern nur ein tauber Himmel vorhanden war. Wo Friedrich hinblickte, war der Tod. Gleichgültig kamen die bleischweren Hügelketten herangeschoben. Es waren Bewegungen von einer mörderischen Gesetzmäßigkeit, die nichts aufhalten konnte und die mit keinem Hindernis rechneten. Friedrich schloß die Augen, zu sterben bereit. Einige Male griff er nach den Briefen der Eltern in der Brusttasche, als ob er sie als Reisepässe durch das nahe Land der ewigen Finsternis nötig hätte. Er wagte die Augen nicht wieder zu öffnen, denn er konnte die Krämpfe der Frauen im Boot, die grausame Hinrichtung auf dem Heck der „Roland“ nicht weiter ansehen. Die Böen rasten. Es war eiskalt. Das Wasser gefror an den Bordkanten. Rosa, das Dienstmädchen, war die einzige, die unentwegt mit Hilfeleistungen für die Kinder, für Frau Liebling, für Ingigerd und für Artur Stoß tätig war. Bulke und sie überboten einander in stetem Eifer, das überschlagende Wasser auszuschöpfen, darin Artur Stoß und Frau Liebling lagen und das den Sitzenden bis zu den Knien ging.

Was sich indessen auf dem Achterdeck der „Roland“ abspielte, paßte, soweit es Friedrich blitzartig auffassen konnte, nicht in seine Begriffe von Menschennatur. Was er dort im einzelnen zu erkennen glaubte, hatte nichts mit jenen zivilisierten und gesitteten Leuten gemein, die er beim Klang der Musikstücke, im Speisesaal und auf Deck hatte tänzeln, konversieren, lächeln, grüßen und zierlich den Fisch mit der Gabel zerteilen sehen. Friedrich hätte geschworen, er unterscheide die weiße Gestalt eines Kochs, der sich mit langem Küchenmesser durch die Respektspersonen, für die er gekocht hatte, Bahn machte. Er war überzeugt, er sah einen Heizer, einen schwarzen Kerl, der eine Dame, vielleicht die Kanadierin, die sich an ihn geklammert hatte,

schlug und über die Reling stieß. Einige Stewards, deutlich erkennbar, benahmen sich immer noch heldenhaft, instruktionsgemäß. Sie wurden in Schlägereien verwickelt. Einer der Stewards war blutüberströmt; immer kämpfend und schreiend, half er einer Frau mit ihrem Kinde ins Rettungsboot. Aber das Boot schlug um und war verschwunden.

Noch strahlten die Lukenreihen, schräg von vorn nach hinten aufsteigend, im vollen Glanz des elektrischen Lichts. Auch die Vortopplaterne ließ das stechende Weiß ihres Brenners noch in den grauen Morgen hinein funkeln. Hie und da fiel ein erstickter Schuß aus dem Notmörser, und eine Rakete, schwach leuchtend, stieg in die Luft. Aber das Licht der Luken erlosch. Und als ob die See, in ihrem losgebundenen Haß, auf dies Ereignis gewartet hätte, wusch sie mit einer riesigen Flutwelle über Deck, so daß gleich darauf der Gischt in Lee von schwimmenden, brüllenden, um sich schlagenden, mit dem Tode ringenden Menschen wimmelte. Auf einmal, ohne daß jemand wußte, auf welche Weise man plötzlich wieder in allernächste Nähe der „Roland“ gekommen war, wurde die Rettungsschaluppe von wütenden, zu allem entschlossenen Menschen angefallen, und der bestialische Kampf einer Seeschlacht begann.

Friedrich sah dies alles und sah es nicht; obgleich es in seiner Nähe geschah, so schien es doch in unendlicher Ferne vor sich zu gehen. Er schlug nach etwas: es war eine Hand, ein Arm, ein Haupt, ein nasses, nicht mit menschlicher Stimme heulendes seehundartiges Abgrundtier, das scheinbar von Henkershänden rückwärtsgerissen wurde. Er sah die roten Fäuste Rosas, die gekrampften Finger Frau Lieblings und der kleinen Ingigerd, wie sie mit der Kraft der Verzweiflung Hände und Ellenbogen ertrinkender Nebenmenschen von dem glattgefrorenen Bootsrand abnestelten. Matrosen gebrauchten die Ruder in einer Weise, der schwarze

Ströme Blutes nachfolgten. Keiner bemerkte, daß nach einiger Zeit Bulke an Stelle des Offiziers das Steuer versah, daß der Offizier verschwunden und ein neuer Gast, ein junger Mensch mit langem Haar, der kein Lebenszeichen mehr von sich gab, im Boote lag.

Es kam darauf an, aus dem Bereich dieser Hölle ertrinkender Menschen herauszukommen und aus dem Bereich des Strudels, den das Schiff beim endlichen Untergange erzeugen mußte. Noch hörte man die Weisen der Schiffskapelle zeitweilig todesmutig herabhallen. Diese armen, namenlosen und bescheidenen Musikanten standen augenblicklang vor Friedrichs Seele in heroischer Größe da. Und doch wird man euch, dachte er, keine Gedenktafel aufrichten. Wir werden alle bald, samt unserem fürchterlichen Schicksal, vergessen sein. Aber Friedrich hielt dies alles, was er erlebte, plötzlich wieder für traumhafte Vorspiegelung und schlug seine Stirne gegen das Ruder. War er nicht eben noch im sicheren Komfort eines wohligen Zimmers geborgen gewesen, und schwebte doch jetzt ganz hilflos preisgegeben ohne Dach und Diele im unendlich wogenden Raum? Wie sollte man hier überleben können? Minutenlang mußte Friedrich die Besinnung gänzlich abhanden gekommen sein; denn in einer Art von Erwachen kam es ihm vor, als ob er aus weiter Ferne an den Ort des Entsetzens zurückkehrte. Er hatte im Geist seine Eltern besucht, die im geruhsamen Frieden des Hauses mit gelassener Miene umhergingen, ohne auch nur eine Ahnung von der furchtbaren Todesnot zu fühlen, in der er stand. Wie qualvoll war diese Wiederkehr, wie peinvoll die unerreichbare Ferne. Jetzt hieß es, ganz unbeachtet untergehen, ohne auch nur von einem Gedanken der Liebe andrer gestreift zu sein. Friedrich fühlte, wie seine Gurgel vor Wut und Verzweiflung winselte. Aber auch das, was ihn hier zwischen Himmel und Meer umherschleuderte, war ein Ausdruck schadenfroher,

dämonischer Wut: blinde Rache am Tun der Menschen. Mordgier und Feindschaft, grenzenlos. Und plötzlich, bei dieser Erkenntnis, steiften sich Friedrichs Arme an, stieg eine eigensinnige, wilde und trotzigte Macht in ihm auf, mit der er sich, Feind gegen Feind, dem übermächtigen, tauben Rasen entgensetzte. Er ruderte eisern, Schlag auf Schlag, und rücksichtslos alles zu Grunde stoßend, was sich hemmend ans Ruder hängte. Jetzt wollte er leben und würde sich retten. Freilich wußte kaum jemand im Boot, was vorn und rückwärts, was oben und unten war. Aber es kam in den Schlag der Ruder Gleichmäßigkeit, und so wurde das Kentern hinausgezögert. Man kam in Fahrt, als der Bursche Bulke Kommandos gab; und ohne daß jemand zu sagen gewußt hätte, wie es möglich geworden war, hatten sich nach kurzer Zeit viele ewigbewegte Gebirgszüge zwischen das Boot und das Wrack der „Roland“ gelegt, und von dem gewaltigen Schnell- und Postdampfer der Norddeutschen Schiffahrtsgesellschaft war nichts mehr zu sehen.

Am Abend des Unglückstages sichtete der Kapitän eines Hamburger Frachtdampfers, der Orangen, Wein, Öl und Käse geladen hatte, bei klarem Wetter und hoher Dünung ein treibendes Boot. Der kräftig gebaute kleine Steamer hatte landwirtschaftliche Werkzeuge von Hamburg nach den Azoren gebracht und seine Ladung für New York an der Reede von Fayal eingenommen. Der Kapitän stellte fest, daß von dem treibenden Boote aus mit Tüchern gewinkt wurde. Er hielt darauf zu, und nach Verlauf einer halben Stunde wurden die in dem Boote befindlichen Schiffbrüchigen mit vieler Mühe an Bord gebracht. Es waren im ganzen fünfzehn Personen. Drei Matrosen und ein Schiffsjunge, die den Namen des bekannten Schnelldampfers „Roland“ an der Mütze führten, zwei Herren, zwei Damen, eine



gewöhnliche, ältere Frau und ein Dienstmädchen, ein Mensch ohne Arme, einer mit langem Haar, der eine Samtjacke trug. Außer diesen Leuten der Steuermann und zwei Kinder, Mädchen und Knabe. Der Knabe war tot.

Die Strapazen, Nöte und Ängste, denen der zarte Knabe erlegen war, hatten den übrigen Leuten auf das schrecklichste mitgespielt. Ein nasser Herr, es war Friedrich, versuchte eine bewußtlose junge Dame über das Fallreep emporzuschleppen. Seine Kraft jedoch langte nicht aus. Die Matrosen des Frachtdampfers mußten den Wankenden aufhalten und ihm die schöne tiefende Last vom Arm nehmen. Er wollte sprechen, aber er brachte nur pfeifende Laute eines Bräunekranken heraus. Man mußte ihm, steifgefroren und durchnäßt wie er war, wie einem von Gicht Gekrümmten an Deck helfen. Er ächzte, stieß ein krächzendes, unmotiviertes Lachen aus und spreizte die blaugefrorenen Hände. Auch seine Lippen waren blau, und die eingesunkenen Augen fieberten aus einem von Schmutz und Salzwasser verkrusteten Angesicht. Man gewann den Eindruck, daß er vor allem den Wunsch habe, sich zu trocknen, zu wärmen, zu reinigen. — Ihm folgte das Dienstmädchen, es war Rosa, die, nachdem sie dem Ersten Steuermann ein bewußtloses kleines Mädchen, Ella Liebling, in die Arme gelegt hatte, umkehrte und wieder ins Boot hinabsteigen wollte. Der Weg war nicht frei, denn soeben wurde der völlig durchweichte Armlose auf die gewöhnliche Art von seinem Burschen Bulke und einem Matrosen des Frachtdampfers treppauf bugsiert. Der Armlose blickte stier, er troff, seine Zähne klapperten. Zwischen diesen klappernden Zähnen hervor konnte er erst nach einem erneuten Ansetzen die Worte: „Grog! Heißen Grog!“ aussprechen. Seine Nase floß, seine Augenlider zeigten eine entzündliche Rötung, während die Spitze seiner Nase wächsern weiß

wie bei Leichen war. Der Bursche Bulke und Rosa schienen einander bewußt in die Hände zu arbeiten. Sie stiegen, vor Nässe förmlich regnend, gemeinsam in die Schaluppe zurück, wo die zweite der Damen, Frau Liebling, in einer schlimmen Verfassung lag. „Die Frau ist tot, und der Junge ist tot“, sagten die Matrosen des Frachtdampfers und wollten das Weib aus dem Zwischendeck zuvörderst in Sicherheit bringen, das noch röchelnde Laute von sich gab. Aber Rosa brach in heulendes Weinen aus und schwor, daß Frau Liebling lebendig wäre. Die Matrosen erklärten, sie habe zuviel Wasser geschluckt. Dennoch ließ Rosa nicht nach, bis ihre Herrin ins Trockene gebracht und auf dem großen Tisch der Hauptkabine niedergelegt worden war. Als das furchtbar röchelnde, bewußtlose Weib aus dem Volke auf Deck gebracht wurde, fing einer der Matrosen der „Roland“, dem die Füße erfroren waren und der während des Herumtreibens keinen Laut von sich gegeben hatte, plötzlich vor Schmerzen zu brüllen an. Seine Kameraden riefen ihm plattdeutsch zu: „Hab dich nich, Korl, bist keen alt Wieb! halts Mul und swieg stille.“ Hierauf brachte man den mit dem Ausdruck maßlosen Schmerzes nur noch leise Wimmernden die Stiege hinauf. Ihm folgten der Mann in der Samtjacke, der irre redete, Doktor Wilhelm und, von Matrosen getragen, schließlich die Leiche des kleinen Siegfried Liebling nach.

Oben an Deck gebärdete sich der Langhaarige in seinem jämmerlichen Aufzug höchst wunderbar. Bald stand er wie ein Rekrut da, bald verbeugte er sich, bald zielte er in die Luft, wie wenn er auf Jagd wäre. Dabei schrie er: „Ich bin Künstler! Ich habe meine Kabine bezahlt! Ich habe nur meine Kabine verloren! Man kennt mich in Deutschland“ — und hierbei nahm er eine selbstbewußte Haltung an —, „ich bin der Maler Jakob Fleischmann aus Fürth.“ Er brach in erbarmungs-

würdiger Weise Seewasser, während um ihn das Deck von der aus seinen Kleidern strömenden Nässe schwamm. Doktor Wilhelm hatte das Sprechen verlernt, er konnte nur niesen und wieder niesen.

Inzwischen hatte der einzige Steward des Schiffs Friedrich heißen Tee gebracht, und ein Matrose, der an Bord zugleich Krankenpflegerdienste versah, versuchte Frau Liebling ins Leben zurückzurufen. Bald fand sich Friedrich so weit gestärkt, daß er sich an dem Samariterwerk des Matrosen beteiligen konnte. Doktor Wilhelm hatte nur mehrere Kognaks hinuntergeschluckt und sich dann, allerdings nur mit schwacher Hoffnung, assistiert von Herrn Wendler, dem Ersten Maschinisten des Schiffs, an die Wiederbelebung des kleinen Siegfried gemacht.

Frau Liebling unterschied sich in nichts von einer Toten. Stirn, Wangen und Hals der noch jungen und jüngst noch schönen Frau waren durch düster-rötlich-blaue Flecken entstellt. Der Körper, den man entblößt hatte, war ebenfalls, wenn auch nicht so stark wie Hals und Gesicht, unterlaufen und aufgedunsen. Friedrich öffnete mit den Fingern ihre Lippen, drückte die mit vielem Gold plombierten Zahnreihen auseinander, gab der Zunge die rechte Lage und entfernte Schleim, der sich am Ausgang der Luftröhre angesammelt hatte. Hierauf ließ er den toten Körper vom Schiffskoch mit heißen Tüchern frottieren und leitete selbst die künstliche Atmung ein.

Der große, ovale Mahagonitisch, auf dem der leblose Frauenleib zu mechanischer Atmung durch gliederpuppenartige Verrenkungen der Arme und Beine gezwungen wurde, nahm den größten Teil der Passagierskajüte ein, die der Frachtdampfer zur Verfügung hatte. Der kleine ratternde Schiffssalon besaß Oberlicht, und seine zwei Längswände bestanden aus je sechs Mahagonitüren, die zu ebensovielen Bettkabinen den Zugang

bildeten. Dieser sonst verlassene Raum — denn der Dampfer reiste ohne Passagiere — war im Handumdrehen zur Klinik geworden.

Ein ganz gewöhnlicher Maat hatte Ingigerd Hahlström aus ihren Kleidern geschält, den zarten, perlmutterglänzenden Leib ohne alle Umstände auf einen die Querwand einnehmenden Diwan gelegt und war, nach Friedrichs Anordnung, damit beschäftigt, ihr mit wollenen Lappen kräftig den ganzen Körper zu reiben. Das Gleiche geschah durch Rosa der kleinen Ella Liebling, und das Kind ward, zuerst von allen, zu Bett gebracht. Mit Feuereifer war der Steward dabei, das ganze Dutzend von Betten zu überziehen. Als das zweite bereit war, wurde Ingigerd in gewärmte Decken und Kissen gelegt. Der Artist ohne Arme, Artur Stoß, hatte es seinem getreuen Bulke zu danken, daß er, noch immer zähneklappernd, das dritte fertige Lager bezog. Mit dem Maler, Jakob Fleischmann, hatte man große Schwierigkeiten. Als ein Matrose ihn, unter freundlichem Zureden, auskleiden wollte, fing er mit einem wütenden Schrei: „Ich bin Künstler!“ um sich zu schlagen und zu toben an. Der Steward und Bulke mußten helfen, ihn festzuhalten. Man brachte ihn gewaltsam zu Bett, und Doktor Wilhelm, der sein großes Lederetui mit Medikamenten gerettet hatte, erschien gerade zur rechten Zeit, um ihn durch eine Spritze Morphium zu beruhigen. Leider hatte der Schiffsarzt mittlerweile den Tod des kleinen Siegfried Liebling festgestellt.

Jenem Matrosen, den der Schmerz zuletzt überwältigt hatte, so daß er in laute Schreie ausgebrochen war, wurden die Stiefeln mit der Schere von den gequollenen Füßen getrennt. Er verbiß den Schmerz und ächzte nur, bis man ihn in der Koje zur Ruhe brachte. Dort ausgestreckt, bat er um Kautabak. Man hatte die mit Lumpen bekleidete Frau ebenfalls zu Bett gebracht, und sie wußte nichts weiter zu sagen, als daß sie mit

ihrer Schwester, ihren vier Kindern, ihrem Mann und ihrer Mutter unterwegs nach Chikago sei. Was mittlerweile mit ihr geschehen war, davon schien ihr nichts haften geblieben zu sein.

Inzwischen hatte Friedrich, selbst mit nacktem Oberkörper, unter Assistenz des Matrosen die Wiederbelebungsversuche an dem armen weiblichen Leichnam unablässig fortgesetzt. Es tat ihm gut, denn er war dabei in Schweiß geraten. Allein seine Kraft ließ nach, und Doktor Wilhelm löste ihn ab. Als dieser mit den Armen der Erstickten, als wären es Pumpenschwengel, weiterarbeitete, taumelte Friedrich in die nächste Koje, die offenstand, und fiel, das Gesicht voran, erschöpft zwischen unüberzogene Decken und Kissen.

Nach einiger Zeit trat Herr Butor, der Kapitän des immer hurtig reisenden Frachtdampfers, ein, um Friedrich und Doktor Wilhelm zu beglückwünschen. Er sendete einen Matrosen aus, um für die beiden Ärzte, die halbnackt, trotz schwerster Ermüdung, die Behandlung des Frauenleibes fortsetzten, trockene Kleider herbeizuschaffen. Natürlich schwamm der Speisesalon, und die Luft war dick von süßlichen Dünsten.

Als die Herren, immer die Bemühungen um die Ertrunkene fortsetzend, einen ersten kurzen Bericht von der Katastrophe auf der „Roland“ gegeben hatten, zeigte sich Kapitän Butor insofern erstaunt, als er auf seiner Reise zwar nirgends besonders gutes, aber ebenso wenig besonders übles Wetter getroffen hatte, sondern, bei meist klarer Luft, kräftige Brise, so wie jetzt, und mittleren Wellengang.

Über den Anlaß der Katastrophe konnten Friedrich und Doktor Wilhelm nur wenig aussagen. Wilhelm meinte, er habe gegen sechs Uhr des Morgens ein Geräusch wie von einem starken Gong gehört, in seiner Verschlafenheit aber geglaubt, es werde bereits zum

Dinner gerufen, bis er sich wieder an die Trompete der „Roland“ erinnert habe, auf der ja das Gong nicht gebräuchlich war. Friedrich glaubte, die „Roland“ sei gegen ein Wrack oder gegen eine Klippe gelaufen. Dagegen erklärte der Kapitän, von Klippen könne in diesen Gewässern nicht die Rede sein, und wenn man annehmen wolle, die „Roland“ sei durch Strömungen abgekommen, so spräche dagegen die kurze Zeit, die das Rettungsboot vom Punkte des Untergangs bis in den Kurs seines eigenen Dampfers gebraucht habe. Kapitän Butor nannte seinen Kollegen von Kessel, den er vor kurzem in Hamburg gesprochen hatte, einen erprobten Kapitän, die Katastrophe eine der allerschwersten. Vorausgesetzt, daß der Riesendampfer wirklich gesunken sei und nicht vielleicht doch noch in irgendeinen Hafen geschleppt werde. Schließlich lud der Kapitän die Herren, sobald es ihre Pflicht zulasse, in den Meßraum zum Abendessen.

Eben wollten die Herren ihre Wiederbelebungsversuche an Frau Liebling einstellen, als ihr Herz zu ticken, ihre Brust zu atmen begann. Rosas Freude war ohne Grenzen. Laute Ausbrüche nur mit größter Mühe zurückhaltend, fühlte sie, wie die Lebenswärme auch in die Füße ihrer Herrin zurückkehrte, deren Sohlen sie unermüdlich mit ihren reibeisenharten Händen rieb. Man brachte nun die Gerettete ebenfalls in ein Bett und legte Wärmflaschen um sie herum, wie bei einem zu früh geborenen Kinde.

Der letzte große Erfolg, den die Bemühungen der beiden Ärzte durchgesetzt hatten und der einer Totenerweckung ähnlich sah, bewirkte in allen, die ihm beiwohnten, auch in Friedrich und Doktor Wilhelm, eine tiefe Erschütterung. Die beiden Männer fühlten sich plötzlich veranlaßt, einander die Hand zu schütteln. „Wir sind gerettet!“ sagte Wilhelm. „Das Unwahrscheinlichste ist geschehen!“ — „Ja“, sagte Friedrich,

„es ist tatsächlich so. Die Frage ist jetzt: wozu blieb man aufbehalten?“

Der Meßraum des Dampfers „Hamburg“ war eine kleine quadratische Kammer mit eisernen Wänden, die außer einem viereckigen Tisch und einer Wandbank um drei ihrer Seiten herum nichts enthielt. Man räumte den beiden Ärzten, denen man, wie allen Verunglückten, eine geradezu rührende Sorgfalt widmete, die wärmste, an den Maschinenraum grenzende Wandseite ein, als man sich um eine gewaltig dampfende Suppenterrine niederließ. Der Dampfer besaß kein elektrisches Licht, und über dem Tisch hing eine Lampe, deren gut konstruierter Ölbrenner behagliches Licht verbreitete.

Kapitän Butor hatte persönlich die kräftige Suppe aufgegeben, und Herr Wendler, der Erste Maschinist, hatte, noch vor dem Braten, in dem Bemühen, die Geretteten einigermaßen aufzuheitern, vorsichtig diesen und jenen Scherz gewagt. Er war aus der Gegend um Leipzig gebürtig, und das Plattdeutsche des kleinen, rundlichen Mannes ward auf dem Schiffe viel belacht. „Sprechen Sie nichts“, sagte der Kapitän zu den Ärzten, „Sie sollen nur essen, trinken und ausschlafen.“ Aber der Braten, ein ungeheures Hamburger Roastbeef, wurde von einem Matrosen aufgetragen, und als es, vom Kapitän tranchiert, später von den Tischgenossen zum Teil verzehrt und mit Rotwein begossen worden war, kam der Rat des braven Mannes bei den Geretteten nach und nach in Vergessenheit. Bulke erschien, der mit den Matrosen von der „Roland“ augenscheinlich aufs reichlichste regaliert worden war. Er wollte, trotz seines merkbar angeheiterten Zustandes, den man ihm gönnen konnte, nicht ohne Instruktionen von Doktor Wilhelm und Friedrich schlafen gehen und begrüßte die Ärzte militärisch. Es ward festgesetzt, daß der Barbier und Krankenpfleger mit einem anderen Matrosen der „Hamburg“ gemein-

sam die Nachtwache übernehmen sollte: alles, was von der „Roland“ herübergekommen war, durfte und sollte, soweit möglich, des Schlafes genießen.

Der eigentlichen Katastrophe des vermutlichen Untergangs wurde aber, auch als sie merkbar auftauchen, von den Ärzten nicht mit Worten gedacht. Es war etwas so Großes, etwas so Furchtbares und lag zu nahe, um jetzt schon von den Schiffbrüchigen, die „Roland“-Matrosen ausgenommen, ohne tiefste Gemütsbewegung berührt zu werden. Es hing in den Seelen als dumpfe Last. Was Wilhelm während des Essens erzählte, und was Friedrich, mehr und mehr dem Leben äußerlich wiedergegeben, vorbrachte, betraf die Mühseligkeiten auf dem Rettungsboot und Einzelheiten der Reise der „Roland“ aus der Zeit, bevor sie die Woge im Ozean und die Sekunde der Ewigkeit gekreuzt hatte, wo ihr schweres Schicksal sich entschied.

Friedrich sagte: „Herr Kapitän, Sie kennen das Staunen eines von den Toten Auferstandenen nicht. Denken Sie sich einen Menschen, Herr Kapitän, der von allem, was ihm im Leben lieb war, seinen ganz klaren, bestimmten Abschied genommen hatte! Ich habe nicht nur die Wegzehrung auf der Zunge gehabt, Herr Kapitän, und die Letzte Ölung empfangen, sondern ich habe den Tod, den leibhaftigen Tod, in allen Gliedern gehabt. Und fühle ihn jetzt noch in allen Gliedern. Und dabei sitze ich hier schon wieder gesichert beim freundlichen Lampenlicht, ich möchte sagen in einem Familienkreise. Ich sitze im allerbehaglichsten Heim, allerdings mit dem Unterschied, daß ich Sie alle“ — es waren der Kapitän, der Maschinenmeister Wandler, der Bootsmann und der Erste Steuermann —, „daß ich Sie alle noch nicht recht für etwas so Geringes als nur für Menschen ansehen kann.“

Wilhelm sagte: „Als wir die ‚Hamburg‘ sichteten, hatte ich gerade mein Testament gemacht. Denn ich



gebe mich nicht so leicht wie Kollege von Kammacher. Als Ihr Schiff von der Größe einer Stecknadelkuppe langsam zur Größe einer ausgewachsenen Erbse wuchs, strengten wir schon — was irgend noch schreien konnte, schrie! — unsere Kehlen bis zum Bersten an. Als Ihre ‚Hamburg‘ so groß wie eine Walnuß geworden war, Herr Kapitän, und wir erkannt hatten, daß wir gesichtet worden waren, fing Ihr Schiff für meine Augen wie ein ungeheurer Diamant oder ein Rubin zu flammen und wie mit Posaunen zu trompeten an. Der Osten, aus dem Sie kamen, Herr Kapitän, überstrahlte, weiß Gott, für mich den Westen, wo die Sonne noch über dem Meere stand. Wir haben alle geheult wie die Schloßhunde.“

„Es bleibt ewig wunderbar“, fuhr Friedrich fort, „wie auf einen solchen Morgen ein solcher Abend folgen kann. Ich habe Tage schockweise hinter mich gebracht, und sie waren nicht inhaltsvoller als Minuten. Ein Sommer verging. Ein Winter verging. Mir war es, als ob auf den ersten Schnee das erste Veilchen unmittelbar gefolgt wäre. Auf das erste Veilchen unmittelbar der erste Schnee. Was enthält dieser eine einzige Tag?“ Doktor Wilhelm erzählte, daß die Matrosen der „Roland“ schon in Cuxhaven wegen einiger Geistlichen abergläubisch erregt gewesen wären. Dann erwähnte er einen Traum, den seine alte Mutter in der Nacht, bevor er an Bord sollte, gehabt hatte. Eins ihrer längst verstorbenen Kinder, das im ganzen nach der Geburt nur vierundzwanzig Stunden geatmet hatte, war ihr, und zwar als erwachsener Mensch, erschienen und hatte von der Seereise auf der „Roland“ abgemahnt. Da man nun einmal auf das weite und in Kreisen von Seeleuten immer beliebte uferlose Gebiet des Aberglaubens gekommen war, fuhr man fort, Fälle von prophetischen Träumen, erfüllten Ahnungen, Erscheinungen Sterbender oder Toter aufzuzählen. Bei dieser Gelegenheit zog

Friedrich auch das letzte Schreiben Rasmussens aus der Brieftasche, die er gerettet hatte, und las die Stelle, die also lautete: „Sollte es mir nach dem großen Moment irgend möglich sein, mich aus dem Jenseits bemerklich zu machen, so hörst Du später noch mehr von mir.“

Kapitän Butor fragte lächelnd, ob sich der Freund aus dem Jenseits denn nun auch gemeldet habe? „Folgendes ist mir im Traum begegnet“, sagte Friedrich, „urteilen Sie, ich weiß es nicht.“ Ganz gegen seine sonstige Art entwickelte er nun jenen Traum, der mit der Landung in einem mystischen Hafen begonnen, mit den Lichtbauern geendet und ihn seither viel beschäftigt hatte. Er gab dabei die Personalien seines amerikanischen Freundes Peter Schmidt, von dem er mit immer noch heiserer und bellender Stimme erklärte, er habe ihm seinen Astralleib zur Begrüßung bis mitten auf den Atlantik entgegengeschickt. Er sprach von fourteen hundred and ninety-two, von der Caravella „Santa Maria“ des Kolumbus, hauptsächlich aber von der Begegnung, die er mit Rasmussen, in Gestalt eines alten Krämers, gehabt hatte. Er gab von Rasmussens Anzug, von dem wunderlichen Meerschiff im Schaufenster des Kramladens, von dem Kramladen selbst und dem Gezwitscher und Geschwirr der Goldammern eine genaue Schilderung. Er zog sein Notizbuch und las die Worte, die der mysteriöse Krämer im Traum gesprochen hatte: „Ich tat genau am vierundzwanzigsten Januar, ein Uhr dreizehn Minuten, meinen letzten Atemzug.“ — „Ob das wahr ist“, schloß Friedrich, „muß sich herausstellen. So viel ist sicher, wenn an diesem Traum irgend etwas nicht bloß ein leeres Spiel der Phantasie gewesen ist, so habe ich die Welt von jenseit mit der Seele gestreift und bin auf die kommende Katastrophe hingewiesen worden.“

Eh die kleine Familie der „Hamburg“ sich von Tisch

erhob, wurde noch einmal auf eine besonders ernste, ja feierliche Weise angestoßen.

Am nächsten Morgen erwachte Friedrich aus einem elfstündigen Schlaf. Doktor Wilhelm hatte die Behandlung der Kranken während der Nacht, soweit sie notwendig wurde, übernommen. Helle Sonne schien in Friedrichs schmale Kabine hinein, durch deren Jalousietür man ruhig sprechende Stimmen und das freundliche Klappern von Tassen und Tellern vernehmen konnte. Er besann sich auf nichts, glaubte, auf dem Post- und Schnelldampfer „Roland“ zu sein, konnte aber die Veränderung seiner Kabine nicht mit dem Begriff in Übereinstimmung bringen, den er sich von seiner Schlafkammer auf der „Roland“ gebildet hatte. In seinem Befremden pochte er schließlich an die nahe Mahagonijalousie und hatte im nächsten Augenblick das frische, erholte Gesicht Doktor Wilhelms über sich. Die Kranken, sagte der Doktor, hätten, ausgenommen die Frau aus dem Zwischendeck, eine ruhige Nacht gehabt. Als er seinen klinischen Bericht eine Weile fortgesetzt und beinahe beendet hatte, merkte er, daß sein Kollege im Bett sich erst jetzt mit Mühe zu orientieren begann. Wilhelm lachte und brachte ihm einige der jüngsten Tatsachen in Erinnerung. Friedrich sprang auf und hielt sich die Schläfen. Er sagte: „Es geht mir eine wüste, unmögliche Menge Dinge im Schädel herum.“

Kurze Zeit danach saß er mit Doktor Wilhelm beim Frühstück, aß und trank, aber ohne daß dabei die Katastrophe erwähnt wurde. Ingigerd Hahlström war wach gewesen und wieder eingeschlafen. Der Barbier, Krankenpfleger und Matrose namens Flitte hatte ihre Kabinentür ins Schloß gedrückt. Der armlose Artur Stoß lag zu Bett und ließ sich bei geöffneter Tür, in aufgeräumtester Stimmung unter Späßen von seinem

getreuen Bulke das Frühstück teils einflößen, teils in die Füße zureichen. Seinem Falsett schien die ganze überstandene Not nur mehr eine Kette komischer Situationen zu sein. Er erörterte unter gepfefferten Flüchen die Wahrscheinlichkeit, nicht pünktlich zum Anfangstermin seines Vertrages in New York zu sein, wodurch ihm mindestens eine Summe von zweihundert englischen Pfund verloren gehe. Dazu verwünschte er auf gut Englisch die ganze Hansa, besonders aber die „Hamburg“, den schäbigen Heringsdampfer, der höchstens seine zehn Knoten laufe.

Den Künstler Jakob Fleischmann aus Fürth hatten vierzehn Stunden ruhigen Schlafs zur Besinnung gebracht. Er bestellte von seinem Bett aus Eßbares, kommandierte und ließ den Steward springen. Er sprach sehr laut, und man hörte ihn immer wieder versichern, daß der Verlust seiner Ölbilder, Zeichnungen und Radierungen, die er in New York hätte an den Mann bringen wollen, zwar unersetzlich, daß aber unbedingt die Dampferkompanie dafür haftbar sei.

Rosa, das Dienstmädchen, nahm mit verweinten Augen, aber doch auch eifrig und glücklich, Kaffee, Zucker und Brot vom Tisch und brachte es ihrer Herrin in die Kabine. Es war erstaunlich, bis zu welchem Grade die Tote sich wieder erholt hatte. Als Friedrich nach dem Frühstück seine Visite bei der Dame machte, hatte sie nur einen dunklen Begriff davon, was mit ihr geschehen war. Sie sagte, sie habe herrlich geträumt, und als sie bemerkte, sie solle geweckt werden, habe sie ein Bedauern gefühlt.

Gegen zehn Uhr früh erschien Kapitän Butor in der Kajüte, fragte die Herren, wie sie geschlafen hätten, drückte ihnen beiden die Hand und erzählte, man habe die ganze Nacht auf der Brücke nach etwa weiter Geretteten Auslug gehalten. Da der Wind noch immer nordwestlich sei, wäre damit zu rechnen, daß man sich

dem Kurs des Wracks, sofern es noch über Wasser sei, annähere. „Um ein Uhr nachts sichteten wir tatsächlich ein treibendes Wrack“, sagte er, „aber wir konnten feststellen, daß es von Menschen verlassen, älterer Herkunft und überhaupt kein Dampfer, sondern ein Segler war.“ — „Vielleicht war es der Mörder der ‚Roland‘“, sagte Wilhelm.

Der Kapitän bat in der Folge Doktor Wilhelm und Friedrich ins Kartenhaus, wo die gerettete Mannschaft der „Roland“ bereits auf ihn wartete. Es kam darauf an, die Unterlagen für den knappen Seemannsbericht zu erhalten, den er der Agentur seiner Reederei in New York über die Aufnahme der Schiffbrüchigen und alle näheren Umstände zu erstatten hatte. Mit Feder und sonstigem Schreibzeug ward eine Art Verhör gehalten, wobei etwas wesentlich Neues über die Riesenkatastrophe nicht zutage kam.

Pander, der Schiffsjunge, zeigte den mit Bleistift geschriebenen Zettel, den Kapitän von Kessel ihm zur Besorgung an seine Schwestern gegeben hatte. Man betrachtete ihn und die wenigen Worte darauf mit Ergriffenheit. Bei dieser Gelegenheit ergab sich, wie sehr die Herzen und Nerven, sogar der Seeleute, durch den schrecklichen Vorgang gelitten hatten. Nicht nur Pander, sondern ebenso die Matrosen brachen bei Erwähnung dieses und jenes Menschen oder Umstandes in hysterische Tränen aus.

Nach Beendigung des Verhörs fühlte Friedrich das starke Bedürfnis, allein zu sein. Sonderbar: noch gestern abend hätte er zu lachen vermocht, heute hatte er ein Gefühl, als sei der Ernst seines Wesens zu Erz geworden und habe sich, nicht wie eine eiserne Maske, nicht wie ein bleierner Mantel, sondern viel eher ähnlich einem schweren metallenen Sarkophag um sein Wesen gelegt.

Friedrich spürte, das Ereignis hatte ihm eine finstere Erbschaft zurückgelassen. Es war ein schwarz zusam-

mengezogener Ballen Gewölks, der drohend und brütend im Raum seiner Seele herumirrte. Friedrich mußte mit Willenskraft jedesmal ein Zittern bekämpfen, wenn etwas, einem Blitze ähnlich, aus diesem Gewölke brach und das ganze überstandene Schrecknis wie etwas noch Gegenwärtiges aufhellte.

Warum hatten die Mächte ihm den Jüngsten Tag nicht etwa als Vision, sondern wirklich gezeigt und hatten die unerhörte Parteilichkeit gehabt, mit den wenigen auch ihn dem Verderben entrinnen zu lassen? War er, die winzige Ameise, die so gigantische Schrecken aufzufassen imstande war, wichtig genug, um eine Führung für sich besonders, eine höhere Absicht im Guten oder im Bösen anzunehmen? Hatte er sich vergangen? War er strafwürdig? Aber dazu war dieses Ereignis des Massenmordes zu entsetzlich, zu riesenhaft! Es war lächerlich, ihm etwas wie eine pädagogische Absicht in bezug auf ein winziges Menschendasein unterzuschieben. Fühlte Friedrich doch auch, wie von dem großen Allgemeinen des Ereignisses alles Persönliche fast verdrängt worden war. Nein! in diesem Geschehnis waren, ausgenommen der furchtbar betroffene Mensch, nur blind zerstörende, taube und stumme Mächte am Werk.

Trotz alledem hatte Friedrich der Urtragik des Menschengeschlechts, der unabirrbaren Grausamkeit der Mächte und dem Tode ins Auge gesehen. Wenn auch ohne besondere höhere Fügung und Bestimmung, war er doch einer Erkenntnis teilhaft geworden, die etwas in seinem Wesen zur Härte des härtesten Felsens erstarren ließ. Wo lag der Sinn eines solchen Vorgangs, wenn die ewige Güte ihn angeordnet hatte, und wo lag ihre Allmacht, wenn sie ihn zu hindern nicht fähig war?

So langsam auf der „Roland“ die Zeit vorübergegangen war, so überraschend schnell hatte der Zeiger

der Uhr auf der „Hamburg“ zweimal zwölf Stunden zurückgelegt. Während dieser Zeit waren die beiden Damen zu Bett geblieben, obgleich das Wetter frisch und gleichmäßig war und den Aufenthalt an Deck ermöglichte. Die Folgen der Katastrophe zeigten sich bei Frau Liebling in Perioden starker Erregung und heftigen Herzklopfens, die von Angstzuständen begleitet waren, bei Ingigerd Hahlström in einer gesunden Schlafsucht, die den Gebrauch von Morphem, das man bei Frau Liebling anwandte, erübrigte. Beide geretteten Damen waren fieberlos. Dagegen hatte sich bei dem Matrosen, dessen Füße erfroren waren, Fieber eingestellt; auch war es den Ärzten nicht gelungen, die hohe Körpertemperatur bei dem Weibe aus dem Zwischendeck erheblich unter vierzig Grad herabzudrücken.

Sooft Friedrich bei der armen Schiffbrüchigen seinen Krankenbesuch machte, fühlte er sich versucht, ihr das Erwachen für immer zu ersparen. In den ersten Stunden hatten sich ihre Fieberphantasien mit dem Schiffsuntergang, ihrem Mann, ihrer Schwester und ihren Kindern beschäftigt. Endlich schien sie selbst zum Kinde geworden zu sein und im Elternhause Tage der Jugend zu durchleben: Schwalbennester, eine Kuh, eine Ziege, eine Wiese mit eingekapptem Heu, auf das es nicht regnen sollte, waren wichtige Dinge darin.

Artur Stoß, von seinem getreuen Bulke transportiert, und der Maler Fleischmann liefen bereits in bester Verfassung auf Deck herum oder lagen in den auch hier vorhandenen Deckstühlen. Die Ärzte, die auch an dem Monstrum noch Kleinigkeiten zu pflastern und zu massieren hatten, krähte der Artist in aufgeräumtester Stimmung an: „Ich sag' es ja immer, Unkraut verdirbt nicht, meine Herren! Durchgegerbtes Leder kann selbst Seewasser nicht angreifen. Ich bin ebensogut wie jede Ameise, die acht Tage, ohne draufzugehen, unter Wasser zubringen kann.“

Ella Liebling war, dank der unermüdlichen Sorgfalt Rosas, mit einem starken Schnupfen davongekommen. Ihre Kleider waren getrocknet worden, und das kleine Mädchen stieg, kokett und niedlich anzusehen, unter Aufsicht aller in allen Winkeln der „Hamburg“ herum. Ihr Freipaß gestattete ihr, nach Belieben zu Kapitän Butor auf die Kommandobrücke, mit den Maschinisten in die Maschine, ja bis in den Tunnel der dicken Schraubenwelle hinabzuklettern. Sie war der Verzug von jedermann. Natürlich, daß bald jedermann über Lebenslage und Lebensweise der Frau Mama Bescheid wußte.

Es war ein Fest für die gesamte kleine Schiffsfamilie, als man Ingigerd, nachdem sie lange Bettruhe genossen hatte, in Friedrichs geretteten Mantel gewickelt, an Deck brachte. Das süße, blonde Geschöpf, das seinen Vater verloren hatte, wurde von allen Männern an Bord mit demselben männlichen Mitleid betrachtet. Der brave Schiffsjunge Pander war zu ihrem Schatten geworden. Aus einer Kieler-Sprottenkiste hatte er für sie eine Fußbank konstruiert, und während sie dasaß und mit Friedrich sprach, stand er entfernt, aber nahe genug, um ihre Befehle entgegenzunehmen. Auch Flitte, Matrose und Heilgehilfe, lief mit besonderem Eifer hin und her, um kleine Obliegenheiten der Pflege des Mädchens nicht zu versäumen.

Überhaupt war der Ruf nach Flitte derjenige, der am meisten gehört wurde. Der kleine, untersetzte Mensch aus der Mark, den Abenteuerlust aus einem Barbier und Heilgehilfen zum Matrosen gemacht hatte, erlebte inmitten seiner Schiffsfamilie unerwartet einen Triumph seiner Persönlichkeit. Bald rief Frau Liebling, bald Ingigerd, bald der Matrose mit den erfrorenen Füßen, bald Fleischmann, bald Stoß, bald sogar Bulke und Rosa nach ihm, Rosa, die sich mehrere Stunden am Tag in der schmalen Küche des alten und piffigen Schiffskochs nützlich machte. Auch die Ärzte hatten



natürlich fortwährend mit Flitte zu tun, und es war selbstverständlich, daß er auch in den Augen seines vergötterten Kapitäns, den er im gewöhnlichen Lauf der Dinge zu rasieren hatte, jetzt ein Mann von ganz anderer Bedeutung geworden war.

Es war nicht zu leugnen: die unerwartete Ankunft des kleinen Trupps wunderlicher Passagiere mitten im Ozean hatte eine Erregung, die ebenso ernst als festlich war, bei Kapitän und Besatzung des kleinen Frachtdampfers hervorgerufen. Die Ärzte mußten sich immer wieder vom Kapitän, vom Bootsmann, vom Ersten Steuermann, vom Schiffskoch, vom sächsischen Maschinisten Wendler die Geschichte ihrer eigenen Sichtung und Bergung wie ein fremdes Ereignis vortragen lassen. An der Erregung, mit der es geschah, erkannten sie, wie es auch diesen Seebären ein unerhörtes Ereignis bedeutete. Keiner von ihnen hatte, solange er auf See war, eine solche Beute herausgefischt.

Ingigerd lag auf ihrem bequemen Deckstuhl ausgestreckt, und Friedrich hatte sich auf einem Feldstühlchen ihr gegenüber niedergelassen. Kollege Wilhelm und infolge seines Einflusses alle, die auf der „Hamburg“ vereinigt waren, sahen Friedrich als den romantischen Retter und Verehrer der Kleinen an. Jedermann war sich mit Respekt und Interesse bewußt, der Entwicklung eines gleichsam vom Himmel selber sanktionierten Romanes beizuwohnen. Ingigerd war Friedrich gegenüber von einer schweigenden Fügsamkeit, als ob sie, ein gehorsames Mündel, in ihm den natürlichen Vormund sähe.

Das Wetter war frisch und bei mäßigem Seegang vollkommen klar geworden. Plötzlich, nach längerem Schweigen, das Friedrich ihr auferlegt hatte, fragte ihn Ingigerd: „Sind wir eigentlich wirklich bloß durch Zufall auf der ‚Roland‘ zusammengekommen?“ Friedrich

wich aus, indem er zur Antwort gab: „Es gibt keinen Zufall, oder alles ist Zufall, Ingigerd!“ Damit war sie indessen nicht zufrieden. Sie ließ nicht nach, ehe sie über die Gründe und Umstände, die Friedrich noch vor Southampton auf die „Roland“ geführt hatten, im klaren war. Da schloß sie: „Also hätte ja wenig gefehlt, und Sie wären präzis um meinetwillen zugrunde gegangen. Nun sind Sie dafür mein Retter geworden.“ Mit diesem kurzen Hin und Her des Gesprächs ward das Band zwischen beiden fester gezogen.

Ausgenommen bei Friedrich und Ingigerd, nahm das Bewußtsein des neugeschenkten Daseins in den Geretteten, auch nach außen, übermütige Formen an. Nicht viel mehr als zweimal vierundzwanzig Stunden lagen zwischen jetzt und dem Schiffsuntergang, und die heiterste, unbefangenste Lustigkeit brach vielfach bei eben den gleichen Menschen aus, die alle brutalen Schrecken dieses Vorgangs durchlebt hatten. Artur Stoß hatte in seinem ganzen Leben wohl kaum jemals ein Publikum so wie jetzt den Kapitän, den Ersten Steuermann, den Bootsmann, den Obermaschinen Wandler, den Schiffskoch, den Maler Fleischmann, Doktor Wilhelm, ja selbst Frau Liebling zum Lachen gebracht.

Was den Maler Fleischmann betraf, so tat er das Gleiche unfreiwillig und unbewußt, was der Artist aus guter Laune und Absicht besorgte; konnte doch nichts unterhaltlicher sein, als wenn der schwarzgelockte Mensch, der seine schwarze Samtjacke und eine ebensolche Hose, durchtränkt von Seewasser, gerettet hatte, bei seinen malerischen Theorien auf seinen eingebüßten Bilderschatz zu exemplifizieren begann. Immer wieder machte sich Stoß den Spaß, das knotige Urgenie zur Schilderung seiner Gemälde zu veranlassen, deren Verlust, nach Fleischmanns Ansicht, bei der ganzen Katastrophe der „Roland“ der schwerste war. Oder Doktor

Wilhelm, wenn Ingigerd nicht zugegen war, brachte den Maler auf die näheren Umstände seiner Errettung. Diese nämlich stellten sich im Haupte des Künstlers auf eine ihn selber im höchsten Grade glorifizierende Art und Weise dar, und alle vorwiegend kläglichen Zwischenfälle, die ihn betroffen hatten, waren ihm gänzlich abhanden gekommen.

Allgemein bekannt auf dem Schiffe, wie der jeweiligen erreichte Kurs eines Staats- oder Industripapiers, war die letzte Summe, womit Fleischmann seinen Verlust an Bildern und seine Ansprüche an die Schiffsgesellschaft bewertete. Sie war in zwei und einem halben Tag von dreitausend Mark auf mindestens fünfundzwanzigtausend Mark hinaufgeschneilt. Und vorläufig war nicht abzusehen, welche Höhe sie noch erreichen konnte.

Fleischmann hatte sich auf der „Hamburg“ Konzeptpapier und Bleistift zu verschaffen gewußt und war seitdem unermüdlich beschäftigt, jedermann auf dem Schiffe zu karikieren. So kam es, daß er jetzt, da Friedrich und Ingigerd keines weiteren Menschen bedurften, zuweilen der ungebetene Dritte war. Friedrich geriet dann in üble Laune. „Ich wundere mich“, sagte er einmal, nicht gerade liebenswürdig, zu ihm, „Sie nach einem so ernstern Ereignis schon wieder zu solchen Späßen fähig zu sehen.“ — „Starker Charakter!“ sagte Fleischmann lakonisch. — „Glauben Sie nicht“, fuhr Friedrich fort, „Fräulein Hahlström könnte sich durch Ihr ständiges Anblicken geniert fühlen?“ — „Nein“, sagte Fleischmann, „das glaube ich nicht!“ Ingigerd aber nahm seine Partei und erhöhte damit Friedrichs Unbehagen.

Man hatte Frau Liebling den Tod des kleinen Siegfried bis jetzt noch nicht mitgeteilt. Nun war Verdacht in ihr aufgestiegen, da sie nur immer die kleine Ella zu sehen bekam. Flitte und Rosa, von ihr gebeten, Sieg-

fried herbeizuholen, waren ohne ihn wiedergekehrt und hatten sich schließlich durch die erregte und beängstigte Frau die Erklärung, der Knabe sei krank, abpressen lassen. „Was fehlt meinem süßen armen Siegfried?“ rief sie Friedrich entgegen, als er in ihre Kabine kam. Gleich darauf fiel sie, die Hände vor beide Augen gedrückt, in die Kissen zurück und sagte: „O Gott, o Gott, es ist ja nicht möglich!“ Und dann, ohne abzuwarten, was Friedrich vorbrachte, weinte sie still und ehrlich in sich hinein.

Am folgenden Tage, gegen die Mittagszeit, wurde sie von Doktor Wilhelm und Friedrich an Deck geführt. Auf alle, die sie nicht wiedergesehen hatten, seit sie als Leichnam aus dem Boot an Bord geschleppt worden war, machte das Erscheinen der wieder lebendig gewordenen Frau einen grauenerregenden Eindruck. Die Matrosen richteten scheue Blicke auf sie, und während jeder von ihnen sich beeiferte, Ingigerd Hahlström die Wünsche von den Augen zu lesen, hielten sie sich von Frau Liebling fern, als ob sie noch immer zweifelten, es mit einem natürlichen Menschen zu tun zu haben. Warum sollte nicht, wenn das Meer, wenn das Grab seine Toten wiedergab, auch der kleine Siegfried aus seiner Totenkammer wieder hervorgehen?

Als man die schöne, blutlose Dame, mit einem Mantel des Kapitäns und Woldecken wohlverwahrt, in eine bequeme Lage gebracht hatte, blickte sie lange stumm in die Weite der ruhigen See hinaus. Dann sagte sie plötzlich zu Friedrich, dessen Gesellschaft sie gewünscht hatte: „Sonderbar, es ist mir nicht anders zumute, als hätte ich einen fürchterlichen Traum gehabt. Aber eben nur einen Traum, das ist das Seltsame. Und wenn ich mir noch soviel Mühe gebe, so kann ich mich nicht überzeugen, außer wenn ich an Siegfried denke, daß der Traum etwas wirklich Erlebtes widerspiegelt.“

„Wir dürfen nicht grübeln“, sagte Friedrich.

„Gewiß“, fuhr sie, ohne ihn anzusehen, fort, „gewiß, ich habe nicht immer recht gehandelt. Ich denke an Strafe. Habe ich aber Strafe verdient, so hat sie doch Siegfried nicht verdient. Und warum bin ich entlassen worden?“ Sie schwieg und kam dann auf dies und das aus ihrer Vergangenheit: Kämpfe mit ihrem Mann, mit dem sie in der üblichen Art und Weise verkuppelt worden war und der sie zuerst betrogen hatte. Sie sagte, sie sei eine Künstlernatur, und der alte Rubinstein, dem sie, elf Jahre alt, vorgespielt, habe ihr eine große Zukunft vorausgesagt. Sie schloß: „Von Küche und Kindern verstehe ich nichts. Ich war immer schrecklich nervös, aber ich werde doch wohl meine Kinder lieben! Hätte ich sie wohl sonst meinem von mir geschiedenen Manne abgetrotzt?“

Friedrich machte tröstliche Redensarten, worunter auch hie und da etwas minder oberflächlich Gedachtes zutage kam: so, was er von Sterben und Auferstehen und von der großen Sühne sagte, die jede Art Tod, ja sogar der bloße Schlaf einschließe. „Wenn Sie ein Mann wären, gnädige Frau“, sagte er, „so würde ich Ihnen Goethe empfehlen. Ich würde sagen, lesen Sie recht oft den Beginn des zweiten Teiles Faust:

Kleiner Elfen Geistergröße  
eilet, wo sie helfen kann ...

oder:

Besänftiget des Herzens grimmen Strauß,  
entfernt des Vorwurfs glühend bittere Pfeile,  
sein Innres reinigt von erlebtem Graus ...

Und so weiter. Bei alledem, was wir erlebt haben, spüren Sie nicht ein Gefühl der Entsühnung, der Reinigung?“ — „Mir ist“, sagte die Wiederauferstandene, „als ob mein früheres Leben in einer unendlichen Ferne läge. Ein unübersteiglicher Gebirgszug liegt seit dem Ereignis vor meiner Vergangenheit.“ Sie endete: „Gehen Sie,

Doktor, Sie langweilen sich! Sie sollen bei mir nicht Ihre kostbare Zeit unnütz vertun.“

Aber Friedrich unterhielt sich eigentlich lieber mit Frau Liebling als mit Ingigerd. Wenn er sich langweilte, so geschah es viel eher bei der Kleinen als hier. „O bitte“, sagte er deshalb, „nur keine Sorge!“

„Meine Mutter stellte mir vor“, fuhr Frau Liebling fort, „es sei unrecht, die Kinder mit über See zu nehmen. Hätte ich ihr gefolgt, Siegfried wäre heut noch am Leben. Sie kann mir mit Recht einen Vorwurf machen. Und wie soll ich schließlich, nach diesem furchtbaren Fall, auch vor Siegfrieds Vater stehn! Auch er tat, was er konnte, durch Briefe, durch Freunde, auch durch Anwälte, um die Kinder zurückzuhalten.“

Kleine Unstimmigkeiten zwischen Ingigerd und Friedrich abgerechnet, ging es auf der „Hamburg“, bei gleichmäßig schönem Wetter, gutgelaunt und lebhaft zu. Die Stätte des Schreckens lag bereits sechs-, sieben-, achthundert Meilen zurück im Ozean, und man wurde mit jeder Minute tiefer ins neugeschenkte Leben hineingetragen. Die Südfruchtladung im Raum des Schiffs gab Gelegenheit, die Damen immer aufs reichlichste zu versorgen. Nicht selten wurde, zur Belustigung Ingigerds, von den Herren mit großen Orangen Fangball gespielt. Die See, der Atlantische Ozean schien um die „Hamburg“ her ein ganz anderer zu sein als jener, der die „Roland“ verschlungen hatte. Er legte sich wie ein zweiter, wellenwerfender Himmel unter das Schiff, das er nur gerade wohligh schaukelte. Auch der kleine, über der Wasserlinie schwarz-, unter ihr rotgestrichene schmucklose Kauffahrer war in seinem Gange nicht ohne Majestät. Mit dem Wunderwerk der Technik, der „Roland“, verglichen, bedeutete er eine alte, gemütliche Postkutsche, die aber zuverlässig und hurtig ihre zehn Knoten die Stunde lief. Kapitän Butor behauptete

allen Ernstes, die Schiffbrüchigen hätten ihm Glück gebracht. Vom Augenblick ihres Erscheinens an sei der alte Ozean still und sanft wie ein achtzigjähriger englischer Pfarrer geworden. „Ja“, sagte Stoß, „aber der alte englische Pfarrer hat sich vorher, Teufel nochmal, an einigen Hekatomben von Menschenfleisch sattgefressen. Trau, schau, wem! Wenn er verdaut hat, wird er noch besseren Appetit kriegen.“

Allein die Reise verlor bis zum Schluß, trotzdem man einen Toten und die schwerkranke Frau an Bord hatte, nichts mehr von ihrer Festlichkeit. Die Kommando-  
brücke war freies Gebiet, und man sah meist, solange die Sonne schien, Ingigerd dort mit Herrn Wendler Schach spielen oder zuschauen, wenn Friedrich dem Obermaschinisten Partie auf Partie abgewann. Die gesamte Mannschaft, nicht zum geringsten der Kapitän, empfand der Beute wegen, die man auf hoher See geborgen hatte, tiefste Befriedigung. Hätten sich die Hochgefühle, die in den Menschenherzen an Bord der wackeren Frachtkutsche „Hamburg“ frei wurden, in Odstrahlen umgesetzt, der Dampfer wäre mitten am Tag von einer besonderen Gloriole umgeben gewesen.

Man wettete auf die Lotsennummer, kurz ehe der Lotsenkutter, mit Nummer fünfundzwanzig im Segeltuch, plötzlich ganz in der Nähe auftauchte. Artur Stoß, der gewonnen hatte, ließ, fast erstickend vor Lachen, ein erhebliches Süm্মchen durch Bulke einstreichen. Der enge Zusammenschluß mit den Reisegefährten machte Friedrich innerlich ungeduldig. Er hatte noch nicht, wie sie, das alte Verhältnis zum Leben wiedererlangt. Eine gewisse Taubheit der Seele beherrschte ihn. Die Empfindung für seine Vergangenheit, die Empfindung für seine Zukunft, ja seine Leidenschaft für Ingigerd waren ihm abhanden gekommen. Es war, als ob ein Riß in der Stunde der Schrecken alle Verbindungs-fäden zu Ereignissen, Menschen und Dingen seines

bisherigen Lebens getrennt hätte. Er spürte, sooft er Ingigerd ansah, eine dumpfe Verantwortung. In diesen ersten Tagen schien es beinahe, als wenn das vorwiegend ernst und weich gestimmte Mädchen auf eine Erklärung seiner Neigung gewartet hätte. Sie sagte einmal: „Ihr wollt alle nur euer Vergnügen, aber keiner will etwas ernsthaft von mir.“ Friedrich verstand sich selber nicht. Hahlström war dahin, Achleitner hatte seine hündische Liebe büßen müssen, und das Mädchen, in einem gewissen Sinne durchgeschüttelt und durchgeläutert, war, wie Friedrich jetzt Grund zu glauben hatte, Wachs in seiner Hand. Oft traf er ihr Auge, wenn es ihn lange nachdenklich-ernst betrachtet hatte. Dann kam sich Friedrich recht kläglich vor, denn er mußte sich eingestehen, daß er, der sie einst mit dem ganzen Reichtum einer leidenschaftlich liebenden Seele hatte überschütten wollen, mit leeren Händen vor ihr stand. Er sollte reden, die Schleusen aufziehen, hinter denen die Fluten seiner leidenschaftlichen Liebe sich doch gestaut haben mußten, und blieb in tiefer Beschämung stumm, weil er wußte, daß vorläufig alles Wasser versiegt, alle Quellen vertrocknet waren.

Es war gegen zehn Uhr früh am sechsten Februar, als Kapitän Butor an der kleinen, zwischen den Krimstechern sitzenden, mit den schlanken Beinchen lustig baumelnden Ella Liebling vorüber durch das Glas Land sichtete. Es war ein erschütternder Augenblick, als die Nachricht davon zu den Passagieren drang. Der Steward, der sie in Friedrichs Kabine rief und im nächsten Augenblick wieder verschwand, ahnte nicht, wie sehr sein kurzer Zuruf „Land!“ den Fremden getroffen hatte. Friedrich schloß die Kabine und wurde von einem gewaltsam tonlos gemachten, hohlen und tiefen Schluchzen geschüttelt. So ist das Leben, drang es ihm durch das Herz: wurde nicht eben erst in finsterer,



trostloser Nacht das Wort „Gefahr!“ in meine Kabine wie das Todesurteil in die Zelle eines armen Sünders hineingerufen? Und nun die Schalmei in das Schüttern des noch nicht verrollten Donnerschlags. Und jetzt erst, im Weinen, und nachdem er sich ausgeweint hatte, spürte Friedrich ein Schauern, als ob sich das Leben im Triumph wieder annähere. Ihn packte ein Rausch, als ob eine ungeheure Armee mit klingendem Spiel von ferne her anrücke: eine Armee von Brüdern, bei denen er wieder daheim und sicher war. Nie hatte er das Leben so angesehen. Nie war es ihm so entgegengeflutet. Man muß sehr tief in Verwirrung und Finsternis verstoßen werden, um zu wissen, daß in allen Himmeln keine schönere Sonne als unsre vorhanden ist.

Auch die übrigen Schiffbrüchigen und Geretteten wurden, jeder auf seine Weise, von dem Rufe „Land!“ in Erregung versetzt. Man hörte Frau Liebling in der nahen Kabine nach Rosa und Flitte rufen. „Per bacco, mein alter Schlingel“, sagte Stoß zu seinem getreuen Bulke laut — „per bacco, wir werden also doch nochmal wieder Land unter die Pfoten kriegen.“ Doktor Wilhelm guckte zu Friedrich hinein: „Gratulator, Kollege von Kammacher“, sagte er. „Das Land des Kolumbus ist gesichtet. Wir haben den Vorteil, keine Koffer packen zu müssen.“ Hinter Doktor Wilhelm blickte plötzlich der dicke Obermaschinist Wendler herein. Er war etwas komisch anzusehen. Er sagte: „Doktor, Sie müssen gleich an Deck kommen. Ihr Schützling löst sich in Tränen auf.“ Natürlich betraf dies Ingigerd. Sie weinte, als Friedrich bei ihr erschien, und seine Tröstungen wollten nicht fruchten. Er hatte das Mädchen bisher niemals weinen sehen. Ihr Zustand, der jenem so ähnlich war, den er kaum überwunden hatte, erregte ihm Mitleid und Sympathie. Aber auch jetzt blieben Mitleid und Sympathie mehr väterlich. Sie sagte plötzlich: „Ich bin nicht schuld, daß mein Vater zugrunde ge-

gangen ist! Nicht einmal für Achleitner bin ich verantwortlich; ich habe ihm von der Reise im guten und bösen abgeraten.“

Friedrich streichelte Ingigerd.

Der Kurs der „Hamburg“ ließ mehr und mehr die gewaltige Ozeaneinsamkeit hinter sich. Man sah nicht mehr nur dieses und jenes Schiff, das dem Hafen zustrebte, sondern allbereits war die Wasserfläche von einer großen Anzahl kommender und gehender Dampfer und Segler belebt, wodurch sich die Nähe des großen Hafens ankündigte. Schon sah man den Leuchtturm von Sandy Hook. Obgleich nun Ingigerd und Friedrich das innere Schwingen ihrer durch und durch erschütterten Seelen nicht zur Ruhe bringen konnten, wurden sie doch von den wechselnden Bildern der Einfahrt angezogen. Staunen folgte auf Staunen, und fast von Sekunde zu Sekunde beherrschte sie eine neue Form der Ergriffenheit.

Mit klingendem Spiel kam ein White-Star-Dampfer langsam vorbeigezogen. Er trat soeben die von der „Hamburg“ beinahe vollendete Reise aufs neue an. Auf den Decks des majestätischen Schiffs wimmelten Passagiere wie Ameisen. Ihre Stimmung schien heiter bewegt und festlich zu sein. Was wußten sie jetzt von dem, was möglicherweise ihrer wartete? Und wenn sie auf die kleine „Hamburg“, mit den wenigen Passagieren an Deck, herabsahen, so kam ihnen auch nicht die leise Ahnung von der Größe und Furchtbarkeit des Ereignisses, das diese wenigen Menschlein als einzige Zeugen entlassen hatte.

Was bei dieser Einfahrt an Sandy Hook vorüber, durch die Lower Bay auf die Engen zu, die Erregung und Bewegung der Nerven, wie von Feuer und Tränen, nicht zur Ruhe kommen ließ, das war zugleich Abschied von Heimat und Meeresgefahr und Wiedersehen. Das

Wiedersehen des festen Landes und der gesicherten menschlichen Zivilisation. Dies war der Mutterschoß, dem man entsprossen und in dem man bis zur Zeit der geistigen Lebensreife gewachsen war. So erlebte man eine Art Heimkehr, aber doch mit dem eigentümlichen Nebengefühl, als käme man auf einem fremden Planeten an. Da draußen im Meer und über dem Meer webte das Grauen der Einsamkeiten, darin der Mensch, der alles sieht, ein Ungekannter, Ungesehener, von Gott und Welt Vergessener bleibt. Das Mörderische in diesen Zwischenreichen ist es, was der Mensch in seinem erwärmten, wimmelnden und raspelnden Ameisenhaufen, um glücklich zu sein, vergessen muß: der Mensch, dieses insektenhafte Gebilde, dessen Sinnesapparat und dessen Geist ihn gerade nur zur Erkenntnis seiner ungeheuren Verlassenheit im Weltall befähigt.

Segler kreuzten, Dampfer tuteten. Scharen von Möwen fischten oder warfen sich da- und dorthin durch die frische, bewegte Luft. Ein zweiter großer atlantischer Dampfer näherte sich bei Norton Point, der Hamburg-Amerika-Linie angehörend. Das Riesengebäude wurde wie durch eine geheime Kraft ruhig und sicher vorwärts-geschoben. Deutlich vernahm man das Gong, das die Passagiere von den Promenadendecks zur Tafel rief.

„Jetzt“, sagte Friedrich, indem er die Uhr aus der Tasche zog, „ist es in Europa eine Viertelstunde vor sieben und herrscht schon nächtliche Finsternis.“

Kapitän Butor hatte mit der Quarantänestation Flaggensignale gewechselt, die „Hamburg“ stoppte, und die Sanitätskommission erschien an Bord. Nach längeren Unterhandlungen und genauer Information durch die Ärzte wurden die kranke Frau und, mit Bewilligung von Frau Liebling, die Leiche des kleinen Siegfried von Bord gebracht. Friedrich sorgte dafür, daß Frau Liebling in ihrer Kabine blieb und ein allzu schmerzlicher Auftritt vermieden wurde. Dann ging

die wackere „Hamburg“ mit Volldampf durch die Narrows in die herrliche Upper Bay hinein.

Die Statue der Freiheit, das Geschenk der französischen Nation, wird noch immer von den Reisenden, lange bevor sie auftaucht, mit bewaffnetem Auge gesucht. Auch Friedrich huldigte ihr in Gedanken, als er sie mitten im Wasser auf einer sternförmigen Basis aufragen sah. Sie erschien hier nicht gerade riesenhaft, aber sie gab ihm doch einen schönen Klang, mehr der Zukunft als der Gegenwart, einen Klang, der sogar sein Herz berührte und selbst in der wunderlichen Verfassung, in der er war, ihm die Brust weitete. Die Freiheit! Mochte das Wort gemißbraucht sein, es hatte von seinem Zauber und von seiner Zukunft nichts eingebüßt.

Und jetzt plötzlich schien Friedrich die Welt verrückt geworden. Der engere Hafen, von babylonischen Wolkenkratzen umgeben, mit seinen zahllosen, damals noch höchst grotesken, riesig getürmten Fährbooten, kam heran, ein Anblick, dessen ungeheure Phantastik vielleicht lächerlich sein würde, wenn sie nicht wahrhaft gigantisch wäre. In diesem Krater des Lebens bellt, heult, kreischt, brummt, donnert, rauscht, summt und wimmelt die Zivilisation. Hier ist eine Termitensiedlung, deren Tätigkeit verblüffend, verwirrend und betäubend ist. Es schien unbegreiflich, daß in diesem unentwirrbaren, tosenden Chaos eine Minute ohne Zusammenstoß, ohne Einsturz, ohne Mord und Totschlag vorübergehen konnte. Wie war es möglich, in diesem Kreischen, Hämmern, Schmettern auf Metallplatten und sonstigen tollen Wirrwarr ruhig eigenen Zielen, eigenen Geschäften erfolgreich nachzugehen?

Die unfreiwilligen Passagiere der „Hamburg“ waren in diesen letzten Minuten ihres Zusammenseins ein Herz und eine Seele geworden. Friedrich hatte bei der Schiffs-

katastrophe seine Barschaft nicht eingebüßt und Ingigerd Hahlström bewogen, während der ersten Tage an Land seine Dienste nicht von der Hand zu weisen. Alle verabredeten außerdem, sie wollten sich in New York nicht aus den Augen lassen. Es ist natürlich, daß das Abschiednehmen mit vielen Wünschen und wirklicher Rührung schon seit einer Stunde und länger, bevor die „Hamburg“ festmachte, lebhaft im Gange war.

Dabei übte der dithyrambische Lärm der mächtigen Stadt, mit ihren Millionen arbeitender Menschen, eine Wirkung aus, die erneute und umbildete. Es war wie ein Strudel des Lebens, in den man widerstandslos hineinmußte. Er duldete keine Grübeleien und kein Vertiefen in Vergangenes. Alles darin rief und drängte vorwärts. Hier war Gegenwart, nichts als Gegenwart. Artur Stoß schien mit einem Fuß bereits auf der Bühne von Webster und Forster zu stehen. Es wurde viel über Ingigerds Auftreten hin und her geredet. Sie und Stoß waren von dem gleichen Tage an engagiert, und dieser Termin war bereits überschritten. Ingigerd sagte, sie könne unmöglich tanzen, mit der Unsicherheit über den Verbleib ihres Vaters in der Brust. Dagegen erklärte Artur Stoß, er werde, wenn er zurechtkäme, noch heut abend auf der Bühne seine Nummer erledigen. „Ich habe“, sagte er, „bereits zwei Abende mit rund fünfhundert Dollar pro Abend eingebüßt. Übrigens: ich muß arbeiten, ich muß unter Menschen!“ Und um Ingigerd zu ihrem Vorteile zu beraten, führte er Beispiele solcher Leute an, die sich selbst in den schwersten Augenblicken von der Ausübung ihres Berufs nicht hatten zurückhalten lassen: irgendein Gelehrter hielt seine Vorlesung, während seine Frau im Sterben lag. Ein Bajazzo, dem die Frau durchgegangen war, trat auf, um dennoch, wenn auch mit blutendem Herzen, Späße zu machen. „Das ist unser Beruf“, sagte Stoß. „Und übrigens nicht allein unser Beruf, sondern jeder-

manns Beruf, gleichviel ob mit Lust oder Unlust, mit Qual oder Glück im Innern, seine Pflicht zu tun. Jeder Mensch ist ein tragikomischer Gaukler, obgleich er vielleicht nicht so wie wir dafür gelten muß. Ich sehe einen Triumph darin“, fuhr er fort, „nach dem, was ich durchgemacht habe, heut abend unter den Blicken von dreitausend sensationslüsternen Zuschauern ohne Zittern das Herz aus dem Aß zu schießen.“ Und der Artist kam mehr und mehr, aber nicht unsympathisch und ebensowenig ohne Geist, in ein lebhaftes Renommieren hinein. „Wenn Sie nichts Besseres wissen, meine Herren“, wandte er sich an die beiden Ärzte, „so kommen Sie vielleicht heut abend in Websters und Forsters Varieté und sehen mich meine Sprünge machen! Arbeit! Arbeit!“ Die Worte galten jetzt Ingigerd. „Ich wünschte sehr, Sie entschlössen sich. Arbeit ist Medizin! Arbeit ist alles! Dem Geschehenen nachtrauern hilft zu nichts. Und außerdem“, sagte er plötzlich ernst werdend, „vergessen Sie nicht, daß unsere Aktien augenblicklich in eine tolle Hausse geraten sind! Artisten dürfen so etwas nicht ausschlagen. Passen Sie auf, wie wir, wenn wir nur den ersten Fuß an Land setzen, von Reportern umlagert sind!“

„Wieso?“ fragte Friedrich. Und Stoß fuhr fort: „Glauben Sie etwa, daß wir nicht längst mit allen Einzelheiten der Rolandkatastrophe von der Quarantänestation aus nach New York signalisiert worden sind? Sehen Sie mal diese riesigen Wolkenkratzer an, den mit der Glaskuppel, und so weiter: das ist die Sun, die World, die New-Yorker Staatszeitung. Da werden wir jetzt bereits mit Schnellpressen gedruckt und in Millionen von Zeitungsexemplaren breitgetreten. Es gibt die nächsten vier, fünf Tage keinen Mann und keine Frau in New York, die sich an Berühmtheit mit den Geretteten von der ‚Roland‘ werden messen können.“

Unter solchen und ähnlichen Aussprachen hatte sich

die „Hamburg“ an den Pier gelegt, und der Abschied begann nun Ernst zu werden. Da war es tatsächlich höchst wunderlich zu bemerken, welche Bewegung diese einander im Grunde doch fremden Menschen ergriff. Frau Liebling weinte, und Friedrich wie Doktor Wilhelm mußten sich ihre Dankesküsse gefallen lassen. Rosa küßte Bulke und dann unter wirklichem Heulen immer wieder Doktor Wilhelm und Friedrich die Hand. Es versteht sich von selbst, daß auch zwischen den Damen Zärtlichkeiten gewechselt wurden. Der Matrose und Krankenpfleger Flitte wurde belobt, Kapitän Butor und Maschinist Wendler, wie überhaupt die Mannschaft der „Hamburg“, als Biedermänner und Retter gepriesen. Die Matrosen von der „Roland“ wurden von den Ärzten und Stoß als „unsere Helden!“ tituliert. Ein Wiedersehen wurde verabredet, und Kapitän Butor und Maschinist Wendler sowie der rüplige Maler Fleischmann für übermorgen mittag von Doktor Wilhelm in die Hofmann-Bar bestellt, von dort aus wollte man dann gemeinsam bummeln.

Der arme Maler Fleischmann war angesichts dieser tobsüchtigen Stadt etwas verwirrt und kleinlaut geworden. Er verstand kein Englisch, seine Barschaft war klein, sein Bilderkapital war verlorengegangen. Er versuchte sich auf die beste Manier an seine Schicksalsgenossen anzuklammern. Man kam überein — selbst der armlose Stoß gab gute Ratschläge —, sich für den Künstler zu interessieren. „Sollten Sie Schwierigkeiten bei der Agentur finden“, erklärte ihm Stoß, „so führe ich Sie bei meinem Freunde, dem Chef der New-Yorker Staatszeitung, ein.“

Wenige Augenblicke später spürte Friedrich mit einer Art Schwindel den festen Steingrund des Piers unter sich. Ingigerd hing an seinem Arm, Cheers wurden ausgebracht, Hooray geschrien, und eine brüllende,

schreiende, ja tobende Menschenmenge umdrängte ihn. Plötzlich schob sich ein kleiner Japaner vor, der mehrmals hastig die Worte sagte: „How do you do, Herr Doktor? Kennen Sie mich?“ Friedrich sann nach. Er wußte im Augenblick kaum, wer er selber war, während ihm brüllende Hochs dicht in die Ohren gedonnert und die Hände von allen Seiten geschüttelt wurden. Freundliche Fäuste fuchtelten hinter ihm, über ihm und dicht vor seiner Nase herum. „Sie kennen mich nicht, Herr Doktor?“ wiederholte grinsend der Japaner. — „Ja, zum Donnerwetter“, rief Friedrich jetzt. „Sie sind ja doch Willy Snyders, mein alter Schüler!/? Willy! Wie kommen denn Sie hierher?“ — Friedrich hatte in Breslau studiert und, da er nicht reich war, seinen Wechsel durch eine sehr gut bezahlte Privatstunde ausgebessert, die ein dortiger Industrieller seinem desperaten Sohn geben ließ. Friedrich hatte dann in dem Früchtchen einen ebenso amüsanten als braven Schlingel gefunden, der ihm bald mit Leib und Seele ergeben war. Diesen Schlingel, zum jungen Manne herangereift, erkannte er jetzt in dem lustigen Japaner.

„Wie ich hierherkomme? Herr Doktor, das erkläre ich Ihnen nachher“, sagte, mit vor Freude des Wiedersehens weitgeöffneten Nasenlöchern, Willy Snyders. „Jetzt möchte ich Sie nur fragen, ob Sie Quartier haben und ob ich Sie auf Schleichwegen um die verfluchte Reporterbande, frei nach Cooper, herumbringen soll. Oder wünschen Sie interviewt zu werden?“ — „Um keinen Preis der Welt, Willy“, sagte Friedrich. — „Dann muß ich schon bitten“, schrie Willy, „bleiben Sie mir an den Fersen. Ich habe für alle Fälle ein Cab engagiert, und wir fahren sofort zu unseren Leuten!“ Friedrich stellte Ingigerd vor und fuhr dann fort: „Ich habe Pflichten! Ich muß erst diese verehrte junge Dame in einem guten Hotel in Sicherheit bringen. Und übrigens kann ich sie auch dann überhaupt nicht allein lassen.“



Willy Snyders begriff sofort. Das änderte seinen Vorschlag nicht, er erneute ihn jetzt noch dringlicher. „Nämlich“, sagte er, „die junge Dame wohnt in unserem Privathaus bei weitem angenehmer und sicherer. Die einzige Frage ist, ob sie italienische Küche verträgt.“ — „Lieber Willy“, antwortete Friedrich, der Ingigerds Bereitwilligkeit erkannt hatte, „in Ihren Makkaroni sehe ich keine Schwierigkeit, also will ich, wie Sie vor Jahren meiner Leitung, mich zur Abwechslung heute mal Ihrer bewährten Leitung anvertrauen.“ — „All-right, also vorwärts!“ gab Willy zurück, und man sah ihm die Freude darüber an, daß er einen so guten Fang getan hatte. Sie sahen noch, wie Stoß einem Kreis von Reportern mit den Mundbewegungen eines Zahnbrechers Vortrag hielt, und wollten eben nach einem fluchtartigen Lauf durch die Menge das Cab besteigen, als ein atemlos keuchender Herr mit einem „Entschuldigen Sie, habe ich wohl die Ehre?“ vor Ingigerd Hahlström stand. „Ich bin von Webster und Forster entsendet“, sagte der trotz des windigen Tages stark schwitzende ältere Mann, indem er den Hut in der Hand mit dem Taschentuch auswischte. „Ich bin beauftragt, ich bin beauftragt! Ich bin mit einem Wagen hier! Ich habe einen Wagen hier...“ Er schwieg, zu erschöpft, um weiterzusprechen.

Friedrich sagte: „Die Dame kann heute unmöglich auftreten!“ — „Oh, keineswegs, die Dame sieht doch sehr wohl aus, mein Herr!“ — „Erlauben Sie mal!“ Friedrich wollte grob werden. Der Agent von Webster und Forster hatte seinen Hut auf die Glatze gesetzt: „Es wäre ein unerhörter Fehler, ein nicht gutzumachender großer Fehler, wenn die Dame nicht auftreten wollte. Ich bin beauftragt, der Dame mit Geld und allem Nötigen zur Verfügung zu stehn. Dort ist mein Wagen. Im Astor-Hotel sind Zimmer bestellt.“ Friedrich wurde heftig: „Ich bin Arzt, und ich sage Ihnen als Arzt,

daß die Dame heute und in den nächsten Tagen nicht auftreten kann!“ — „Werden Sie der Dame die Gage ersetzen?“ — „Was ich in dieser Beziehung tun werde, ist weder Websters und Forsters noch Ihre Sache!“ Mit diesen Worten glaubte Friedrich befreit zu sein.

Aber der Agent wurde anzüglich: „Wer sind Sie, mein Herr? Ich habe ausschließlich mit dieser Dame zu tun! Sie sind nicht berechtigt, sich einzumischen.“ Ingigerd meinte, sie glaube, sie könne nicht auftreten. „Das gibt sich sofort, wenn Sie auf der Bühne sind. Die Frau meines Chefs hat mir übrigens einen Brief an Sie mitgegeben; ihr Mädchen ist im Hotel und hat alles Nötige mitgebracht. Sie steht in allem zu Ihrer Verfügung.“

„Unsere Petronilla ist auch eine ganz famose Person“, rief Willy Snyders dazwischen. „Wenn Sie ihr sagen, was Sie brauchen, gnädiges Fräulein, so ist es in fünf Minuten herbeigeschafft!“ Und er beförderte Ingigerd mit der Dringlichkeit eines Mädchenräubers in die Kalesche. „Dann“, sagte der Abgesandte von Webster und Forster mit Willenskraft, „mache ich Sie auf die Folge eines Kontraktbruches aufmerksam und muß Sie absolut dringend um Ihre Adresse bitten!“ — „Hundert-undsiebente Straße, Numero soundsoviel!“ rief Willy dem mit dem Notizbuch bewaffneten Fremden zu, worauf er, Ingigerd und Friedrich im Cab davonrollten.

Das Cab mit seinen Insassen wurde mit anderen Cabs und Lastwagen auf dem üblichen Ferry Boat von Hoboken nach New York übersetzt. Ein Zeitungsjunge reichte ein Exemplar der „Sun“ in den Wagen, das bereits ausführliche Schilderungen vom Untergang der „Roland“ enthielt.

Der Verkehr mit Fährbooten, Schleppern und Dampfern aller Art war riesenhaft. Die Fährboote glichen plumpen schwimmenden Riesenkäfern, die schwarz von Menschen waren und über die eine Art Pumpwerk oben hinausragte. Es gab ein Donnern, als das Boot an den

Molen lag und alle Gefährte, Cabs und Lastwagen sich beinahe auf einmal in Bewegung setzten, von trappelndem Menschengewimmel eskortiert.

Diese Stadt, dachte Friedrich, ist von einem Wahnwitz der Erwerbsgier gepackt. Wo er hinblickte, drohten ihm Riesenplakate: riesige Buchstaben, riesige bunte Abbildungen, riesige modellierte Hände, Fäuste, Gesichter, die auf etwas hinwiesen. Es war ein schreiender, gieriger Konkurrenzkampf, der überall mit allen erdenklichen Mitteln sich austobte, eine wilde und schamlose Katzbalgerei des Erwerbes, und seltsamerweise im ganzen gerade dadurch einer gewissen Größe nicht ermangelnd. Hier war keine Heuchelei, dies war scheußliche Redlichkeit.

An einer Telegraphenoffice wurde haltgemacht. Kabeldepeschen an Ingigerds Mutter und Friedrichs Vater wurden aufgegeben. Friedrichs Nachricht lautete: „Ich bin gerettet, gesund und wohlauf“, Ingigerds: „Ich bin gerettet, Papas Schicksal unbestimmt.“ Während sie diese Worte aufsetzte, hatte Friedrich Gelegenheit, Willy Snyders davon zu unterrichten, daß Ingigerd durch die Schiffskatastrophe wahrscheinlich zur vaterlosen Waise geworden war.

Das Cab mit den drei Insassen fuhr weiter, den Broadway hinab, jene meilenlange Hauptstraße von New York, in der sich zwei scheinbar ununterbrochene Ketten von Tramwaywagen aneinander vorbeischoben. Sie wurden damals von einem Drahtseil bewegt, das in einer unterirdischen Rinne lief. Überall war der Verkehr gewaltig. Um so sonderbarer berührte Friedrich und Ingigerd die Stille, die sie umgab, als der Wagen in eine Seitengasse gebogen war und sein Ziel erreicht hatte. Er hielt vor einem niedrigen Einfamilienhaus, von den übrigen Bauten der Straße durch nichts unterschieden. Höchstens Arbeiterkolonien zeigten in Deutschland die gleiche architektonische Monotonie, die hier ein vornehmes

Viertel beherrschte. Aber das Innere der neuen Herberge glänzte von Sauberkeit und Behaglichkeit.

Dämmerung war hereingebrochen, als die Reisenden endlich hinter den Türen ihrer Zimmer zur Ruhe gelangten. Petronilla, eine alte italienische Wirtschafterin, hatte Ingigerd in Empfang genommen und sorgte für sie mit Eifer, ja Zärtlichkeit.

Friedrich wusch sich und stieg, von Willy Snyders geleitet, in das Souterrain, wo das Dinner stattfinden sollte. Der Boden des Speiseraums war mit Fliesen belegt und die Wände mit sauberen Bastmatten bekleidet. Wo sie endeten, lief ein Gesims an den Wänden herum, auf welchem strohgeflochtene Fiaschi gereiht standen. Der Tisch war für acht Personen gedeckt, und das Weißzeug war peinlich sauber.

Über Charakter und Zweck des ganzen behaglichen Heims war Friedrich von Willy Snyders belehrt worden. Mieter des Hauses war ein deutscher Künstlerkreis, der in einem Bildhauer namens Ritter seine Hauptstütze besaß. Er wurde als großes Talent gepriesen. Zu seinen Mäzenen und Kunden gehörten die Astor, die Gould, die Vanderbilt. Willy nannte Ritter „ein feines Aas“ und rühmte das „Smarte“ in seinem Charakter.

In einer Ecke des Speiseraums waren Abgüsse seiner Arbeiten aufgestellt, die Willy über den grünen Klee lobte.

Außer Ritter nahm ein anderer Bildhauer an den Segnungen dieses Klubhauses teil. Er hieß Lobkowitz und war, wie Ritter, geborener Österreicher. Der Vierte im Bunde war ein Schlesier, ein vollkommen mittelloser Maler und Sonderling, dessen Talent jedoch hier aufs höchste bewundert wurde. Der brave Willy hatte den Landsmann aus einem Elendsquartier New Yorks, nicht ohne Mühe, hierhergebracht.

„Passen Sie auf“, sagte Willy, mit dem ihm eigenen

Ton, worin die gutturalen und nasalen Laute des amerikanischen Englisch mit dem österreichischen Dialekt seiner Freunde eine Verbindung eingegangen waren, „passen Sie auf, wie dieser verrückte Hund, der Franck, sich benehmen wird. Der Kerle beißt um sich herum, der Kerle ist zum Krummlachen. Das heißt“, fuhr er fort, „wenn die verdrehte Krucke überhaupt zum Vorschein kommt.“

Aber der Maler Franck kam als erster herein. Er hatte, wie Willy, Oberhemd und Dinnerjacket angezogen. Willy sprach sehr viel, während der sonderbare Mensch Friedrich wortlos und schlaff die Hand reichte. Obgleich nun die Landsleute beieinander waren, verlor sich doch durch das Eintreten Francks für einige Augenblicke die Ungezwungenheit, mit der Willy Snyders und Friedrich sich unterhalten hatten.

Dieser bedauerte sehr, nicht im Smoking zu sein. „Ja, Ritter ist ein feiner Hund“, meinte Willy wieder, „wir müssen Abend für Abend mindestens wie Gesandtschaftsattachés zu Tische gehen.“

Petronilla erschien und erzählte in wortreichem Italienisch, daß die liebe, kleine, arme Signorina von einem bleiernen Schlaf befallen sei und ruhig, tief und gleichmäßig atme. Hierauf fragte sie, ob denn die Herren noch nichts von dem Untergang des großen Schiffs gehört hätten. Als man ihr Friedrich als einen Geretteten vorzustellen versuchte, lachte sie laut und lief davon.

Lobkowitz trat in den Speiseraum.

Lobkowitz war ein ruhiger, langer Mensch, der Friedrich, dessen jüngste Geschichte er schon erfahren hatte, mit Wärme entgegentrat. Er meldete, Ritter sei vorgefahren. Man blickte durchs Fenster und sah einen eleganten Wagen, auf dem ein schwarzlivrierter Kutscher saß. Er schloß das Spritzleder, um davonzufahren, während ein rassiger Eisenschimmel bereits in der Gabel zu steigen begann.

„Der Kerle, der die Leine hält“, sagte Willy, „ist ein verkrachter österreichischer Offizier und wegen Spielschulden ausgekniffen. Jedenfalls ist er jetzt eine unbezahlbare Kraft für Ritter, denn er sagt ihm, wie er sich zum ersten Frühstück, zum Lunch, zum Dinner, beim Tennis, beim Krieket, beim Reiten, beim Fahren zu kleiden hat, wie man Mailcoach fährt, grauen oder schwarzen Zylinder, solchen Schlips, solche Handschuhe trägt, solche Manschettenknöpfe, solchen Strumpf — überhaupt alles, was man berücksichtigen muß, um hier in New York ein Aas zu sein.“

Und der achtundzwanzigjährige Bonifazius Ritter, dem wirklich in Amerika mehr, als er je gehofft, in den Schoß gefallen war, trat jetzt ein, frisch, schön, liebenswürdig wie Alcibiades. In der ersten Minute war Friedrich von dem ganzen Wesen des Glückskindes hingerissen. Alles an Ritter war Bonhomie, Naivität, Lebensfreude und Herzlichkeit. Die weiche Liebenswürdigkeit des Österreichers war durch die Luft der neuen Welt hell, frei und feurig geworden. Man ging zu Tisch, wo gleich darauf bei einer Minestra die Unterhaltung in Gang geriet.

Man merkte es Willy Snyders an, als er höchstselbst — denn er war Ökonom des Kreises — die Weine einschenkte, wie stolz er auf Bonifazius Ritter war und welche Genugtuung es ihm bereitete, seinem Lehrer von einst auf diesem außereuropäischen Boden mit solchen Freunden und einem solchen Heim dienen zu können. Man taute auf, und als die Bedienerin in weißem Häubchen und weißer Schürze den Fisch serviert hatte, wurde bereits von allen Seiten auf Friedrichs und seines Schützlings Errettung angestoßen. Es entstand darauf eine kleine Pause, die der bleiche junge Gelehrte zum Anlaß einer Erklärung nahm.

„Ich bin herübergekommen“, sagte er, „um gewisse Studien, die ich vor vielen Jahren mit einem Freunde

begonnen habe, hier in Amerika mit ihm fortzusetzen. Sie kennen ihn ja, lieber Willy“, wandte er sich an den alten Schüler, „es ist Peter Schmidt, der Arzt, jetzt in Springfield, Massachusetts.“ Willy Snyders warf ein: „Er ist jetzt nach Meriden übersiedelt.“

„Ich traf auf dem Schiff zu meinem Erstaunen die kleine Dame“, erklärte nun Friedrich, „die jetzt Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nimmt. Wir hatten Glück, wir gelangten, bevor die Panik ausbrach, in aller Ruhe ins Rettungsboot. Leider mußten wir schließlich den Vater der Kleinen zurücklassen. So hat uns der Zufall zusammengeführt, und ich betrachte mich für das kleine Fräulein verantwortlich.“

Friedrich überkam ein Gefühl der Geborgenheit, wie er es lange nicht mehr gespürt hatte. Er hatte sich immer zu Künstlern hingezogen gefühlt. Ihre Unterhaltung, ihre Geselligkeit war ihm von jeher die liebste gewesen. Nun kam hinzu, daß er hier, wo er mit einer kalten Fremde gerechnet hatte, von einem solchen Kreise mit offenen Armen empfangen worden war. Während man anstieß und auf die ungezwungenste Weise tafelte, fragte sich Friedrich mitunter, ob er wirklich in New York, dreitausend Seemeilen von dem alten Europa entfernt wäre? War hier nicht die Heimat? War ihm im Verlaufe der letzten zehn Jahre drüben in der wirklichen Heimat jemals so heimatlich warm zumute gewesen? Und wie strömte das Leben auf ihn ein! Wie wurde er jetzt mit jeder Minute von einer neuen Woge emporgehoben. Er, der kaum noch aus einem allgemeinen Untergang sein nacktes Dasein gerettet hatte.

Er sagte: „Ich danke Ihnen aufs tiefste, meine Herren und lieben deutschen Landsleute, daß Sie mir unverdientermaßen so viel gastliche Freundschaft entgegenbringen.“ Er hob sein Glas, und sie stießen an. Und plötzlich, eigentlich gegen seinen Willen, überraschte Friedrich ein Anfall von Offenherzigkeit. Er nannte sich

einen doppelt Schiffbrüchigen. Er habe vielerlei hinter sich, und wenn nicht der Untergang der „Roland“ an sich eine allzu tragische Sache wäre, könne er sich geneigt fühlen, das schwere Unglück als ein Symbol seines bisherigen Lebens anzusehen. „Die Alte Welt, die Neue Welt: der Schritt über den großen Teich ist getan“, meinte Friedrich, „und ich spüre schon etwas wie neues Leben.“

Er fuhr fort, er wisse nun eigentlich noch in keiner Weise, wie und worin er sich betätigen werde. Dies stand zu seiner Erklärung von vorhin in Widerspruch. Keinesfalls wolle er fernerhin als praktischer Arzt oder Bakteriologe wirken. Möglicherweise werde er Bücher schreiben. Welche Art Bücher, wisse er jetzt noch nicht. Er habe sich zum Beispiel über die Ergänzung des Torsos der Venus von Milo Gedanken gemacht. Er habe eine Schrift fertig im Kopfe über Peter Vischer und Adam Krafft. Vielleicht verfasse er aber auch nur eine Art Lebensroman, es könne auch etwas wie eine moderne Philosophie werden. „In diesem Falle würde ich dort anfangen, wo Schopenhauer das Loch gelassen hat“, sagte er, „ich meine den Satz, den ich immer im Kopfe habe, aus ‚Die Welt als Wille und Vorstellung‘: ‚Hinter unserm Dasein nämlich steckt etwas anderes, welches uns erst dadurch zugänglich wird, daß wir die Welt abschütteln.‘“

Diese Ausführungen des jungen Gelehrten, der seinen verspäteten „Sturm und Drang“ durchmachte, wurden mit Achtung und Beifall aufgefaßt. Willy sagte: „Die Welt abschütteln, das ist was für Maler Franck, Herr Doktor. Erzähle mal, Franck, wie du nach Amerika gekommen bist!“ — „Oder, Franck“, sagte Lobkowitz, „Ihre Fußtour nach Chikago!“ — „Oder“, ergänzte Ritter, „das Abenteuer in Boston, wo Sie in einem Jagdwagen vonwegen eines Mordsrausches, den Sie gehabt haben sollen, ins Polizeigefängnis kutschiert worden



sind.“ — „Na, das war doch sehr gut“, sagte mit stillem Lächeln Franck, indem er Locken aus der Stirn streifte, „ich hätte mir sicher sonst eine Erkältung geholt.“

Die Äußerungen Francks wurden zur Verwunderung Friedrichs fast immer mit Lachsalven aufgenommen. „Franck ist ein wirkliches Malergenie“, sagte Willy, während er ihm Chianti eingoß, „aber zugleich das größte Original aller fünf Weltteile.“

Jetzt brachte der italienische Koch, Simone Brambilla, höchst eigenhändig Nachtisch und Käse herein, um zu erfahren, wie alles geschmeckt habe. Die Unterhaltung wurde italienisch geführt, und die Vertraulichkeit, die dabei zwischen Wirten und Koch zutage trat, verriet das allerbeste Verhältnis. „Na nu mal flott, old fellow“, rief plötzlich Willy, „Signore Simone Brambilla, Sie werden uns jetzt etwas vorklimpern! Und cantare!, verstanden, ma forte, non etwa bloß mezza voce!“ Und er nahm eine Mandoline vom Bord und gab sie dem Küchenchef in die Hände. „Signore Guglielmo è sempre buffo“, sagte der Koch! — „Jawohl, buffo, buffo!“ rief Franck und schlug mit der Faust auf den Tisch. Sein Lächeln war bereits etwas blöde geworden.

Der Koch, der ein Meister der Mandoline war und eine gute Gesangsstimme hatte, bot, die Kappe von weißer Leinwand auf dem Kopf, in Leinwandjacke und Leinwandschürze den lustigsten Anblick. Während er mit einem Rhythmus, der in die Nerven der Zuhörer übergang, sein Instrument spielte, sang er zugleich jene Gassenhauer, wie man sie überall in Italien, aber zumeist in Neapel zu hören bekommt. Friedrich bog sich zurück und schloß die Augen. Vor seinem Innern stiegen die Küsten und blauen Golfe Italiens auf. Die braunen Doriertempel Pästums, die Felsen Capris. Man klatschte Beifall jedesmal, sobald der Koch eins seiner Lieder

beendet hatte. In einem solchen Augenblick kam Petronilla herein und flüsterte Willy Snyders etwas zu, wodurch sich jener veranlaßt sah, wiederum Friedrich zu verständigen, der sofort aufsprang und mit ihm das Zimmer verließ.

Ein Herr und eine stattliche Dame waren, trotz aller Gegenvorstellungen Petronillas, bis in das Schlafzimmer Ingigerds vorgedrungen. Friedrich und Willy kamen dazu, als die Dame, die ziemlich pompös gekleidet war, mit den Worten: „Mein Kind, aber ich bitte um Gottes willen, mein Kind, Sie werden doch einen Augenblick aufwachen“, das schlafende Mädchen zu wecken versuchte.

Die Dame erklärte, gefragt, mit welchem Recht sie hier eingedrungen sei, sie wäre Inhaberin der größten New-Yorker Theateragentur und habe seinerzeit den Vertrag zwischen Webster und Forster und dem Vater dieser Dame zum Abschluß gebracht. Der Vater dieser Dame habe tausend Dollar im voraus bekommen. Zeit bedeute Geld, besonders hier in New York. Wenn die Dame heute nicht auftreten könne, so sei es doch Zeit, an morgen zu denken. Sie wäre bereit, sagte sie, dem Fräulein zur Hand zu gehen, aber sie habe nicht nur mit dieser einen Angelegenheit, sondern mit hundert andren zu tun. Und wenn das Fräulein morgen auftreten solle, müsse sie stehenden Fußes mit ihr zu — sie nannte den Gerson von New York —, damit ihr Kostüm über Nacht in Arbeit gegeben werden könne. Das Geschäft befinde sich auf dem Broadway, und ein Cab stünde vor der Tür.

Alles dieses hatte die Dame im Schlafzimmer Ingigerds, und geflissentlich ohne die Stimme zu dämpfen, gesprochen. Friedrich und Willy geboten ihr Ruhe, einmal, zweimal, dreimal, es fruchtete nichts. Darauf sagte Friedrich: „Das Fräulein wird überhaupt nicht auftreten!“ — „So?“ antwortete die Agentin, „dann

wird sie übermorgen in einen unangenehmen Prozeß verwickelt sein.“ — „Die Dame ist minderjährig“, sagte Friedrich, „und ihr Vater, mit dem Sie einen Vertrag abgeschlossen haben wollen, hat wahrscheinlich bei der Katastrophe der ‚Roland‘ sein Leben eingebüßt.“ — „Und ich will“, sagte die Agentin, „nicht um nichts und wieder nichts tausend Dollar einbüßen.“ — „Die Dame ist krank“, sagte Friedrich. Die Agentin dagegen: „Gut, dann werde ich meinen Arzt schicken.“ — „Ich bin selber Arzt“, gab Friedrich zurück. — „Vielleicht deutscher Arzt“, sagte sie; „maßgebend sind für uns nur Amerikaner.“

Wer weiß, ob diese mit Mannsverstand, Mannsenergie und einer Männerstimme ausgerüstete Amerikanerin ihren Willen nicht doch noch durchgesetzt hätte, wenn der bleierne Schlaf der Kleinen nicht allem Rütteln und allem Lärm getrotzt hätte. Friedrich offenbarte zuletzt einen so unzweideutigen Grad von Entschlossenheit, daß endlich sogar die Agentin klein begeben und vorläufig das Feld räumen mußte. Zuletzt kam Willy auf eine Idee, deren Tragweite Friedrich erst später verständlich wurde. Er erklärte nämlich der sichtlich verblüfften Agentin, daß er, falls sie die Segel nicht streiche, möglicherweise die „Society for the Prevention of Cruelty to Children“ verständigen werde, da Fräulein Hahlström noch nicht siebzehn Jahre alt sei.

„Meine Herren“, sagte die Dame, merkbar einlenkend, „bedenken Sie doch, daß von Webster und Forster sowie von mir bereits seit vier Wochen Unsummen auf Reklamen ausgegeben sind. Ich habe mit einer Tournee bis nach San Franzisko gerechnet. Jetzt, wo die Dame unter den Geretteten der ‚Roland‘ ist und außerdem ihren Vater verloren hat, ist sie zur Sensation der Season geworden. Wenn sie jetzt auftritt, kann sie in drei Monaten mit einem Überschuß von fünfzigtausend Dollar zurück nach Europa gehn. Wollen Sie einen

solchen Riesengagenverlust Miß Hahlström gegenüber verantworten?“

Als die Agentin und ihr Begleiter gegangen waren, bestätigte Willy Snyders, daß er Plakate mit „Mara or the prey of the spider“ an allen Bauzäunen, Zementfässern, Anschlagstafeln und so weiter, und zwar manchmal mit der Figur einer lebensgroßen Tänzerin, schon vor Wochen gesehen habe. Die Tänzerin sei ein halbes Kind, eine Art Albino mit roten Kaninchenaugen gewesen, das safrangelbes Haar gehabt hätte. Eine Spinne, deren Leib mindestens so groß wie ein kleiner Luftballon wäre, säße lauernd dahinter in ihrem Netz. Das Plakat sei von dem talentvollsten Plakatisten New Yorks gemacht, Friedrich könne es überall auf der Straße noch selbst ansehen. „Deshalb ist es mir ja“, schloß Willy, „so komisch, zu denken, daß ich dieses Plakat immer ganz ahnungslos angestiert habe und Fräulein Ingigerd jetzt mit Ihnen zusammen im Hause ist. Das Leben dichtet doch tolle Sachen. Ich kann Sie versichern, daß ich bei dem Plakat an alles andere eher als an Sie, Herr Doktor, gedacht habe oder daß es noch mal eine andere Bedeutung für mich als die einer klotzigen Varietéreklame bekommen könnte.“

Als die Herren ins Speisezimmer zurückkamen, war der Koch nicht mehr dort; Lobkowitz und Franck aber hatten über der veralteten Streitfrage, ob Raffael oder Michelangelo größer wäre, das Zanken gekriegt. Willy erzählte den überstandenen Amazonenkampf. Man entrüstete sich, und die Künstler erklärten, sie würden die Schutzbefohlene nicht gegen den Ansturm von ganz New York herausgeben. Friedrich zog seine Uhr, stellte fest, daß die elfte Stunde begonnen hatte, und erzählte, was der armlose Artur Stoß gesagt hatte. Nämlich: punkt halb elf Uhr nachts stehe er vor dem Publikum. Willy Snyders, der Mann der Initiative, schlug vor, man

solle gemeinsam zu Webster und Forster und den Armlosen auftreten sehn.

Noch vor halb elf traten die Künstler und Friedrich in eine Loge bei Webster und Forster ein. Der gewaltige Raum, in dem man während der Produktionen rauchen und trinken durfte, war nach Willys Schätzung mit drei- bis viertausend Menschen gefüllt. Die Bühne war klein und flach und eben besetzt durch eine spanische Tänzerin. Sehr viele Bogenlampen standen wie weiße frostige Monde im Tabaksqualm, während die Tänzerin in einem Gemisch von Drollerie, Unschuld und Wildheit mit ihrem schlanken Torero tanzte.

Friedrich fühlte sich beim Anblick des männlichen Partners etwa in eine Arena zu Sevilla, beim Anblick des Mädchens an den Golf von Korinth oder auf eine der Inseln der Zykladen entrückt und entschied sich sehr bald, Spanien zu verlassen und der schönen Tänzerin in ihre griechische Heimat nachzugehn. Dort ernannte er sie zur Chloe, während er selber Daphnis ward. Alte zechende Hirten saßen in einem dem Pan geweihten Pinienhaine, indes man von den Wiesen der Hochfläche aus unter der felsigen Küste das griechische Meer zwar erblickte, aber nicht rauschen hörte. Die Musik ward zur Syrinx, und Webster und Forster und der dicke schweißige Dunst vieler Menschen war nicht mehr. Durch die Pinien säuselte Frühlingsatem. Die Hirtin tanzte, wie sie es den drolligen Sprüngen der Ziegen abgelauscht, aber noch mehr, wie der große Pan es ihr in die Wiege gelegt hatte. Sie tanzte wilde, junge, überschäumende Lebenskraft und Lebensglück. Der Ursprung aller Musik, dachte Friedrich, ist: Tanz und Gesang, zugleich ausgeübt. Die Füße erzwingen den Rhythmus, der in der Kehle erklingen muß. Und die Tänzerin hört eine andere Musik, wenn sie selbst nicht singt, als die ist, nach der sie tanzt. Aber selbst wenn

sie nicht singt und nur tanzt und von keiner Musik begleitet wird, kann der sie Erblickende dennoch ihre Musik hören.

„Kaviar für das Volk“, sagte Friedrich, nachdem die Künstlerin, unter geringen Zeichen des Beifalls, in der Kulisse verschwunden war.

Nun erschien auf der Bühne ein Diener in roter Livree, der mehrere kleine Sitzgelegenheiten in gemessenem Abstände aufstellte. Erst nachdem er auch noch ein Tesching und einen Geigenkasten auf die Bühne gebracht hatte, erkannte Friedrich, daß es der brave Unteroffizier Bulke war. Gleich darauf kam Stoß und wurde von einem frenetischen Jubel empfangen.

Er trug einen Frack aus schwarzem Samt und war „in Eskarpins“: Spitzenjabot, Spitzenmanschetten, schwarzsamtene Kniehosen, schwarzseidene Strümpfe und Schnallenschuh' aus Lackleder. Das gelbliche Haar war nach allen Seiten um den mächtigen Schädel emporgekämmt. Das bleiche Gesicht mit den breiten Backenknochen und der breitgequetschten Nase blickte lächelnd und sachlich ins Publikum.

In diesem Augenblick sah Friedrich denselben Mann, der dort oben bejubelt wurde, hilflos, durchnäßt von Seewasser, unter den Sitzen am Boden des Rettungsboots und dachte daran, mit welcher mörderischen Entschlossenheit die Matrosen, Bulke, Doktor Wilhelm und er sowie Rosa und die Damen Liebling und Ingigerd das Boot vor dem Umschlagen retten mußten. Zwischen jetzt und damals welcher unwahrscheinliche Gegensatz! Und weshalb wurde der Mann bejubelt?

Was konnte der Beifall alles ausdrücken: Wir sind konform mit Gott dem Herrn, daß er dich gerettet hat! So viel hast du durchgemacht, du armer Armloser! Hunderte sind, trotzdem sie zwei Arme hatten, untergegangen, und du kannst heute abend, als wenn nichts geschehen wäre, auf der Bühne stehn! Und wir müssen

auch unser Vergnügen haben! Es ist besser, daß du, der uns mit seinen Tausendkünsten unterhält und amüsiert, als daß dieser und jener gerettet worden ist! Außerdem wollen wir dich für die ausgestandenen Nöte entschädigen! Überdies bist du jetzt durch deine Kunst und deine Rettung ein doppelt wertvolles Wundertier! —

Da das Tosen immer von neuem begann, wiederum ein Meer, in dem der Gefeierte förmlich unterging, trat ein Herr in gewöhnlichem Frack hervor und winkte ins Publikum, daß er reden wolle. Er bat für den berühmten Kunstschützen Artur Stoß, den champion of the world, um das Wort. Gleich darauf scholl die helle und scharfe Knabenstimme des Armlosen so laut und durchdringend, daß sie in den hintersten Reihen des Saales gehört wurde.

Friedrich verstand etwas wie: „Meine lieben New-Yorker“. Er hörte etwas vom „gastlichen Amerikaner“, von der „gastlichen amerikanischen Küste“, von „Kolumbus“ und „fourteen hundred and ninety two“. Auf allen Anschlagtafeln lese man jetzt die Jahreszahl vierzehnhundertzweiundneunzig, die das moderne Amerika geboren habe. Von den Lippen des Kunstschützen kamen Worte wie: „navigare necesse est, vivere non necesse“, „durch Nacht zum Licht“ und ähnliche mehr. Noahs Arche, hieß es, nicht ganz ohne Geist, sei immer noch nicht überflüssig geworden, zwei Drittel der Oberfläche der Erde wäre ja doch von Wasser bedeckt. Wenn aber auch hie und da ein Schiff von der Sintflut da draußen verschluckt werde, die Arche der Menschheit könne nicht untergehen, dafür hätte Gott seinen Regenbogen in die Wolken gestellt. Der Ozean sei und bleibe die Wiege des Heldentums und das einigende, nicht das trennende Element der Völker. Der Name des blonden Kapitäns von Kessel scholl durch den Raum. Friedrich sah vor seinem inneren Auge den toten Helden unter dem ausgestirnten Himmel draußen in

den Sintflutgewässern der Erde umhertreiben. Er vernahm, durch die Rede des Artisten, die Stimme des Kapitäns: „Mein Bruder hat Frau und Kinder, Herr von Kammacher. Er ist ein beneidenswerter Mann.“ Dann wurde Friedrich durch den tobenden Beifall geweckt, den der schneidige Redner soeben erntete.

Artur Stoß nahm auf einer der Sitzgelegenheiten Platz, während Bulke auf eine zweite die Violine legte. Hierauf zog der rotlivrierte Held und Lebensretter seinem Herrn die Schuhe aus, worauf seine Füße, in schwarzen Strümpfen, die die Zehen frei ließen, sichtbar wurden. Den Geigenbogen nahm der Artist mit den Zehen des rechten Fußes fest und begann, das Haar des Bogens mit Kolophonium vorzubereiten. Ein Anblick, bei dem ein Flüstern des Staunens durch die Menge ging. Jetzt fing das Orchester das bekannte Bachsche Präludium zu intonieren an, und das Gounodsche „Ave Maria“, von Stoß mit schönem Ton auf der Geige gespielt, schwebte zum Entzücken der lauschenden Menge herüber, die hierdurch, mit Rücksicht auf das schwere Schiffsunglück, in eine rührselig religiöse Stimmung kam, die Friedrich mit peinlichem Schauer berührte. So wurde das furchtbare Unglück ausgemünzt.

Es wirkte erlösend, als Artur Stoß mit dem Tesching „arbeitete“. Und hier war es wiederum Bulke, der Friedrich und den Künstlern eine mindestens ebenso große Bewunderung wie sein Herr abnötigte. Er hielt die Kartenblätter mit Kaltblütigkeit, deren Herzen sein Brotgeber Schuß auf Schuß, ohne je zu fehlen, durchlöcherte.

Friedrich war ganz erstaunt, als er am nächsten Morgen in seinem Bett ziemlich spät aufwachte und alles um ihn her stillestand. Weder schwankte das Bett, noch klirrten Gläser und Waschbecken, noch ward der



Fußboden abschüssig, noch stürzte die Wand über ihn herein.

Friedrich hatte geklingelt, Petronilla war erschienen: Die kleine Miß, erzählte sie, sei gesund und rotbäckig aufgewacht und habe bereits ihr Frühstück genommen. Ein Briefchen von Willy Snyders besagte, daß er bis da und da, in der und der Straße, in den und den Geschäftsbüros arbeite und daß er zum Lunch zu Hause sei.

Der junge Gelehrte nahm ein Bad, innerhalb von zwölf Stunden das zweite. Man hatte ihm nagelneue Anzüge, ebenso Wäsche bereitgelegt, und er konnte sich also „wie neugeboren“ zum Frühstück setzen. Petronilla trug auf und erklärte zugleich, daß sie die letzte im Hause wäre. Sie ging und kam wieder, um nochmals nach Friedrichs Wünschen zu fragen. Gleich darauf sah er die wackere Haushälterin, dick eingemummt, durch die Haupttür auf die Straße hinaustreten.

Als er diese Beobachtung gemacht hatte, wurde er unruhig, steckte eine Zigarette in Brand und fing an, sich auf die Lippen zu beißen. Er war mit Ingigerd Hahlström allein. Auch jetzt berührte Friedrich die phantastische Unberechenbarkeit des Lebens wunderlich. Eine Gelegenheit, einen Zustand wie diesen hatte er kaum in Wochen, ja kaum in Monaten zu erreichen gehofft, am wenigsten in dem wilden New-Yorker Strudel und Trubel. Nach dem Schiffs- und Stadtlärm, dem Tosen des Ozeans umgab ihn nun plötzlich idyllischer Friede. Jeder, in dieser von vier Millionen Menschen bewohnten Stadt, ging jetzt mit einer zähen Leidenschaft ohnegleichen seinen eigenen Geschäften nach oder war in ein eisernes Joch von Pflichten gespannt, wodurch er für alles, was außerhalb seines Weges lag, taub und blind wurde.

Seine Unruhe wuchs, er konnte nicht stillsitzen. Jeder Nerv, jede Zelle seines Körpers ward jetzt von einer Kraft berührt und erregt, die von überall her auf

ihn einströmte. Eine solche Kraft, die durch Fußböden, Decken und Wände dringt, ist von den Menschen mit mancherlei Namen belegt worden. Man hat von Magnetismus gesprochen, von Od, von Elektrizität, und was diese letztere unter den Kräften anbelangt, so konnte Friedrich gerade jetzt, als er sich wieder einmal, um Ruhe zu finden, vor dem Kaminfeuer niederließ, eine besondere Erfahrung machen. Überall nämlich, wo er mit der Kaminzange in die Nähe von Eisen kam, sprangen knisternd Funken über. Alles im Raum schien elektrisch geladen zu sein. Strich Friedrich mit seinen Fingerspitzen nur leise über den kleinen Kaminteppich, überall sprangen, mit dem Knall einer kleinen Peitsche, Funken heraus.

Da haben wir's, dachte Friedrich lächelnd: die Lichtbauern! Und als er nachgrübelte, wo er von diesen kleinen Wichten gelesen habe, fiel ihm der Traum auf der „Roland“ ein. „Lichtbauer, wat mokst de?“ sagte Friedrich und fing die Funken etwa auf gleiche Manier, wie man aus Ungeduld Fliegen fängt. Nicht lange danach waren ihm unzählige dieser Funken ins Blut geraten. Er stand auf und trat auf den Flur hinaus.

Eine Weile stand er, sich an den untersten Pfosten des Treppengeländers mit beiden Händen festhaltend. Er senkte schließlich den Kopf darauf, während sein ganzer Körper, wie in einem Anfall von Frost, zitterte.

Dies war der Augenblick, wo er die leidenschaftliche Sprache seines Körpers begriff und die entscheidende Stimme seines Innern ihre Forderungen gebilligt hatte. Was jetzt zum Durchbruch kam, war die niedergehaltene, unbefriedigte Forderung. In dieser kupplerischen Morgenstille des fremden Hauses hatte sie plötzlich eine unbezwingliche Macht gewonnen.

So trat er in das Zimmer ein, wo Ingigerd am Kaminfeuer saß und den Schwall ihres blonden Haares trocknete. „Ah, Herr Doktor!“ rief sie erschrocken und

blickte ihn an. Kaum hatte sie aber ihre schillernden Augen auf den mühsam atmenden Mann gelenkt, als sich ein Ausdruck willenloser Hingabe, ja völligen Hinsterbens über ihr Antlitz verbreitete.

Dieser Anblick machte Friedrich, bei dem Wille und leidenschaftliche Glut sich vereinigt hatten, erst wiederum willenlos und besinnungslos. Indem er endlich die quälende Hölle seines Innern in einem wilden, blindgierigen Trunke auslöschen wollte, warf er sich mit dem Laut eines Tiers in die langsam, langsam kühlenden und befreienden Wogen der Liebe tief hinein.

Es war gegen elf Uhr, als die Hausverwalterin Petronilla in Begleitung eines ohne die übliche Sorgfalt gekleideten Mannes wiederkam. Der blonde Herr, dessen sehnige Hände ohne Handschuhe, dessen Füße mit derbem Schuhwerk behaftet waren, schlenkerte einen nassen Regenschirm in der linken, einen abgetragenen Filzhut in der rechten Hand, pfiff sehr kunstreich, schritt mit langen und lauten Tritten hin und her und tat wie jemand, der im Klubhaus der deutschen Künstler zu Hause ist.

Der frühe Besucher war Peter Schmidt, von dem Friedrich draußen auf dem Ozean schon geträumt hatte. Er war von Meriden nach New York gekommen, um Friedrich aufzusuchen, dessen Namen er auf der Liste der Geretteten der „Roland“ gefunden hatte. Er kannte die alte Schülerbeziehung, in der Willy Snyders zu Friedrich stand, und hatte dessen Aufenthalt schnell ermittelt.

Die erste Frage, die Friedrich tat, nachdem sich das Vergnügen des Wiedersehens gelegt hatte, war: „Glaubst du an Telepathie, mein Sohn?“ — „Telepathie? keine Spur!“ gab der Friese zurück. Und mit gewaltigem Lachen fuhr er fort: „Menschenskind, ich bin doch kaum dreißig Jahre alt! Ich bin doch nicht blödsinnig! Hoffentlich hat dir nicht etwa irgendein Mister Slade, wie dem

alten seligen Zöllner in Leipzig, den Kopf verrückt. Kommst du etwa herüber, um hier einem großen spiritistischen Meeting zu präsidieren? Dann ist unsere Freundschaft hin, Menschenskind.“

Dies war die Tonart, die den Freunden von der Universität her geläufig war und die sie beide unsäglich erfrischte. Ihre Beziehungen waren von alledem frei, wodurch Verbindungen späterer Jahre sich einschränken.

„Hab keine Angst“, sagte Friedrich. „Für spiritistische Meetings interessier' ich mich immer noch nicht, obgleich ich es eigentlich nach meinen jüngsten Erfahrungen tun sollte; denn du bist mir draußen auf See erschienen und hast mich mit einem versunkenen Erdteil bekanntgemacht. Aber laß uns jetzt nicht von Träumen reden!“

„Du machst schöne Sachen“, erklärte der Freund, als Friedrich ihm seine Zeugenschaft beim Untergang der „Roland“ bestätigt hatte. „Ich denke, du bist verheiratet, hast Kinder, treibst deine Praxis in Deutschland, arbeitest nebenbei wissenschaftlich oder treibst deine Praxis nebenbei und denkst eher an alles andere als an eine Reise nach Amerika, das dir ja nie besonders sympathisch war.“

„Ist es nicht gespenstisch“, sagte Friedrich, „wie man sich plötzlich in einer gänzlich unvorhergesehenen Weise, zu einer gänzlich unvorhergesehenen Zeit, an einem gänzlich unvorhergesehenen Orte wiedersieht? Und ist es nicht außerdem, als wäre der an sich so dick reale, dick wirkliche Lebensgehalt von acht Jahren mit einem Male zu nichts geworden?“

Der Friese schlug vor, da sie beide Peripatetiker wären, ein bißchen durch die Straßen New Yorks spazierenzugehen. Ingigerd war für die nächsten Stunden vollauf mit Lieferanten beschäftigt und sagte nur, sie hoffe Friedrich beim Lunch wiederzusehen. So schritten die Freunde denn auf den gekehrten Asphalt-

wegen unter kahlen beschneiten Bäumen, zwischen den beschneiten Wiesen des Zentralparks, während die tolle Stadt um sie her die Luft mit einem hundertfältigen, korybantischen Tosen erfüllte.

Es schien, als hätten sie ein vor einer halben Stunde unterbrochenes Gespräch wieder aufgenommen. Friedrich verhehlte dem Freunde nicht seine Entwurzelung und Zerrissenheit. Er nannte die Kraft zur Resignation den letzten und höchsten Gewinn des Lebens: eine Behauptung, der sein Freund aufs entschiedenste widersprach.

„Da hast du's“, sagte Peter Schmidt, indem er ein mächtiges Zeitungsblatt entfaltete, das er soeben gekauft hatte. „Roland! Roland! immer noch spalten- und seitenlang.“ — Friedrich faßte sich an den Kopf. „Ja“, sagte er, „bin ich denn wirklich dabeigewesen?“ — „Na, und wie!“ meinte der Friese, „hier steht ja doch fettgedruckt: Doktor von Kammacher verrichtet Wunder an Tapferkeit! Donnerwetter ja, hier bist du ja überhaupt abgebildet.“

Der Zeichner der „World“ oder „Sun“ hatte mit wenigen Federstrichen einen jungen Mann dargestellt, der genau so aussah wie einer unter Millionen seinesgleichen: er trug eine junge Dame im bloßen Hemd über eine Strickleiter vom hohen Bord eines halbgesunkenen Dampfers in ein Boot hinab.

„Hast du das wirklich getan?“ fragte Peter Schmidt. — „Das glaube ich nicht“, sagte Friedrich, „aber ich muß dir gestehen, daß mir von den Einzelheiten der Katastrophe nicht mehr alles ganz gegenwärtig ist.“ Friedrich stand still, erblaßte und suchte sich zu besinnen. Er sagte: „Ich weiß nicht, was an einem solchen Ereignis das ungeheuerlichere ist: daß es wirklich geschehen ist oder daß jemand, der dabei war, es allmählich verdaut, ja vergißt?“ — Und Friedrich fuhr fort, immer noch mitten im Wege stillstehend: „Was bei

einem solchen Erlebnis am tiefsten trifft, ist der stumpfe Unsinn, die unüberbietbare Grausamkeit und Brutalität. Man kennt diese Brutalität der Natur theoretisch, aber in ihrem realen Umfang, in ihrer Tatsächlichkeit muß man sie immer wieder vergessen, um leben zu können.“ Irgendwie, irgendwo, meinte er, glaube auch der aufgeklärteste Mensch noch an etwas wie einen allgütigen Gott. Aber in dieses „Wie“ und dieses „Wo“ werde durch eine solche Erfahrung unbarmherzig und mit eisernen Fäusten hineingeprügelt. Und da sei auch eine Stelle in seinem Innern taub, blind und gefühllos geworden und noch nicht wieder zum Leben erwacht. Diese Brutalisierung sei so stark, daß, solange man sie noch gegenwärtig habe, jeder Glaube an Gott, Mensch, Zukunft der Menschheit, glückliches Zeitalter und dergleichen nicht leichter über die Zunge wolle als irgendein niedriger oder bewußter Betrug. Denn was nütze das alles, meinte er, aus welchem Grunde, zu welchem Zwecke solle man noch über Würde des Menschen, göttliche Bestimmung der Menschen und dergleichen in schillersches Pathos hineingeraten, wenn doch ein so furchtbares, sinnloses Unrecht an schuldlosen Menschen nun einmal geschehen und nicht mehr gutzumachen sei.

Friedrich wurde sehr blaß, ihn überfiel eine starke Übelkeit. Er riß die Lider weit auf, so daß die Augäpfel mit einem sonderbaren Ausdruck der Angst und des Grauens hervortraten. Er zitterte leicht, und während er sich, nicht wenig erschrocken, mit heftigem Griff am Arm seines Freundes festklammerte, fühlte er, wie der feste Boden unter ihm zu wogen begann. „Ich habe das nie gehabt“, sagte er. „Ich glaube, ich habe bei der Geschichte was abbekommen.“

Peter Schmidt geleitete seinen Freund bis zu einer Parkbank, die in der Nähe war. Friedrich starben die Hände ab, kalter Schweiß brach ihm aus, und plötzlich war er bewußtlos geworden.

Als der Leidende aufwachte, brauchte er einige Zeit, um sich in seiner Umgebung zurechtzufinden. Er redete Worte, die an irgend jemand gerichtet waren, und glaubte seine Frau, dann seine Kinder und seinen Vater in voller Uniform vor sich zu sehen. Nachdem er in allem wieder klar und bei Sinnen war, ersuchte er seinen Freund inständig, den ganzen Anfall und Zufall geheimzuhalten. Peter Schmidt versprach es ihm.

Der Friese meinte: „Die überspannten und überlasteten Nerven rächen sich.“ Friedrich sagte, obgleich er von Vaters und Mutters Seite mit der besten Konstitution ausgestattet wäre, so sei allerdings in diesem letztverwichenen Sommer und Herbst bis diesen Augenblick so viel auf ihn eingestürmt, daß er eigentlich einen solchen Kollaps längst erwartet hätte. Und er setzte hinzu: „Ich glaube, die Sache wird wiederkommen. Ich will mich nur freuen, wenn sie mir nicht auf dem Halse bleibt.“ — „Es wird wiederkommen“, sagte Schmidt, „und wird dann, wenn du einige Monate ruhig lebst, für immer verschwunden sein.“

Nach einiger Zeit überkam die Freunde die alte Lebhaftigkeit, sie hatten sich andren Gesprächsgegenständen zugewendet. Der Arzt Peter Schmidt aber vermied es von nun an geflissentlich, auf den Schiffsuntergang zurückzukommen.

„Wir sind in der Nähe von Ritters Atelier“, sagte plötzlich Schmidt, „und wenn es dir recht ist, können wir doch mal rangehen.“ Friedrich stimmte zu, bat aber den Zwischenfall völlig geheimzuhalten. „Übrigens ist es doch schlau von mir oder dem Drahtzieher über uns“, sagte er, „daß er bis zu dem Augenblick mit dem fatalen Krampfe gewartet hat, wo ich dich in der Nähe hatte.“ Peter Schmidt fiel der im Laufe einiger Stunden mehrmals zutage tretende Prädestinationsglaube auf, den Friedrich von hoher See mitgebracht hatte.

Die Straße, darin die Atelierräumlichkeiten Bonifazius Ritters gelegen waren, stieß an den Zentralpark. Die Herren befanden sich, als sie eingetreten waren, zunächst in der Werkstatt eines Gipsgießers. Der Mann hatte eine selbstgefertigte, runde Papiermütze auf dem Kopf, die ebenso wie sein Kittel, die Hose, soweit sie sichtbar war, und die Hausschuhe, die er trug, von verhärteten Gipsspritzern überdeckt war. Totenmasken und allerhand Abgüsse nach Antiken sowie nach anatomischen Präparaten und Gliedern lebendiger Menschen hingen an den Wänden herum. Ein Mensch, bis zur Hüfte unbekleidet, dessen Thorax athletisch entwickelt war, wurde teilweise abgeformt. Als sich der Gießer, um die Besucher zu melden, entfernt hatte, fing der Athlet zu reden an.

„Was dut mer nich alles, meine Herrn“, sagte er auf gut Sächsisch, „um sei bißchen tägliches Brot zu verdienen. Ich bin aus Pirna.“ Er sagte Berne. „Und ich gann Sie sachen, daß es in diesem verfluchten New York for unsereins nischt zu lachen gibbt. Erscht hab ich als Kettensprenger georbeet. Denn machte der Chef Pan-krott, und da hab ich mei ganzes Zeich missen sitzen lassen. Mei Zeich, das sind äbens meine Eisenstangen und meine Gewichte und was äbens so bei mein Geschäft, das ich habe, neetch is. Ich trage zwelf Zentner uff meim Bauche.“

Ritter ließ die Herren hereinbitten.

Sie wurden durch einen Raum geführt, in dem eine stattliche junge Dame an einer Porträtbüste arbeitete. Man sah kein Modell, und das Werk schien in Ton beinahe vollendet zu sein. Der folgende Raum war von Marmorarbeitern besetzt, die gleichmütig, ohne aufzublicken, an Blöcken verschiedener Größe mit lärmendem Pinken und Hämmern arbeiteten. Man stieg alsdann eine mit Staub bedeckte Wendeltreppe hinauf, die in einem Oberlichttraume endete, wo Bonifazius Ritter die Herren empfing.



Mit sichtlicher Freude und wie ein junges Mädchen erötend lud er Friedrich und Doktor Schmidt, nachdem er sie begrüßt hatte, ihm zu folgen ein. Man gelangte in einen kleinen Raum, der durch ein einziges, aus einer französischen Kirche stammendes antikes Glasfenster Licht erhielt. Die Decke war niedrig und in gebeiztem Eichenholz kassettiert. Holzpaneele bedeckten die Wände. Ungefähr die Hälfte des Grundrisses, der Länge des Raumes nach gemessen, wurde von einem schweren eichenen Tisch bedeckt, der auf drei Seiten von Wandbänken umgeben war.

„Sie sehen hier“, sagte Ritter, „quasi ein behagliches Winkelchen deutsches Vaterland. Willy Snyders hat alles gezeichnet, zusammengetragen und eingerichtet.“ Friedrich war als alter Student und guter Deutscher wirklich überrascht und entzückt, denn wenn das Ganze dem Gehäuse eines heiligen Hieronymus ähnlich war, so glich es doch auch auf ein Haar dem dämmrigen Allerheiligsten einer deutschen Weinstube. Um so mehr, als gleich darauf ein Bursche mit blauer Schürze, ein Steinmetzgeselle, der aber recht gut ein Küper sein konnte, mit einer Flasche alten Rheinweins und Römern zum Vorschein kam.

Die Freunde, aus den Zeiten des Frühschoppens längst heraus, konnten nun doch nicht vermeiden, daß die Poesie des Frühschoppens wieder einmal über sie kam. Und in Friedrich herrschte noch immer ein Zustand grundsatzloser Verwegenheit. Er klammerte sich an den Augenblick und war immer bereit, das Gestern und Morgen daranzusetzen. Der dämmrige Raum weckte in ihm Erinnerungen jugendlich glücklicher Stunden auf. Deshalb war er mit lautem Entzücken dabei, mit den Römern anzuklingen, und machte es sich mit den Worten: „Hier bringen Sie mich heut nicht mehr fort, Herr Ritter“, wie ein entschlossener Zecher bequem.

„Das heißt“, sagte er, „vorher möchte ich doch gern Ihre Arbeiten sehen.“

Bonifazius Ritter erwiderte heiter, dies eile nicht. Er brachte ein Erinnerungsbuch, in das Friedrich und Peter Schmidt sich eintragen mußten. Als dies erledigt war, zog er aus einem Wandschrank ein Bildwerk hervor, eine deutsche Madonna von Riemenschneider, die aber mit dem süßen Oval ihres holden Gesichtchens mehr noch das echte deutsche Gretchen war.

Ritter erklärte, Willy behaupte, er habe sie einem New-Yorker Zollbeamten abgenommen, einem Lumpen, der deutscher Abkunft wäre. Die köstliche Schnitzerei stamme vom Rathaus in Ochsenfurt, wo der Vater des Zollbeamten, der Tischler sei, sie gelegentlich einer Reparatur zurückbehalten und durch eine andere frischbemalte ersetzt habe, die von den biedereren Ochsenfurtern und Ochsenfurterinnen mit allgemeiner Freude als das schönere und verjüngte Original begrüßt worden wäre. „So Willy Snyders“, schloß Ritter lachend. „Ich bin für die Lesart nicht verantwortlich. Sicher ist jedenfalls: das Werk ist ein Riemenschneider.“

Es ging von dem Bildstock des Würzburger Meisters ein lebendiger Zauber aus, der, verbunden mit dem Reiz des so liebevoll durchgebildeten kleinen Raums und dem grünlichen Goldschimmer in den Römern, die ganze aus der Tiefe quellende Schönheit der deutschen Heimat nahebrachte: eine Schönheit, die für den Durchschnittsdeutschen nicht vorhanden ist.

Willy Snyders trat lärmend ein. „Na weißt, Ritter“, sagte er, nachdem er die Gäste begrüßt hatte, „woanst etwa meinst, dees i kan Durst hab, bist schief gewickelt.“ Er prüfte die Flasche. „Na so ein verfluchter Kerle, reißt ohne mir eine von die zwanzig Flaschen Johannisberger an, die ihm der Schweinehändler aus Chikago als Zugab für oan Porträt seiner bucklichten Tochter no obendrein hat angedeihn lassen. Na hat d' erste dran

glauben müssen, jetzt muß a d' zweite dran.“ Willy Snyders kam direkt von der Arbeit aus den Büros seines Chefs, wo Innenarchitekturen gezeichnet wurden. Er rief: „Jetzt, meine Herrn, is das hier nit ein fideler Kneipwinkel?“ Und mit bezug auf die kleine Madonna von Ochsenfurt am Main fragte er, ob sie nit eine fesche kleine Person wäre, und setzte gleich selbst hinzu, daß sie, weiß Gott, nicht von Pappe sei. Er selber, sagte er, sammle nur Japaner, und man war auf der Stelle geneigt, diesem schwarzen Deutsch-Japaner, Pudel- und Sprudelkopf das zu glauben. Einstweilen sei er ja nur ein armer Hund, sagte er, und habe erst mit japanischen Holzschnitten angefangen. Wenn er aber in vier bis fünf Jahren den nötigen Mammon zusammengescharrt habe, begönne das Japansammlergeschäft mit Dampftrieb. Kein Volk, sagte er, könne ja in der Kunst gegen diese Kerle aufkommen.

„Jetzt will ich dir aber was sagen, mein lieber Ritter“, so wandte er sich an seinen Freund, „woans du nichts dagegen hast, hole ich jetzt Lobkowitz und vor allem Miß Eva herein, die mir jetzt eben, wie ich durchs Atelier ging, gesagt hat, sie wünsche den Helden von der „Roland“ absolut kennenzulernen.“ Er ging ohne die Antwort abzuwarten und kam gleich darauf mit Lobkowitz, der bei Ritter arbeitete, und Ritters Schülerin, Miß Eva Burns aus Birmingham in England, wieder herein.

Der Steinmetzgeselle hatte die zweite Flasche des kostbaren Weins, Römer und einen großen Delfter Teller mit Sandwiches auf den Tisch gestellt. Und wie es in solchen Fällen zu gehen pflegt, die nun geäußerte Absicht der beiden Ärzte, ihren schon zu lange ausgedehnten Besuch abzubrechen, war nach einer weiteren halben Stunde in einem Strom guter Laune untergetaucht.

Und wie die kleine Gesellschaft nach einer weiteren halben Stunde und ganzen Stunde noch beim Weine

war, so war sie auch noch in Unterhaltungen über das unerschöpfliche, ihnen allen gleich am Herzen liegende Thema der deutschen Kunst festgebannt. „Ewig schade“, sagte Friedrich, „daß nicht der Geist, der die Kunst der alten Griechen geschaffen hat, mit dem ganz neuen und tiefen deutschen Geist zu vereinigen ist, der die Werke von Adam Krafft, Veit Stoß und Peter Vischer auszeichnet.“

Die Dame fragte: „Herr Doktor, haben Sie sich jemals praktisch mit bildender Kunst befaßt?“ Willy Snyders antwortete für Friedrich. „Der Doktor schwitzt Talent“, sagte er. „Das kann ich beweisen.“ Er bewahrte in seinem Raritätenschatz einige sogenannte Bierzeitungen, die sein Lehrer mit ernstern und humoristischen Bildchen versehen hatte.

„Ich schwitze Talent?“ sagte Friedrich errötend. „Gott bewahre mich, Willy. Ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, glauben Sie diesem verzückten Schulbuben nicht! Wenn ich Talent haben sollte, so fußt es wahrhaftig nicht auf Bierzeitungen. Ich habe mich einmal praktisch betätigt, ja! Warum soll ich es leugnen, daß ich, wie alle nicht ganz auf den Kopf gefallenen jungen Leute, zwischen sechzehn und zwanzig in der Malerei, in der Bildhauerei und in der schönen Literatur dilettiert habe. Daraus können Sie höchstens sehen, wie zerfahren ich war, nicht, wieviel Talent zur Kunst ich gehabt habe.

Ich liebe die Kunst, ich liebe sie heute mehr als je, kann ich sagen, weil mir alles außer der Kunst in der Welt problematisch geworden ist. — Deutsch gesprochen: ich möchte lieber eine hölzerne Mutter Gottes wie diese da“, er meinte das Werk von Riemenschneider, „geschnitzelt haben, als Robert Koch und Helmholtz zusammengenommen sein. Dies gilt natürlich ausschließlich für mich, der ich im übrigen diese Männer bewundere.“

„Na na na na! zum Donnerwetter noch mal, wir sind

auch noch da“, rief Peter Schmidt aufspringend. Sooft er in diesem Kreise von Künstlern war, die ihn übrigens liebten und vielfach zu Rate zogen, kam der Augenblick, wo die Streitfrage auftauchte, ob Kunst oder Wissenschaft den Vorrang verdiene: wo dann natürlich der Friese die Sache der Wissenschaft heftig verteidigte. „Wenn du“, sagte er jetzt, „diese Riemenschneidersche Holzfigur ins Feuer steckst, so verbrennt sie wie Holz. Weder das Holz noch die unsterbliche Kunst, die daran sein mag, widersteht dem Feuer. Wenn sie aber zu Asche geworden ist, so kann sie natürlich nicht für den Fortschritt der Menschheit von Bedeutung sein. Im übrigen ist die Welt voller hölzerner Götter und Muttergottesbilder gewesen; aber die Nacht der schwärzesten Unwissenheit haben sie, meines Wissens, nicht aufgehellt.“

„Ich sage nichts gegen die Wissenschaft“, erklärte Friedrich. „Ich betone ja“, fuhr er fort, „daß es sich um die Kunstliebe eines höchst zerfahrenen Menschen handelt. Also, lieber Peter, beruhige dich!“ — „Wenn es Sie wirklich zur Plastik zieht“, sagte Eva Burns, die ausschließlich Friedrich zugehört hatte, „warum fangen Sie nicht schon morgen, hier bei Meister Ritter, zu modellieren an?“ Ritter meinte lustig, auf Holzbildhauerei verstehe er sich nun wohl eigentlich nicht, immerhin stünde er Friedrich ganz zur Verfügung. Friedrich rief plötzlich unvermittelt: „Um meine kleine Madonna, meine hölzerne Mutter Gottes, komme ich nicht.“ Er stand auf, das Glas in der Hand, und so taten alle, um lachend und nicht ohne Nebengedanken auf die kleine Madonna anzustoßen. Die Gläser klangen, und Friedrich fuhr, in etwas gewagter Weise, fort:

„Ich wünschte sehr, mir wäre gegeben, mit Göttersinn und Menschenhand, wie Goethe sagt, das zu tun, was ein Mann bei einem Weibe animalisch kann und muß.“ Er legte seine Hände, wie wenn er mit ihnen

Wasser schöpfen wollte, aneinander. „Ich fühle“, rief er, „meine Madonna gleichsam in meinen hohlen Händen, wie einen Homunkulus. Dort lebt sie. Meine Handflächen sind eine goldene Muschel. Nehmen Sie an, meine Madonna sei eine Spanne groß und bestünde meinethalben, sagen wir, aus lebendigem Elfenbein! Darauf denken Sie sich irgendwo mehrere rosige Tupfen! Denken Sie sich diese kleine Madonna, mit nichts als jenem Mantel bekleidet, den Godiva trug, nämlich mit ihrem aus fließenden Sonnenstrahlen bestehenden Haar, und so fort, und so fort —“

Und Friedrich begann zu improvisieren:

„Sprach der Meister: tritt in meine Werkstatt.

Und er nahm in seine beiden Hände

wie der Schöpfer, Gott, ein kleines Bildwerk.

Und erschüttert ging sein Herz gewaltig:

Wie du's siehst, so sah ich's einst lebendig...

und so fort, und so fort.

Liefen über meine Hände

goldne Wogen, kühle Lippen...

Ich sage nicht mehr! Ich sage nur so viel, daß ich diese Madonna in deutschem Lindenholz schnitzeln, wie das Leben selbst polychromieren wollte und dann meinethalben zugrunde gehn.“

Der enthusiastische Aufschwung Friedrichs wurde mit lautem Bravo entgegengenommen.

Eva Burns war eine vielleicht etwas männlich anmutende schöne Person, die das fünfundzwanzigste Jahr überschritten hatte. Ihr Deutsch und ihr Englisch war etwas hart, und irgendwie konnte ein übelwollender Zuhörer auf den Gedanken kommen, daß sie die etwas zu dicke Zunge eines Papageien im Munde habe. Ihr Haar, dunkel und voll, war gescheitelt und über die Ohren gelegt. Ihre Gestalt war breit und ohne Tadel. Als Friedrich sprach und gesprochen hatte, blickte sie ihn aus ihren großen, dunklen, nachdenklich klugen Augen an.

Endlich sagte sie: „Das sollten Sie aber wirklich zu machen versuchen!“

Friedrichs Augen und die Augen der Dame trafen sich, und der junge Gelehrte antwortete ihr in einem Tone, der halb studentisch und halb ritterlich war. „Miß... Miß...“ — „Eva Burns“, half Willy weiter! — „Miß Eva Burns aus Birmingham! Miß Eva Burns aus Birmingham, Sie haben ein großes Wort gesprochen. Auf Sie alle Schuld, wenn die Welt um einen schlechten Mediziner ärmer und um einen schlechten Bildhauer reicher wird!“

Es war inzwischen dunkler geworden, und man hatte Kerzen aus feinstem Bienenwachs auf einem „Leuchterweibchen“, das über dem Tische hing, angesteckt. „Ich habe gar nichts dagegen, wenn du mit Göttersinn und Menschenhand oder meinethalben nur mit Göttersinn, das heißt mit Vernunft, die Fortpflanzung des Menschengeschlechts zu höheren Typen beeinflussen willst.“ Mit diesen Worten griff Peter Schmidt abermals in die Debatte ein. „Dasselbige nämlich ist, wenn du erlaubst, das Ziel, das endliche Ziel der ärztlichen Wissenschaft. Es wird ein Tag kommen, wo die künstliche Zuchtwahl unter den Menschen obligatorisch ist.“ Die Künstler brachen in Lachen aus. Unbeirrt schloß der Friese: „Es wird dann auch mal ein anderer, noch schönerer Tag heraufkommen, wo Leute wie wir unter den Menschen höchstens wie etwa heut die afrikanischen Buschmänner mitzählen werden.“

Die Lichter des Leuchterweibchens waren heruntergebrannt, als man für angemessen hielt, das kleine Gelage abubrechen. In den Ateliers herrschte Dunkelheit. Aus irgendeinem Grunde hatten die Arbeiter früher als sonst Feierabend gemacht. Mit den Lichtstümpfen des Leuchterweibchens wurde in den ausgestorbenen Räumen umhergeleuchtet. Lobkowitz deckte partien-

weise die für Chikago bestimmten Arbeiten ab: der Handel, die Industrie, der Verkehr, die Arbeit, die Landwirtschaft nicht zu vergessen! Modelle von Gips und Ton, deren Umfang kolossalisch war. „Es kommt nichts heraus bei den Kolossen in der Kunst“, sagte Ritter. Die Sachen waren mit Verve gemacht und warfen im Schein der Kerzen riesige Schatten. Willy sagte: „Alles für den nachträglichen Jubiläumsrummel von fourteen hundred and ninety two, alles für die Chicago World Exhibition. Von Norwegen kommt ein Wikingerschiff. Der letzte Nachkomme des Christoph Kolumbus, ein knickebeiniger Spanier, wird herumgereicht werden! Ein Riesenhumbug, was allemal ein Fressen für die Herrn Amerikaner ist.“ Willy erklärte, den Mund immer weit aufmachend, Ritter habe den Zuschlag des riesigen Auftrags nur seiner affenähnlichen Fixigkeit zu verdanken. Die Baukommission habe von Ritter, als die anderen noch nicht den Ton naßgemacht hatten, schon sämtliche Skizzen erhalten. — „Ich habe damals“, sagte Ritter, „noch in meinem kleinen Atelier in Brooklyn, geschlagene achtundvierzig Stunden lang die Hände nicht aus dem Tonkasten gekriegt!“ — Alle diese dekorativen Arbeiten waren von bestechender Mache. „Sie genießen mich keinesfalls“, meinte Ritter, „denn nach Schluß der Ausstellung existieren sie nur noch auf der Photographie.“ Willy schloß: „So sind nun mal die Amerikaner. Bitte ein Washington-Denkmal, Mister Ritter! Haben Sie vielleicht zufällig ein fertiges Washington-Denkmal in der Westentasche? — Nein! wird aber bis heut Abend beschafft werden. — Das kann der Kerle“ — Willy berührte seinen vergötterten Ritter leicht —, „und deshalb paßt er in the United States of America.“

Man trat nun in eine besondere Werkstatt Ritters ein, wo Arbeiten von einem ganz anderen Geiste zu sehen waren. Während die Giebelfiguren für Chikago



den bekannten weltmarktschreierischen Charakter nicht verleugneten, war hier alles künstlerisch. Ein Hochrelief, singende Mädchen darstellend, stand, noch unvollendet, in Ton auf einer starken Staffelei und zeigte gute Eigenschaften. Man sah, noch in Ton, einen dekorativen Fries, Putti mit Ziegenböcken, tanzende Faune, Mänaden, Silenus auf seinem Eselein, kurz einen figurenreichen Bacchantenzug. Man sah, ebenfalls noch in Ton, eine Brunnenfigur, einen nackten Mann, der einen Fisch, den er in Händen hielt, jovialisch betrachtete. Ein zweiter Sankt Georg, der sein Vorbild im Florentiner Nationalmuseum von Donatellos Hand nicht verleugnete, war bereits im Gipsabguß fertiggestellt. In allen diesen Werken war eine glückliche Mitte zwischen den Griechen und Donatello gefunden und ein Stil, der bei aller erlaubten Abhängigkeit die Art des Meisters zum Ausdruck brachte.

Die hier vereinten Arbeiten waren ohne Ausnahme für den Schloßbau eines amerikanischen Crassus bestimmt, eines Mannes, der an dem jungen Bildhauer und seiner Kunst „einen Narren gefressen hatte“ und der mit Eifersucht wachte, daß von seinen Schöpfungen nichts in fremde Hände geriet. Er fühlte sich ganz als ein neuer Medici. Der Bau des Palastes, der innerhalb weiter Gärten auf Long Island für ihn, seine Frau und seine Tochter errichtet wurde und der fast ganz aus Marmor bestand, hatte bereits Millionen von Dollars verschlungen. Weitere waren auf den Etat gestellt. Der plastische Schmuck der Gärten, der Höfe und der Räume des Hauses sollte, und zwar ausschließlich von Ritter, nach freiem Ermessen geschaffen werden. Welche Aufgaben in diesem Amerika! Wären Talente so leicht zu beschaffen, wie der Dollar in „our country“ zu beschaffen ist, so müßte das ein drittes, womöglich noch größeres Rinascimento, als das große italienische war, hervorrufen.

Friedrich war von dem einzigartigen Glück des jungen Mannes förmlich berauscht, wobei er besonders den Zusammenklang von Erfolg und Verdienst bewunderte. Wenn er die Fülle dieser scheinbar spielend geschaffenen Werke und den Gleichmut des jungen Meisters mit dem eignen zerwühlten Dasein verglich, überkam ihn zum erstenmal etwas wie Pariagegefühl, ja hoffnungslose Niedergeschlagenheit. Wie der Lichtschein der Kerze über das reiche Schöpfungswerk Ritters glitt, der überall Form und Seele in den nassen, formlosen Ton hineingebildet hatte, redete es in Friedrich immerzu: „Du hast dein Dasein versäumt; deine Tage vertan! Das Verlorene wirst du niemals einbringen!“ Und die Stimme des Neides, der bitteren, vorwurfsvollen Anklage gegen irgendein namenloses höheres Wesen regte sich und wollte wissen, warum dieses Wesen ihn, Friedrich, nicht beizeiten einen solchen Weg hatte einschlagen lassen.

Das Leben Ritters hatte in der Heimat einen Knick bekommen. Irgendein rüder Vorfall beim Militär hatte den jungen Menschen erst zur widersetzlichen Tätlichkeit und dann zur Desertion bewogen. Nun war er seit einigen Jahren in Amerika und mußte sich sagen, daß der Knick in der Heimat eine unumgängliche Sache gewesen war, um das Reis in den neuen, wirklich dafür geeigneten Humus verpflanzen zu können. Schlicht, harmonisch und gerade wuchs die Persönlichkeit Ritters hier wie ein bevorzugter Baum empor, und der Mangel des jungen Prinzen aus Genieland an militärischer Subordination ward vom Fatum durch die ihm zukommende Superordination ein für allemal ausgeglichen.

Ritter sagte plötzlich zu Friedrich: „Sie haben ja auch den Berliner Bildhauer Toussaint an Bord der ‚Roland‘ gehabt.“ Unter der Hand hatte Peter Schmidt die Künstler ersucht, die Schiffskatastrophe nicht zu berühren, weil dies bei der nervösen Eigenart des Freundes

von üblen Folgen sein könne. Diese Mahnung geriet in Vergessenheit. „Der arme Toussaint“, sagte Friedrich, „hoffte hier goldene Berge zu finden. Und doch war er nur so etwas wie ein Zuckerbäckergenie.“

„Und doch versichere ich Sie“, sagte jetzt Lobkowitz, „als Mensch war er gewissermaßen großartig. Er war nur durch eine dem gesellschaftlichen Leben sehr zugetane Frau und durch den Strahl der Gnade von hoher Stelle in seinen Vermögensverhältnissen, trotz großer Erfolge, zurückgekommen. Wenn er den Boden Amerikas erreicht hätte, würde er möglicherweise seine Frau sitzen gelassen haben und ein ganz anderer Mann geworden sein. Er wollte nur schuften, er wollte nur arbeiten, am liebsten womöglich unter tüchtigen Handwerkern mit heraufgestreiften Hemdsärmeln auf dem Baugerüst stehn. Einmal hat er im Vorbeigehen zu mir gesagt“, schloß Lobkowitz: „Wenn Sie mal in Amerika gelegentlich einem Maurergesellen begegnen sollten, der in der Arbeitspause seinen Whisky mit Brot und Kümmelkäse zu sich nimmt und mir ähnlich sieht, so denken Sie nur getrost, ich bin's. Und dann brauchen Sie mich nicht zu bedauern, sondern Sie können mir gratulieren.““

Wieder einer, dachte Friedrich, der das beste Teil seines Wesens unter der Geckerei seiner Zeit verborgen gehalten hat und der, wie ich, die Entscheidung zwischen Sein und Schein vergebens suchte.

Die Gig des Bildhauers stand vor der Tür und wurde Friedrich und Doktor Peter Schmidt, der wieder nach Meriden zurückwollte, zur Fahrt nach der Station zur Verfügung gestellt. Beide Herren mußten sich zu dem österreichischen Trainer, Kammerdiener oder was er nun war, in das kleine Gefährt hineinquetschen. Ritter hatte ihn als Mister Boaba vorgestellt. Er war ein in den Jahren Ritters stehender Mensch, der den üblichen kleinen runden Hut von brauner Farbe, braune Hand-

schuhe und den kurzen Überrock des Jockeis von einer ähnlichen Farbe trug. Er hatte ein starkes Kinn, seine Nase war fein, Bartflaum bedeckte die Oberlippe. Man mußte ihn einen schönen Jüngling nennen, da das Kühne, jünglingshaft Naive in seinem Antlitz vorherrschend war. Er lächelte leicht und wie beglückt, als er den prächtigen Eisenschimmel durch das Gewirr der Cabs, Lastfuhrwerke und Trambahnwagen hindurchlenkte.

Bei aller Phantastik, die durch die wilden Ausschweifungen der Technik in diesem Stadtbild erzeugt wurde, hatte die Stadt doch den Charakter eines Provisoriums. Die Hast, der Fleiß, die Eile, der Erwerbstrieb, die Dollarraserei hatten die Technik überall zu verwegenen Leistungen aufgepeitscht. Die Wolkenkratzer, an deren Fuß man vorüberkam, die Hochbahn, unter deren Trägern man hindurchmußte, der Schienenstrang auf offenem Platz ohne jede Barriere, auf dem, zweistimmig ununterbrochen heulend, der Schnellzug vorüberdonnerte, gaben ein Bild davon. Diese Hochbahn, die wie eine durchleuchtete Schlange auf einer einzigen Reihe von Trägern lief, bog jäh um die Ecken, kroch in jedes Sträßchen und Gäßchen hinein; beinahe konnte man aus den Fenstern der Stockwerke die Wagen streifen. „Tollheit, Irrsinn, Wahnsinn!“ sagte Friedrich. — „Das ist nicht so ohne weiteres wahr“, erwiderte Peter Schmidt, „hinter alledem steckt grade eine ganz rücksichtslose und hemmungslose Nüchternheit und Zweckmäßigkeit.“ — „Es wäre ganz scheußlich, wenn es nicht so großartig wäre“, rief Friedrich durch den Lärm zurück. — Immer noch „Roland!, Roland!“ „Wreck of the gigantic steamer Roland!“ schrien die Zeitungsjungen. — Was ist das? Was war das? Ich wühle im Leben! dachte Friedrich. Was geht mich diese Geschichte an? Da der Verkehr sich staute, mußte der Eisenschimmel stillstehen. Er kaute Kandare, er warf den Kopf, Schaumflocken flogen von seinem Maule. Er blickte sich um, als ob er mit

seinem heroisch feuersprühenden Auge den jungen, verkappten österreichischen Offizier, der die Zügel hielt, auf Herz und Nieren prüfen wollte. Bei diesem aufgezungenen Stillstand merkte Friedrich, wie Stöße von „World“, „Sun“ und „New-Yorker Staatszeitung“ von der drängenden, stoßenden, schiebenden Menschenmenge konsumiert wurden. Die Kuh frißt Gras, und New York fraß Zeitungen. Und Gott sei Dank, in der „World“, die Peter Schmidt von einem Zeitungsjungen, der sich mit Lebensgefahr durch die Wagen bis zu ihm durchschlängelte, gegriffen hatte, stand vor „Roland“ bereits eine neue Sensation. Grubenunglück in Pennsylvanien. Dreihundert Bergleute abgeschnitten. Ein dreizehnstöckiger Wolkenkratzer, eine Spinnerei ausgebrannt. Vierhundert Arbeiterinnen umgekommen. „Nach uns die Sintflut“, sagte Friedrich, „die Kohle ist teuer, das Getreide ist teuer, der Spiritus, das Petroleum, aber der Mensch ist billig wie Brombeeren. Sind Sie nicht auch der Meinung, Herr Boaba“, schloß Friedrich, „unsere Zivilisation ist ein Fieber von einundvierzig Grad? Muß man nicht sagen, daß dieses New York ein Tollhaus ist?“

Aber der delphische Wagenlenker Boaba hatte mit unnachahmlicher Eleganz die freie Hand nach Art eines österreichischen Offiziers an die Mütze geführt, wobei ein ebenso bestimmtes als glückliches Lächeln seine Mundwinkel kräuselte, und seine Antwort enthielt durchaus keine Zustimmung. „Well, I love life; here one really lives. When there is no war in Europe, then it is wearisome.“ Er sprach englisch, wodurch er sein Verhältnis zum alten Kontinent in klarer Form zu erkennen gab.

Auf dem Bahnhof sagte Peter zu Friedrich, indem er ihm in seiner deutschen Manier die Hand drückte: „Jetzt kommst du aber bald mal zu mir heraus, nach Meriden, Menschenskind. Meriden ist eine Landstadt,

und dort kann man sich besser als hier erholen!“ Mit einem leisen fatalistischen Lächeln antwortete Friedrich: „Ich habe in meinen Entschlüssen nicht ganz freie Hand, mein Sohn!“ — „Wieso nicht?“ — „Ich habe Pflichten! Ich bin gebunden!“ — Mit der Indiskretion intimster Freundschaft fragte nun Schmidt: „Hängt es mit der Madonna aus Holz zusammen?“ — „Kann sein“, sagte Friedrich, „daß es so etwas Ähnliches ist. Das arme kleine Ding hat seinen Vater, also seinen Beschützer verloren, und da ich gewissermaßen an ihrer Rettung beteiligt war...“ — „Also doch“, sagte Schmidt, „das Mädchen im Hemd und die Strickleiter!“ — „Ja und nein“, gab Friedrich zurück; „ich erzähle dir später mal das Nähere. Jedenfalls gibt es Augenblicke, wo einem plötzlich überraschenderweise die ganze Verantwortung für irgendeinen Nebenmenschen zugeschoben wird.“ Peter Schmidt lachte: „Du meinst, wenn einem im Trubel der Großstadt plötzlich ein Säugling von einer fremden Frau in die Arme gelegt wird, mit der Bitte, ihn eine halbe Minute zu halten, und wenn die Frau dann nicht wiederkommt?“ — „Ich werde dir alles später erklären!“ — Der Zug mit den langen und gut gebauten Bahnwagen setzte sich langsam in Bewegung: ganz ohne allen Lärm schlich er sich gleichsam unbeachtet davon.

Friedrich hatte, ins Klubhaus zurückgekehrt, durch Petronilla bei Ingigerd anfragen lassen, ob sein Besuch genehm wäre. Die Alte kam wieder mit der Nachricht, daß die Signorina in einer Viertelstunde bitten lasse. Sie setzte hinzu: der Signor Pittore Franck sei bei ihr. Bevor dieser Nachsatz gesprochen wurde, hatte Friedrich die Absicht gehabt, sich zu säubern und umzuziehen. Nun aber stieg ihm das Blut zu Kopf, und er lief, immer zwei, drei Stufen auf einmal nehmend, sogleich ins erste Stockwerk hinauf, wo er heftig an Ingigerds

Tür pochte. Da niemand „Herein!“ rief, trat er unaufgefordert ein und sah neben Ingigerd, Seite an Seite, den Zigeunerjüngling Franck sitzen. Er hatte unter die Glühlichtbirnen einen ziemlich großen Bogen Papier gelegt und zeichnete etwas, was Friedrich im Näherreten als flüchtige Skizzen für Kostüme erkannte. „Ich ließ Sie doch bitten, erst in fünfzehn Minuten zu kommen“, sagte, ein Mäulchen ziehend, Ingigerd. — „Und ich komme, wenn es mir paßt“, sagte Friedrich.

Franck stand auf, ohne jede Eile, und ging, den jungen Gelehrten geradezu herzlich angrinsend, zur Türe hinaus. Ingigerd rief ihm nach: „Aber Rigo, Sie haben versprochen, wiederzukommen!“

Mit spürbarem Ärger und ziemlich grob fragte Friedrich: „Was hat denn dieser Jüngling in deinem Zimmer zu suchen, Ingigerd? Und Rigo? Was heißt denn Rigo? Seid ihr beide denn blödsinnig?“ — Obgleich dieser Ton der kleinen Schiffbrüchigen etwas Neues sein mußte, schien er doch zunächst der rechte zu sein, denn sie sagte sehr demütig: „Warum sind Sie so lange weggeblieben?“ — „Das werd' ich dir später erzählen, Ingigerd, aber wie wir jetzt stehen, verbitte ich mir solche Freundschaften. Wenn du etwas tun willst, schenke dem Schlingel einen Kamm, eine Nagelbürste und eine Zahnbürste! Übrigens heißt der Jüngling nicht Rigo, sondern Max, ist ziemlich verlumpt und wird ausschließlich von seinen Freunden durchgefüttert.“

Ingigerd hatte es leicht, Friedrich zu beschämen; ob jemand arm sei oder reich, sagte sie, geckenhaft oder schlecht gekleidet, das mache für sie keinen Unterschied. Friedrich verstummte und drückte die Lippen in ihren Scheitel.

„Wo bist du gewesen?“ fragte das Mädchen. Friedrich erzählte von Peter Schmidt und von den fröhlichen Stunden, die er in Ritters Atelier durchlebt hatte. Sie sagte: „Ich liebe das nicht! Ich mag so etwas nicht!“

und setzte hinzu: „Wie kann man nur Wein trinken.“

Ungefähr eine Stunde nach diesen Vorgängen ersuchte Friedrich seinen früheren Schüler, Willy Snyders, ihm eine Pension ausfindig machen zu helfen, wo Ingigerd gut aufgehoben sei. Willy müsse einsehen, meinte er, daß es nicht wohl anginge, eine junge Dame in einem Klubhause von Junggesellen wohnen zu lassen. Willy sah es ein, ja er hatte bereits eine vorzügliche Unterkunft in der Fifth Avenue ausgemittelt.

Am Morgen des nächsten Tages war Friedrich, abermals von einer Erregung übermannt, bei Ingigerd eingetreten. Der Entschluß, der ihn diesmal beherrschte, hatte als Ursache einen Sturm des Gemüts, das sich reinigen wollte. Er sagte: „Das Schicksal, Ingigerd, hat uns zusammengeführt. Du wirst, wie ich, ein Gefühl haben, als ob trotz alles Zufälligen, das wir miteinander durchlebt haben, Vorherbestimmung im Spiele gewesen sei.“ Und er begann eine durchdachte Beichte der Zustände seiner Vergangenheit: erzählte von seinen Jugendjahren, erzählte mit aller möglichen Schonung und Liebe von seiner Frau. Es sei keine Hoffnung, sie wieder gesund zu sehen. „Ich habe mir ihretwegen“, fuhr er fort, „gewiß keinen anderen Vorwurf zu machen, als daß ich eben auch nur ein Mensch mit guten Absichten und mangelhaftem Vollbringen gewesen bin. Aber ich war vielleicht insofern kein Mann für sie, als ich sie durch Ruhe des Gemüts, die mir selbst meistens fehlt, nicht stützen konnte. Und jedenfalls, als der Zusammenbruch endlich kam und, weil ein Unglück selten allein kommt, auch zugleich äußere Fehlschläge einsetzten, hatte ich Not, mich selbst aufrechtzuerhalten. Ich sage es ungern“, fuhr er fort, „aber es ist die Wahrheit, und ich sage es dir, ich habe, bevor ich dich sah, mehr als einmal den Revolver zu einem ganz bestimmten Zweck in der Hand gehabt. Das Leben war mir auf eine bleierne Weise uninteressant geworden. Dein Anblick, Ingigerd,



und seltsamerweise der Schiffbruch, den ich nun auch in Wirklichkeit, nicht nur symbolisch genommen, erleben mußte, hat mich das Leben wieder schätzen gelehrt. Dich und das nackte Leben, die beiden Dinge, die ich aus dem Schiffbruch gerettet habe. — Was geschehen ist, gab ich vor zu suchen, Ingigerd! Aber es kam viel, viel mehr über mich, als ich gesucht habe. Wieder steh' ich auf festem Land. Ich liebe den Boden. Ich möchte ihn streicheln. Dennoch bin ich noch nicht geborgen, Ingigerd; Dennoch bin ich wund, innen und außen. Du hast verloren! Ich habe verloren: wir haben die andre Seite des Daseins, den unaustilgbaren Abgrundschatten des Daseins gesehen. Ingigerd: wollen wir beide zusammenhalten? Willst du für einen Zerrissenen und Gepeitschten, heute Gierigen, morgen Übersättigten, der sich nach Ruhe, nach Frieden sehnt, die Ruhe, der Frieden sein? Könntest du alles das aufgeben, was bisher dein Leben erfüllt hat, Ingigerd, wenn ich alles das hinter mir lasse, womit sich mein Leben bisher verzettelt hat? Wollen wir beide ein neues Leben beginnen, schlicht und scheinlos und auf eine neue Basis gestellt, und als einfache Menschen leben und sterben? Ich will dich auf meinen Händen tragen, Ingigerd.“ Und er formte die Hände, wie er es im Kreise der Künstler, als er von seiner Madonna sprach, getan hatte. „Ich will...“ Aber er unterbrach sich und sagte: „Rede! Sage von zwei Worten das eine, Ingigerd! Kannst du... kannst du mein Kamerad werden?“

Ingigerd stand am Fenster, blickte in den Nebel hinaus und klopfte mit einem Bleistift gegen die Scheiben. Dann sagte sie: „Ja, vielleicht, Herr von Kammacher!“ Er fuhr auf: „Vielleicht? — Und Herr von Kammacher?“ — Sie wandte sich um und sagte schnell: „Warum bist du gleich immer so furchtbar heftig? Kann ich denn wissen, was ich kann und was ich nicht kann und ob ich für das, was du willst und brauchst, geeignet

bin?“ Er sagte: „Es handelt sich hier um Liebe!“ — „Ich habe dich gern, jawohl“, sagte Ingigerd, „aber ob das Liebe ist, wie soll ich das wissen?“ Es kam Friedrich vor, als ob er sich nie in seinem Leben so tief wie jetzt entwürdigt hätte.

Indessen hatte es an die Tür geklopft, und ein Herr im Paletot, den Zylinder in der Hand, die landesüblichen braunen Handschuhe an den dicken Händen, war mit einem „Excuse me“ eingetreten. Als er sich überzeugt hatte, daß er Ingigerd Hahlström gegenüberstand, stellte er sich als Direktor Lilienfeld vom Fifth-Avenue-Theater vor und überreichte zugleich seine Karte. Dieser Karte entnahm Friedrich, während der Besucher das Mädchen in einem längeren Speech anredete, daß Lilienfeld nicht nur Direktor des Fifth-Avenue-Theaters, sondern auch Inhaber eines Varietés und überhaupt von Beruf Impresario war. Herr Lilienfeld sagte, er kenne die Adresse des gnädigen Fräuleins durch den armlosen Kunstschützen Stoß. Es sei ihm zu Ohren gekommen, daß sie mit Webster und Forster in Unstimmigkeiten geraten sei. Da habe er sich gesagt: er wolle sich jedenfalls der Tochter eines guten Freundes nicht vorenthalten. Er hatte nicht nur ihren Vater, sondern auch ihre Mutter gekannt. Und Herr Direktor Lilienfeld ging dazu über, Ingigerd sein Bedauern über den Tod ihres Vaters, seines Freundes, auszudrücken.

„Fräulein Ingigerd Hahlström“, sagte Friedrich, „konnte bis jetzt aus Gesundheitsrücksichten nicht öffentlich auftreten. Nun haben aber inzwischen Webster und Forster die junge Dame auf eine so krüde und rüde Weise durch Mittelspersonen und Briefe bedroht, daß sie jetzt den Entschluß gefaßt hat, bei diesen Leuten keinesfalls aufzutreten.“ — „Niel!“ sagte Ingigerd. „Nimmermehr!“

Friedrich fuhr fort: „Die Gage ist außerdem eine

erbärmliche. Wir haben hier Briefe mit Angeboten, die auf das Dreifache, ja Vierfache gestiegen sind.“ — „Das ist ganz in der Ordnung!“ erklärte Direktor Lilienfeld. „Gestatten Sie, daß ich mit meinem Rat nicht zurückhalte; vorerst möchte ich Sie beruhigen, wenn Sie etwa durch die Einschüchterungsversuche von Webster und Forster unsicher gemacht sein sollten. Der Vertrag mit Ihrem Herrn Vater hat nämlich, aus verschiedenen Ursachen, keine gesetzliche Gültigkeit. Der Zufall hat es mit sich gebracht, daß ich über die Scheidungsmodalitäten Ihres verstorbenen Herrn Vaters und Ihrer Frau Mutter durch beide Parteien und dann durch meinen Bruder, den Rechtsanwalt Ihres verstorbenen Vaters, ziemlich genau unterrichtet bin. Damals sind Sie, mein Fräulein, rechtlich der Mutter zugesprochen. Ihr Vater hat also, genau genommen, zum Abschluß eines Vertrages überhaupt kein Recht gehabt. Sie sind geflohen, Sie sind mit Ihrem Papa gegangen, weil Sie Ihrem Papa mit Leib und Seele anhängen und weil das Einvernehmen zwischen Ihnen und Ihrer Frau Mama vielleicht ein weniger gutes war. Und ich stehe nicht an, zu sagen: Sie taten recht, sehr recht daran! Denn er hat Sie, Ihr Vater, zur großen Künstlerin ausgebildet.“

„Jawohl, ich danke!“ lachte unwillkürlich, gegen eine solche Erziehung zur Kunst noch bei der bloßen Erinnerung protestierend, Ingigerd. „Er hat mich jeden geschlagenen Vormittag, während er höchst gemütlich seine Shagpfeife rauchte, auf einem Teppich splitterfasernackt Sprünge und Verrenkungen machen lassen. Nachmittags hat er sich ans Klavier gesetzt, und dann ging die Sache von frischem los.“

Der Direktor fuhr fort: „Ihr Vater war darin schlechterdings großartig. Drei oder vier internationale Stars allererster Größe hat er, wenn Sie es mir zu sagen erlauben, auf die Tanzbeine gestellt. Er war der Tanzmeister beider Welten.“ Der Direktor lachte vielsagend: „Freilich

auch noch manches andere Interessante nebenbei. Aber bleiben wir bei der Hauptsache: wenn Sie wollen, ist Ihr Vertrag bei Webster und Forster bedeutungslos.

„Ich leugne nicht“, begann er aufs neue und wandte sich diesmal besonders gegen Friedrich um, „ich leugne nicht, daß ich in den Grenzen eines Gentleman auch Geschäftsmann bin. Und in dieser Eigenschaft gestatte ich mir, an Sie eine Frage zu richten, Herr Doktor: Besteht bei Ihnen überhaupt noch die Absicht, Ihre Schutzbefohlene öffentlich auftreten zu lassen, oder ist vielleicht bei Ihnen und ihr der Entschluß gereift, sich ins private Leben zurückzuziehen?“ — „O nein“, sagte Ingigerd sehr entschieden.

Friedrich kam sich vor wie ein Schwertschlucker, der sich von dem Stahl zu befreien nicht gleich imstande ist. „Nein“, sagte auch er, „ich würde zwar wünschen, daß Fräulein Ingigerd überhaupt nicht mehr auftrete, weil sie von zarter Gesundheit ist. Aber sie selbst behauptet, sie brauche die Sensationen. Und wenn ich die Anträge überblicke, die Honorare, die ihr geboten sind, so weiß ich nicht, ob ich ein Recht habe, sie zurückzuhalten.“

Der Direktor sagte: „Herr Doktor, ich bitte Sie, tun Sie das nicht! — Ich fand unten die Türe geöffnet, ich trat ins Haus, ich klopfte an mehrere Türen, niemand gab Antwort, niemand öffnete. Endlich gelangte ich bis hierher und hatte das Glück, am Ziele zu sein. Mein Fräulein, Herr Doktor, lassen Sie mich die Sache mit Webster und Forster ausfechten, Leuten, die wirkliche Blutsauger sind und die überdies die Dame beleidigt haben. Denn ich kann Sie versichern, es werden von dort aus fortwährend Gerüchte der allerniederträchtigsten Art in Umlauf gesetzt.“ — „Bitte, Namen!“ sagte erbleichend Friedrich. — „Pst!“ Der Direktor erhob beschwichtigend beide Hände, und es kam Friedrich vor, als ob der Geschäftsmann diebisch zwinkere. Es war, als wenn ein plötzlich aufdringendes, breites Lachen

ihm unvermutet allen Geschäftsernst verdarb. „O Gott“, rief er, „vielzuviel Ehre! vielzuviel Umstände!“ Und der Mann sah Friedrich nun zynisch mit runden und großen Augen gerade an. Dann fuhr er fort: „Ich überbiete bei einem Engagement um fünfhundert Mark pro Abend, also zirka hundertundvierzig Dollar, jedes bis jetzt erfolgte Angebot, alle Spesen und Kosten ausgenommen. Treten Sie in zwei oder drei oder vier Tagen auf! Wenn Sie einverstanden sind, können wir gleich zum Anwalt fahren.“

Kaum zehn Minuten später standen Friedrich und Ingigerd mit etwa zwanzig Personen in einem Riesenaufzug, der sie in den fünften Stock eines Geschäftshauses in der City hinaufführte. Lilienfeld sagte zu Friedrich: „Wenn Sie so etwas noch nicht kennen, werden Sie staunen über die Office eines gesuchten amerikanischen Rechtsanwalts. Es sind ihrer übrigens zwei: Brown und Samuelson. Aber Brown ist ein Schwachkopf, der andere macht alles.“

Gleich darauf standen sie vor Samuelson, dem berühmten New-Yorker Rechtsanwalt. In einem Riesensaal, einer Schreibfabrik, wo Damen und Herren an Schreibmaschinen arbeiteten, war für den Chef mit Holz und blindem Glas ein Raum abgeteilt. Der Mann, nicht sehr groß, hatte schlechte Farbe und trug einen Christusbart. Seine Kleidung war keineswegs neu, eher abgeschabt. Er war überhaupt kein Musterbeispiel amerikanischer Sauberkeit. Man schätzte sein Jahreseinkommen in Dollars nach Hunderttausenden. Der Vertrag zwischen Lilienfeld und Ingigerd wurde in fünfzehn Minuten abgeschlossen, ein Vertrag, der, bei Ingigerds Minderjährigkeit, beiläufig ebensowenig wie der mit Webster und Forster rechtsgültig war. Übrigens zeigte sich Herr Samuelson, der mit sehr leiser Stimme sprach, über die Sachlage im Falle Hahlström-Webster und Forster eingehend informiert. Er lächelte nur sehr

geringschätzig, als man auf diese Herren und ihre Asprüche zu reden kam und sagte: „Wir lassen sie ruhig an uns herankommen.“

Als Ingigerd und Friedrich während der Heimfahrt im Cab allein saßen und die vordere Fensterwand geschlossen war, umarmte Friedrich das Mädchen mit Leidenschaft. „Wenn du öffentlich auftrittst, Ingigerd“, sagte er, „ich werde wahnsinnig.“

Der arme junge Gelehrte begann aufs neue die Pein, die er litt, diesmal unter heißen Umarmungen auszuschütten. Er sagte: „Ich bin ein Mensch, der ertrinkt, der noch hier auf gesichertem Boden, wenn du ihm nicht die Hand gibst, ertrinken muß! Du bist stärker als ich, du kannst mich erretten. Die Welt ist mir nichts, was ich verloren habe, war mir nichts, wird mir nie etwas sein, wenn ich dich dafür eintausche.“

„Du bist nicht schwach!“ sagte Ingigerd. Sie atmete schwer, ihre schmalen Lippen trennten sich. Und wieder lag das furchtbar verführerische Lächeln einer Maske über ihrem bewußtlosen Antlitz verbreitet. Sie hauchte: „Nimm mich! Entführe mich!“

Sie schwiegen lange, während das Cab auf seinen Gummirädern dahinrollte. Dann sagte Friedrich: „Nun mögen sie lange auf dich warten, Ingigerd. Morgen sind wir bei Peter Schmidt, in Meriden!“ Aber sie lachte, ja lachte ihn aus, und er merkte sehr wohl, daß er ihren Körper, aber nicht ihre Seele zum Schmelzen gebracht hatte.

Man hielt vor dem Klubhaus. Friedrich brachte Ingigerd bis zur Haustür. Wortlos, mit seiner Erschütterung und Beschämung kämpfend, drückte er ihr die Hand. Wortlos stieg er ins Cab zurück. Dem Kutscher hatte er irgendein Ziel, das ihm gerade einfiel, angegeben.

Friedrich verkroch sich. Er schämte sich. Sobald er

allein saß, nannte er sich in leidenschaftlichster Inbrunst mit den allerverächtlichsten Schimpfnamen. Er nahm seinen Schlapphut, den er immer noch nicht durch den New-Yorker Zylinder ersetzt hatte, vom Kopf, wischte den Schweiß von der Stirn und schlug zugleich mit der Faust dagegen: Mein armer Vater! In einem Monat werd' ich vielleicht nicht mehr und nicht weniger als der Zuhälter einer Dirne sein. Man wird mich kennen, mich honorieren. Jeder deutsche Barbier in New York wird erzählen, wer mein Vater ist, von was ich lebe und wem ich nachlaufe! Ich werde der Pudel, der Affe, der Gelegenheitsmacher dieses nichtsnutzigen kleinen Balgs und Teufels sein. Die ganze deutsche Kolonie in den kleinen und großen Städten, wo wir auftauchen, wird in mir ein typisches Beispiel dafür sehen, bis zu welchem ekelhaften Grade ein Mitglied des deutschen Adels, bis in welche Kloake ein ehemals tüchtiger Mensch, Mann und Familienvater sinken kann.

In diesem Zustand der Einkehr und der Beschämung ließ Friedrich, während der schnellen Fahrt durch den Broadway, die Blicke wie blind an den Häusern entlanggleiten. Plötzlich schnellte er aus der zurückgelehnten, gleichsam verkrochenen Lage empor, weil ihm die Aufschrift „Hofmann-Bar“ in die Augen fiel. Er sah nach der Uhr und erinnerte sich der auf der „Hamburg“ getroffenen Abrede. Es war der Tag, und es war die Zeit zwischen zwölf und eins, wo sich die Schiffbrüchigen mit ihren Rettern in der Hofmann-Bar nochmals treffen wollten. Das Cab fuhr, trotz des von Friedrich gegebenen Haltesignals, an der Bar vorbei. Friedrich stieg aus, lohnte ab und war gleich darauf in den bekannten New-Yorker Trinkraum eingetreten.

Er sah einen langen Schenktisch, Marmorplatten, Marmorverkleidungen, Messing, Silber, Spiegel, auf denen kein Stäubchen zu entdecken war. Sehr viele blanke, leere Gläser, Gläser mit Strohhalmen, Gläser

mit Eisstückchen. Barkeepers, in tadellose Leinwand gekleidet, besorgten die verschiedenartigen amerikanischen Drinks mit einer Gewandtheit, die an Kunst streifte, und einer Gelassenheit, die durch nichts zu stören war.

Die Wand hinter dem Schenktisch hatte bis zu erreichbarer Höhe viele blitzende Zapfhähne aus poliertem Metall und Durchgänge in die Vorrats- und Wirtschaftsräume. Darüber war sie mit Bildern behängt. Friedrich sah über den Köpfen der längs der Bar stehenden oder hockenden Leute, die den runden Hut oder Zylinder nach hinten geschoben hatten, einen köstlichen weiblichen Akt von Courbet, Schafe von Troyon, eine helle, wolkige Meerlandschaft von Dupré, mehrere ausgesuchte Stücke von Charles François Daubigny: eine Dünenlandschaft mit Schafen, eine andere mit doppeltem Vollmond: über dem Horizont und als Spiegelung in einem Tümpel, dabei zwei wiederkäuende Stiere — Friedrich sah einen Corot: Baum, Kuh, Wasser, herrlicher Abendhimmel — einen Diaz: Weiher, alte Birke, Lichtreflexe im Wasser — einen Rousseau: riesiger Baum im Sturm — einen Jean François Millet: Topf mit Rüben, Zinnlöffel, Messer — ein dunkles Porträt von Delacroix — noch einen Courbet: Landschaft, gespachtelt, kompakt in der Malerei — einen kleinen Bastien Lepage: Mädchen und Mann im Gras, mit sehr viel Licht — außerdem viele andere vorzügliche Bilder. Er war von dem Anblick so gebannt, daß er beinahe vergaß, was er eben durchlebt hatte und weshalb er gekommen war.

Da Friedrich die Augen in fast vollkommener Selbstvergessenheit auf diese Adelsgalerie französischer Kunst gerichtet hatte, ward er durch eine etwas laute Gruppe von Gästen gestört, die sich durch Geschrei, Gelächter und eine gewisse Zappeligkeit von der Ruhe der übrigen unterschieden. Plötzlich wurde ihm eine Hand auf die



Schulter gelegt, er erschrak und sah einem Mann in die Augen, dessen bärtiger Kopf ihn fremd und gewöhnlich anmutete. Cocktails und andere gute Getränke hatten der Gesichtshaut des Mannes einen päonienartigen, ins Bläuliche spielenden Anstrich gegeben. Der Fremde sagte: „Wat is mich denn dat, leiwer Doktor, kennen Sie Kapitän Butor nicht?“ Gott ja, das war ja der Kapitän, der Mann, dem Friedrich sein Leben verdankte.

Und nun erkannte er auch die Gruppe, deren Lärm ihn beim Betrachten der Malereien gestört hatte. Es war der armlose Artur Stoß, dessen Bursche Bulke etwas abseits saß. Es war Doktor Wilhelm, der Maler Fleischmann, der Maschinist Wendler. Es waren zwei Matrosen von der „Roland“, die neue Anzüge und Mützen bekommen hatten. Man hatte sie bereits einem anderen Dampfer zugeteilt.

Friedrich wurde jetzt laut begrüßt. Artur Stoß sang gerade das alte Lied, wonach er in kurzer Zeit das Reisen aufgeben und sich zur Ruhe setzen werde. Er sprach dabei viel und laut von seiner Frau und schien Wert darauf zu legen, bekannt zu geben, daß er wirklich eine besaß. Seine Erfolge, sagte er, seien diesmal riesenhaft; man habe am Abend vorher das Podium gestürmt und ihn auf den Schultern umhergetragen.

„Nun, Kollege“, fragte Doktor Wilhelm, „wie geht's? Wie haben Sie Ihre Zeit verbracht?“ — „So so la la!“ Friedrich zuckte die Achseln. Er wußte selbst nicht, wie ihm diese summarische Abfertigung der inhaltsreichen Zeit über die Lippen kam. Aber seltsamerweise war hier an Land, in der Hofmann-Bar, wenig oder nichts von seinem Drange, sich dem Kollegen mitzuteilen, übriggeblieben. „Was macht unsere Kleine?“ fragte Wilhelm und lächelte vielsagend. — „Ich weiß nicht“, gab Friedrich mit dem Ausdruck kühlen Befremdens zurück. Er fügte hinzu: „Oder wen meinen Sie, lieber Kollege?“ Da Friedrich einige solche, etwas ungelenke Antworten

gab, wollte das Gespräch nicht in Gang kommen. Er selbst begriff in den ersten zehn oder fünfzehn Minuten nicht, warum er eigentlich hergekommen war. Außerdem war die Gruppe peinlicherweise als Zirkel der Geretteten von der „Roland“ unter den Gästen der Bar bekannt geworden. Stoß an sich, der Mann ohne Arme, war auffällig. Er selbst trank nicht, aber er hatte die „Spendierhosen“ an. Und dieser Umstand hatte Kapitän Butor, den Maschinisten Wendler, den Maler Fleischmann und die Matrosen bewogen, einander kräftig Bescheid zu tun. Auch Doktor Wilhelm ließ sich nicht nötigen.

Er berichtete leisen Tones, daß man für den Maler Fleischmann in der New-Yorker Staatszeitung eine Sammlung eröffnet habe und daß ihm schon eine Summe von Dollars überreicht worden sei, wie sie der arme Kerl wohl noch niemals beisammen gesehen hätte. Nun lachte Friedrich mit Herzlichkeit; denn er begriff, weshalb sich Fleischmann mit einer so großen Entschiedenheit zugleich betrank und gewaltig aufspielte.

„Was sagen Sie dazu, Herr Doktor?“ Mit diesen Worten redete Fleischmann Friedrich an, lachte und denunzierte ihm gleichsam die mit Bildern bedeckte Wand. „Nu sagen Se mal, nu sehen Se mal! So was nennt sich Kunst! So was wird für Millionen und aber Millionen aus Frankreich bezogen. So was schmiert man den Amerikanern an! Ich wette, wenn einer bei uns nicht besser zeichnet als der oder der — er wies dabei auf beliebige Bilder —, dann ist er bei uns, in München, Dresden oder Berlin, schon in der Gipsklasse abgetan.“

„Sie haben ganz recht“, sagte lachend Friedrich.

„Passen Sie auf“, schrie Fleischmann, „ich werde den Amerikanern ein Licht aufstecken. Die deutsche Kunst...“ Aber Friedrich hörte schon nicht mehr hin, nur kam es ihm nach einiger Zeit so vor, als ob

Fleischmann inzwischen die gleichen Worte unzählige Male mißbraucht hätte.

Friedrich sagte darauf ziemlich ungeniert zu Wilhelm: „Erinnern Sie sich, wie dieser brüllende Seehund, dieses wahnwitzig lachende Vieh aus den Wellen vor unserem Boote auftauchte?“

Kapitän Butor und Maschinist Wendler, die über irgend etwas furchtbar gelacht hatten, traten mit überlaufenden Äuglein herzu, als ob sie die Zeit für gekommen hielten, nun mit den beiden Ärzten für einige Augenblicke ernst zu sein. „Haben Sie gehört, meine Herren“, sagte der Kapitän, „daß bereits von Neufundlands Fischern Trümmer und Leichen signalisiert worden sind? Auch Rettungsringe von der ‚Roland‘ sind gefunden. Die Trümmer und die Leichen sind angeblich auf einer Sandbank angespült. Viele Haie und sehr viele Vögel treiben sich, wie es heißt, in der Nähe herum.“ Wilhelm fragte: „Was meinen Sie, Kapitän: wird nach Ihrer Meinung noch jemand von der ‚Roland‘ tot oder lebend zu bergen sein?“ Von den Lebenden wollte Herr Butor nichts sagen: „Es könnte ja sein, daß ein und das andere Boot noch weiter südlich getrieben wäre und ruhige See getroffen hätte. Nur sind sie dann aus dem Kurs der großen Dampfer heraus, und es kann sein, daß sie drei, vier Tage lang kein Schiff treffen. Wracke, Trümmer und Tote werden meist vom Labradorstrom nach Süden geführt, bis sie den Golfstrom treffen, der sie dann nach Nordosten treibt. Wenn sich die Trümmer und Leichen mit dem Strome in der Nähe der Azoren nach Norden wenden, so können sie in kurzer Zeit einige tausend Seemeilen nördlich, und zwar an der schottischen Küste sein.“

„Dann könnte also“, sagte Friedrich, „unser blonder prächtiger Kapitän doch möglicherweise noch in schottischer Erde, auf einem Kirchhof der Namenlosen, sein Grab finden.“

„Wir armen Kapitäne“, sagte Butor, der etwa den Eindruck eines deutschen Pferdebahnkondukteurs machte, „man verlangt von uns, wir sollen, wie unser Herr Jesus Christus, dem Meere und dem Sturm gebieten, und wenn wir das nicht können, so haben wir zwischen Ersaufen in See oder Gehangenwerden an Land die Wahl.“

Artur Stoß trat heran: „Können Sie sich erinnern, meine Herren, als wir sanken, sind da die Schotten geschlossen gewesen?“ Friedrich sann nach, dann sagte er: „Nein!“ — „Ich hatte den Eindruck ebenfalls“, sagte Stoß. „Die Herren Matrosen behaupten, davon nichts zu wissen. ‚Wir haben die Befehle ausgeführt, die wir bekommen haben‘, sagten sie.“ Maler Fleischmann rief dazwischen: „Die Schotten sind nicht geschlossen gewesen. Ich habe den Kapitän überhaupt nicht gesehen, weiß also nicht, was für ein Mann er gewesen ist. Die Schotten sind jedenfalls nicht geschlossen gewesen. Ich hatte meinen Platz“, erzählte er weiter, „neben einer Familie russisch-jüdischer Auswanderer. Da fühlten wir einen furchtbaren Stoß, ein Scheitern und Splintern, als wäre das Schiff gegen eine Granitklippe angelaufen. Und da brach auch sofort die Panik los. Alle wurden blödsinnig, alle wurden vollkommen wahnsinnig. Dabei flogen wir durcheinander und mit den Köpfen gegeneinander und gegen die Wand“ — er streifte den Ärmel empor —, „da können Sie sehen, wie ich zerschunden bin. Nämlich, da war eine schwarze Russin, die dafür gesorgt hatte... die dafür gesorgt hatte, sage ich, daß mir die Zeit bis dahin im allgemeinen nicht lang wurde.“ — Wilhelm sah Friedrich bedeutsam an. — „Sie ließ mich nicht los! Sie war vom Schreien ganz heiser geworden! Sie pfiß nur noch! Sie hielt mich fest, und wie, sage ich Ihnen, und keuchte nur immer: Entweder Sie gehen mit mir zugrunde, oder Sie retten mich! Was konnt' ich denn

tun? Ich mußte ihr wirklich 'n Ding übern Kopf geben.“

„Ja, was soll einer tun in solcher Lage?“ sagte Maschinist Wendler, „prost, meine Herren!“

„Apropos“, sagte Stoß, „Herr Doktor von Kammacher, da fällt mir die kleine Hahlström ein. Sie sollten ihr zureden, daß sie mit Webster und Forster sobald wie möglich ins reine kommt. Wenn Sie das Mädel am Auftreten hindern, so stehen Sie ihr tatsächlich im Licht.“ — „Ich?“ fragte Friedrich, „was fällt Ihnen ein?“ — Unbeirrt fuhr der Armlose fort: „Webster und Forster sind sonst sehr anständig, ihr Einfluß und Anhang aber ist unberechenbar. Wehe, wenn man im Bösen mit ihnen zu tun bekommt!“ — „Bitte, Herr Stoß, ersparen Sie sich alles Weitere. Ich bin für die arme Waise, von der Sie reden, durchaus nicht zum Vormund bestellt.“

„Ach was, arme Waise!“ sagte Stoß. „There's money in it, sagt der businessman. Vergessen Sie nicht, wir sind hier im Dollarlande!“

Friedrich war indigniert. Er hatte Lust, seinen Hut zu nehmen und fortzulaufen. Er konnte nicht mehr begreifen, weshalb er mit diesen Leuten zusammenkam. Um abzulenken und einige Bosheit und schlechte Laune loszuwerden, allerdings auch aus einem edleren Grunde, fing er plötzlich von dem Dienstmädchen Rosa zu sprechen an und rügte, daß man von dieser Person so wenig hermake. Es würde ihm viel wichtiger sein, für diese als für irgendeine andere Frauensperson etwas zu tun. Er sei kein Händler. Er sei kein Schacherer. Aber wenn man Gelder gesammelt habe und nicht für Rosa gesammelt habe, so habe man für eine wirkliche Heldin der „Roland“ eben nichts getan. — „Wieso? Wieso?“ fragte Fleischmann erschrocken und mit einer gewissen Rüdigkeit. Ihn traf der Gedanke, daß man vielleicht eine Teilung seines Raubes beabsichtigen könnte. Bei diesen Worten trat Bulke heran: „Erinnern Sie sich,

Herr Fleischmann: Rosa hat Sie zuerst gesehen! Wo Rosa nicht war und Sie aus dem Wasser gezogen hätte — das Frauenzimmer ist bärenstark —, von uns anderen hätten Sie eher noch eins mit dem Ruder über den Kopf gekriegt.“ — „Was Sie sagen, Sie Schöps“, sagte Fleischmann zurückziehend, „is ja richtiger Bledsinn! Keene Ahnung.“ Dann wandte er sich gegen die Bilderwand und sagte mit bezug auf einen der wundervollen Daubignys: „Weeß Gott, ich sehe in einem fort die beeden schauderhaften mondsichtigen Ochsen an.“ Friedrich zahlte, empfahl sich und ging seiner Wege.

Den Vorschlag der anderen, gemeinsam zu frühstücken, hatte er für sein Teil, so höflich als es ihm irgend möglich war, abgelehnt.

Auf der Straße fragte er sich, warum er eigentlich so wenig Humor habe. Was konnten diese harmlosen Leute dafür, daß er in einem Zustand der Überreizung war. Es lag in Friedrichs Art, sobald er ein Unrecht eingesehen hatte, es möglichst sogleich wieder gutzumachen. Deshalb kehrte er um, als er mit sich im reinen war, in der Absicht, das Frühstück seiner Unglücks- und Glücksgenossen nun doch noch mitzumachen.

Er brauchte Minuten, ehe vor seinen Augen die Pforte der Hofmann-Bar wieder auftauchte. Wie immer war der Broadway belebt, und zwei endlose, von kurzen Zwischenräumen unterbrochene Reihen der gelben Wagen der Drahtseilbahn fuhren aneinander vorüber. Die Luft war kalt. Der Lärm war groß, und in diesen Lärm sah Friedrich eben die Genossen seines Schiffbruchs aus der Bar heraustreten. Im Begriff, mit der Hand zu winken, glitt er aus. Irgendein Obstkern oder eine Apfelschale auf dem nassen Trottoir war die Ursache. In diesem Augenblick rief eine Stimme: „Fallen Sie nicht, Herr Doktor. How do you do?“ Friedrich stand wieder fest, und sah eine stattliche schöne Dame,

die verschleiert war, ein Pelzbarett und ein Pelzjäckchen trug und in der er langsam Miß Burns wiedererkannte.

„Herr Doktor, ich habe Glück“, sagte sie, „denn ich komme sehr selten in diese Gegend und habe nur gerade heute, weil ich hier in der Nähe etwas kaufen muß, diesen Umweg zu meinem Restaurant gemacht. Wären Sie übrigens nicht gestolpert, würde ich Sie gar nicht bemerkt haben. Außerdem hat mich heute eine junge Dame, die Sie kennen, Fräulein Hahlström, die Herr Franck ins Rittersche Atelier brachte, länger als sonst dort zurückgehalten.“

„Sie speisen allein, Miß Burns?“ fragte Friedrich.

„Ja, ich speise allein“, sagte sie, „aber wundert Sie das?“ — „Nein, gar nicht“, beeilte er sich zu versichern. „Ich wollte nur fragen, ob Sie etwas dagegen hätten, wenn ich mit Ihnen frühstückte?“ — „Aber nein, Herr Doktor, es freut mich sehr.“

Das stattliche Paar wurde im Weiterschreiten von den Passanten viel beachtet. „Darf ich Sie bitten“, sagte Friedrich, „nur einen Augenblick stehenzubleiben. Eben steigen nämlich dort Leute, die durch Gottes unerforschlichen Ratschluß teils meine Retter geworden, teils mit mir errettet worden sind, in einen Straßenbahnwagen ein. Ich möchte den Herren nicht nochmals begegnen.“

Die gefürchtete Gruppe war gegen Brooklyn davongewollt. Friedrich fuhr fort: „Ich segne den Himmel, Miß Burns...“ Er stockte. — Sie lachte und sagte: „Sie meinen, weil Sie von diesen Herren im Straßenbahnwagen gerettet worden sind?“ — „Nein, daß ich Sie getroffen und daß Sie mich vor diesen Herren gerettet haben. Ich gebe zu, ich bin undankbar. Aber da ist ein Kapitän. Als ich sein Schiff über den Ozean heranschweben und heranstampfen sah und ihn oben auf der Kommandobrücke, da war er, wenn schon kein Erzengel, so doch wirklich ein Werkzeug Gottes. Er war

nicht mehr irgendein Mensch, sondern er war der Mensch, der rettende Gottmensch! Und außer ihm gab es keinen. Meine Seele und unsere Seelen schrien ihn, ja beteten ihn an! Hier ist er ein guter, braver, platter, kleiner, langweiliger Spießer geworden. Den armlosen Stoß, dessen lebhafter Geist während der Seereise eine Wohltat war, verflacht die Pflicht, die den Kapitän Butor vertieft. Da ist der Schiffsarzt, mein guter Kollege: Ich war ganz verblüfft, zu erleben, wie unausgiebig er eigentlich ist. Nichts bindet uns mehr, nachdem das Band des Schiffbords nicht mehr vorhanden ist.“ Friedrich sprach, wie wenn eine Schleuse geöffnet wäre.

Er sagte: „Was mich heute besonders erschreckt hat, ist die Tatsache, daß ein Mensch einen Eichbaum restlos verdauen kann. Was mich betrifft, ich ertappe mich immerwährend darauf, wie ich die Tatsache des Unterganges dieses Riesendampfers, den ich bis in alle Winkel gekannt habe, bezweifle. Ich habe da etwas gesehen, aber ich bin so unendlich ferne davon, daß es meinem ganzen Wesen noch immer nicht eigentlich faßlich ist. Ich fühle jetzt erst das riesige Schiff in meiner Seele lebendig werden. Drei-, vier-, fünfmal am Tage wiederholt es in meiner Seele den Untergang. Heute nacht fuhr ich auf, verzeihen Sie, wirklich in kaltem Schweiß gebadet, von infernalischem Klingeln geweckt, und der Wirrwarr und das Getute der Notsignale und die blutigen Fratzen und menschlichen Glieder, die um mich her schwammen, waren reichlich grauenvoll.“

„Ihre Freunde“, sagte lachend Miß Eva Burns, „müssen sich wirklich sehr schlecht aufgeführt haben, wie mir scheint.“ Das konnte Friedrich nun nicht bestätigen. Er sagte nur immer wieder: „Sie haben das Schiff mit allem Holz und Eisen und allem Leben darin mit den Zähnen zermalmt und spurlos hinuntergeschlungen.“



Das Paar war vor der Tür einer kleinen Gastwirtschaft angelangt. Miß Eva sagte: „Wenn Sie jetzt wirklich mit mir frühstücken wollen, Herr Doktor, so dürfen Sie in Ihren Ansprüchen nicht etwa auf der Höhe von Mister Ritter stehn.“ Sie traten ein und waren in einem niedrigen Stübchen, das eine Diele aus roten Fliesen und vertäfelte Decke und Wände hatte. Der kleine Raum, sauber gehalten, war von einem Publikum kleiner Leute besucht: deutschen Barbieren, Kutschern und Geschäftsangestellten, die hier Getränke an der Bar und ein billiges Frühstück vorfanden. Der Wirt hatte eine kleine Sammlung von Sportbildern aufgehängt: namhafte Jockeis mit ihren Pferden, Kettensprenger, Brückenspringer und anderes mehr. Der Mann sah aus, als ob er am späten Abend und nachts mit einem ganz anderen Publikum zu tun hätte.

Friedrich litt noch immer an einer gewissen Wohl-erzogenheit. Deshalb war er heimlich erstaunt, daß sich Eva Burns in ein solches Lokal wagte. Der Wirt erschien und sagte auf Englisch mit unverändertem maskenhaftem Ernst: „Sie kommen spät, Miß Burns. Haben Sie Havarie gehabt?“ Lebhaft und aufgeräumt gab sie zur Antwort: „Not a bit of it, Mister Brown, I am always allright!“ Dann bat sie um ihr gewöhnliches Lunch und meinte, was den Herrn beträfe, so würde er wahrscheinlich damit nicht zufrieden sein. Hoffentlich habe Mister Brown für ihn etwas Besseres in der Hinterhand. Friedrich wünschte indessen, das Gleiche zu speisen.

„Oh“, sagte sie, als der Wirt gegangen war, „ich warne Sie. Ich glaube wirklich nicht, daß Sie mit meiner Diät einverstanden sein werden. Ich esse niemals Fleisch. Sie sind sicherlich ‚Fleischfresser‘.“ Friedrich lachte: „Wir Ärzte“, sagte er, „kommen auch immer mehr ab von der Fleischdiät.“ — „Ich finde es scheußlich“, sagte sie, „Fleisch zu essen. Ich habe ein schönes Huhn

im Garten, ich sehe es alle Tage, und nachher schneide ich ihm die Gurgel durch und fresse es auf. Wir haben als Kinder ein Pony gehabt: schließlich ist es erschlagen worden, und die Leute in East-End haben es aufgegessen. Viele Leute essen gern Pferdefleisch.“ — Sie zog ihre langen schwedischen Handschuhe von den Händen, ohne sie aber vom Arm zu streifen. — „Aber das schlimmste ist dieses furchtbare fortgesetzte Blutvergießen, das zur Erhaltung der menschlichen Fleischfresser notwendig ist: diese Riesenschlachthäuser von Chikago, wo der maschinenmäßige Massenmord unschuldiger Tiere fortwährend im Gange ist! Man kann ohne Fleisch leben! Man braucht nicht Fleisch zu essen!“

Alles das sagte sie in einem humoristisch gefärbten Ernst, und zwar auf gut Deutsch, nur mit etwas zu dicker Zunge.

Friedrich sagte, wie er aus manchen Gründen in seiner Ansicht über diese Frage noch schwankend sei. Er selbst könne übrigens ohne Fleischnahrung auskommen. Wenn er nur sein Entrecote zu Mittag und sein Roastbeef zum Abend hätte, so sei er zufrieden und brauche nicht mehr. Sie war verduzt und brach dann über den harmlosen Scherz in herzliches Lachen aus.

„Sie sind ein Arzt“, rief sie. „Ihr Ärzte seid alle Tierquäler!“ — „Sie meinen die Vivisektion?“ — „Ja, wohl, ich meine die Vivisektion. Es ist eine Schande, es ist eine Sünde durch die Jahrtausende! Es ist eine schreckliche Sündenschuld, wie man Tiere, bloß um irgendeinem gleichgültigen Menschen das Leben zu verlängern, kaltblütig und grausam zu Tode quält.“

Friedrich wurde ein wenig still, denn er war zu sehr Mann der Wissenschaft, um hierin mit seiner Tischgenossin einig zu sein. Sie spürte das wohl und sagte darauf: „Ihr deutschen Ärzte seid schreckliche Menschen. Wenn ich in Berlin bin, habe ich immer Angst,

daß ich sterben und dann in eure schrecklichen Anatomien geschafft werden könnte.“

„Ah, Sie waren schon in Berlin, Miß Burns?“ fragte Friedrich. — „O natürlich, Herr Doktor, ich war überall.“

Nun brachte der Wirt das Frühstück herein, das in gebackenen Kartoffeln, Grünkohl und Spiegeleiern bestand und das Friedrich sonst kaum genügt hätte. Aber jetzt aß er mit Appetit und trank dazu, ebenso wie Miß Eva, das obligate amerikanische Eiswasser.

Die Unterhaltung der Dame war ungezwungen und von natürlicher Lebhaftigkeit. Sie hatte bemerkt, wie sehr das Ereignis der Schiffskatastrophe noch in Friedrich lebendig war, und hatte, eingedenk der Mahnung von Peter Schmidt, das Gespräch geflissentlich abgelenkt. Friedrich, der wegen seiner Äußerungen über den Kreis der Schicksalsgenossen mit sich unzufrieden war, versuchte mehrmals darauf zurückzukommen, wie denn überhaupt etwas Bohrendes und heimlich Gequältes in seiner Art, sich zu äußern, lag. —

Er sagte: „Man spricht von einer dem Weltplane immanenten Gerechtigkeit. Warum ist aber eine solche ärmliche Zufallsauswahl von Menschen gerettet worden, während so viele, und darunter, von diesem unvergeßlichen Kapitän von Kessel angefangen, die ganze ausgesucht prächtige Mannschaft der ‚Roland‘, ertrunken sind? Und weshalb und zu welchem Zweck bin ich selber gerettet worden?“

Sie sagte: „Herr Doktor, gestern waren Sie ein ganz anderer Mann. Sie waren erleuchtet. Heut sind Sie verfinstert. Ich finde, daß Sie unrecht haben, nicht einfach dankbar gegen Ihr gutes Geschick zu sein. Meiner Ansicht nach sind Sie weder für die Qualität der Geretteten noch für die eigene Rettung noch für die Zahl der Unter-gegangenen verantwortlich. Der Schöpfungsplan ist ohne Sie entworfen und durchgeführt, und so, wie er eben ist, muß man ihn hinnehmen. Das Leben hinneh-

men ist doch die einzige Kunst, deren Übung auf die Dauer wirklich nützlich ist.“

„Sie haben recht“, sagte Friedrich, „nur bin ich ein Mann und habe von Haus aus einen höchst überflüssigen Trieb weniger zur praktischen als zur ideellen Aktivität mitbekommen. Die Zeit ist aus den Fugen, sagt Ihr dänischer Engländer Hamlet, Schmach und Gram, daß ich zur Welt, sie einzurichten, kam. Ich kann mir diesen unbegreiflichen Größenwahn noch immer nicht abgewöhnen. Dazu kommt noch bei jedem braven Deutschen, der auf sich hält, das Faustische. Habe nun, ach, Philosophie, Juristerei und Medizin... und so fort. Da ist man in jeder Beziehung enttäuscht, und da möchte man sich dem Teufel verschreiben, dessen erstes Medikament dann sonderbarerweise meistens ein blondes Gretchen oder mindestens etwas Ähnliches ist.“

Die Dame schwieg, und Friedrich sah sich genötigt fortzufahren.

„Ich weiß nicht, ob es Sie interessiert“, sagte er, „über die sonderbaren Schicksale eines ideologischen Bankrotteurs etwas Näheres zu erfahren.“

Sie lachte und sagte: „Eines Bankrotteurs? Dafür halt' ich Sie nicht! Aber alles, was Sie angeht und was Sie mir mitteilen wollen, interessiert mich natürlich.“

„Schön“, sagte Friedrich, „wir wollen sehen, ob Sie recht haben. Stellen Sie sich einen Menschen vor, der bis zum dreißigsten Jahre immer auf falschen Wegen gewesen ist. Oder wenigstens hat die Reise auf jedem dieser Wege immer sehr bald durch Achsenbruch oder Beinbruch ein Ende genommen. Es ist ja auch nur ein Wunder, daß ich diesmal dem wirklichen Schiffbruch entgangen bin. Dennoch glaube ich, mein Schiff ist gescheitert und ich mit ihm, oder wir sind noch mitten im Scheitern. Denn ich sehe kein Land. Irgend etwas fest Begründetes sehe ich nicht.“

Bis zum zwölften Jahr war ich in einer Kadetten-

anstalt. Ich bekam Selbstmordneigung und erlitt Strafen wegen Widersetzlichkeit. Ich konnte keinen Reiz darin finden, mich für eine künftige große Schlächterei vorbereitet zu sehen. Da nahm mich mein Vater heraus, obgleich er damit seine Lieblingsidee mit mir — denn er ist mit Leib und Seele Soldat — aufgeben mußte. Ich absolvierte dann das vielbefehdete humanistische Gymnasium. Ich wurde Arzt, und weil ich darüber hinaus wissenschaftliche Interessen hatte, verlegte ich mich auf Bakteriologie. Nun, Achsenbruch! Beinbruch! Die Sache ist abgetan! Ich werde in diesen Fächern kaum noch arbeiten. — Ich trat in die Ehe. Ich hatte mir diese ganze Angelegenheit vorher sozusagen künstlerisch aufgebaut: ein Haus, ein Gärtchen, ein braves Weib, Kinder, die ich auf neue, freie und bessere Art und Weise erziehen wollte, als es üblich ist. Dazu Praxis in einem bedürftigen Landbezirk, da ich der Ansicht war, ich könne dort mehr als in Berlin W von wirklichem Nutzen sein. Aber Junge, hieß es, bei deinem Familiennamen: deine Revenuen in Berlin könnten die zwanzig-, dreißig-, vierzigfachen sein! Meine gute Frau wollte partout keine Kinder haben. Von dem Augenblick an, wo Aussicht war, bis zur Geburt gab es verzweifelte Auftritte; das Leben wurde zur Hölle für uns. Wir haben nicht selten, meine Frau und ich, anstatt zu schlafen, die Nächte durch debattiert. Meine Aufgabe bestand in gutem Zureden, Trösten, laut und leise, heftig und sanft, wild und zärtlich, mit allen erdenklichen Argumenten. — Auch ihre Mutter verstand mich nicht. Meine Frau war enttäuscht, ihre Mutter enttäuscht, weil sie in der Art, wie ich einer großen Karriere aus dem Wege ging, nur das Gebaren eines Verrückten zu sehen vermochten. Dazu kam, ich weiß nicht, ob das in allen jungen Ehen das gleiche ist, daß wir schon jedesmal, bevor noch das Kind geboren war, über die einzelnen Punkte seiner Erziehung das Streiten beka-

men. Wir stritten, ob wir den Knaben, wie ich wollte, im Haus oder, wie meine Frau wollte, in der öffentlichen Schule erziehen lassen sollten. Oder ich sagte: das Mädchen bekommt Turnunterricht! — meine Frau: es bekommt keinen Turnunterricht! Das Mädchen war aber noch gar nicht geboren. Wir stritten so, daß wir einander mit Scheidung und Selbstmord drohten. Meine Frau schloß sich ein. Ich prügelte gegen die Tür, weil ich in Angst war und Schlimmes befürchtete. Dann gab es Versöhnungen. Und die Folgen solcher Versöhnungen vermehrten dann wieder das nervöse Elend in unserer Häuslichkeit. Eines Tages muß' ich die Schwiegermama vor die Türe setzen. Es war ein Mittel, um Ruhe zu schaffen. Meine Frau sah das schließlich selber ein. Überhaupt, wir liebten einander und hatten trotz allem die besten Absichten. Wir haben drei Kinder: Albrecht, Bernhard und Annemarie. Sie sind in drei Jahren, also schnell nacheinander gekommen. Diese Geburten haben die nervöse Disposition meiner Frau zur Krisis gebracht. Schon nachdem Albrecht geboren war, hatte sie einen Anfall von Melancholie. Die Schwiegermama mußte mir zugeben, daß sie die gleichen Anfälle schon als Kind gehabt hatte. Nach der letzten Geburt reiste ich mit meiner Frau auf zwei Monate nach Italien. Es war eine schöne Zeit, und ihr Gemüt schien sich wirklich unter dem glücklichen Himmel Italiens aufzuheitern. Aber die Krankheit schritt in der Stille fort. Ich bin einunddreißig Jahre alt und acht Jahre verheiratet. Mein ältester Junge ist sieben Jahr'. Es ist jetzt“ — Friedrich sann nach —, „es war ungefähr — wir haben jetzt Anfang Februar — Mitte Oktober vorigen Jahres, als ich meine Frau in ihrem Zimmer darüber betraf, wie sie einen nicht gerade billigen moiréseidenen Stoff, den wir in Zürich gekauft hatten und der länger als vier Jahre in ihren Schüben gelegen hatte, in lauter kleine Flickflecken zerschnitt. Ich sehe noch

den roten Stoff, soweit er noch nicht zerschnitten war, und den lockeren Berg von Flickern, der auf der Erde lag. Ich sagte: ‚Angele, was machst du da?‘ — Und da merkte ich, was die Uhr geschlagen hatte! — Dennoch trug ich mich eine Zeitlang mit Hoffnungen. Eines Nachts aber wachte ich auf und sah das Gesicht meiner Frau mit einem Ausdruck der Abwesenheit dicht über mir. Dabei fühlte ich etwas an meiner Kehle. Sie hatte mir dieselbe Schere, mit der sie den Stoff zerschnitten hatte, an die Gurgel gesetzt. Dabei sagte sie: ‚Komm, Friedrich, zieh dich an, wir müssen beide in einen Sarg von Lindenholz schlafen gehn!‘

Nun mußte ich ihre und meine Verwandten zusammenberufen. Schließlich lag Gefahr für die Kinder vor, wenn auch ich mich zu schützen gewußt hätte. — Sie sehen also“, schloß Friedrich, „daß ich auf dem Wege der Ehe auch nicht weit mit meinem Talent gekommen bin. Ich will alles und nichts. Ich kann alles und nichts. Mein Geist ist zugleich überladen worden und leer geblieben.“

Miß Eva Burns sagte einfach: „Da haben Sie in der Tat etwas Schweres durchgemacht.“

„Ja“, sagte Friedrich, „Sie haben jedoch nur dann recht, Miß Burns, wenn Sie die Gegenwartsform an Stelle der Vergangenheitsform setzen und wenn Sie erst ganz ermessen, wodurch dieser Fall noch verwickelter wird. Die Frage ist: habe ich die Schuld an dem Verlauf, den das Gemütsleiden meiner Frau genommen hat, oder aber darf ich mich freisprechen? Ich kann nur sagen, das Verfahren über diesen Fall, wo ich selber Angeklagter, Kläger und Richter bin, ist im Gange, und es ist einstweilen keine letzte Entscheidung abzusehen.“

Finden Sie nun einen Sinn darin, Miß Burns, daß gerade mich der Atlantische Ozean nicht hat haben wollen? Oder daß ich wie ein Verrückter um mein

nacktes Dasein gekämpft habe? Daß ich einige Unglückliche, die unser Boot zum Kentern bringen wollten, mit dem Ruder über die Köpfe schlug, so daß sie lautlos und spurlos untertauchten? Ist es nicht eine Gemeinheit, daß ich mich noch immer ans Leben klammere und alles andere lieber tue, als dies gänzlich verpfuschte Dasein aufzugeben?“

Alles dieses hatte Friedrich bleich, erregt, übrigens aber im Tone leichter Konversation gesprochen. Die abgeessenen Teller hatte der Wirt schon vor längerer Zeit beiseite gebracht. Miß Eva sagte, vielleicht um eine peinliche Antwort zu umgehen: „Wir nehmen doch hier noch Kaffee, Herr Doktor?“ — „Alles, was Sie wünschen, heut oder morgen und immer, solange ich Ihnen nicht lästig bin. Aber Sie haben an mir einen tristen Gesellschafter. Es gibt nicht zum zweitenmal einen so dummen und kleinen Egoismus, wie der ist, mit dem ich behaftet bin. Denken Sie sich, meine Frau befaßt sich in der Anstalt, in der sie jetzt ist, damit, sich immerfort ihre eigene Sündhaftigkeit, Unwürdigkeit, Schlechtigkeit und Nichtigkeit zu beweisen. Weil sie so unwürdig ist, wie sie sagt, und weil ich so groß, edel und bewunderungswürdig vor ihr dastehe, deshalb muß man sie ständig bewachen, damit sie sich nicht, wie man sagt, ein Leides tut. Ist das nicht ein sehr hübsches Bewußtsein für mich, und darf ich mich da nicht wirklich stolz fühlen?“

Miß Burns aber sagte: „Ich habe gar nicht gewußt, daß in einem so kräftigen Manne, verzeihen Sie, ein so kleines, zitterndes Seelchen sitzt. Was Sie jetzt zu tun haben, ist meiner Ansicht nach nur das: nach Möglichkeit diese ganze Vergangenheit zuzudecken. Etwas Ähnliches müssen wir alle tun, um für das Leben tüchtig zu sein.“

„Nein“, sagte Friedrich, „ich bin vollkommen untüchtig. In diesem Augenblick ist mir wohl, weil ich mich



einem Menschen gegenüberbefinde, dem ich aus irgendeinem Grunde über mich reinen Wein — verzeihen Sie, euphemistisch ausgedrückt — einschenken kann.“

„Sie müßten sich konzentrieren. Sie müßten arbeiten“, sagte Miß Burns. „Sie müßten womöglich bis zur absoluten Übermüdung körperlich tätig sein.“

„Oh, meine Verehrte“, rief Friedrich, „wie überschätzen Sie mich! Arbeit? Dazu braucht man Vertrauen und Lust: beides hab' ich verloren. Und wenn ich hier sitze, in einem Lande, das durch die mächtigsten Willenskräfte des europäischen Menschen in Besitz genommen ist, so sitze ich hier — und das ist der Punkt, der die meisten Menschen von heut von den Menschen von damals unterscheidet —, weil ich Ruder und Steuer verloren habe und mein letztes bißchen Selbstbestimmung flöten gegangen ist.“

Der Kaffee kam, und Friedrich sowie Miß Burns rührten schweigend die Löffel darin.

Dann fragte Miß Burns: „Wodurch ist Ihnen denn, wie Sie sagen, Ihre Selbstbestimmung verlorengegangen?“ — „*Theridium triste*“, sagte Friedrich und gedachte plötzlich des Beispiels der Galgenspinne, das Doktor Wilhelm in bezug auf Ingigerd gebraucht hatte und das er jetzt im größeren Sinn auf das Verfahren des Schicksals anwendete. Natürlich verstand Miß Burns ihn nicht. Aber Friedrich brach ab und wollte sich, als sie ihn deshalb um Auskunft bat, nicht erklären. Und ebenso schnell und bereit zog die Dame ihre Frage zurück und sagte, sie fände es richtig und gut, wenn er von seiner mit deutschem Tiefsinn geführten Unterhaltung mehr in ihre Sphäre, die Sphäre eines oberflächlichen Menschen, überginge. An diese Bemerkungen schloß sie den Rat: wenn er auch noch so scharf mit sich ins Gericht gehe, weil er so viele verschiedene Wege nicht zu Ende gegangen sei, so müsse er doch getrost einen neuen betreten und sich womöglich auf etwas beschränken, wo-

bei Hand, Auge und Kopf gleichermaßen gefesselt wären. Mit einem Wort: er solle kommen und mit seiner alten Liebe, der Bildhauerei, einen Versuch machen. Vielleicht würde er in einigen Monaten der Meister einer Madonna aus polychromiertem Holz geworden sein.

Friedrich sagte: „Sie täuschen sich, ich bin ein Schaumschläger. Lassen Sie mir die Illusion, wonach ein großer Künstler in mir auf den Augenblick der Befreiung harret! Viel eher sollte ich vielleicht Mister Ritters Kutscher, Kammerdiener oder Geschäftsführer sein.“

Miß Eva Burns hatte ihr kleines Geldtäschchen hervorgeholt, sie litt nicht, daß Friedrich für sie bezahlte, und beide traten wieder auf die belebte Straße hinaus. Ebenso wie früher erregte das Paar, wo es erschien, Aufmerksamkeit. „Zum Donnerwetter“, sagte Friedrich, der im lärmenden Treiben der Straße wieder ein anderer geworden war, „was habe ich eigentlich alles geschwätzt, Miß Burns? Ich habe Ihre Geduld mißbraucht und Sie auf scheußliche Weise gelangweilt!“ — „O nein“, sagte sie, „an solche Gespräche bin ich gewöhnt. Ich verkehre seit vielen Jahren mit Künstlern.“ — „Damit wollen Sie hoffentlich doch nicht über meine Wahrhaftigkeit den Stab brechen, Miß Burns?“ fragte ein wenig erschrocken Friedrich. — „Nein, aber ich glaube nicht“, sagte sie ruhig und mit einer beinahe männlichen Festigkeit, „daß die Natur, wenn sie uns einmal durch etwas leiden macht, uns durch dasselbe Etwas immer wieder leiden zu machen beabsichtigt. Zwischen zwei Tage, scheint mir, ist, nicht ohne Absicht des Schöpfers, immer und überall für den Menschen die Nacht und der Schlaf gesetzt.“

„Nicht immer und überall“, meinte Friedrich und dachte daran, mit welcher Mühe er sich in den vergangenen Nächten einige Stunden Schlafs erobert hatte.

An einer Straßenkreuzung stand Miß Eva still, um eine Tramway zu erwarten, die sie wieder ins Atelier bringen sollte. „Sehen Sie das“, sagte Friedrich zu ihr und wies auf sechs vollständig gleiche Riesenplakate, die alle in schreienden Farben Mara, das Opfer der Spinne, darstellen sollten. Ein grüner Streifen war schräg über jedes Plakat geklebt, worauf man las, die Tänzerin sei bis jetzt noch durch die Folgen des Schiffbruchs am Auftreten verhindert, werde aber am morgigen Tage bei Webster und Forster sich vor dem amerikanischen Publikum zum erstenmal produzieren. Über diesen Plakaten war an derselben Brandmauer Artur Stoß in ganzer Figur, überlebensgroß, sechs- bis achtmal abgebildet.

„Die Kleine hat Mister Ritter für übermorgen früh zur Probe in ein Theater auf der Fifth Avenue geladen. Das ist doch nicht Webster und Forster!“ sagte Miß Burns. Friedrich erklärte ihr, was sich inzwischen begeben hatte. Die in Aussicht stehende Probe war dagegen für ihn selbst eine Neuigkeit. Er sagte leichthin: „Ich habe eigentlich nur Mitleid mit diesem Mädchen.“ Er schloß: „Ich hätte den innigen Wunsch, Miß Burns, Sie möchten sich dieses armen leitungslosen Geschöpfes etwas annehmen.“ — „Auf Wiedersehen, kommen Sie so bald als möglich ins Atelier arbeiten!“ sagte Miß Burns, in den Straßenbahnwagen einsteigend.

Nachdem Miß Eva Burns von dem Strome des New-Yorker Verkehrs fortgerissen worden war, hatte Friedrich seltsamerweise eine Empfindung von Verlassenheit. „Ich werde“, sagte er sich, „selbst auf die Gefahr hin, mein Mißgeschick durch Lächerlichkeit zu krönen, mich morgen in Ritters Atelier verfügen, meine Hände in den Tonkasten vergraben und mein Leben aus einem feuchten Erdenkloß gleichsam von Grund aus neu zu bilden versuchen.“

Gegen zehn Uhr am nächsten Morgen hatte Ritter

Friedrich bereits in seinem Atelier willkommen geheißen. Er erhielt einen kleinen Arbeitsraum, dessen Tür nach der Werkstatt von Miß Burns offenstand.

Friedrich nahm nun zwar zum erstenmal jenen vielbedeutenden feuchten Ton in die Hand, aus dem Götter Menschen, dafür aber auch die Menschen um so mehr Götter gebildet haben, aber er hatte schon in Rom manchem befreundeten Bildhauer auf die Finger gesehen, so daß ihm die Arbeit, zum eigenen Staunen und zur Verwunderung von Miß Burns, leicht vonstatten ging. Natürlich halfen ihm dabei auch seine anatomischen Kenntnisse. Als er drei Stunden hintereinander mit heraufgestreiften Hemdsärmeln fieberhaft tätig gewesen war und der Arm eines Muskelmenschen, in großen Zügen deutlich nachgeformt, vor ihm stand, fühlte Friedrich ein ihm völlig neues Gefühl der Befriedigung. Er hatte, solange er arbeitete, ganz vergessen, wer er war und daß er sich in New York befand. Als Willy Snyders, wie meistens auf seinem Wege von seinem Geschäft zum Lunch, unterwegs Bonifazius Ritter und die Kunst grüßte, kam es Friedrich vor, als würde er in ein ganz anderes, ihm fremdes Leben aufgeweckt und zurückgerufen. Es tat ihm leid, die Arbeit verlassen zu müssen. Er fand, daß die Mittagsmahlzeit eigentlich etwas recht Störendes sei.

Miß Burns sowohl als Willy hatten Friedrich durch Lob stolz gemacht. Als Ritter kam, wurden sie schweigsam und abwartend. Ritter, nachdem er diesen ersten Versuch des Arztes betrachtet hatte, meinte: er habe sicherlich schon öfters Ton in den Händen gehabt. Das konnte Friedrich mit gutem Gewissen verneinen. „Nun“, meinte Ritter, „dann haben Sie wirklich mit dem Material gewirtschaftet wie jemand, dem die Sache im Blute sitzt. Nach diesem ersten Versuche erscheint es mir, als ob Sie nur auf den Ton gewartet hätten und als ob der Ton nur auf Sie gewartet habe.“ Friedrich sagte:

„Wir wollen sehen!“ Er fügte hinzu: es heiße zwar, aller Anfang sei schwer, aber nach seiner Erfahrung sei es bei ihm eher umgekehrt. So gewinne er meist die erste und zweite Schach-, Skat- oder Billardpartie, während er später immer verliere. So sei ihm seine Doktorarbeit, seine erste bakteriologische, und seien ihm seine ersten medizinischen Kuren gut ausgeschlagen. Diesen Behauptungen, an denen immerhin ein Gran Wahrheit war, wollten die Künstler indessen nicht trauen, und Friedrich verließ das Atelier in einer gesünderen Laune, als ihn je eine seit Jahren überkommen hatte.

Leider schlug sie einigermaßen um, nachdem er im Klubhaus mit Ingigerd Hahlström gesprochen hatte. Das Mädchen hörte mit Anteillosigkeit, wenn nicht mit Ironie, von seiner neuen Betätigung. Ritter, Willy und Lobkowitz waren heimlich empört über ihre Bemerkungen. Sie verlangte von Friedrich, er müsse zu Webster und Forster gehn und diese Leute veranlassen, eine Anzeige, die sie bei der „Society for the Prevention of Cruelty to Children“ aus Rache gemacht hatten, zurückzuziehen. Da ihnen der Dollarwert, der in der kleinen Schiffbrüchigen steckte, durch deren neuen Vertrag mit Lilienfeld entgangen war, sollte nun wenigstens auch dem Konkurrenten ein Strich durch seine Rechnung gemacht werden. Ingigerd hatte am Morgen eine erste kleine Probe gehabt. Zur Probe des nächsten Tages hatte sich bereits ein Vertreter der „Society for the Prevention of Cruelty to Children“ angemeldet. Sie war natürlich darüber außer sich, denn erstlich wollte sie nun durchaus in New York ihr Licht leuchten lassen und im doppelten Sinne gefeiert, das heißt bedauert und bewundert sein. Ferner wollte sie das in Aussicht stehende Kapital nicht einbüßen. Wenn man sie in New York nicht auftreten ließ, so verdarb man ihr das Geschäft für Amerika.

Gegen den eisernen Willen der Kleinen war nicht anzukommen. Mit innerem Ekel, wohl oder übel, mußte Friedrich von Mittag bis Abend für den kleinen Star Läufer- und Handlangerdienste verrichten. Er lief von Webster und Forster zu Lilienfeld, von Lilienfeld zu den Anwälten Brown und Samuelson, von der Second Avenue nach der Fourth Avenue, von der Fourth Avenue nach der Fifth Avenue, um schließlich bei Mister Barry, dem Vorstand der „Society for the Prevention of Cruelty to Children“ selbst, anzuklopfen. Aber Mister Barry empfing ihn nicht.

Es war ein Glück, daß der brave Willy Snyders seinem ehemaligen Lehrer in aufopfernder Weise zur Seite blieb und ihm — er hatte sich zu diesem Zweck den Nachmittag über von seinem Bürodienst freigemacht — die Wege so viel wie möglich ebnete. Sein schnoddriger, derber Humor, seine lustigen Privatissima über New-Yorker Verhältnisse halfen Friedrich über viele unangenehme Augenblicke hinweg.

Es ist für die Besitzer der Paläste in der Fifth Avenue gut, daß ihre Ohren mit Taubheit geschlagen sind. Sonst würde keiner von ihnen zum Genuß seines Daseins gelangen. Man kann sich in Europa nicht vorstellen, von welcher Fülle von Flüchen und Verwünschungen die Umgebung der Häuser der Goulds, der Vanderbilts und anderer Nabobs verfinstert ist. Diese langweiligen Sandstein- und Marmorpalais werden angesehen wie auf Jahrmärkten Käfige wilder Tiere, oder wie man Gebäude ansehen würde, die aus den blutigen Judaspfennigen erbaut worden sind, um die, nach der Sage, ein Jünger Jesu den Meister verriet.

Dem allgemeinen Brauche gemäß erging sich denn auch Willy Snyders in höchst respektlosen Äußerungen. Ein solcher Brauch ist natürlich in einem Lande, wo es dem Bürger völlig unmöglich ist, irgend jemand für etwas anderes als seinesgleichen anzusehen, und wo

eine geheiligte Autorität, ein unterscheidender Nimbus weder für Geld noch für gute Worte zu haben ist. Es gibt dort keine Fürsten, also auch keine Geldfürsten, sondern nur solche Leute, von denen man sagt, daß sie sich durch Raub, Diebstahl und Betrug einen ungerechten Riesenanteil der allgemeinen, jahraus, jahrein fortgesetzten Dollarfischzüge gesichert hätten.

Friedrich war glücklich, als er am folgenden Morgen wieder in der Nähe des Tonkastens und bei seiner Modellierarbeit stand. Hier konnte er, leidenschaftlich mit Hand und Auge bemüht, seinen vom Lärm New Yorks brummenden Kopf austosen lassen. Er pries sich glücklich, daß er von Grund aus unpraktisch war und den grauenvollen Jahrmarkt, die ewigen Kriech-, Tanz- und Springprozessionen nach dem sakrosankten Dollar nicht mitzumachen brauchte.

Wenn ihm der Atem jenes Treibens das Kleid seiner Seele gleichsam in Fetzen riß, so spürte er, die Details des athletischen Armes nachbildend, wie der innere Heilungsprozeß in Gang geriet. Öfters kam Miß Eva herein, um zu betrachten, was er gemacht hatte, und einige Worte mit ihm zu wechseln. Das war ihm lieb; ihre kameradschaftliche Gegenwart beruhigte, ja beglückte ihn. Und das in sich Beruhende ihres Wesens erregte Friedrichs immerwährende stille Bewunderung. Als er ihr sagte, welches merkbare Quietiv ihm diese neue Arbeit sei, erklärte sie, wie sie das sehr wohl aus eigener Erfahrung gewußt habe, und meinte, wenn er nicht abspringe, sondern dabeibleibe, werde ihm die Wohltat einer solchen Arbeitsform bald noch tiefer fühlbar sein.

Für zwölf Uhr waren die Künstler von Ingigerd Hahlström zur Probe geladen. Man versammelte sich in Miß Evas Atelier mit einer gewissen Feierlichkeit. Außer Ritter und Lobkowitz waren Willy Snyders und

der zigeunerhafte Franck gekommen, der ein großes Skizzenbuch unterm Arme trug. Da der Himmel hell und die Straßen trocken waren, beschloß die kleine Gesellschaft, der sich natürlich Eva Burns angeschlossen hatte, bis ins Theater der Fifth Avenue zu Fuß zu gehn. Ritter erzählte Friedrich unterwegs, daß er sich auf Long Island ein kleines Landhaus baue; aber dieser wußte bereits mehr davon. Es war, wie Willy Snyders Friedrich verraten hatte, ein ziemlich anspruchsvoller Bau, den der junge Meister nach eigenen Plänen errichten ließ. Ritter sprach davon, wie doch die dorische Säule die natürlichste und deshalb edelste aller Säulenformen sei und in jede Umgebung von Grund aus hinein passe. Darum hatte er sie auch bei seiner Villa vielfach verwandt. Für die Innenräume waren ihm pompejanische Eindrücke teilweise maßgebend. Er hatte in seinem Hause ein Atrium. Er sprach von einer Brunnenfigur, einem Wasserspeier, den er über dem quadratischen Wasserbecken anbringen wollte. Er meinte, die Künstler seien in dieser Beziehung heute erfindungslos. Hier wären die tollsten und lustigsten Möglichkeiten. Er nannte das „Gänsemännchen“, das „Mannecken Piß“ und den „Nürnberger Tugendbrunnen“ als naive deutsche Beispiele; aus der Antike den Satyr mit dem Schlauch zu Herkulanum und anderes mehr. „Das Wasser“, sagte er, „das als bewegtes Element mit dem unbeweglichen Kunstwerk verbunden sei, könne rinnen, triefen, stürzen, sprudeln, spritzen, aufwärtsquellen oder prächtig steigen, es könne glockig zischen oder staubig umhertreiben. Aus dem Schlauche des Satyrs zu Herkulanum muß es geglückt haben.“

Während Friedrich neben dem schlanken und elegant gekleideten Bonifazius Ritter ging und in der kalten und sonnigen Luft griechische Phantasien mit ihm durchlebte, pochte sein Herz mit großer Gewalt. Es war ihm, wenn es ihm zum Bewußtsein kam, daß er, nach allem



was dazwischenlag, Ingigerd Hahlström wiederum ihren Tanz tanzen sehen sollte, als könne er diesem Eindruck nun nicht mehr gewachsen sein.

Das Theater an der Fifth Avenue war finster und leer, als Ritter und sein Gefolge eintraten. Irgendein junger Mann hatte die Herren ins Parkett geführt. Sie konnten sich hier nur vorwärtstasten. Allmählich trat, nachdem sich ihre Augen gewöhnt hatten, die nächtliche Grotte des Theaterraumes mit seinen Sitzreihen, seinen Rängen und seinem bemalten Plafond hervor. Die Finsternis, die nach Staub und Moder roch, legte sich Friedrich auf die Brust. Das ganze geräumige Gruftgewölbe hatte Vertiefungen, die wie Höhlungen für Särge wirkten und zum Teil mit bleichen Laken verhängt waren. Die Bühne war, bei aufgezogenem Vorhang, durch abgeblendete Glühlampen schwach erhellt, in einem Umkreis, der größer wurde, je mehr sich das Auge mit dem schwach verstreuten Licht zu begnügen verstand.

Die Herren, von denen noch keiner einen unbeleuchteten, leeren Theaterraum gesehen hatte, fanden sich auf irgendeine Weise beengt und beklemmt, so daß sie, ohne besonderen Grund, ihr Gespräch zum Flüstern herabdämpften. Es war kein Wunder, daß Friedrichs Herz immer ungebärdiger gegen die Rippen schlug. Aber auch der nicht leicht betretene, immer zum Sarkasmus neigende Willy Snyders rückte die Brille, riß, wie man sagt, Mund und Nase auf, so daß sein schwarzer japanischer Kopf mit diesem Ausdruck der Selbstvergessenheit, als ihn Friedrich streifte, einen herausfordernd komischen Eindruck machte.

Als nach einer Anzahl spannungsvoller Minuten sich nichts veränderte, wollten die Künstler eben damit beginnen, ihre Seelen durch Fragen zu entlasten, als plötzlich die Ruhe durch ein Getrampel unterbrochen und der Bühnenraum vom Lärm einer lauten, etwas gepreßten, keineswegs melodischen Männerstimme er-

schüttert wurde. Schließlich erkannte man den Impresario Lilienfeld, im Paletot, den hohen Hut in den Nacken geschoben, heftig scheltend und mit einem spanischen Rohre fuchtelnd. Diese Entdeckung löste bei den Künstlern einen unwiderstehlichen, nur mit Mühe in den gebotenen Grenzen zu haltenden Lachkrampf aus.

Lilienfeld brüllte. Er rief nach dem Hausmeister. Irgendein Reinmacheweib, das ihm auf der sonst verödeten Bühne in den Wurf gekommen war, wurde von ihm auf geradezu schreckliche Weise niedergedonnert. Wo war der Teppich? Wo war die Musik? Wo war der Lümmel von einem Beleuchter, den man ausdrücklich auf zwölf Uhr bestellt hatte. Das Fräulein, hieß es, stehe hinten im Gang und könne nicht in die Garderobe hinein. Eine Stimme aus dem Parkett, die des jungen Mannes, der die Künstler hereingeleitet hatte, suchte sich mehrmals durch ein schüchternes „Herr Direktor, Herr Direktor!“ bemerklich zu machen. Endlich hatte Lilienfeld, mit der Hand am Ohr an die Rampe tretend, den Laut dieser Stimme aufgefaßt. Sofort ergoß sich über den jungen Mann das einen Augenblick gestaute, jetzt verdoppelte Donnerwetter. Der Beleuchter kam und wurde nun ebenfalls angeranzt. Drei Leute mit Tamtam, Becken und Flöte wurden von einem Herrn im Zylinder hereingeschoben. „Wo ist die Blume? Die Blume! Die Blume!“ schrie Lilienfeld jetzt in das Gruftgewölbe hinein, wo ihm ein zages „Ja, ich weiß nicht“ von irgendwoher antwortete. Nun verschwand er, immer „Wo ist die Blume? Wo ist die Blume?“ rufend. „Wo ist die Blume? die Blume! die Blume!“ drang es in endlosen Echos bald näher, bald ferner, bald von oben, bald von der Seite, bald von der Bühne, bald aus der letzten Parkettreihe den Künstlern ans Ohr. Ein Umstand, der ihre Heiterkeit noch mehr anregte.

Es wurde nun eine sonderbare, große, rote Papier-

blume bei etwas verstärktem Licht auf die Bühne gebracht. Lilienfeld, der befriedigter wiederkam, war im Gespräch mit den Musikanten begriffen. Er erkundigte sich, ob sie den verlangten Tanz studiert hätten, und schärfte ihnen den Rhythmus ein. Er wünschte alsdann zu hören, was sie zu leisten vermöchten, erhob seinen Rohrstock wie einen Taktstock und sagte befehlend: „Well, begin!“

So begannen denn nun die Musikanten auch in der Neuen Welt jenen aufreizenden Rhythmus, jene teils dumpfe, teils kreischende Barbarenmusik, die Friedrich schon in der Alten Welt verfolgt hatte. Er dankte dem Himmel dafür, daß die Dunkelheit seine Erregung verbergen half. Bis hierher war er durch immer dieselben Klänge gelockt, verleitet oder geleitet worden. Welche Absicht hatte dieser sonderbare Ariel nun mit ihm, und in wessen Auftrag handelte er, als er sein Opfer nicht nur mit inneren Stürmen aufregte, sondern es in einem wirklichen, furchtbaren Sturm auf hoher See beinahe zugrunde gehen ließ? Warum hatte er ihm die Stacheln dieser Musik ins Fleisch, ihre unzerreißlichen Schlingen um Nacken und Glieder geworfen, und wie kam es, daß sie durchaus ungeschwächt mit ihrer eigensinnigen Teufelei hier wieder einsetzte?

Er schlug nicht um sich, er rannte nicht fort und war doch nahe daran, beides zu tun. Es war ihm, als wäre sein Kopf dick in dicke Segelleinwand eingewickelt und als müßte er endlich die aufgezwungene Blindheit loswerden und seinem bizarren und grotesken Gegner — Ariel oder Kaliban — ins Auge sehn.

Es ist unzweifelhaft, dachte Friedrich, während die Musik ihn quälte und aufreizte, daß die Menschen immer wieder den Wahnsinn suchen und dem Wahnsinn ergeben sind. Und war nicht Wahnwitz bei denen der Anführer, die zuerst das Unmögliche möglich machten und über die Ozeane gingen, obgleich sie nicht Fisch

noch Vogel waren. Es gibt in Skagen in Dänemark im Speisesaal eines kleinen Gasthofes eine Sehenswürdigkeit. Dort sind die bemalten Galionsfiguren untergegangener Schiffe, mit deren Trümmern sie gelegentlich an Land kamen, aufgestellt. All diese hölzernen Leute, Herren und Damen, mit den bemalten Gesichtern und Kleidern, hat unverkennbar die Hand des Wahnsinns berührt. Sie blicken alle nach oben und in die Weite, irgendwohin, wo sie etwas hinter allem zu sehen scheinen, und schnoppeln mit ihren Nasen nach Gold oder nach den Gerüchen fremder Gewürze in die Luft. Alle haben sie irgendwie ein Geheimnis entdeckt und den Fuß von der heimischen Erde in die Luft gesetzt, um dort Illusionen und Phantasmagorien und der Entdeckung neuer Geheimnisse im Pfadlosen nachzugehen. Von solchen ist das Dorado entdeckt worden. Solche führten Millionen und Millionen von Menschen in den Untergang.

Und Ingigerd Hahlström wurde Friedrich jetzt wirklich zur verführerischen und ekstatischen Galionsfigur, während er sie kurz vorher zur bemalten Madonna aus Holz gemacht hatte. Er sah sie jetzt über dem Wasser an der Spitze eines gespenstischen Segelschiffs, schwannhaft vorgebauscht, mit offenem Mund und weit-aufgerissenen Augen, während ihr gelbes Haar zu beiden Seiten der Schläfen lotrecht herniederfloß.

Da verstummte der Lärm der Musik, und Ingigerd war auf die Bühne getreten.

Sie hatte einen blauen langen Theatermantel umgenommen, unter dem sie bereits im Kostüm ihrer Rolle war. Sie sagte sehr trocken: „Lieber Direktor, ich glaube, daß es ein bißchen dumm ist, meine Nummer ‚Marä oder das Opfer der Spinne‘ in ‚Oberons Rache‘ umzuändern.“ — „Meine Liebe“, sagte Lilienfeld ärgerlich, „überlassen Sie das um Gottes willen mir, ich kenne das hiesige Publikum! Fangen wir an, meine Liebe! Es

eilt“, schloß der Mann, und indem er laut in die Hände klatschte, rief er den Musikanten zu: „Forwards! Forwards! Ohne Umstände!“

Wieder begann die Musik, und gleich darauf tanzte Mara herein. Sie glich einer nackten Elfe, die sich schwebend umherbewegte. Wie sie in weiten Kreisen um die noch ungesehene Blume flog, schien sie dann wieder in ihrem golddurchwirkten, durchsichtigen Schleier ein fabelhafter exotischer Schmetterling. Willy Snyders nannte sie eine Wasserjungfer, Ritter eine Phaläne. Maler Franck hatte sich mit den Augen an der verwandelten Ingigerd festgesaugt.

Jetzt nun kam jener Augenblick, wo das Mädchen mit traumwandlerisch geschlossenen Lidern die Blume zu suchen begann. In diesem Suchen lag Unschuld und Lüsternheit. Es trat dabei jenes unendlich feine Zittern hervor, das man in der schwülen Erotik der Nachtfalter beobachtet. Endlich hatte sie an der Blume gerochen und, wie an ihrer jähen Erstarrung zu merken war, die dicke Spinne darauf erblickt.

Wie Friedrich bekannt war, pflegte Ingigerd das Entsetzen, die Schreckenslähmung und die Flucht nicht immer auf gleiche Weise darzustellen. Heut bewunderten alle den Wechsel des Ausdrucks auf dem süßen Antlitz der Tänzerin, das von Widerwillen, Ekel, Entsetzen und Grausen nacheinander bewegt und entstellt wurde. Sie flog, wie geblasen, bis in den äußersten Lichtkreis zurück.

Die neue Phase des Tanzes begann: jene, in der das Mädchen die Spinne für harmlos hielt und sich wegen der überstandenen Ängste auslachte. Dies alles war von unnachahmlicher Grazie, Unschuld und Lustigkeit. Als nun nach einem Zustand wohliger Ruhe das Spiel mit den imaginierten Spinnefäden seinen Anfang nahm, kreischte eine Parkettür, und ein stattlicher Greis ward hereingeführt. Er trug den Zylinder in der Hand, das

scharfgeprägte Gesicht war bartlos, die ganze Erscheinung zeigte den Gentleman. Der junge Mann, der den Fremden geleitet hatte, stürzte davon, und der Gentleman, ohne nach vorn zu kommen, hatte sich, wo er war, auf einem Parkettsitz Platz geschafft. Aber Lilienfeld erschien, und indem er sich um den ehrfurchtgebietenden alten Yankee, gewandt wie ein Ohrwurm, herumbewegte, suchte er ihn zu veranlassen, in der vordersten Reihe Platz zu nehmen.

Der Herr, Mister Barry, Präsident der „Society for the Prevention of Cruelty to Children“ und vieler anderer Organisationen, winkte ab und vertiefte sich in die Vorstellung. Ingigerd war indessen durch das Quarren der Parkettür, die Ankunft des neuen Zuschauers und das Brummeln ihres Impresarios bei der Begrüßung aus dem Konzept gebracht worden. „Vorwärts, vorwärts!“ rief Lilienfeld. Die Kleine aber trat an die Rampe und sagte geärgert: „Was ist denn los?“ — „Gar nichts, durchaus nichts, meine Verehrte“, beteuerte der Direktor voll Ungeduld. Ingigerd rief nach Doktor von Kammacher. Friedrich erschrak, als er seinen Namen erschallen hörte. Es war ihm peinlich, zu Ingigerd an die Rampe zu gehn. Sie beugte sich nieder und trug ihm auf, dem Pavian von der Society auf den Zahn zu fühlen und ihn zu ihren Gunsten zu bearbeiten. Sie sagte: „Wenn ich nicht öffentlich auftreten darf, so springe ich von der Brooklynbrücke, und man kann mich mit der Angel dort suchen, wo mein Vater ist.“

Als Ingigerd unter Zuckungen, erdrosselt von den Fäden der Spinne, scheinbar ihr Leben, in Wahrheit ihren Tanz beendet hatte, ward Friedrich Mr. Barry vorgestellt. Der alte reckenhafte Nachkomme der Pilgerväter, die mit der „Mayflower“ gelandet waren, musterte Friedrich mit einem Blick, der feindlich wie der einer Katze schillerte und für den, wie es schien, Dunkelheit nicht vorhanden war. Barry sprach ruhig,



aber was er sagte, hatte nicht gerade den Anschein, als ob ein tolerantes Verhalten von ihm zu erwarten wäre. „Das Mädchen“, sagte er nach einigen Auseinandersetzungen Lilienfelds, „ist bereits von ihrem gewissenlosen Vater zu verwerflichen Zwecken mißbraucht worden.“ Er äußerte ferner: „Die Erziehung des Kindes ist vernachlässigt; offenbar hat man ihm nicht einmal die geläufigsten Begriffe von Scham und Anstand beigebracht.“ Er setzte hinzu, mit einer Kälte und einem Hochmut, die jede Gegenerklärung entkräfteten, daß leider zur Verhinderung solcher widerlichen, das öffentliche Sittlichkeitsgefühl so gröblich verletzenden Schaustellungen noch immer kein Gesetz vorhanden sei. Einwände Lilienfelds schien er nicht aufzufassen.

Sein mangelhaftes Englisch erschwerte es Friedrich, einzugreifen. Dennoch hatte er den Zwang, unter dem Ingigerd sich befand, ihr Brot zu verdienen, zu betonen gewagt, woraufhin er aber sogleich mit der kalten Frage: „Sind Sie der Bruder des Mädchens?“ zum Schweigen gebracht wurde.

Der Präsident der Society hatte den Raum verlassen, und Lilienfeld tobte mit wilden Verwünschungen wider die niederträchtige Heuchelei dieser Yankees und Puritaner. Er hatte die ganz bestimmte Ahnung, daß ein Verbot, öffentlich aufzutreten, an Ingigerd Hahlström ergehen werde. Diese verwünschte Suppe hatten ihm Webster und Forster eingebrockt. Ingigerd weinte, als Friedrich sie in der Garderobe abholen wollte, und erging sich in wütender Heftigkeit. „Das habe ich niemand als Ihnen zu verdanken“, sagte sie, „warum konnten Sie mich denn nicht, wie Stoß mir riet und wie jeder mir riet, am ersten Tage auftreten lassen?“

Friedrich war angeekelt. Mr. Barrys Erscheinung hatte ihm die Gestalt seines Vaters ins Gedächtnis gerufen. Wenngleich er seine Ansichten niemals in der Form von Mr. Barry geäußert und betätigt haben würde, so

waren sie denen des Yankees doch verwandt, ja in Friedrichs eigner Seele war vieles ungetilgt geblieben, was Geburt und Erziehung gepflanzt hatten.

Der zigeunerhafte Franck stürzte herein und gebärdete sich wie ein Unsinniger. Seine Begeisterung, die Ingigerds Laune ein wenig verbesserte, war von der stammelnden, nach Worten ringenden Art. Friedrich sah den Maler mit Widerwillen und erschrak, als er bei ihm die Zeichen der eigenen Besessenheit wiedererkannte. Ingigerd überließ dem Maler die Hand, die er mit wilden Küssen bedeckte, und diese leidenschaftlichen Küsse erstreckten sich von dem Handgelenk auf den Unterarm, was dem Mädchen natürlich und in der Ordnung schien.

Ingigerd wünschte, daß Friedrich nochmals zu Präsident Barry persönlich hingehe, um ihn mit Bitten oder Drohungen, Zwang oder Geld zu beeinflussen. Ein solcher Versuch war, wie Friedrich wußte, aussichtslos. Da weinte sie und erklärte, sie hätte nur Freunde, die sie ausnützten. Warum war Achleitner nicht mehr da? Warum mußte gerade er und nicht dieser und jener andere sein Leben einbüßen? Achleitner war ihr wirklicher Freund, einer, der in der Welt Bescheid wußte und zugleich reich und uneigennützig war.

Schon am nächsten Tage war das Verbot, aufzutreten, wirklich an Ingigerd Hahlström gelangt. Das Mädchen gebärdete sich wie unsinnig. Lilienfeld indessen erklärte, jetzt sei der Augenblick da, die Sache beim Mayor von New York anhängig zu machen. Zugleich eröffnete er Ingigerd, sie müsse das Klubhaus verlassen, wenn sie nicht Internierung in irgendein Waisenhaus gewärtigen wolle. Lilienfeld bot ihr — er war verheiratet, aber kinderlos — Asyl im eigenen Hause an; wohl oder übel mußte sie einwilligen.

Als am Morgen nach der Übersiedelung Ingigerds



Friedrich in einem neuen, von Miß Eva Burns beschafften Rohleinwandkittel hinter seiner Modellierarbeit stand, hatte er ein Gefühl der Erleichterung.

Meister Ritter hatte Miß Eva Burns gegenüber Neigung geäußert, das tanzende Mädchen zu modellieren. Aber Friedrich brachte es nur zu einer etwas mühsamen Zustimmung. „Sehen Sie, Miß Eva“, sagte er, „eigentlich bin ich der letzte, der es verhindern will, wo irgend etwas von schönen Dingen entstehen soll. Aber ich bin nur Mensch, und wenn der Meister die Kleine als Aktmodell benutzt, so ist es mit meiner Seelenruhe zu Ende.“ Miß Eva lachte. „Sie haben gut lachen“, sagte er, „aber ich bin ein Rekonvaleszent, und Rezidive sind lebensgefährlich.“

Es vergingen acht Tage, in denen Friedrich einen wunderlichen und noch keineswegs sieghaften Kampf durchmachte. Täglich arbeitete er im Atelier; Miß Burns war seine Vertraute geworden. Sie wußte nun durch ihn selbst, was ihr auch früher nicht verborgen gewesen war, daß er in Banden Ingigerds schmachtete. Sie wurde seine Kameradin und seine Beraterin, ohne sich jemals anders als aufgefordert in die Wirrungen seines Innern einzumischen. Friedrich hatte ihr seinen Entschluß, von Ingigerd freizukommen, mitgeteilt. Jedesmal wenn er bei dem Mädchen gewesen war, sagte er, daß er sich indigniert und gelangweilt gefühlt habe. Er war dann fest entschlossen, nicht mehr zu ihr zurückzugehen: ein Vorsatz, der oft schon einige Stunden später gebrochen wurde. Bei Miß Evas unendlicher Langmut brauchte Friedrich das Thema Ingigerd niemals abzusetzen. Die Seele des Mädchens wurde von innen nach außen und von außen wieder nach innen gewendet, ihr Inhalt wurde hundertmal durchgeworfelt und nach Gold oder Weizenkörnern durchgesiebt.

Eines Tages hatte das Mädchen zu Friedrich gesagt: „Nimm mich, entführe mich, mache mit mir, was du

willst!“ Sie hatte ihn aufgefordert, streng, ja grausam mit ihr zu sein. „Sperr mich ein“, sagte sie, „ich will außer dir keine Männer mehr sehen.“ Ein andermal hatte sie bittend geäußert: „Ich will gut werden, Friedrich, mache mich gut!“ Aber am nächsten Tage hatte sie ihren Beschützer und Freund schon wieder in die Zwangslage versetzt, sich mit unverzeihlichen Handlungen abzufinden.

Tatsache war, daß sie bereits eine Anzahl Männer für sich laufen, rennen, Geschäfte abwickeln, denken und zahlen ließ.

Wovon Friedrich sich nicht entwöhnen konnte, das war diese zerbrechliche, blonde und süße Körperlichkeit. Und doch war er entschlossen, sich loszumachen. Eines Tages kam Ingigerd, um Miß Eva für ein Porträt zu sitzen. Auch Friedrich rückte einen Drehstuhl heran. Es war nicht ohne weiteres abzusehen, warum Miß Burns diese Sitzungen arrangiert hatte; tatsächlich aber hatte das strenge und sehr genaue Studium, das nun auch Friedrich den Zügen seines Idols widmete, eine sonderbare Wirkung auf ihn.

Die Flächen der Stirn, die Augenbogen, die Lage der Augen selbst, die Biegung der Schläfe, die Form und der verkrüppelte Ansatz des Ohrs, die messerrückenschmale Nase, ihre Flügel, die etwas ältliche nasolabiale Falte, der Kniff in den Mundwinkeln, das schöne, doch auch brutale Kinn, der eigentlich wirklich unschöne Hals mit der wäscherinnenhaften Halsgrube, alles das prägte sich ihm so nüchtern ein, daß jede verschönende Kraft erlosch. Vielleicht wußte Miß Eva Burns, was es mit einer so strengen, anhaltend folgerichtigen Betrachtung eines Modells auf sich hat.

Die langen Sitzungen, denen Ingigerd sich aus Eitelkeit unterwarf, zeigten überdies das Enge, Tüftelige ihres Charakters. Mit Bewunderung für Miß Eva Burns empfand Friedrich das ewig Zurückgebliebene, Inkomplette

seines Modells mit erschreckender Deutlichkeit. Einst hatte sie einen Brief aus Paris von der Mutter mitgebracht. Sie las ihn vor, und es war, als wenn sie indes am Pranger stünde.

Der Brief der Mutter war streng, ernst, sorgenvoll, aber nicht ohne Liebe. Das trübe Ende des Vaters wurde darin mit Anteil erwähnt und Ingigerd nach Paris eingeladen. Die Mutter schrieb: „Ich bin nicht reich, Du wirst bei mir arbeiten müssen, Mädchen, aber ich werde mich bemühen, Dir in jeder Beziehung eine Mutter zu sein, wenn“ — und nun kam der Nachsatz —, „wenn Du Dir vornimmst, Deinen Lebenswandel zu bessern.“

Die Glossen, die das Mädchen zu diesen Äußerungen der Mutter machte, waren von einer dummen und wilden Gehässigkeit. „Ich soll zu ihr kommen und in mich gehen“, äffte sie nach, „weil mich der liebe Gott so wunderbarlich gerettet hat. Jawohl, Mama soll erst in sich gehen! So blöd werd' ich sein! Ich werde nicht Schneiderin. Fortwährend von Mama schurigeln lassen. Um mich ist mir nicht bange, wenn ich bloß nicht unter jemandes Fuchtel bin.“ Und so ging es fort, in einer Weise, die vor den häßlichsten Intimitäten in der Lebensführung der Eltern nicht zurückschreckte.

Für den fünfundzwanzigsten Februar war auf Betreiben Lilienfelds und seiner Anwälte ein Termin vor dem Mayor von New York in der City-Hall anberaumt worden, der über Aufhebung oder Aufrechterhaltung des Verbots, Ingigerd Hahlström und ihr öffentliches Erscheinen angehend, entscheiden sollte. Ingigerd, durch Frau Lilienfeld smart gekleidet, wurde in eine Droschke gepackt und in Begleitung der Dame, die sie chaperonierte, nach der City-Hall gebracht. Friedrich und Lilienfeld waren vorangefahren. „Die Lage ist die“, erklärte Lilienfeld während der Fahrt durch das graue, finstere und kalte New York, „daß New York augen-

blicklich in den Händen der Tammany-Society ist. Die Republikaner sind bei den letzten Wahlen durchgefallen. Ilroy, der Mayor, ist ein Tammany-Mann. Der Kutscher wird möglicherweise bei Tammany-Hall vorbeifahren, und ich werde Ihnen den Sitz dieser furchtbar einflußreichen Gesellschaft zeigen, die den Tiger im Wappen führt. Der Name Tammany stammt von einem indianischen Seher Tamenund. Die Parteiführer haben läppische indianische Namen und Titel. Das Wappen wird nicht Wappen, sondern Totem genannt. Aber lassen Sie sich durch diese Indianerromantik nicht täuschen. Diese Leute sind nüchtern. Der Tammany-Tiger ist ein Tier im großen New-Yorker Schafstall, mit dem nicht zu spaßen ist.

Wir dürfen übrigens annehmen“, fuhr der Direktor fort, „den Tammany-Tiger, und also den Bürgermeister, in Sachen der Kleinen für uns zu haben, obgleich das nicht absolut sicher ist. Mister Barry ist jedenfalls Republikaner und ein Todfeind von Tammany-Hall. Dagegen würde Ilroy, der Mayor, mit allergrößtem Vergnügen ihm und der ‚Society for the Prevention of Cruelty to Children‘, dieser blödsinnigen Institution, eins auswischen. Aber seine Amtszeit läuft ab, und er möchte gern wiedergewählt werden, was nur bei einigen Konzessionen an die Republikaner wahrscheinlich ist. Nun, wir wollen sehen! Wir müssen abwarten.“

Man war im City-Hall-Park vor der City-Hall angekommen, einem Marmorbau mit Glockenturm und einem Säulenportikus. Unter diesem Portikus mußte man auf die Ankunft der Damen warten.

Im Hin- und Herschreiten fühlte sich Friedrich plötzlich am Rocke gezupft. Er wandte sich und erblickte ein modisch vermummtes kleines Mädchen, in dem er sofort Ella Liebling erkannte. „Ella, Mädchel, wo kommst du her?“ fragte er. Sie knickste und sagte, daß sie mit Rosa spazierengehe. In der Tat stand das Dienst-

mädchen an den Stufen der City-Hall und grüßte mit: „Guten Morgen, Herr Doktor!“ Friedrich stellte Ella Herrn Lilienfeld als eine kleine Schiffbrüchige vor. „Guten Morgen, mein Kind“, sagte Lilienfeld, „also ist es wirklich wahr, daß du bei dem schauerlichen Schiffuntergang auch gewesen bist?“ Keck und frisch und mit einem kindlich koketten Stolz gewürzt kam die Antwort zurück: „Jawohl, und ich habe dabei einen Bruder verloren.“ — „Ach, armes Kind!“ sagte Lilienfeld, aber schon zerstreut, denn er dachte an den Speech, den er vielleicht vor dem Mayor zu halten gezwungen war. „Entschuldigen Sie“, sagte er plötzlich zu Friedrich, indem er sich einige Schritte entfernte und ein Blatt mit Notizen zu hastigem Studium aus der Brusttasche nahm. Ella rief: „Meine Mama war auch schon tot und ist wieder lebendig geworden!“ — „Wieso, wieso?“ fragte Lilienfeld, unter der goldenen Brille herüberglotzend. Friedrich erklärte ihm, daß Wiederbelebungsversuche der Mutter das Leben gerettet hätten. Er fügte hinzu: „Wenn es mit rechten Dingen zuginge, so müßte dieses simple bäurische Dienstmädchen dort“ — er wies auf Rosa — „mehr als dereinst der selige Lafayette, der Held zweier Welten, gefeiert werden. Sie hat Wunder getan. Sie hat immer nur an ihre Herrschaft, an uns andere und nie an sich selbst gedacht.“ Friedrich ging, um das Dienstmädchen zu begrüßen.

Als er sie nach Frau Liebling fragte, wurde Rosa wie eine Päonie. Der gnädigen Frau ginge es wohl recht gut, meinte sie. Danach brach sie in Tränen aus, weil sie sich an den kleinen Siegfried erinnerte. Alle Formalitäten der Beerdigung waren durch sie und einen Konsularagenten erledigt worden, und sie allein war dabei gewesen, als man die kleine Leiche auf dem israelitischen Friedhof begrub.

Nun trat ein ordentlich gekleideter Mensch heran, in dem Friedrich erst ganz aus der Nähe Bulke, den

Diener des Artisten, erkannte. Er sagte: „Herr Doktor, meine Braut kommt von der Geschichte nicht los. Könnten Sie meiner Braut nicht mal sagen, Herr Doktor, daß sich das nicht gehört und daß man von so einer Geschichte loskommen muß. Schlimmer könnt's ja nicht sein, wenn sie einen eignen Jungen verloren hätte!“ — „Wenn Sie sich verlobt haben, Herr Bulke, so kann man sich nur freuen für Sie und muß Ihnen aufrichtig gratulieren.“ Bulke dankte und erklärte: „Sobald ich von meinem Herrn und sie von ihrer Dame fort kann, gehen wir nach Europa zurück. Bevor ich meine Zeit bei der königlichen Marine abmachen mußte, bin ich nämlich Schlächter gewesen. Nun schreibt mir mein Bruder aus Bremen von einem kleinen Schiffsproviantgeschäft, das zu haben ist. Man hat sich ja endlich auch was erspart, warum soll man's nicht schließlich mal so versuchen. Immer für fremde Leute arbeiten kann man doch nicht.“ — „Ich bin ganz Ihrer Ansicht“, warf Friedrich ein, während sich plötzlich der Adlatus des Kunstschützen von Rosa mit den Worten: „Die gnädige Frau!“ empfahl.

Frau Liebling kam an der Seite eines dunkelbärtigen Herrn durch die Anlagen. Der Aufzug, in dem sie war und der für die Gattin eines russischen Großfürsten standesgemäß gewesen wäre, bewies, daß die reizvolle Frau inzwischen Gelegenheit gefunden hatte, den Verlust ihrer Garderobe zu ersetzen. Friedrich küßte der Dame die Hand und gedachte des Leberflecks unter der linken Brust und einiger anderen Merkmale des schönen Frauenleibes, den er mit so rücksichtsloser Mechanik allmählich wieder zu atmen gezwungen hatte. Er wurde dem schwarzen und eleganten Herrn vorgestellt, der ihn zugleich lauernd und abweisend musterte. Seltsam, dachte Friedrich, dieser Mikrocephale sollte eigentlich wissen, was er mir schuldig ist. Da schwitzt man, macht im Schweiß seines Angesichts Tote lebendig, fühlt sich

als hochmoralisches Werkzeug der Vorsehung und hat schließlich für das Spezialvergnügen eines Lebemannes gearbeitet.

Frau Liebling war entzückt von Amerika. Sie rief: „Was sagen Sie zu den New-Yorker Hotels? Ich wohne im Waldorf-Astoria. Sind sie nicht großartig? Ich bewohne vier Zimmer nach vorn heraus. Die Ruhe! der Luxus! die schönen Bilder! Wie in Tausendundeiner Nacht fühlt man sich! Lieber Doktor, das Restaurant Delmonico müssen Sie unbedingt mal besuchen! Was sind dagegen Berliner und selbst Pariser Verhältnisse? Ein solches Restaurant, solche Hotels finden Sie in Europa nicht.“ Friedrich meinte verblüfft, das wäre wohl möglich. — „Waren Sie schon im Metropolitan Opera-House?“ So und ähnlich setzte Frau Liebling, ohne Friedrich besonders zum Sprechen anzuregen, mit Fragen, die sie sich selbst beantwortete, eine Weile die Unterhaltung fort. Friedrich dachte an Rosa und Siegfried und hatte Zeit, immer wieder die nagelneuen Lackschuhe, die Bügelfalte, die Berlocks, die Brillantknöpfe, das mächtige Atlasplastron, das Monokel, den Zylinder und den kostbaren Pelzrock des kurzneckig südländischen Dandys zu mustern, den die Dame mit Signor Soundso vorgestellt hatte.

„Was haben Sie denn mit unserm berühmten Tenor vom Metropolitan Opera-House zu tun?“ fragte Lilienfeld, als Friedrich unter dem Portikus wieder erschien.

Die ganze Begegnung hatte ihm die Tragikomödie des Daseins so vor die Seele gestellt, daß er jetzt eine peinliche Gegenwart weniger wichtig zu nehmen fähig ward. Das Cab mit den Damen fuhr vor, und zugleich trat ein halbes Dutzend Journalisten in die Vorhalle, von denen, wie Friedrich nicht ohne Überraschung bemerkte, die meisten mit Ingigerd, der sie die Hand drückten, auf einem zwanglosen Fuße standen. Sie sah

sehr niedlich und kindlich aus und wurde samt Frau Lilienfeld, als nun auch Herr Samuelson gekommen war, von einer ziemlich zahlreichen Leibwache in das hohe, holzgetäfelte, mit Bogenfenstern versehene Sitzungszimmer der City-Hall hinaufgeleitet. An einem langen Tisch hatte bereits, und zwar neben dem leeren Präsidentenstuhl des Mayors von New York, die hohe Gestalt Mr. Barrys Platz genommen. Er hielt sein Augenglas in der Hand und blätterte manchmal in seinen Papieren. Herr Samuelson und Lilienfeld nahmen ihm gegenüber Platz. Der übrige Raum um den Tisch wurde von der Presse und sonstigen Interessenten eingenommen. Unter diesen war Friedrich, die äußerst repräsentative Gattin Lilienfelds und Ingigerd, das Objekt der Verhandlung.

Nun kam der Mayor, ein Ire, aus einer Flügeltür, die sich nah hinter seinem Stuhle öffnete. Er war ein verschlagen und verlegen lächelnder Mann, der zwar nicht jedermann freundlich grüßte, aber doch mit einem Anflug höflicher Güte anblickte. Jemand flüsterte Friedrich zu: „Die Sache des Fräuleins steht gut, der Mayor wird dem alten Heuchler Barry eins auswischen.“ In der Tat war der Mayor gegen seinen Nachbar zur Rechten von einer nichts Gutes weissagenden Herzlichkeit.

Es trat Stille ein. Mr. Barry wurde das Wort erteilt.

Der alte Mann erhob sich mit dem Ernst und jener unabhängigen Sicherheit, die für gewöhnlich nur dem bedeutenden Staatsmann eignet. Friedrich konnte die Augen nicht von ihm wenden. Fast tat es ihm leid, daß der Erfolg seiner Rede schon im vorhinein vernichtet sein sollte.

Mr. Barry entwickelte zunächst in klarer Form die Zwecke seiner Society. Er führte eine Anzahl von Fällen an, wo Kinder im Dienste der Industrie, des Handels, des Handwerks oder des Theaters mißbraucht worden



und zu Schaden gekommen waren. — Hier flüsterte jemand Friedrich ins Ohr: „Er kann sich an seiner Nase ziehen! Der Alte ist nämlich ein Wall-Street-Mann, der in seinen Fabriken zahllose Kinder beschäftigt und überhaupt einer der rücksichtslosesten Ausbeuter ist!“ — Diese Mißstände hätten, wie Mr. Barry erklärte, die Gründung der „Society for the Prevention of Cruelty to Children“ notwendig gemacht.

Die Gesellschaft, fuhr Barry fort, mache es sich indes zur Pflicht, nur in wirklich erwiesenen Notfällen einzugreifen. Der schwebende sei ein solcher Fall.

Seit einigen Jahren werde New York von einer besonderen Sorte von Freibeutern — er sagte mit scharfer Betonung „freebooters“ — überschwemmt. Das hänge mit der zunehmenden Glaubenslosigkeit, dem steigenden Mangel an Religion und der damit verknüpften Sucht nach äußerlichen Zerstreuungen und Vergnügungen zusammen. Die steigende Unmoral und allgemeine Verderbnis sei der Wind, der die Segel solcher Piraten fülle. Aber die Seuche dieser Verderbnis sei nicht etwa in diesem Lande entstanden, sondern sie werde aus den Lasterwinkeln der großen europäischen Städte, London, Paris, Berlin, Wien, eingeschleppt. Der Seuche müsse man Einhalt tun und zu diesem Behuf eben den Freibeutern, die sie nährten und immer wieder einschleppten, Halt gebieten.

„Sie sind keine guten amerikanischen Bürger, überhaupt keine Bürger, they are not citizens! Deshalb“, sagte Mr. Barry, jedes Wort mit harter Korrektheit aussprechend —, „deshalb ist es ihnen auch gleichgültig, wenn unsere Religion, unsere Sitte, unsere Moral verwüstet wird. Diese Raubvögel sind skrupellos, und wenn sie die Kröpfe gehörig voll haben, so verschwinden sie über den Ozean in ihre gesicherten europäischen Horste. Die Zeit ist gekommen, wo auch in dieser Beziehung

der Amerikaner sich auf sich selbst besinnen und solche Schmarotzerinvasionen zurückweisen muß.“

Während der alte Jingo mit fester Stirn diese schneidenden Worte sprach, wurde Friedrich nicht müde, jede Bewegung seines harten und edlen Greisengesichtes zu beobachten. Es war sonderbar, wie der Ausdruck des Sprechers, als er von den räuberischen Vögeln redete, ihn selbst einem Geier ähnlich machte. Er stand mit dem Rücken den Fenstern zugekehrt, jedoch mit seitlicher Wendung des Kopfes, und Friedrich kam es vor, als ob bei den Worten von den gefüllten Kröpfen sein graublaues Auge zu einem weißlichen Glanz erblichen wäre.

Barry kam nun auf Ingigerd: „Es war ein großer Schiffbruch durch Gottes Ratschluß verhängt worden. Ein Vorfall, ganz dazu angetan, den Menschen nahezu legen, in sich zu gehen.“ Der Redner brach ab und erklärte für unnütz, sich näher darüber auszulassen, weil denen, die ein solches Strafgericht nicht von sich aus zu würdigen wüßten, doch nicht zu helfen sei. Dann fuhr er fort: „Ich stelle den Antrag, das gerettete Mädchen, von dem nicht erwiesen ist, ob es das sechzehnte Jahr schon erreicht hat, einem Hospital zu überweisen und die Schifffahrtsgesellschaft zu veranlassen, daß es sobald wie möglich nach Europa zurücktransportiert und seiner Mutter, die in Paris lebt, übergeben werde. Das Mädchen ist krank, ist unentwickelt und gehört in die Hände des Arztes sowie unter Vormundschaft. Man hat es zu einem Tanz abgerichtet. Es verfällt hierbei in einen Zustand, der epileptischen Krämpfen nicht unähnlich ist. Es wird starr wie Holz. Die Augen quellen ihm aus dem Kopfe. Es zupft mit den Fingern Watte. Schließlich ist es ohnmächtig und weiß nichts von sich. Solche Dinge gehören hinter die Wände des Krankenzimmers, unter die Augen des Arztes und der Wärterin. Solche Dinge gehören nicht auf das Theater. Es wäre

empörend, es würde eine Herausforderung der öffentlichen Meinung sein, wollte man diese Interna eines Spitals auf dem Theater vorführen. Dagegen protestiere ich, im Namen des guten Geschmacks, im Namen der öffentlichen Moral und im Namen der amerikanischen Sittlichkeit. Es geht nicht an, diese arme Unglückliche auf die öffentliche Bühne zu zerren und ihr Elend, nur weil sie durch die Schiffskatastrophe in aller Munde ist, schamlos auszubeuten.“

Dies war deutlich gesprochen. Herr Samuelson erhob sich sofort, nachdem Barry sich gesetzt hatte. Seine Art zu plädieren war bekannt. Man wußte, daß er sich anfangs zu schonen pflegte, um später unerwartet mit einem heftigen Leidenschaftsausbruch seine Hörer zu überrumpeln.

Als der Leidenschaftsausbruch auch in diesem Falle gekommen war, entsprach er nicht ganz den Erwartungen, die Lilienfeld, die Presse und Friedrich davon gehegt hatten. Man merkte zu deutlich, daß die ausgedrückte Entrüstung durch Honorar und energischen Willen erzwungen war und nicht aus natürlicher Quelle stammte. Der müdegehetzte Mann mit dem Christusbart und der unreinen, blutlosen Haut war eigentlich nur als Opfer seines Berufs beachtenswert, und auch in dieser Beziehung weniger imponierend als Teilnahme erregend: am meisten mitleiderregend, leider, als er dem abgetriebenen Rößlein der Eloquenz gleichzeitig Peitsche und Sporen gab, um seinen Gegner niederzureiten. Mr. Barry und Mr. Ilroy, der Mayor, blickten einander vielsagend an, und es war, als hätten sie beide Lust, diesem traurigen Ritter beizuspringen.

Jetzt konnte sich Lilienfeld nicht mehr zurückhalten. Er wurde rot, seine Stirnader schwellte, die Zeit des Schweigens war vorbei, und die Stunde des Redens war gekommen. Da der Mann mit den hundert Schreibmaschinen und dem Millioneneinkommen der Aufgabe

nicht gewachsen war, mußte man sie selbst in die Hand nehmen. Gedacht, getan! Und zwischen den Lippen des gedrunghenen, stiernackigen Unternehmers drangen die Worte mit Wucht hervor.

Nun war es an Mr. Barry, ruhig zu bleiben und ohne Wimperzucken den hageldichten Hieben und Stößen des Gegners standzuhalten. Dem alten Herrn wurde nichts erspart. Er hatte mancherlei Dinge von Kindermißbrauch in gewissen Fabriken in Brooklyn, von puritanischer Heuchelei, von öffentlich Wasser predigen und heimlich Wein trinken anzuhören und hinunterzuschlucken. Es wurde ihm attestiert, daß er ein Mitglied jener bornierten, kunst-, kultur- und lebensfeindlichen Kaste sei, die in Leuten wie Shakespeare, Byron und Goethe Teufel mit Hufen und langen Schwänzen zu sehen glaubten. Solche Leute, hieß es, machten immer wieder den Versuch, die Zeiger der Uhr der Zeit zurückzudrehen. Ein ganz besonders widerwärtiger Anblick im Lande der Freiheit, im vielgerühmten freien Amerika.

Freilich sei ein solches Beginnen kein aussichtsvolles. Für immer versunken und vorüber sei die Zeit puritanischer Prüderie, puritanischer Gewissensfolter, puritanischer Orthodoxie und Unduldsamkeit. Der Strom der Zeit, der Strom des Fortschritts und der Kultur werde dadurch nicht aufgehalten; aber diese reaktionären Mächte, in ihrer Finsterlingswirtschaft bedroht, hätten nun einen feigen Guerillakrieg kleiner, feiger, erbärmlicher Stänkereien angefangen. Ein Herd solcher gemeingefährlichen Stänkereien sei Mr. Barrys Society. Und hier gebe er ihm zurück, was Mr. Barry vorhin gesagt habe: in der „Society for the Prevention of Cruelty to Children“ sei ein Seuchenherd, wenn wirklich eine Seuche auf dem Boden Amerikas vorhanden wäre. Hier in der Society sitze der Herd der Pest, sofern eine Pest im Lande vorhanden sei. Mr. Barry mache sich lächerlich, wenn er behaupte, Europa sei eine Pestbeule.

Europa sei die Mutter Amerikas, und ohne den Genius eines Kolumbus — man begehe jetzt die Erinnerungsfeier fourteen hundred and ninety two —, ohne den Genius eines Kolumbus und den immerwährenden Zustrom mächtiger europäischer, deutscher, englischer, irischer Intelligenzen — hier zwinkerte er den Mayor an — wäre Amerika heute noch eine Wüste.

Nachdem Lilienfeld um der kleinen Tänzerin willen Himmel, Erde und Meer durcheinanderbewegt hatte, legte er die Denunziation seines Konkurrenten bloß, der sich der Society zu seinen verwerflichen Zwecken bedient habe, und wies seinerseits mit Entrüstung Barrys Behauptung zurück, daß er ein Ausbeuter sei. Sein Konkurrent sei vielleicht ein Ausbeuter. Er wies nach, von welchem Vorteil für Ingigerd die Bedingungen seien, die er ihr zugebilligt habe. Dort sitze seine Frau, die dem Mädchen, das in seinem Hause Unterkunft gefunden habe, in vielen Beziehungen eine Mutter sei. Im übrigen sei das Mädchen nicht krank, in seinen Adern fließe höchstens echtes, gesundes Artistenblut. Es sei eine unverschämte Dreistigkeit, die Ehre und die Moral der jungen Dame anzutasten. Sie sei keine Verkommene und Verwahrloste, sondern im Gegenteil ganz einfach eine sehr große Künstlerin.

Seinen Haupttrumpf hatte Lilienfeld bis zum Schluß aufgespart. Er war nämlich vor vier Wochen aus gewissen Rücksichten amerikanischer Bürger geworden. Nun schrie er so laut, daß die hohen Bogenfenster ins Klirren kamen, hinter denen der dumpfe Donner New Yorks arbeitete. Er schrie, Mr. Barry habe ihn einen Fremden, einen Freibeuter und dergleichen genannt. Er verbitte sich das auf das allerentschiedenste, da er ebensogut wie Mr. Barry amerikanischer Bürger sei. Und er rief ein Mal übers andere Mal, indem er den alten Jingo ganz direkt anredete, weit mit dem ganzen Körper über den Tisch gebeugt: „Mister Barry, d’you

hear? I am a citizen, Mr. Barry, d'you hear? I am a citizen! Mr. Barry, I am a citizen and I will have my rights like you!"

Er schwieg. In seiner Luftröhre röchelte es, als er sich niedersetzte. In Mr. Barrys Gesicht hatte sich nicht ein Nerv geregt.

Nach längerer Pause sprach der Mayor. Seine Worte kamen ruhig heraus und mit jener leisen Verlegenheit, die ihm eigen war und ihn gut kleidete. Seine Entscheidung fiel genau so, wie sie von den politischen Sterndeutern vorausgesagt worden war. Ingigerd wurde gestattet, öffentlich aufzutreten. Es hieß, nach ärztlichen Zeugnissen sei das Mädchen als gesund anzusprechen, außerdem sei sie bereits über sechzehn Jahre alt, und es liege kein Anlaß vor, das zu bezweifeln und ihr die Ausübung einer Erwerbstätigkeit, einer Kunst, die sie schon in Europa ausgeübt habe, abzusprechen.

Die Journalisten grinsten vielsagend. Der heimliche Haß des irischen Katholiken und Mayors gegen den eingewanderten Puritaner englischer Herkunft war zum Durchbruch gekommen. Mr. Barry erhob sich und drückte diesem Feinde mit kalter Würde die Hand. Dann schritt er aufgerichtet davon, und seinem zweiten, ganz anders gearteten Gegner gelang es nicht, ihm noch zum Abschiede, wie er vorhatte, seinen ganz anders gearteten Haß ins Auge zu blitzen, da dieses Auge ihn vollkommen übersah.

Ingigerd wurde umringt. Man überhäufte das Mädchen mit Gratulationen. Es war eine Sache nach ihrem Herzen, erlebt zu haben, wie angesichts zweier Weltteile um ihren Besitz gekämpft worden war. Man umbuhlte sie förmlich, man huldigte ihr. Und keine Prinzessin hätte in diesen Augenblicken das Interesse von der kleinen Künstlerin ablenken können. Sie strahlte von Glück und Dankbarkeit.

Direktor Lilienfeld lud sogleich alle ihm noch in den

Wurf laufenden Journalisten zum Frühstück ein.

Friedrich schützte Geschäfte vor, mußte der Kleinen indessen die Zusage geben, wenigstens noch zum Nach-tisch vorzusprechen. Er empfahl sich und war allein.

Sein erster Gang war quer durch den City-Hall-Park zur Hauptpost hinüber, einem Riesengebäude, in dem etwa zweitausendfünfhundert Postbeamte arbeiten. Nachdem er ein Telegramm geschrieben und aufgegeben hatte und wieder in den Lärm der City herausgetreten war, wo die Leute im scharfen Wind ver mummt durcheinanderliefen, ununterbrochener Tram-, Cab- und Lastwagenverkehr das Ohr betäubte, zog er die Uhr und stellte fest, daß sie eine halbe Stunde nach zwölf zeigte, genau den Zeitpunkt, an dem für gewöhnlich Miß Eva Burns das bescheidene Lunch in ihrem kleinen Stammlokal, nahe der Grand Central-Station, begann. Er nahm ein Cab und ließ sich dorthin bringen.

Er wäre unendlich enttäuscht gewesen, wenn er gerade diesmal Miß Eva in dem gewohnten Raum nicht getroffen hätte. Allein sie war da und wie immer erfreut, wenn sie den jungen Gelehrten sah. Er rief ihr zu: „Miß Eva, Sie sehen in mir einen Mann, der aus dem Gefängnis, aus dem Korrektionshaus, aus der Irrenanstalt entlassen ist. Gratulieren Sie mir! Heute bin ich wieder ein Independent, ein unabhängiger Mensch geworden!“

Er war geradezu selig, als er sich niederließ, und in der ausgelassensten Stimmung. Er hatte, wie er sagte, Appetit für drei, Humor für sechs und gute Laune genug, um einem Timon von Athen damit aufzuhelfen. „Es ist mir ganz gleichgültig“, sagte er, „was noch später mal aus mir wird. So viel steht jedenfalls fest: keine Circe hat mehr Gewalt über mich.“

Miß Eva Burns gratulierte und lachte herzlich. Dann wollte sie wissen, was passiert wäre. Er sagte: „Die

ganze Tragikomödie in der City-Hall erzähle ich Ihnen nachher. Erst muß ich Ihnen jedoch einen furchtbaren Schmerz bereiten. Beißen Sie also die Zähne zusammen, Miß Eva Burns! Jetzt passen Sie auf: Sie verlieren mich!“ — „Ich Sie?“ Sie lachte ehrlich und kräftig, aber in einer etwas verdutzten Art, während ein dunkles Rot, schnell kommend und schwindend, ihr Gesicht überflog. — „Ja, Sie mich!“ sagte Friedrich. „Ich habe soeben an Peter Schmidt in Meriden telegraphiert. Heute abend oder spätestens morgen früh verlasse ich Sie, verlasse New York, gehe aufs Land und werde Farmer!“ — „Oh, da muß ich aber wirklich sagen, das tut mir leid, wenn Sie fortgehen“, sagte Miß Eva, ohne jeden sentimental Beiklangernst werdend. — „Warum denn?“ rief er übermütig. „Sie kommen hinaus! Sie besuchen mich! Sie kennen mich ja bisher nur als Waschlappen. Vielleicht entdecken Sie, wenn Sie zu mir hinauskommen, schließlich noch etwas wie einen tüchtigen Kerl in mir.“

Und er fuhr fort: „Nehmen wir mal ein Beispiel aus der Chemie! Eine Salzlösung, durch den Löffel des Herrgotts mächtig umgerührt, beginnt ihren Kristallisationsprozeß. Etwas in mir will sich kristallisieren. Wer weiß, ob nicht, wenn alle diese Umwölkungen und Durchwölkungen fallen, eine feste neue Architektur das Resultat aller Stürme im Wasserglase ist. Vielleicht ist die Entwicklung eines germanischen Menschen nicht vor dem dreißigsten Jahre abgeschlossen. Dann stünde vielleicht vor dem Zustand erreichter fester Mannheit ebendie Krise, der ich nun, aller Wahrscheinlichkeit nach, entronnen bin und die ich so oder so hätte durchmachen müssen.“

Friedrich erzählte nun kurz das Hauptsächlichste aus der Verhandlung in der City-Hall, das komische Aufeinanderplatzen zweier Welten in den Reden von Barry und Lilienfeld, das er „tant de bruit pour une



omelette“ nannte. Er berichtete die Entscheidung des Mayors und erklärte, der Augenblick dieser Entscheidung, der Ingigerd den Lebenslauf, den sie wünschte, eröffne, habe auch ihm den Weg in das eigene neue Leben freigemacht. Er habe fast körperlich gespürt, wie auch für ihn mit dem Diktum des Mayors die Entscheidung gefallen sei.

Er schilderte Barry und verhehlte nicht, wie sehr, trotz aller Gegensätzlichkeit der Ansichten, dieser Nachkomme derer um Cromwell, die Karl den Ersten von England gerichtet und hingerichtet hatten, ihm imponierte. Wenn Barry wirklich ein Heuchler war, hatte nicht Lilienfeld, so daß Friedrich dabei mit einem gewissen Schrecken sich umblicken mußte, von der moralischen Unantastbarkeit Ingigerd Hahlströms laut gesprochen, während ein Grinsen, wie ein boshafter Schatten, durch die Reihe der Journalisten glitt? Blühte die Lüge nicht überall? War die Heuchelei nicht in allen Lagern eine Sache der Selbstverständlichkeit?

Friedrich fühlte sich wieder sehr wohl in der Gesellschaft von Miß Eva Burns. In einem auf die Seele übertragenen Sinne überkam ihn in ihrer Gegenwart immer ein Gefühl von Ordnung und Sauberkeit. Man durfte ihr alles sagen und mitteilen, und was sie zurückgab, klärte, statt zu verwirren; statt aufzuregen, beruhigte es. Allein Friedrich war mit ihrem Verhalten heut nicht ganz in der gleichen Weise wie sonst zufrieden. Ihre Freude über seine Befreiung schien ihm nicht groß genug, und er wußte nicht, ob er den Umstand auf mangelnde Anteilnahme oder auf heimliche Zweifel zurückführen sollte. „Ich bin zu Ihnen gekommen, Miß Burns“, sagte er, „weil ich niemanden weiß und wußte, den ich von der neuen Phase meines Geschicks lieber verständigt hätte. Sagen Sie mir einfach und offen, ob ich recht hatte, das zu tun, und ob Sie verstehen können, wie einem Menschen zumute ist, den

eine widersinnige Leidenschaft nicht mehr fesselt!“

„Vielleicht weiß ich das“, sagte Miß Eva Burns, „aber...“ — „Aber?“ fragte Friedrich. Sie antwortete nicht, und er fuhr fort: „Sie wollen sagen, Sie können sich von der Gesundheit eines so gearteten Menschen, wie ich einer bin, nicht überzeugt halten. Ich gebe Ihnen indes die Versicherung, daß ich niemals bei dieser öffentlichen Nacktprozedur der Kleinen unter den Zuschauern sitzen und noch viel weniger hinter ihr her durch die Tingel-Tangel aller fünf Weltteile ziehn werde. Ich bin los! ich bin frei! Und ich werde Ihnen das auch beweisen.“

„Wenn Sie sich das selbst beweisen könnten, so würde das allerdings vielleicht von Wert für Sie sein.“

Aber er wollte das lieber ihr beweisen. Er zog einen Brief Peter Schmidts hervor, aus dem zu ersehen war, daß der Arzt in seinem Auftrage ein Landhaus besichtigt hatte und daß der Plan, sich zurückzuziehen, bei Friedrich nicht erst seit heut bestand. „Sie werden von mir hören“, sagte er, „wenn ich in der Stille zu mir selber gekommen bin. Dazu ist begründete Aussicht vorhanden.“

Das Mahl war beendet. Auch Friedrich hatte sich an den bei Miß Eva üblichen Vegetabilien gütlich getan. Jetzt erhob er sich, ersuchte die Dame um Erlaubnis, ihr zum Dank für geduldiges Zuhören die Hand zu küssen, und empfahl sich schnell, weil er zum Nachtmahl des Siegesfestmahls noch zurechtkommen mußte.

Das von dem kinderlosen Ehepaar Lilienfeld in der hundertvierundzwanzigsten Straße bewohnte Einfamilienhaus, das ganz genau den übrigen Häusern der Straße glich, war sehr komfortabel eingerichtet. Man saß beim Kaffee in einem mit Teppichen, kostbaren Lampen, Japanvasen und dunkelpolierten Nußbaummöbelstücken geschmückten Salon des Hochparterres,

den die schmauchenden Journalisten mit dem Rauche schwerer Importen angefüllt hatten. Ein prunkhafter Lüster strahlte elektrisches Licht herab, das dem Raume eine düstere Pracht mitteilte.

Mitten unter den Journalisten saß Ingigerd, eine Zigarette rauchend, in einen Fauteuil zurückgelehnt. Ihr Haar war offen, ihre ganze Erscheinung wirkte nicht vorteilhaft. Da sie in langen Kleidern ziemlich unmöglich war, war sie auf einen backfischartigen Schnitt angewiesen: das verführte sie meist dazu, sich wie ein Seiltänzerkind herauszuputzen.

Als Friedrich von Kammacher im Salon erschien, errötete sie und streckte ihm lässig die Hand entgegen. Diese Hand hatte kurze, gewöhnliche Finger und mußte, da Hahlström, der Vater des Mädchens, lange und schöne Hände besaß, wohl ein Erbteil der Mutter sein. Friedrich küßte Frau Lilienfeld die Hand und bat um Verzeihung, wenn er zu spät komme.

Natürlich war die Verhandlung in der City-Hall Gesprächsgegenstand. Direktor Lilienfeld lief mit Zigarren und Likören umher und bediente die Journalisten. Er tat dies mit einer zweckhaften Liebenswürdigkeit, die nicht davor zurückschreckte, den Herren lange Havannas in die Rocktaschen zu praktizieren.

Dieser und jener Journalist wurde beiseite geführt, um ihm über die Vergangenheit Ingigerds, ihre Abkunft, ihre Rettung, ihren Vater, ihre Erfolge, über die Art, wie ihr Talent entdeckt wurde, ein ziemlich grelles Gemisch von Wahrheit und Dichtung aufzunötigen. Er wußte, es würde noch am gleichen Abend, neben dem Verhandlungsbericht, in den New-Yorker Zeitungen stehen. Er hatte sein Märchen mit Hilfe von allerlei erhorchten Einzelheiten nach probatem Rezept zusammengebraut und erwartete eine sichere Wirkung.

Ingigerd sah recht müde aus, hatte indessen Befehl, solange noch ein Journalist zugegen war, nach Möglich-

keit verschwenderisch mit Liebenswürdigkeit um sich zu streuen. Friedrich tat sie leid. Er merkte sofort: ihr Erwerbs- und Berufsdienst hatte begonnen.

Frau Lilienfeld, der sich Friedrich zunächst eine Weile widmete, war eine ruhige, mit Geschmack gekleidete Frau, die leidend, aber sehr anziehend war. Man gewann den Eindruck, daß ihr Mann, der sie sichtlich blindergeben verehrte, gewohnt war, sich nach dem kaum merklichen Wink ihrer Augen zu richten. Herr Lilienfeld war, trotz seines immerwährenden temperamentvollen Lärms, wie ein zaghaftes Kind vor ihr. Hätte Friedrich nicht bereits die Sicherheit eines festen Entschlusses in sich gefühlt, er wäre vielleicht auf die forschenden Fragen der Dame bedeutsamer eingegangen. Er spürte, die Dame hatte irgendwie Absicht und Wunsch, ihm in den Irrungen seiner Leidenschaft hilfreich zu sein.

Mit einem leisen, unendlich geringschätzigen Lächeln sprach sie zu Friedrich von dem Mädchen, das, Torheiten schwatzend, mit Beifallsbezeigungen überhäuft wurde. Sie nannte das Dämchen geradezu ein Gliederpüppchen aus dem Panoptikum, dessen blonder Porzellankopf mit Spreu gefüllt wäre. „Meinethalben ein Spielzeug!“ sagte sie. „Warum nicht? Auch wohl ein Spielzeug für einen Mann! auch wohl ein Handelsobjekt! aber sonst nichts weiter! So etwas ist sein Geld vielleicht wert“, sagte sie, „aber sonst ist es nichts wert, nicht mehr wert als irgendeine andere Nichtigkeit, irgendeine andere Nippsache.“

Ingigerd — vielleicht fühlte sie einen Anflug von Eifersucht — kam und fragte Friedrich, ohne zu ahnen, welche Bedeutung die Frage in seinem Auge gewann, ob er seine Sachen gepackt habe? „Noch nicht! Wozu?“ gab Friedrich zurück. — „Direktor Lilienfeld“, sagte sie, „hat für zwei Abende in der Woche mit Boston abgeschlossen. Packen Sie Ihre Sachen, Sie müssen

übermorgen mit mir nach Boston gehn!“ — „Bis ans Ende der Welt!“ sagte Friedrich. Sie war befriedigt und blickte Frau Lilienfeld mit einem entsprechenden Ausdruck an.

Friedrich war froh, als er auch dieses Frühstück hinter sich hatte. Mit Willy Snyders' Hilfe war er wieder in den Besitz von Kleidern, Wäsche, einem Koffer und andrem gelangt, Sachen, in die er nun einige Ordnung brachte. Der letzte Nachmittag wurde still im Klubhaus verlebt, am Abend gedachte man den Abschied des lieben Gastes zu feiern.

Seit lange hatte sich Friedrich nicht so ausgeglichen und friedlich gefühlt wie während der Stunden dieses Nachmittages. Willy Snyders hatte den ehemaligen Lehrer auf seine Junggesellenbude geladen, um ihm endlich einmal vorzuführen, was er an schönen Kunstobjekten zusammengebracht hatte. Er, der falsche Japaner, sammelte echte Japansachen. Eine Stunde und länger wurden Friedrich in dem kleinen, mit Antiquitäten überfüllten Raum zunächst japanische Schwertstichblätter vorgeführt, Tsubas, wie der japanische Ausdruck lautet. Es sind kleine Ovale von Metall, die man leicht mit der Hand umfassen kann. Sie sind mit Bildwerk in flacherhabener Arbeit versehen, teils aus einem Metall, teils mit Kupfer, Gold oder Silber tauschiert und plattiert. „Kleiner Gegenstand, große Treue“, sagte Friedrich, nachdem er eine Anzahl dieser Wunderwerke bestaunt hatte: solche des Kamakura-Stils, des Namban-Stils, Arbeiten der über Jahrhunderte gehenden Goto-Schule, der Jakuschi-Schule, der Kinai-Schule, der Akasaka-Schule und der Nara-Schule — Fuschimi-Arbeiten aus dem fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, Gokinai-Arbeiten, Kagonami-Arbeiten. Herrliche Stichblätter im Marubori-, Marubori-Zogan- und Hikonebori-Stil, Hamanu-Arbeiten, und

so fort. Wo gab es einen Adel, wie den des Goto Mitsunori, der am Ende des neunzehnten Jahrhunderts lebte und auf sechzehn Ahnen zurückblicken konnte, die alle bedeutende Meister von Schwertzieraten waren. Herrliches Meistergeschlecht, das nicht nur sein Leben, sondern auch seine Kunst vererbte!

Und was alles war auf den kleinen ovalen Stichblättern dargestellt und zum Ausdruck gebracht: Die zweigespaltene Rübe des Glücksgottes Daikoku. Der Gott Sennin, mit seinem Hauch einen Menschen schaffend. Der sich auf den Bauch trommelnde Dachs, der so einen Wanderer in den Sumpf verlockt. Vollmondnacht und fliegende Gänse. Wiederum Wildgänse, die über einen Schilfstrand fliegen. Im Hintergrund Mondaufgang zwischen Schneebergen: das Ganze von Eisen, Gold und Silber, ein Oval noch nicht handtellergrößer, und dabei der unendliche mondbeschienene nächtliche Raum. — Das Lapidare und mit höchstem Kunstverständnis den vollen Reichtum der Komposition im kleinsten Raum Entfaltende ward immer wieder von dem Sammler selbst und von Friedrich bewundert. Eins der Stichblätter zeigte einen Teepavillon hinter einer Hecke. In der geräumigen Landschaft war ein Wasserlauf, Himmel und Luft, durch Löcher im Eisen, also durch ausgesparte Stellen — will sagen durch nichts — vollkommen ausgedrückt! Ein anderes Stichblatt zeigte den Helden Hidesato, der an der Setabrücke einen Tausendfuß erlegt. Ein drittes den weisen Laotse auf seinem Zugochsen. Ein viertes den Sennin Kinko, irgendeinen anderen Gottesmann, auf seinem goldäugigen Karpfen reitend und dabei in ein Buch vertieft. — Weitere Tsuba- oder Schwertstichblätter zeigten: Den Gott Idate, der einen Oni, einen Teufel, verfolgt. Dieser hat Buddhas Perle gestohlen. — Einen Vogel, den Schnabel zwischen die Schalen der Venusmuschel eingeklemmt. — Einen goldäugigen Oktopus

oder Tintenfisch. — Den Weisen Kioko, der, halb aus seiner Hütte herausgeneigt, bei Mondschein in einer Schriftrolle las.

Diese Kollektion hatte Willy in seiner Findigkeit und Dreistigkeit in der Gegend der Five Points aufgestöbert, bei einem Kneipwirt, dessen Kneipe noch verrufener als der ganze Stadtteil war. Der Ehrenmann hatte sie als Pfand für die Zeche eines japanischen Gentleman zurückbehalten, der seit einigen Jahren spurlos verschwunden war. Es verging kein Tag, wo Willy Snyders nicht die Trödelläden der Bowery oder des Judenviertels durchstrich. Mit seinen feurigen, furchtlosen Augen, die jederzeit etwas erstaunt und entrüstet blickten, wagte er sich in die dunkelsten Stadtteile, ja in die finstersten Winkel der Opiumhöhlen des Chinesenviertels hinein. Er wurde dort mit seinem dreisten Maulwerk und seiner runden Brille, wie er selbst sagte, von den Leuten für einen Detektiv gehalten, was ihm auch bei Einkäufen nützlich war.

In Chinatown, der New-Yorker Chinesenstadt, im Laden eines dicken chinesischen Wucherers, war Willy Snyders um billiges Geld in Besitz ganzer Stöße von Japanholzschnitten gelangt. Auch diese wurden jetzt mit eifersüchtigem Sammlerstolz ausgebreitet. Da war Hiroshige: die meisten Farbenholzschnitte aus der Bilderfolge der Landschaften vom Biwasee; Hokusai: die sechsunddreißig Ansichten des Fujijama. Ein Blatt, der braunrote Kegel mit weißen Schneeresten in das Lämmergewölk des kalten Himmelsmeeres tauchend, war vollkommen hinreißend. — Da waren Shamsho und Shigemasa, Blätter aus dem Buche: „Spiegel der Schönheiten des grünen Hauses“, Jeddo 1776. — Ferner Shunsho: „Buch der sprießenden Kräuter.“ — Ein gewisses Blatt von Hokusai nannte Friedrich „das goldene Sommergedicht“. Man sah darauf den oberen Himmel tiefblau, den Fuji links, unten tiefblau, goldenes Ge-

treide, Landleute auf Bänken, Hitze, Glanz, Lust. Ein Blatt von Hiroshige nannte Friedrich „das große Mondgedicht“: auf feuchten, weitgedehnten melancholischen Wiesen trauerweidenartige Bäume, schwachbelaubt, deren Zweige in den Spiegel eines träge fließenden Flusses tauchen. Kähne mit Torf beladen ziehen vorüber, ein Floß, das die japanischen Flößer bedienen. Das Wasser ist blau im Abendzweilicht. Der ungeheure blasse Mond ist etwas über den fernen Rand der Sümpfe emporgestiegen, blutig bläßliche Tinten verschleiern ihn.

„Willy“, sagte Friedrich, „wenn Sie im übrigen Ihre amerikanischen Jahre so gut benützt haben, so gehen Sie nicht mit leeren Händen nach Europa zurück.“ — „Na, Teufel auch“, antwortete Willy, „was hat man denn sonst von diesem verwünschten Land!“

Am folgenden Morgen stand Friedrich vor dem Zug in der Grand Central-Station. Er hatte sein geringes Gepäck bereits in das Netz im Innern seines Wagens gelegt, der, wie die fünf oder sechs anderen des Zuges, lang und von eleganter Bauart war. Schon am Abend vorher hatte Friedrich von seinen Freunden Abschied genommen. Aber plötzlich sah er die ganze kleine Künstlerkolonie, mit Meister Ritter an der Spitze, in corpore anrücken. Auch Miß Eva Burns war dabei. Sie trug, wie alle übrigen, drei oder vier jener dunkelweinroten, lang- und grüngestielten Rosen in der Hand, die damals in Europa noch nicht gezüchtet wurden. Friedrich sagte, wirklich gerührt, als er von jedem einzeln die mitgebrachten Rosen in Empfang nehmen mußte: „Ich komme mir ja wahrhaftig wie eine Primadonna vor.“ Bahnhof und Zug lagen totenstill, als ob es hier niemals Ankunft oder Abreise gäbe; aber die kleine Rosenprozession und der temperamentvolle Lärm der Deutschen erregten doch einige Aufmerksamkeit und



machten, daß hie und da das Gesicht eines Reisenden hinter Fensterscheiben erschien.

Endlich hatte sich, ohne jedes Signal, ohne jeden Ruf eines Beamten, der Zug wie zufällig in Bewegung gesetzt, und die winkende Gruppe der Künstler war in der Bahnhofshalle zurückgeblieben. Da stand der stattliche, elegante Bonifazius Ritter und schwenkte sein Taschentuch, der freundlich ernste Bildhauer Lobkowitz, Willy Snyders, das zigeunerhafte Genie Franck und, last not least, Miß Eva Burns. Friedrich spürte, daß in diesen Sekunden eine Epoche seines Lebens zum Abschluß kam, und ihm wurde bewußt, was er der herzlichen Wärme dieser verwandten Naturen zu danken hatte; ebenso, was er mit ihnen verlor.

Dennoch war Friedrich nach der allgemeinen und wunderlichen Art der Menschen froh erregt, weil sein Schicksal im wirklichen und im übertragenen Sinne ins Rollen kam. Noch führte die Bahn in dunklen Tunnels unter New York hindurch, später ging sie durch einen gemauerten Graben, endlich aber tauchte sie in die befreite Landschaft hinauf und hinein. Dies war nun also das wirkliche Antlitz Amerikas, und nun erst, nachdem der Hexensabbat der großen Invasion einigermaßen verklungen war, spürte Friedrich den wahren Erdhauch des neuen Landes.

Friedrich hatte in Nachahmung dessen, was er bei allen Passagieren des Wagens sah, sein Billett hinter das Band seines Hutes gesteckt, während er unverwandten Auges über die winterlich weißen Felder und Hügel hinausblickte. In dieser Nähe und Ferne, die, im Lichte der Wintersonne, dem Bereich seiner engsten Heimat so ähnlich sah, lag für den jungen Entwurzelten ein erregendes, frohes Mysterium. Aus allem Fremden sprach hier das Heimische. Er hätte aussteigen und den Schnee der Felder in die Hand nehmen mögen, um nicht nur zu sehen, sondern zu fühlen, daß es derselbe

war, den er als Schuljunge geballt und mit dem man sich zuweilen sogar, in einem übermütigen Augenblick der Winterlust, im Kreis der Familie bombardiert hatte. Es war ihm zumut wie einem verwöhnten Kinde, das man von der Seite seiner Mutter gerissen und der Herzlosigkeit einer fremden Welt überliefert hat und das nach langem Leiden unerwartet in der fremdesten Ödenei eine Schwester der Mutter trifft: es fühlt das Blut, es fühlt, wie es ihres Blutes und wie sie ihm und vor allem seiner wirklichen Mutter in beglückender Weise ähnlich ist.

Jetzt erst lag, wie Friedrich glaubte, der große Atlantische Ozean hinter ihm. Zwar war er bereits in New York gelandet, aber noch nicht mit jenem Grundgefühl, wirklich gelandet zu sein. Die große gegründete Mutter Erde, die breite und weite Feste, die er jetzt zum erstenmal wiedersah, gab der alles überflutenden Fläche und Gewalt des Meeres in seiner Seele erst wieder die Einschränkung. Sie war die große und gute Riesin, die das Leben ihrer Kinder der ozeanischen Riesin abgelistet, abgetrotzt und alles nun für immer gegründet und umfriedet hatte. In Friedrich klang es: vergiß die See, vergiß das Meer, schlage Wurzeln, verklammere dich in die Erde! Und während der Zug mit weichem Rollen immer tiefer und schneller ins Land hineineilte, hatte er ein Gefühl, auf einer glückvollen Flucht zu sein.

Friedrich war so versonnen, daß er zusammenfuhr, als jemand ihm das Billett wortlos vom Hute nahm. Es war ein Herr in Zivil, der Kondukteur, der einen durchaus gebildeten Eindruck machte. Er knipste die Karte, sagte kein Wort, verzog keine Miene und vollzog von Bank zu Bank, ohne daß jemand sich um ihn kümmerte, die gleiche Kontrolle. Immer steckte er dann die durchlochten Billetts wieder hinter die Hutbänder der Hüte hinein, die die Reisenden auf dem Kopfe behielten.

Friedrich lächelte, wenn er an Deutschland dachte,

wo damals noch jeder Zug mit donnerndem Geläut einer Glocke empfangen und nach dreimaligem Geläut mit allgemeinstem Apachengebrüll der Beamten in Gang gesetzt wurde; wo jeder Schaffner jedem Reisenden mit unbeholfener und roher Umständlichkeit die Fahrkarte abforderte. Und immer hörte er dabei mit Behagen die Räder des Zuges rollen und genoß die Flucht, die ihm alles andere eher als Schmach bedeutete. Er ertappte sich, wie er in tiefer Versonnenheit Fäden wie vom Gewebe einer Spinne von seinen Kleidern las, und spürte dabei, wie ihm mit jeder Minute das Atmen lieber und leichter wurde. Mitunter war ihm, als machte das hurtige Rad der gewaltigen Schnellzugmaschine seine Drehungen um die Achse nicht schnell genug und als sollte er selbst mit Hand anlegen, um immer neue, gesunde Eindrücke wie dünne Landschaftsvorhänge hinter sich aufzuhängen, um durch immer dichtere Schichten von dem gefährlichen Magneten, den er zurückgelassen hatte, getrennt zu sein.

In Newhaven, wo der Zug einen kleinen Aufenthalt hatte, ging ein Neger mit Sandwiches und ein Junge mit „Newspapers“ durch den Zug. Im Morgenblatt der „Sun“ oder „World“, das Friedrich erstanden hatte, fand er mit den üblichen Stich- oder Merkworten, im Anschluß an das freigegebene Auftreten Ingigerds, die Katastrophe der „Roland“ aufgewärmt. Aber die Seelenverfassung Friedrichs war bei dem strahlenden Wintertage zu heiter und hoffnungsvoll, als daß er die grauenvollen Eindrücke des sinkenden Schiffes jetzt hätte können neu aufleben lassen. Heute erfüllte ihn seine Rettung nur noch mit Dankbarkeit. Kapitän von Kessel und alle übrigen, die das Unheil getroffen hatte, waren tot und also auch jedem Schmerze enthoben.

Von Newhaven bis Meriden kam dann Friedrich über dem biographischen Abriß aus Ingigerds Leben, den die Blätter brachten, nicht aus dem Lachen heraus.

Lilienfeld hatte eine verwegene Phantasie entwickelt. Ingigerd Hahlström, deren Vater von deutschen Eltern stammte seine geschiedene Frau war französische Schweizerin —, sollte einem schwedischen Adelsgeschlecht entsprungen sein. Und es ward ihr eine Verwandte zugeteilt, die ihre letzte Ruhestätte in der Ritterholmkirche haben sollte. Arme Kleine! dachte Friedrich, als er die Zeitung zusammenlegte. Dann faßte er sich mit der Hand an den Kopf bei der jähen Erkenntnis von der überwiegenden Wichtigkeit, die das kleine törichte Mädchen inmitten alles großartig Neuen und Mannigfaltigen des Ozeans und der Neuen Welt für ihn und andre bis zu dieser Stunde behalten hatte. Es ist aus!, es ist aus!, es ist aus! flüsterte er und fluchte dann mehrmals in sich hinein.

Friedrich stieg in Meriden aus und wurde von Peter Schmidt empfangen. Der kleine Bahnhof war leer, nur Friedrich hatte den Zug verlassen, in der Nähe aber wälzte sich das Getümmel der größten Straße dieser rührigen Landstadt vorbei. „So, nun ist alles gut!“ sagte Schmidt. „Jetzt hört’s auf mit der New-Yorker Bummelei, und jetzt werden wir andere Saiten aufziehen.“

„Meine Frau ist auf Praxis“, fuhr er fort, „ich kann sie dir also erst später vorstellen. Wenn es dir recht ist, so frühstücken wir und fahren dann im Schlitten zur Besichtigung des von mir entdeckten kleinen Häuschens aufs Land hinaus. Wenn dir’s gefällt, kannst du’s zu jeder Stunde um billiges mieten. Einstweilen nimmst du wohl hier in unserm Hotel, auf das die ganze Stadt stolz ist, Unterkunft.“ — „Ach, lieber Mitmensch“, sagte Friedrich, „ich habe ein wildes Bedürfnis nach Einsamkeit. Ich möchte am liebsten schon heut, schon gleich die erste Nacht in meinen vier Pfählen, möglichst weit von dem Stadtlärm, zubringen.“ — „Wenn es dir gefällt“, sagte Peter Schmidt, „alles übrige ist in einer

Viertelstunde mit meinem guten Freund, Apotheker Lamping, dem das Häuschen gehört, abgemacht. Er ist ein braver, gemüthlicher Holländer, der in dieser Sache mit allem zufrieden ist.“

Die Freunde begaben sich ins Hotel, und nachdem sie in dem komfortablen Hause ein reizloses Frühstück genossen hatten, entfernte sich Peter und sandte fünf Minuten später einen Hotelboy herein mit der Nachricht, der Schlitten sei vorgefahren. Zu Friedrichs Erstaunen fand er den Freund in einem hübschen Zweisitzerschlitten. Er hatte ihn in der hier üblichen Weise ohne Kutscher ausgeliehen. „Ich will nur froh sein“, bemerkte er heiter, „wenn wir ohne umzuschmeißen ans Ziel kommen, denn, offen gestanden, ich habe eigentlich noch niemals die Zügel eines Gaules in Händen gehabt.“ — „Na“, sagte Friedrich vergnügt, „mein Vater ist General, dann laß lieber mich machen!“ Friedrichs Gepäck wurde auf den Schlitten gepackt, er nahm die Zügel, der Braune stieg, und heidi! ging es mit ohrenzerreißendem Schellengeläut die breite, belebte Hauptstraße hinunter.

„Habt ihr hier lauter solche Gäule?“ sagte Friedrich. „Das Luder geht durch. Wenn wir durch dieses verdammte Gewühl glücklich durchkommen, dann hat das der liebe Gott gemacht!“ — „Laß ihn man laufen!“ sagte Schmidt. „Alle Tage gehen hier mehrere Pferde durch. Wenn wir heut an der Reihe sind, ist nichts zu machen.“ Aber Friedrich geigte den Gaul, so daß er wohl oder übel vor einem Schienenstrang, der ohne Barriere durch das Getümmel der Straße lief, stillstehen mußte. Mit doppelstimmigem Heulen brauste der Schnellzug Boston—New York vorbei, und Friedrich fragte sich, wie es zugehe, daß er nicht eine Anzahl Kinder, Arbeiter, Herren mit hohen Hüten, Damen, Hunde, Pferde und Droschken überfahren, zu Mus zerquetscht und gegen die nahen Häuserwände auseinandergeschmettert

hatte. Immer noch stieg der Gaul und schoß dann hinter den letzten Puffern des Zuges vorwärts und über das Bahngleis davon. Klumpen von Schnee und Eis flogen Friedrich und Peter um die Nase.

„Donnerwetter“, sagte Friedrich schnaufend, „hier merk' ich zum ersten Male etwas von der Tollheit, die spezifisch amerikanisch ist: kommst du unter die Räder, kommst du unter die Räder! Willst du fahren, kutschiere den Gaul! Brichst du die Knochen, brichst du die Knochen! Brichst du den Hals, brichst du den Hals!“ Mitten in der tiefverschneiten Straße, deren Häuser nach der Peripherie der Stadt zu immer niedriger wurden, begegnete Friedrich zum erstenmal der damals in Europa noch unbekanntem elektrischen Straßenbahn, und das heftige Blitzen zwischen Rolle und Zuleitungsdraht war ihm ein neues erregendes Phänomen. Krumm, schief, dick, dünn waren die Pfähle für die Befestigung der Drahtleitung, so daß alles einen interimistischen Eindruck machte. Aber die Wagen der Bahn waren bequem und glitten mit großer Schnelle dahin.

Ohne Unfall war, durch Gottes Ratschluß und Peters Führung, der gefährliche Stadtteil zurückgelegt. Vor dem klingelnden Brausen lag eine endlose, leere Straße mit guter Schlittenbahn in beschneiter Ebene ausgedehnt, und nun konnte der wackere Amerikaner nach Herzenslust ausgreifen.

Seltsam, dachte Friedrich, ich fahre Schlitten, ich kutschiere ein Pferd, was ich seit meiner Jugend nicht mehr getan habe. Und allerhand Pferdeggeschichten fielen ihm ein, alles Dinge, an die er jahrzehntelang nicht gedacht hatte. Wie oft hatten Erzählungen des Vaters von seinen Jagdfahrten und Schlittenunfällen an behaglichen Winterabenden die ganze Familie zum Lachen gebracht!

Während der nun folgenden flotten und erquickenden

den Schlittenfahrt verjüngte sich Friedrichs Herz, und die schönsten Jahre seiner Knabenzeit wurden fast unmittelbare Gegenwart. Umgeben von dem blendenden Glanz der Schneefelder, atmend in der reinen, stählernen Luft, war das bloße Dasein für ihn zum unerhörten Genuß geworden.

Plötzlich wurde er bleich und mußte die Zügel an Peter abgeben. In das Geläute der Schlittenschellen hatte sich das anhaltend wirbelnde Hämmern elektrischer Klingeln gemischt. Mit dieser Gehörstäuschung war ein Gefühl von Angst und von Kälteschauern verbunden. Als Peter Schmidt, der die Veränderung im Wesen des Freundes sofort bemerkte, den Gaul zum Stehen gebracht hatte, war auch Friedrich bereits seines Anfalles Herr geworden. Er sagte nicht, daß die untergehende „Roland“, wie es der Fall war, unerwartet wieder „gewafelt“ hätte, sondern behauptete nur, das Schlittengeläut habe seine Gehörsnerven überreizt. Es sei ihm unerträglich geworden. Man stieg in den Schnee, da man der Fläche des Hanoversees bereits sehr nahe war und das Häuschen am anderen Ufer erblicken konnte.

Peter Schmidt nahm dem Braunen, ohne ein Wort zu sagen, die Schellen ab, band das Tier an den Zweig eines kahlen Baumes und begab sich mit Friedrich über den festgefrorenen See gegen das einsame Landhaus hinüber. Der blonde Friese schritt über dicke Polster von Schnee die Stufen zur Eingangstür voran, öffnete diese und meinte, das Häuschen, wie er jetzt sehe, möge schwerlich im Winter bewohnbar sein. Friedrich dagegen war anderer Ansicht. Das sonst nur sommers benutzte Haus, das nicht unterkellert war, besaß eine kleine Küche und zwei Parterreräume sowie einen Mansardenraum im Dachgeschoß. Hier fanden die Freunde einen Tisch und eine Bettstelle, die mit einer Matratze, einem Keilkissen und wollenen Decken versehen war; und in diesem Raum wünschte sich Friedrich einzu-

nisten. Alle Bedenken des Friesen schlug er aus dem Feld, indem er behauptete, es komme ihm vor, als ob dieses Haus, und eben nur dieses Haus, gerade auf ihn gewartet hätte.

Am folgenden Tage war Friedrich bereits in das einsame und verschneite Asyl am Hanoversee eingezogen, das er fortan abwechselnd seine Diogenestonne, Onkel Toms Hütte oder seine Retorte nannte. Eine Diogenestonne war es nicht, denn die beiden Freunde hatten Holz- und Anthrazitkohle anfahren lassen, es war im Mansardenraum ein kleiner amerikanischer Ofen gesetzt worden, dessen immer sichtbare Glut behagliche Wärme verbreitete, und Küche und Speisekammer enthielten alles und etwas mehr, als zum Leben notwendig war. Auf irgendeine Bedienung im Hause verzichtete Friedrich; er wolle, wie er sagte, Bilanz machen, und dabei könne ihm die Gegenwart eines fremden Menschen nur störend sein.

Es war für Friedrich ein tiefer Augenblick, als Peter Schmidt in der Dunkelheit — die Freunde hatten noch gemeinsam Kaffee getrunken — mit dem Schellengeläut seines Schlittens verschwunden war und als er selbst zum erstenmal sich in der weißen und dabei nächtlich verhüllten amerikanischen Landschaft allein fühlte. Er ging ins Haus, schloß die Tür hinter sich, horchte und hörte das Holz des Feuerchens in der Küche knacken. Er nahm ein Licht, das im Hausflur stehengeblieben war, und leuchtete die Stiege hinauf. In seinem Zimmerchen angelangt, freute er sich der Wärme und des behaglichen Feuerscheins, den das kleine Kuppelöfchen ausstrahlte. Er zündete die Lampe an, und nachdem er die Gegenstände auf dem langen unbedeckten Ausziehtisch ein wenig geordnet hatte, nahm er mit einem voll genossenen, tiefen und mysteriösen Behagen Platz.



Er war allein. Er befand sich in einem Zustand, der in allen fünf Weltteilen der gleiche ist. Draußen lag eine klare und lautlose Winternacht, dieselbe, die er aus seiner Heimat kannte. Alles, was er bis hierher erlebt hatte, war nicht mehr. Oder es war, aber wie nie gewesen! Heimat, Eltern, Weib, Kinder, die Geliebte, die ihn über den Ozean gezogen hatte, alles, was ihm auf der Reise zugestoßen und nahegetreten war, hatte nicht mehr in seiner Seele zurückgelassen als ein Schattenspiel. Sollte das Leben, fragte sich Friedrich, nichts weiter als ein Material für Träume sein? So viel steht fest, sagte er zu sich selbst, mein jetziger Zustand ist der, über den wir im Grunde, solange wir leben, niemals hinwegkommen. Wir brauchen nicht ungesellig zu sein, aber noch weniger dürfen wir diesen Zustand, das natürlichste, ungestörte Grundverhältnis der Persönlichkeit, ungepflegt lassen: den Zustand, wo wir allein dem Mysterium unseres Daseins wie einem Traum gegenüberstehen.

Friedrich hatte während der letzten Monate ein ereignisreiches Leben der allertiefsten Gegensätze geführt: er war beängstigt, erregt, bedroht worden, eigene Schmerzen waren vielfach in fremden untergegangen, und fremde hatten die eigenen vermehrt. Aus der Asche einer ausgebrannten Liebe war die Flamme einer neuen leidenschaftlichen Illusion emporgeschlagen. Friedrich war getrieben worden, gehetzt, gelockt, ja wie an Stricken willenlos in die Weite geführt, willenlos und besinnungslos! Nun erst war die Besinnung wiedergekommen. — Dann erscheint die Besinnung, wenn das besinnungslos gelebte Leben im bewußten, wachen Geist das Material für Träume geworden ist. Friedrich nahm einen Bogen Papier und schrieb darauf mit einer neuen amerikanischen Feder, die er in ein jungfräuliches Tintenfaß getaucht hatte: Das Leben, ein Material für Träume.

Dann ging er daran, seinen Robinsonhaushalt weiter

nach Laune herzurichten. Er stapelte Bücher, die er in New York erstanden hatte, Reclambüchlein und andere, auf den Tisch, auch solche, darunter die Schleiermachersche Platon-Übersetzung, die Peter Schmidt ihm geliehen hatte. Vor einem alten holländischen Sofa mit Lederbezug, das Apotheker Lamping, gebürtig aus Leyden, mit herübergebracht hatte, stand ein zweiter großer, dazugehöriger Tisch, den Friedrich mit grünem Tuch bedeckt und auf den er die weinroten, langgestielten Rosen der Künstler, die von Miß Eva gesondert, gestellt hatte. Jetzt ging er daran, das stehengebliebene Kaffeegeschirr beiseite zu schaffen. Weiter wurde ein von Peter Schmidt entliehener Revolver geladen und neben das Tintenfaß auf den Schreibtisch gelegt, hernach ein friedliches wissenschaftliches Instrument, ein Zeiß-Mikroskop, geprüft und zusammengestellt. Es war dasselbe, das Friedrich vor Jahren in Jena für seinen Freund Peter Schmidt persönlich ausgesucht hatte, als dieser nach Amerika ging. Dies war ein seltsames, damals nicht im entfernten geahntes Wiedersehen!

Und Friedrich hatte noch mehr zu tun. Er mußte eine Seemannsuhr auseinandernehmen, wieder zusammensetzen und an die Wand hängen, ein altes Ding, das ihm erst heut, bei Gelegenheit eines kleinen Möbelkaufs, um billiges in die Hände gefallen war. Zu seiner Freude fing die alte Großmutter bald darauf in ihrem braunen, etwa meterlangen Gehäuse von der Wand am Fußende des Bettes mit angemessener Würde zu ticken an. Dort mochte sie hängenbleiben, bis ihr neuer Besitzer sie wieder herunter und mit nach Europa, in ihre Heimat nahm. Denn sie stammte aus Schleswig-Holstein, und Friedrich hatte ihr die ersehnte Heimkehr fest zugesagt.

Wenn er auf seinem Bette lag, konnte er den gelben Messingperpendikel der altertümlichen Uhr hin und

her glänzen sehen. Das Zifferblatt war eine Merkwürdigkeit. Als pausbäckige Sonne gedacht und bemalt, zeigte es oben die Insel Helgoland und zinnerne Segelschiffchen, die im gravitatischen Rhythmus des Perpendikels schaukelten. Dieser Anblick war angetan, die Behaglichkeit des gesicherten Herdes für einen gezausten Seefahrer doppelt spürbar zu machen.

Wann war das doch, überlegte Friedrich, als ich Mister Barrys schneidende Worte, Mister Samuelsons verunglückten Vorstoß und Lilienfelds Apachenritt gegen puritanische Unduldsamkeit miterlebte: einen wüsten und lügenhaften Kampf, der scheinbar um eine Seele zu retten geführt wurde, in Wirklichkeit aber nichts weiter als der Kampf von Krähen um einen jungen hilflosen Hasen war? Wann war das doch? Es mußte Jahre zurückliegen. Nein! Ingigerd war ja erst am gestrigen Abend zum erstenmal öffentlich aufgetreten. Es konnte also nicht früher als am vorgestrigen Tage gewesen sein.

Übrigens lag bereits der erste Brief von ihr auf dem Tisch. Das Mädchen beklagte sich heftig über seinen Vertrauensbruch. Sie habe sich furchtbar in ihm getäuscht, behauptete sie. Und im selben Atem: sie habe ihn in den ersten fünf Minuten durchschaut, als er sich, noch in Berlin, ihr näherte. Nachdem sie aber seinen Charakter vollständig in den Grund gebohrt hatte, bat sie ihn dringend, zurückzukehren. „Ich habe“, hieß es, „heut einen Riesentriumph erlebt. Das Publikum hat Kopf gestanden. Nach der Vorstellung kam Lord Soundso, ein junger bildschöner Engländer, der einstweilen hier lebt, weil er mit seinem Vater zerfallen ist. Wenn der Alte stirbt, bekommt er den Herzogtitel und erbt Millionen.“

Friedrich zuckte die Achseln; er fühlte nicht den geringsten Antrieb mehr, Beschützer oder Retter der Kleinen zu sein, nicht den leisesten Anreiz, über ihr Schicksal nachzugrübeln.

Am nächsten Morgen, als Friedrich erwachte, fröstelt e ihn, trotzdem das Öfchen die Zimmerwärme erhalten hatte und Wintersonne ins Fenster schien. Er nahm seine goldene Taschenuhr, ein Stück, das er aus dem Schiffbruch davongebracht hatte, und fand, daß sein Puls über hundert Schläge in der Minute tat. Aber er machte nichts weiter daraus, stieg aus dem Bett, wusch sich von oben bis unten mit kaltem Wasser, zog sich an, machte sein Frühstück zurecht und hatte bei alledem nicht die Empfindung, krank zu sein. Immerhin fühlte er sich zur Vorsicht gemahnt, denn es war nicht unmöglich, daß jetzt, wo die Spannungen und Erregungen nachließen, der Körper seinen Kapitalverbrauch eingestand und eine Art Bankerott ansagte. Werden doch zuweilen die ärgsten Strapazen ganz ohne Warnung bewältigt, und alles geht gut, solange der aufgepeitschte Körper im Gange ist. Er glaubt, er arbeite aus dem Überschuß, und bricht, sobald Wille und Spannung nachlassen, ausgeplündert in sich zusammen.

Gegen zehn Uhr war Friedrich im Sprechzimmer seines Freundes in der City von Meriden. Der Spaziergang durch den Wintertag hatte ihm gut getan. „Wie hast du geschlafen?“ fragte Schmidt. „Ihr abergläubischen Leute behauptet ja, was man die erste Nacht in einem fremden Hause träumt, geht in Erfüllung!“ — „Das will ich nicht hoffen“, sagte Friedrich. „Meine erste Nacht war recht mangelhaft, und in meinem Schädel ist es recht kunterbunt zugegangen.“ Er verschwieg den peinlichen Klingeltraum, den er gehabt und der ihn wiederum hartnäckig in die angstvollsten Augenblicke des Schiffsunterganges zurückversetzt hatte. Nachgerade war diese Gehörshalluzination Friedrichs heimliches Kreuz geworden. Er fürchtete manchmal, es möchte eine Art Aura sein, durch die sich nicht selten Anfälle schwerer körperlicher Leiden ankündigen.

Friedrich hatte Frau Doktor Schmidt, approbierte Ärztin und Kollegin ihres Mannes, schon am Tage vorher kennengelernt. Die Konsultationszimmer waren durch das für die Patienten beider Ehegatten gemeinsame Wartezimmer getrennt. Frau Schmidt kam herüber, begrüßte Friedrich und wünschte ihren Mann bei der Untersuchung einer Patientin heranzuziehen. Es war eine seit kurzem verheiratete, noch nicht achtundzwanzigjährige Arbeiterfrau, deren Mann in einer der Meridener Christophel-Fabriken eine gute Stellung innehatte. Sie glaubte sich ein bißchen den Magen verdorben zu haben, aber Frau Doktor Schmidt vermutete Magenkrebs.

Von seinem Freunde und dessen Frau aufgefordert, ging Friedrich mit zu der Patientin hinein, die lachend auf dem Operationsstuhle saß und einigermassen verdutzt die Herren begrüßte. Friedrich wurde als ein berühmter deutscher Arzt vorgestellt, und die hübsche, wohlgekleidete Frau hielt es immer wieder für angebracht, sich wegen der Umstände zu entschuldigen, die sie verursache. Sie habe sich eben den Magen nur ein bißchen verdorben; ihr Mann würde sie auslachen, wenn er wüßte, daß sie deswegen zum Doktor gelaufen sei.

Wie Friedrich und Peter Schmidt feststellten, bestätigte sich die Diagnose von Frau Doktor Schmidt, und man sagte der ahnungslosen Todeskandidatin, sie werde sich möglicherweise einer kleinen Operation unterziehen müssen. Dann bat man sie, ihren Mann zu grüßen, fragte sie nach dem Befinden ihres Kindchens, das vor anderthalb Jahren, unter Assistenz von Frau Doktor Schmidt, zur Welt gekommen war, und schickte sie fort, als sie mancherlei mit guter Laune geantwortet hatte. Sie war gegangen, und Peter Schmidt nahm es auf sich, ihren Mann zu verständigen.

In den folgenden Tagen zog Peter seinen Freund

mehr und mehr in die medizinische Praxis hinein. Friedrich fand einen düsteren Reiz darin. Diese sonderbare Tretmühle, inmitten einer Welt des ewigen Leidens und Sterbens aufgestellt, hatte mit dem täuschenden Dasein einer verhältnismäßig glücklichen Oberflächlichkeit nichts gemein. Das Ehepaar Schmidt stand in einem entsagungsreichen und schweren Dienst, ohne andere Entlohnung als die, gerade so weit Nahrung und Behausung zu haben, um ebendiesen Dienst fortsetzen zu können: es behandelte arme eingewanderte Arbeiter, die sich durch den Verdienst in den Christophel-Fabriken des Orts mühselig über Wasser hielten. Das ärztliche Honorar blieb äußerst gering und wurde bei Peters Sinnesart in vielen Fällen nicht eingezogen.

Friedrich kannte zur Genüge den Sublimat- und Karbolgeruch ärztlicher Sprechzimmer, dennoch hatte er Not, sich von dem niederdrückenden Eindruck nichts merken zu lassen, den die Räume der Office in ihrem öden Halbdunkel, mit dem Straßengepolter vor den Fenstern, auf ihn gemacht hatten. In Deutschland ist eine Stadt von dreißigtausend Einwohnern tot. Diese amerikanische Stadt von fünfundzwanzigtausend rannte, klingelte, polterte, rasselte, tobte wie wahnsinnig. Kein Mensch hatte Zeit, alles hastete aneinander vorüber. Wenn man hier lebte, so lebte man hier, um zu arbeiten; wenn man hier arbeitete, so tat man es um des Dollars willen, der die Kraft in sich hatte, schließlich von dieser Umgebung zu befreien und eine Epoche des Lebensgenusses einzuleiten. Die meisten Menschen, besonders die deutschen und polnischen Arbeiter und Geschäftsleute, sahen in dem Leben, das sie hier führen mußten, nur etwas Vorläufiges. Eine Ansicht, die bei denen sich gallig verbitterte, denen die Rückkehr in die Heimat durch begangene Delikte abgeschnitten war. Friedrich hatte im Wartezimmer der Freunde solche beklagenswerten Verstoßenen kennengelernt.

Frau Schmidt war geborene Schweizerin. Ihr breiter alemannischer Kopf mit der feinen und geraden Nase saß auf einem Körper, wie er den Baseler Frauentypen des Holbein eigen ist. „Sie ist viel zu gut für dich“, sagte Friedrich zu seinem Freunde, „sie sollte die Frau eines Dürer oder noch besser des reichen Ratsherrn Willibald Pirckheimer sein. Sie ist geboren, einem Patrizierhause, Kisten und Kasten voll feiner Leinwand, schwerer Brokate und Seidengewänder vorzustehen. Sie müßte auf einem drei Meter hohen, von zwölf verschiedenerlei Linnen- und Seidendecken überzogenen Bette schlafen, doppelt soviel Hüte und Pelzwerk haben, als der Rat der Stadt den Reichsten erlaubt. Statt dessen hat sie, daß Gott erbarm', Medizin studiert, und du läßt sie mit einem ominösen Täschchen von Hinz zu Kunz rennen.“

In der Tat hatten ihre Beschäftigung, der sie in der Woche meist vier von sieben Nächten opfern mußte, sowie die Häßlichkeiten ihrer Umgebung Frau Emmenz Schmidt zu einem verbitterten, heimwehkranken Menschen gemacht. Sie besaß das schweizerische eigensinnige Pflicht- und Erwerbsgefühl, worin sie durch Briefe der Eltern bestärkt wurde. Es war der Grund, weshalb sie es mit unbeugsamem Willen ablehnte, früher als nach dem Erwerb eines festen Vermögens, wofür einstweilen noch gar keine Aussicht war, in die Heimat zurückzugehen. Sie konnte auf schneidende Weise bitter sein, sooft Peter Schmidt, der seine Frau an Heimwehkranken und welken sah, ihr den Vorschlag zur Rückkehr machte.

Frau Schmidt lebte auf, wenn sie eine Stunde berufsfrei war und mit Friedrich und ihrem Mann von Schweizer Bergen und Bergtouren reden konnte. — Da stieg in der muffigen Office oder in der kleinen Privatwohnung des Ehepaars die herrliche Vision des Säntis auf, in dessen Nähe die Wiege der Ärztin gestanden hatte.

Man sprach dann von Scheffelschen Ekkehart, vom Wildkirchli und vom Genssenreservat, vom Bodensee und von Sankt Gallen. Die Ärztin meinte, sie wolle lieber die letzte schmutzige Sennerin auf dem Säntis als hier in Meriden Ärztin sein.

Natürlich litt der blonde Friese unter diesen Verhältnissen, keineswegs aber so, daß sein besonderer, eingefleischter und überzeugter Idealismus ins Wanken kam.

Dieser immer vorhandene, immer gegenwärtige Idealismus war es vielmehr, der Peter Schmidt über alle augenblickliche Mühsal immer und überall hinausheben konnte. Es schien Friedrich so, als ob gerade durch diesen Umstand die Lage der Frau verschlimmert würde. Aus ihren Bemerkungen ging hervor, daß sie es lieber gesehen haben würde, wenn Peter mehr sein eigenes Fortkommen, weniger den Fortschritt der Menschheit im Auge gehabt hätte. Es gab keinen Menschen, der einen stärkeren Glauben an den Sieg des Guten in der Welt besaß als Peter Schmidt, der im übrigen jeden religiösen Glauben verurteilte. Er gehörte zu denen, die den Garten Eden verwerfen, den jenseitigen Himmel für ein Märchen erklären, dagegen fest überzeugt sind, daß die Erde sich zum Paradies, der Mensch zur Gottheit darin entwickeln werde. Auch Friedrich besaß eine Neigung zur Utopie, und die Eigenschaften des Freundes erweckten diese. Solange er auf Berufsgängen oder beim Schlittschuhlauf oder in seiner Diogenestonne mit ihm redete, war er wieder diesseits der Hoffnung geraten, während er ohne ihn immer jenseits der Hoffnung war.

Das Thema, das die Freunde zumeist erörterten, ist mit den Namen Karl Marx und Darwin charakterisiert. Im Geiste Peter Schmidts bahnte sich eine Art Ausgleich oder Verschmelzung der Grundtendenzen dieser Persönlichkeiten an. Immerhin war dabei das christlich-



marxische Prinzip des Schutzes der Schwachen durch das Naturprinzip des Schutzes der Starken ersetzt worden, und dies bedeutete den Ausgang der allertiefsten Umwälzung, die vielleicht je in der Geschichte der Menschheit vor sich gegangen ist.

Während der ersten acht Tage teilte Friedrich mit dem ärztlichen Ehepaar in einem Boardinghouse das Mittagmahl. Immer aber begab er sich um die Zeit der Dämmerung, und zwar meistens zu Fuß, in seine Diogenestonne am Hanoversee zurück.

In der folgenden Woche wurden die Besuche bei seinen Freunden seltener, warum, wußte Friedrich selber nicht. Er schlief nicht gut. Es kam immer wieder und wieder vor, daß ihn der Klingeltraum heimsuchte. Selbst wachend litt er an einer eigentümlichen, ihm früher unbekanntem Schreckhaftigkeit. Wenn wirklich ein Schlitten mit einer Schlittenschelle vorüberkam, erschrak er zuweilen so, daß er zitterte. Wenn er in der Stille seines Zimmers sein eigenes Atmen vernahm, konnte ihn das nicht weiter verwundern, aber er wurde immer wieder mit einer sonderbaren Unruhe darauf aufmerksam. Mitunter fröstelte ihn, und da er ein Thermometer besaß, stellte er einige Male fest, daß er erhöhte Temperatur hatte. Alle diese Umstände beunruhigten ihn, und eine überall leise wirkende Atmosphäre von Beängstigungen versuchte er vergebens von sich zu scheuchen und abzuschütteln. Als er zum erstenmal seinen Gang ins Boardinghouse einstellte, hinderten ihn Unlust, das Zimmer zu verlassen, und Appetitlosigkeit. Ein anderes Mal war er bei dem ständigen klaren Winterwetter halbwegs auf der Straße nach Meriden wieder umgekehrt und vermochte kaum sich nach Haus zu schleppen. Von alledem aber, was Friedrich so in der Stille durchmachte, erfuhren die beiden Freunde nichts. Sie fanden es nicht verwun-

derlich, wenn Friedrich diesen und jenen Tag in seinen vier Wänden bleiben wollte.

Aber sein Leben wurde mehr und mehr eine schleichende Sonderbarkeit. Die Welt, der Himmel, die Landschaft, der Erdteil, auf dem er war, kurz alles vor seinen Augen, auch die Menschen, veränderten sich. Sie rückten fort, ihre Angelegenheiten hatten einen fernen, fremden Charakter bekommen. Ja Friedrichs eigene Angelegenheiten waren nicht mehr dieselben geblieben. Sie waren ihm abgenommen; irgend jemand hatte sie einstweilen beiseite gelegt. Er mochte sie später wiederfinden, falls das Endziel seines neuen Zustandes nicht ein andres war.

Als Peter Schmidt eines Tages doch durch sein zurückgezogenes Dasein befremdet war und Besorgnis äußerte, wies ihn Friedrich mit einer gewissen Schroffheit zurück; denn auch der Freund war ihm fremd geworden. Er verriet ihm nichts von der bangen und schweren Atmosphäre, in der er atmete; denn sonderbarerweise war auch etwas wie ein heimlicher Reiz in ihr, den Friedrich mit niemand teilen wollte.

Eines Abends, als er wie gewöhnlich am Schreibtisch bei der Lampe saß, war es ihm, als ob sich jemand über seine Schulter herabbeugte. Friedrich hatte die Feder in der Hand und in wirrem Durcheinander Manuskriptseiten vor sich liegen. Versonnen, vergrübelt, wie er war, fuhr er zusammen, indem er die Worte sagte: „Rasmussen, wo kommst du her?“ Dann wandte er sich und erblickte tatsächlich Rasmussen mit der Lloydmütze, wie er von seiner Weltumsegelung gekommen war, lesend am Fußende seiner Bettstelle sitzen. Er hielt ein Fieberthermometer in der Hand und sah aus, als ob er die unbeschäftigte Zeit einer langen Wache am Krankenbett mit Lesen hinbringe.

Friedrich hatte bemerkt, daß die Einsamkeit den visionären Charakter des Daseins steigerte. Es fehlte

der zweite Mensch, ohne den der erste immer zum Verkehr mit Gespenstern verurteilt ist. Friedrich brauchte in seiner Eremitage nur an irgend jemand zu denken, um ihn leibhaft redend und gestikulierend vor sich zu sehen. Er wurde durch diese Entzündlichkeit seiner Phantasie nicht beunruhigt. Auch die neue Erscheinung notierte er mit kühler und scharfer Beobachtung, aber er merkte doch: sein Seelenleben war in eine neue Phase getreten.

Er stieg nach einiger Zeit, um vor Schlafengehen den Verschuß der Haustür zu kontrollieren, in das Parterregeschoß hinab und fand sich veranlaßt, ein mit Läden verwahrtes Gemach zu öffnen. Als er dort mit dem brennenden Lichte hineinleuchtete, hatte er zu seiner höchsten Verwunderung eine zweite, ebenso deutliche Halluzination. Er gratulierte und bescheinigte sich, daß er auf diesem psychopathologischen Gebiet jetzt nicht nur vom Hörensagen mitreden könne. Vor seinen Augen, deutlich sichtbar, saßen vier Kartenspieler um einen Tisch. Die Männer, die ziemlich rohe und rote Gesichter hatten, rauchten Zigarren, tranken Bier und schienen dem Handelsstande anzugehören. Plötzlich faßte sich Friedrich an die Stirn. Er hatte am Etikett und an der Flasche das Bier erkannt, das in der kleinen Schwemme der „Roland“ geführt wurde. Und das waren ja die auf dem Schiff so bekannten ewigen Trinker und Kartenspieler. Kopfschüttelnd über die sonderbare Tatsache, daß diese Leute nun auch gerade hier im Parterre seines Hauses untergekommen waren, begab sich Friedrich nach oben in sein durchwärmtes Zimmer zurück.

Die Tagesstunden, in denen er sich vielfach, wenn auch allein, draußen beschäftigte, hatten Friedrich bisher auf gesunde Weise ins Wirkliche abgelenkt. Außerdem war sein Urteil über den eigenen Zustand im großen ganzen gesund geblieben. Als er nun auf schleichende

Weise erkrankte, empfand er es nicht. Es erschien ihm natürlich, daß er mit Rasmussen auf der Bettstelle, mit den Skatspielern im unteren Zimmer wie mit wirklich vorhandenen Dingen rechnete.

In den von dem Hauche indianischer Sage umwobenen Hanoversee ergießt sich ein Flößchen, Quinnipiac, das Friedrich eines Tages auf seinen Schlittschuhen landein verfolgte. Er befand sich bei dieser Fahrt in der Begleitung eines Schattens, an dessen Körperlichkeit er nicht zweifelte. Er glich der Persönlichkeit des früher als seine Kollegen zugrunde gegangenen Heizers Zickelmann: nicht wie dieser sich als Toter, sondern wie er sich in Friedrichs Traum gleichsam offenbart hatte. Der Schatten des Heizers erzählte, es seien mit der „Roland“ fünf Oberheizer, sechsunddreißig Heizer und achtunddreißig Kohlenzieher gesunken, was für Friedrich eine über Erwarten große Anzahl war. Er sagte weiter, die Bucht und der Hafen, wo Friedrich im Traume gelandet wäre, sei wirklich nichts weiter als die Atlantis, ein gesunkener Kontinent, dessen überm Meeresspiegel gebliebene Reste die Azoren, Madeira und die Kanarischen Inseln wären. Friedrich kam zu sich selbst, als er vor einer verschneiten, fuchsbauartigen Höhle stand, in der er allen Ernstes nach dem Durchgang zu den Lichtbauern gesucht hatte.

Von Tag zu Tag, ja von Stunde zu Stunde gewann der Geisteszustand Friedrichs an Wunderlichkeit und Fremdartigkeit. Immer saß Rasmussen auf dem Bett, spielten die Kaufleute im Parterrezimmer. Der einsame Kranke ging flüsternd umher, in Gespräche mit Menschen und Dingen verwickelt. Stundenlang wußte er nicht, wo er wirklich war. Er glaubte im Doktorhäuschen zu sein, dann wieder im Hause seiner Eltern; meistens befand er sich, seiner Meinung nach, auf dem Deck und in den üblichen Räumlichkeiten des Schnelldampfers, der auf der Fahrt nach Amerika begriffen

und, wie sich Friedrich kopfschüttelnd sagte, nicht untergegangen war.

Nach Mitternacht stand Friedrich zuweilen vom Bette auf und enthüllte einen Wandspiegel, den er, da er Spiegel nicht liebte, verhängt hatte. Er betrachtete sich, indem er sich mit der brennenden Kerze dicht vor die Scheibe bog, und erschreckte sich durch Grimassen, die seine Züge unkenntlich machten. Dann sprach er mit sich. Es waren teils wirre, teils klare Sätze, die er äußerte oder hörte, nach denen er fragte oder auf die er Antwort gab. Sie bewiesen, daß er sich mit dem Doppelgängerproblem, als einem der grauenvollsten und tiefsten, schon früher beschäftigt hatte. Er schrieb auf ein Blatt: Der Spiegel hat aus dem Tiere den Menschen gemacht. Ohne diesen Spiegel kein Ich und Du, ohne Ich und Du kein Denken. Alle Grundbegriffe sind Zwillinge: schön und häßlich, gut und schlecht, hart und weich. Wir reden von Trauer und Freude, von Haß und Liebe, von Feigheit und Mut, von Scherz und Ernst, und so fort. Das Bild im Spiegel sagte zu Friedrich: „Du hast dich in dich und mich gespalten, ehe du die einzelnen Eigenschaften deines nur als Ganzes wirkenden Wesens unterscheiden, das heißt scheiden, das heißt spalten konntest. Bevor du dich selbst nicht im Spiegel sahest, sahest du auch nichts von der Welt.“

Es ist gut, daß ich allein bin, dachte Friedrich, mit meinem Spiegelbild. Ich brauche nicht die vielen peinigenen Hohl- und Rundspiegel, die mir andere Menschen bedeuten. Dieser, in dem ich bin, ist der ursprüngliche Zustand, und man entgeht den Verzerrungen, denen man in den Blicken und Worten anderer Menschen verfallen ist. Das beste ist: schweigen oder mit sich selbst reden, das heißt mit sich selbst im Spiegelbild. Dies tat er so lange, bis er sich eines Abends, aus der Umgebung seines Hauses heimkehrend, als er die Zimmertür öffnete, selbst am eigenen Schreibtische

leibhaftig sitzend fand. Friedrich stand still und wischte sich über die Augen. Der Mensch aber, der in seinem Stuhle saß, war noch vorhanden, trotzdem er die Absicht hatte, ihn, als wäre er nur eine Vision, mit geschärftem Blick zu zerteilen. Da kam ihn ein noch nie gefühltes, unnennbares Grauen an und zugleich eine Wallung tödlichen Hasses. Mit „Du oder Ich“ hielt er dem Doppelgänger den schnellgepackten Revolver vors Gesicht. Ein Gleiches tat auch der Doppelgänger, so daß sich Haß und Haß und nichts in Haß und Liebe Gespaltenes gegenüberstand.

Für einen bestimmten Tag hatte Peter Schmidt Friedrichs Assistenz bei einer schweren Operation erbeten, weil er wußte, daß sein Freund und Kollege gerade diese besondere Operation bei Kocher in Bern öfters gesehen und einige Male mit Glück ausgeführt hatte. Es handelte sich um einen fünfundvierzigjährigen Farmer und Yankee, dem ein fibröses Lipom, eine Faserfettgeschwulst, entfernt werden sollte. Friedrich wurde von einem Sohne des Patienten abgeholt und trat zur festgesetzten Stunde, sehr bleich, aber äußerlich ruhig, in die Office des ärztlichen Ehepaares. Die Stimmung war ernst, niemand ahnte, mit welchem Aufwand an Willenskraft Friedrich sich orientierte und daß er sich nur mit immer der gleichen Willenskraft in der Gewalt behielt.

Die Ärzte berieten, und Peter Schmidt sowie seine Frau wünschten aufs dringendste, Friedrich möge die Operation ausführen. Ihm raste der Kopf. Er war heiß, er zitterte, aber die Freunde bemerkten es nicht. Er bat um ein großes Glas Wein und ging wortlos daran, sich vorzubereiten.

Frau Doktor Schmidt führte den alten Farmer herein. Der wackere Mann und Familienvater wurde, entblößt, in den Operationsstuhl gelegt und auf die

bekannte gründliche Weise gewaschen. Dann wurde ihm die Achselhöhle durch Peter Schmidt ausrasiert. Über Friedrich, der sich, mit heraufgestreiften Hemdsärmeln, unablässig Hände und Arme wusch, Nägel und Finger bürstete, war eine nachtwandlerische Ruhe gekommen. Nachdem er sich abgetrocknet hatte, untersuchte er noch einmal die kranke Stelle mit aller Kühle und aller Genauigkeit, fand, daß die Geschwulst vielleicht bereits zu weit fortgeschritten war, schnitt aber gleich darauf mit fester Hand in die Masse des lebenden Fleisches hinein.

Die Narkose wurde von Frau Doktor Schmidt besorgt, während Peter Instrumente und Tupfer zureichte. Das ungenügende Licht in der Parterreräumlichkeit, vor deren Fenster der Verkehr der Hauptstraße tobte, lockte dem Operateur immer wieder Verwünschungen ab. Die Geschwulst saß tief und setzte sich gegen Erwartung zwischen den großen Nervenstämmen und Blutgefäßen im inneren Teil des Armgeflechtes fort. Von dort mußte sie mit dem Skalpell herauspräpariert werden. Das war sehr heikel und bei der dünnwandigen großen Vene insofern gefährlich, als diese, nur leicht angeschnitten, Luft ansaugt, was den Tod zur Folge hat. Aber alles ging gut vonstatten, die große Hohlwunde wurde mit Jodoformgaze ausgefüllt, und nach Verlauf von dreiviertel Stunden hatte man den noch immer bewußtlosen Farmer, mit Hilfe seines neunzehnjährigen Sohnes, in einem jenseits des Flures vorhandenen Krankenzimmer zu Bett gebracht.

Unmittelbar nach dieser Operation sagte Friedrich, er müsse zur Post, um Miß Eva Burns, die ihn besuchen wolle, abzutelegraphieren. Wenige Augenblicke später wurde ihm selbst ein Telegramm in die Office gebracht. Er öffnete es, sagte kein Wort und bat den Sohn des Farmers, ihn augenblicklich nach Hause zu fahren. Er ging, nachdem er den Freunden die Hände geschüttelt

hatte, aber ohne ein Wort von dem zu erwähnen, was in der eingetroffenen Depesche stand.

Als er an der Seite des Farmerssohnes durch die beschneite Landschaft fuhr, war es eine ganz andere Fahrt als jene, die er mit Peter Schmidt gemacht hatte. Erstlich kutschierte Friedrich nicht selbst, sondern das tat der junge Farmer, dessen Vater er vermutlich heute das Leben gerettet hatte. Ferner hatte Friedrich nicht im entferntesten, wie damals, das Gefühl wiedergewonnener Selbstbestimmung und Lebenslust. Sondern, obgleich die Sonne noch immer unbewölkt über der weißen Erde stand, fühlte sich Friedrich mit Schellengeläut in eine dicke Finsternis vorwärtsgerissen.

Der junge Farmer bemerkte nichts weiter, als daß der berühmte deutsche Arzt äußerst bleich ihm zur Seite saß. Aber Friedrich hatte wohl nie eine gleich große Willenskraft nötig gehabt, um nicht als Irrsinniger mit Gebrüll und in voller Fahrt aus dem Schlitten zu springen. Er wußte von einem Telegramm, das er zerknautscht in der Pelztasche hielt. Jedesmal aber, wenn er sich an seinen Inhalt erinnern wollte, war es, als ob ihm immer wieder ein und derselbe Hammer betäubend gegen die Stirne schlug.

Friedrich tappte sich in sein Haus, nachdem er in mitternächtiger Dunkelheit dem jungen Farmer die Hand zum Abschied gedrückt hatte. Einige Dankesworte, die jener sprach, gingen im Rauschen von Wassern unter. Die Schlittenschellen, die jetzt wieder erklangen, rissen nicht ab und gingen in jenes infernalische Klingeln über, das sich nun einmal seit dem Schiffsuntergang im Kopf des Geretteten festgesetzt hatte. Ich sterbe, dachte Friedrich, in seiner Mansarde angelangt, ich sterbe, oder ich werde wahnsinnig. Die Schiffsuhr erschien und war wieder verschwunden. Er sah sein Bett und griff nach dem Bettpfosten. „Fall nicht!“ sagte Rasmussen, der noch immer dort mit dem



Thermometer saß. Aber nein, diesmal war es nicht Rasmussen, sondern Mister Rinck, seine gelbe Katze im Schoß, Mister Rinck, der das deutsch-amerikanische Seepostamt unter sich hatte. Friedrich brüllte: „Was suchen Sie hier, Mister Rinck?“ Aber schon war er wieder ans Fenster unter das Licht der blendenden Wintersonne getreten, die aber kein Licht, sondern eine kohlrabenschwarze Finsternis, wie ein nachtgebärendes Loch am Himmel, ausströmte. Dazu klagte und heulte plötzlich der Wind, es piff höhnisch und janhagelmäßig durch die Türritzen. Oder war es die miauende Katze von Mister Rinck? Oder waren es unten im Hausflur greinende Kinder? Friedrich tappte umher. Das Haus erbebte und riß sich aus seinen Grundfesten. Es schwankte. Die Wände fingen zu knacken, zu knistern und ähnlich wie Korkgeflecht zu knarren an. Die Tür flog auf. Friedrich wurde vom wilden Luftdruck fast niedergerissen. Jemand sagte: „Gefahr!“ Die elektrischen Läutwerke tobten, verbunden mit den Stimmen des Sturmes, fort und fort. „Es ist ja nicht wahr, es ist satanische Täuschung gewesen. Niemals betratst du den Boden von Amerika. Deine Stunde ist da. Du gehst zugrunde.“

Er wollte sich retten, er suchte seine Sachen zusammen. Ihm fehlte sein Hut. Er fand seine Beinkleider, sein Jackett, seine Stiefeln nicht. Draußen stand der Mond. In der klaren Helle tobten die Stürme, und plötzlich kam, einer Mauer gleich und breit wie der Horizont, über die Fläche draußen das Meer heran. Der Ozean war über seine Ufer getreten. Atlantis! Die Stunde ist da, dachte Friedrich, unsere Erde muß wie die alte Atlantis untergehen. — Friedrich lief vor das Haus hinunter. Auf der Treppe griff er seine drei eigenen Kinder auf und erkannte nun erst, daß sie es gewesen waren, die im Hausflur gewinselt hatten. Er nahm das Kleinste auf seinen Arm, die beiden übrigen an die

Hand. Vor der Haustür sahen sie miteinander, wie die furchtbare Sintflutwoge im Aschenlicht des Mondes näher und näher kam. Sie sahen ein Schiff, einen Dampfer, der, mitgerissen, furchtbar stampfend und rollend von der Woge getragen wurde. Die Dampfpeifen heulten fürchterlich, manchmal anhaltend, manchmal stoßweise. „Es ist die ‚Roland‘, mit Kapitän von Kessel“, erklärte Friedrich den Kindern. „Ich kenne es, ich war auf dem Schiff, ich bin selbst mit dem prächtigen Dampfer untergegangen!“ Und der Dampfer schien auf allen Seiten Blut auszuströmen wie ein Stier, der an vielen Stellen tödlich getroffen ist. Überall quoll es wasserfallartig aus seinen Breitseiten. Und Friedrich hörte, wie auf dem kämpfenden und verblutenden Schiff Böller gelöst wurden. Raketen schossen gegen den Mond, platzten im nächtlichen Grauen und blendeten.

Und jetzt fing er, immer eins um das andere seiner Kinder auf den Arm nehmend und wieder verlierend, vor der Springflut um sein Leben zu rennen an. Er rannte, er lief, er sprang, er stürzte. Er protestierte, daß er doch noch zugrunde gehen sollte, wo er doch schon gerettet gewesen war. — Er fluchte, er rannte, er stürzte nieder, erhob sich wieder und lief und lief, mit einer gräßlichen, nie gefühlten besinnungslosen Angst, die sich in dem Augenblick, als ihn die Woge überholte, in eine wohlige Ruhe verwandelte.

Am folgenden Morgen, und zwar mit dem gleichen Zug, den Friedrich vor etwa vierzehn Tagen benutzt hatte, kam Miß Eva Burns in Meriden an. Sie ging in die Office zu Peter Schmidt, um sich nach Friedrich zu erkundigen, der sie eigentlich von der Bahn hatte abholen wollen. Peter Schmidt war allein und erzählte ihr von der gestern vor sich gegangenen glücklichen Operation. Er sprach ihr dann von dem Telegramm, das

Friedrich gerade in dem Augenblick erhalten hatte, als er ihr, Miß Eva Burns, für heut abzusagen willens gewesen war.

„Nun bin ich hier“, sagte Miß Burns aufgeräumt, „und nun lasse ich mich nicht so ohne weiteres abspeisen. Ich will nicht in Rom sein, ohne den Papst zu sehen.“

Dreiviertel Stunden später war der Zweisitzerschlitten mit seinem feurigen Braunen, dessen Eigenart man jetzt besser zu nehmen wußte, am Hanoversee vor „Onkel Toms Hütte“ angelangt. Peter Schmidt hatte Miß Eva herauskutschiert. Der alte Farmer war fieberlos. Das wünschte der Freund Friedrich mitzuteilen.

Die beiden Besucher stiegen, ein bißchen verdutzt, die Treppe hinauf und traten, laut ihre Ansichten über den seltsamen Zustand des Hauses austauschend, durch die nur angelehnte Tür in Friedrichs Mansarde ein. Hier fanden sie ihn, noch in seinem Pelz, wie er nach der Operation die Office verlassen hatte, bewußtlos, leise delirierend, schwer erkrankt auf das Bett gestreckt. Von der Erde aber hob Peter Schmidt ein Telegramm, dessen Inhalt kennenzulernen Miß Eva Burns und er sich berechtigt glaubten. Sie lasen: Lieber Friedrich, Nachricht aus Jena, Angele gestern nachmittag trotz sorgsamer Pflege für immer entschlafen. Raten Dir: nimm unabänderliche Tatsache hin und erhalte Dich selbst Deinen immer getreuen Eltern.

Acht Tage lang schwebte Friedrich in Lebensgefahr. Vielleicht hatten niemals bisher die Mächte des Abgrunds mit solcher Gewalt nach ihm gegriffen. Acht Tage lang war sein Kopf und sein ganzer Körper wie etwas, das durch und durch in Flammen stand, nicht anders, als sollte er sich mit allem, was in ihm war, aufzehren und verflüchtigen. Es war natürlich, daß Peter Schmidt seinen Freund mit aller erdenklichen Sorgfalt behandelte und daß auch Frau Doktor Schmidt nach

Kräften das Ihrige tat. Miß Eva Burns, die der Zufall in einem so ernstesten Augenblick an Friedrichs Seite geführt hatte, faßte nun sofort den Entschluß, außer wenn jede Gefahr vorüber wäre, nicht von seinem Lager zu weichen.

Friedrich hatte getobt, was man an den durcheinandergeworfenen Gegenständen, an dem zerschlagenen Glas der alten Seemannsuhr und an dem zertrümmerten Porzellan erkannte. In den ersten zwei Tagen und Nächten entfernte sich Peter Schmidt nicht vom Krankenbett, außer wenn er von seiner Frau abgelöst wurde. Die Fieberparoxysmen des Kranken wiederholten sich. Das Ehepaar wandte mit Vorsicht und Umsicht die verfügbaren Mittel an, um das Fieber herabzudrücken, und wurde ernster und ernster, als es am dritten Tage noch immer bis über vierzig stieg. Endlich aber war ein ziemlich konstanter Rückgang festzustellen.

Nach Ablauf der ersten Krankheitswoche erkannte Friedrich zum erstenmal Miß Eva Burns und begann zu begreifen, was sie inzwischen für ihn geleistet hatte. Er lächelte mühsam. Er machte Bewegungen mit den Fingern seiner kraftlos auf der Bettdecke ruhenden Hand.

Erst am Ende der zweiten Woche, gegen den sechsundzwanzigsten März, ward er fieberfrei. Die letzte Woche hindurch hatte sein Zustand indessen keinen Anlaß mehr zu Besorgnis um sein Leben gegeben. Der Kranke sprach, schlief, träumte lebhaft, erzählte mit matter Stimme und oft mit ein wenig Humor, was ihm wieder Tolles durch den Schädel gegangen war, kannte seine Umgebung, äußerte Wünsche, äußerte Dankbarkeit, fragte nach dem Farmer, den er operiert hatte, und lächelte, als Peter Schmidt erzählte, die Wunde sei prompt geheilt, und der brave Landmann habe bereits Perlhühner für Kraftsuppen hergebracht.

Die Führung des Haushaltes durch Miß Eva Burns war musterhaft. Friedrich genoß eine Pflege, wie sie in einer so immer wachen Form nicht gerade vielen Menschen zuteil wird. Natürlich kannten ein Arzt wie Peter Schmidt und eine Ärztin wie Frau Doktor Schmidt keine Prüderie. Aber auch Miß Eva Burns mit ihren kräftigen Armen und Bildhauerhänden, der das Aktmodellieren etwas Gewöhnliches war, kannte sie nicht.

Sie hatte Peter Schmidt veranlaßt, Telegramme an Friedrichs Vater zu senden, der nun durch die letzte, günstige Nachricht beruhigt war. Einen dicken Brief des Vaters, noch vor Ausbruch der Krankheit geschrieben, fing sie ab, und da sie annahm, er enthalte Einzelheiten über das traurige Ende Angelens, sandte sie ihn mit der Bitte zurück, ihn für Friedrichs gesunde Tage aufzubewahren. Sie wollte nicht in Versuchung kommen, dem Kranken die Existenz des Briefes vielleicht doch eines Tages zu verraten.

Zu Ende der dritten oder Anfang der vierten Woche seit Beginn der Krankheit erhielt Miß Eva Burns einen Dankesbrief von dem General. Mit vielen Grüßen von Mutter und Vater an den Sohn verband er tiefbewegte Worte, die dem wackeren Doktor Peter Schmidt, seiner Gattin und Miß Burns galten. Ihr könne er ja erzählen, schrieb er, daß die arme Angele keines natürlichen Todes gestorben sei. Sie habe nach Art ihres Leidens in der Anstalt aufs schärfste bewacht werden müssen, leider aber gäbe es auch bei der allergenauesten Überwachung immer einen unbewachten Augenblick.

Der Schnee war geschmolzen; langsam, langsam fand sich Friedrich wieder ins Leben hinein. Es war eine Sanftheit in ihm und ebenso draußen in der Natur, die ihm eine liebe Erfahrung war. Überall fühlte er etwas Schonendes. Sauber gebettet, über sich die zinnernen Schaukelschiffchen der alten Schifferuhr, hatte er ein Gefühl, geborgen, ja, was mehr war, erneut und ent-

süht zu sein. Ein Gewitter war reinigend aus Schwefelwolken herabgefahren und grollte nur noch leise und auf Nimmerwiederkehr vorüber am fernen Horizonte hin. Für den schwachen Mann war eine stille, reiche, volle Lebenslust zurückgeblieben.

„Dein Körper“, sagte Peter Schmidt zu dem Kranken, „hat sich mittels einer Gewaltkur, einer tollen Eruption, von allen faulen Stoffen befreit.“

„Es ist schade, daß keine Vögel singen“, erklärte eines Tages Friedrich. — „Ja“, sagte Miß Eva Burns, die das Mansardenfenster geöffnet hatte, „das ist schade!“ — „Denn“, fuhr Friedrich fort, „Sie sagen ja doch, daß es draußen um den Hanoversee schon grunelt!“ — „Was heißt das — ‚grunelt‘?“ fragte Miß Eva Burns. — Friedrich lachte. Darauf sagte er ruhig: „Der Frühling kommt! Und ein Frühling ohne Vogelmusik ist ein taubstummer Frühling!“ — „Kommen Sie nur nach England“, sagte Miß Eva Burns, „da können Sie was von Vögeln erleben!“ — Friedrich sagte gezogen und den Ton der Freundin nachahmend: „Kommen Sie nur nach Deutschland, Miß Eva Burns!“

Als der Tag gekommen war, an dem Friedrich aufstehen sollte, sagte er: „Ich stehe nicht auf. Es geht mir zu gut im Bett.“ In der Tat, es war ihm während der fieberfreien Wochen nicht übel ergangen. Man hatte ihm Bücher aufs Bett gebracht, man las ihm die Wünsche von den Augen, Peter Schmidt oder Frau Doktor Schmidt oder Eva Burns unterhielten ihn mit Geschichten aus der Lokalchronik, soweit sie annehmen konnten, daß es ihm zuträglich war. Man hatte das Mikroskop an sein Bett gebracht, und er ging allen Ernstes daran, gewisse Stoffe seines Körpers selbst auf Bazillen zu untersuchen, eine Tätigkeit, über die viele Scherze gemacht wurden. Somit war der schreckliche Graus seiner Krankheit für ihn selbst der reizvolle Gegenstand seines

Studiums und eine angenehme Unterhaltung geworden.

Friedrich saß bereits wohlverpackt in einem bequemen Stuhl, als er zum ersten Male wissen wollte, ob nicht ein Brief von Vater und Mutter gekommen wäre. Miß Eva Burns sagte ihm daraufhin, was ihn erfreuen und beruhigen konnte. Sie war erstaunt, als sie von seinen bleichen Lippen die Worte vernahm: „Ich bin überzeugt, die arme Angele hat sich selbst das Leben genommen! Nun“, fuhr er fort, „ich habe gelitten, was zu leiden war, aber ich werde die Hand, die sich mir, wie ich fühle, gnädig erweisen will, nicht zurückstoßen. Damit will ich sagen“, fügte Friedrich hinzu, als er in Miß Evas Augen zu lesen glaubte, daß sie ihn nicht verstanden habe, „ich werde wieder, trotz alledem und alledem, mit Vertrauen ans Leben gehn.“

Eines Tages hatte Miß Eva Burns von Männern gesprochen, die sie kennengelernt hatte, da und dort in der Welt. Es waren dabei auch leise Klagen über Enttäuschungen untergelaufen. Sie sagte, sie werde in einem Jahr nach England gehn und sich irgendwo auf dem Dorf der Erziehung verwahrloster Kinder widmen. Der Bildhauerberuf befriedige sie nicht. — Da sagte der Rekonvaleszent mit einem offenen, schalkhaften Lächeln: „Wie wär's, Miß Eva, möchten Sie nicht ein ziemlich schwieriges großes Kind erziehen?“

Peter Schmidt und Eva Burns waren übereingekommen, Ingigerd Hahlström nie zu erwähnen. Mit den Worten: „Auf wen bezieht sich das?“ reichte Friedrich Miß Eva aber eines Tages einen Zettel, auf dem mit zittrigen Bleistiftzügen dies Verschen geschrieben stand:

Haben sich Fäden gezogen? Nein!

Wir blieben kühl und klein und allein!

Gingen wir ein in das höhere Sein?

Petrus verwehrte das Schlüsselein!

Ich sahe das Sakramentshäuslein,  
griff auch mit geweihten Händen hinein,

doch leider! fand weder Brot noch Wein!  
Alles erstrahlte so ungemein,  
und war gemeiner Trug und Schein.

Es bewegte Miß Eva Burns einigermaßen, als sie bemerken mußte, daß Friedrich sich noch immer mit der kleinen Tänzerin zu schaffen machte. Ein anderes Mal sagte Friedrich: „Ich eigne mich nicht zum Arzt. Ich kann den Menschen das Opfer nicht bringen, eine Beschäftigung beizubehalten, die mich traurig, ja schwermütig macht. Meine Phantasie ist ausschweifend, ich könnte vielleicht Schriftsteller werden. Nun habe ich aber in meiner Krankheit, besonders gegen die dritte Woche, sämtliche Werke von Phidias und Michelangelo noch mal modelliert. Ich bin entschlossen, ich werde Bildhauer. Aber ich bitte Sie, mich nicht mißzuverstehen, liebe Eva! Ich bin nicht mehr ehrgeizig. Ich möchte nur alles Große der Kunst verehren und selber ein anspruchsloser, treuer Arbeiter sein. Ich glaube, es könnte mir gelingen, mit der Zeit einmal den nackten menschlichen Körper so weit zu beherrschen, daß ich ein, wenn auch nur ein gutes Kunstwerk hervorbringe.“

„Sie wissen ja, ich glaube an Ihre Begabung“, sagte Miß Eva Burns.

Friedrich fuhr fort:

„Wie würden Sie denn darüber denken, Miß Eva? Das Vermögen meiner armen Frau wird für die Erziehung meiner drei Kinder etwa fünftausend Mark Rente abwerfen. Aus dem Besitze meiner immerhin nicht ganz unvermögenden Mutter erhalte ich einen jährlichen Zuschuß von dreitausend Mark. Meinen Sie, daß wir fünf damit in einem kleinen Häuschen mit Atelier, etwa bei Florenz, unser Leben in Ruhe beschließen könnten?“

Auf diese gewichtige Frage hatte Miß Eva Burns nur durch ein herzliches Lachen geantwortet.



„Ich wünsche kein Bonifazius Ritter zu werden“, sagte Friedrich. „Eine große Bauhütte mit künstlerischer Massenproduktion, und wäre sie auch noch so gut, entspricht meinem Wesen nicht. Ich wünsche mir einen Arbeitsraum, dessen Tor sich in einen Garten öffnet, wo man im Winter Veilchen und zu jeder Jahreszeit Zweige von Steineiche, Taxus und Lorbeer brechen kann. Dort möchte ich einen stillen, vor der Welt verborgenen Kultus der Kunst und der Bildung im allgemeinen treiben. Auch die Myrte müßte innerhalb meines Gartenzaunes wieder grünen, Miß Eva Burns.“

Miß Eva lachte, ohne auf irgendeine Anspielung einzugehen. Zu Friedrichs Plänen gab sie aus voller gesunder Seele ihre Zustimmung. „Es gibt genug Leute“, sagte sie, „die zu Ärzten und überhaupt zu Männern der Tat geboren und geeignet sind, und es gibt viel zu viele, die sich auf diesen Gebieten vordrängen.“ Über Ritter sprach sie mit Sympathie. Sein naives Eindringen in die Regionen der upper four hundred sah sie mit einem grundgütigen Verständnis an. Sie meinte: Gläubigkeit, Genußfreude, Ehrgeiz verlange das Leben, wo es mit einer gewissen äußeren Verve dahineilen will. Sie selbst, Miß Eva Burns, hatte im elterlichen Hause, bevor ihr Vater den größten Teil seines großen Vermögens verlor, das high life in England vollauf kennengelernt und hatte es schal und voll Langerweile gefunden.

Als Friedrich ohne Stütze wieder langsam die Treppe steigen, stehen und gehen konnte, nahm Miß Eva Burns ihren Urlaub, um die Zeit bis Mitte Mai ihrer unterbrochenen Arbeit zu widmen. Für Mitte Mai hatte sie auf dem großen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Auguste Viktoria“ einen Kajütplatz belegt, weil sie vermögensrechtlicher Dinge wegen nach England mußte. Friedrich von Kammacher ließ sie ziehen. Ich möchte einen solchen Kameraden fürs Leben haben,

sagte er sich, und ich wünschte Miß Eva Angelens Kindern als Mutter.

Dennoch ließ er sie ziehen und hielt sie nicht.

Friedrich genas. Es war eine solche Genesung, daß es ihm vorkam, als wäre er ehemals länger als ein Jahrzehnt krank gewesen. Was seinen Körper betraf, so befand sich dieser nicht mehr im Prozesse einer Umbildung, sondern baute sich aus jungen und neuen Zellen auf. Das Gleiche schien im Bereiche der Seele vorzugehen. Jene Last des Gemütes und jene ruhelos um den mehrfachen Schiffbruch seines Lebens kreisenden Gedankengänge, die ihn früher bedrückt und gepeinigt hatten, waren nicht mehr. Er hatte seine Vergangenheit wie etwas wirklich Vergangenes und wie einen von Wind und Wetter zerschlissenen, von Dornen und Degenstichen durchlöcherten, ausgedienten Mantel abgeworfen. Erinnerungen, die sich, vor seiner Krankheit, mit dem fürchterlichen Aufputz phantastischer Gegenwart ungerufen zudrängten, blieben jetzt aus; und mit Verwunderung und Befriedigung bemerkte Friedrich, daß sie für immer unter einen fernen Horizont gesunken waren. Die Reiseroute seines Lebens hatte ihn in ein völlig neues Bereich geführt. Dabei war er durch ein fürchterliches Verfahren, mittels Feuers und Wassers, jung geläutert worden. Genesende tapfen meist wie Kinder, ohne Vergangenheit, in das neugeschenkte Leben hinein.

Der amerikanische Frühling war zeitig eingetreten. Es wurde heiß, wie denn in jenen Gegenden der Übergang vom Winter zum Sommer ein fast unmittelbarer ist. Die Ochsenfrösche brüllten in Tümpeln und Teichen mit dem hellen, klaren Schellengeläut der anderen amerikanischen Frösche um die Wette. Jetzt fing die feuchte Wärme an, die in jenen Breiten so unerträglich ist und die Frau Doktor Schmidt so sehr fürchtete.

Ein solcher Sommer, in dem sie überdies ihre schwere Arbeit fortsetzen mußte, war für sie eine bittere Leidenszeit. Friedrich hatte wieder angefangen, Peter Schmidt auf Berufsgängen zu begleiten, und manchmal streiften die Freunde auch in etwas ausgedehnteren Wanderungen im Lande herum. Natürlich, daß nach alter lieber Gewohnheit dabei Probleme gewälzt und die Geschicke der Menschheit erwogen wurden. Zur Verwunderung seines Freundes zeigte Friedrich bei der Debatte weder im Angriff noch in der Verteidigung die alte Schneidigkeit. Eine gewisse heitere Ruhe dämpfte jede allgemeine Hoffnung, jede allgemeine Befürchtung. „Wie kommt das?“ fragte Peter den Freund. Und Friedrich antwortete: „Ich glaube, ich habe mir das bloße, köstliche Atmen jetzt hinlänglich verdient, und ich kann es auch würdigen. Ich will vorläufig sehen, riechen, schmecken und mir das Recht des Daseins zusprechen. Der Ikarusflug ist für meinen augenblicklichen Zustand nichts. Ebensowenig, bei meiner neu-erwachten, zärtlichen Liebe zum Oberflächlichen, wirst du mich jetzt zu mühsamem Bohren in die Tiefen bereit finden. Ich bin jetzt ein Bourgeois“, schloß er lächelnd, „ich bin zunächst saturiert, mein Sohn.“

Peter Schmidt, als behandelnder Arzt, äußerte seine Zufriedenheit. „Künftig freilich“, sagte er, „muß es mit dir wieder anders werden!“

In Peter Schmidt war ein gut Teil Indianerromantik zurückgeblieben. Er liebte es, gewisse Punkte der hügeligen Landschaft aufzusuchen, an die sich sagenhafte Ereignisse aus den Kämpfen der ersten weißen Kolonisten und der Indianer knüpften. An solchen Stellen hielt er sich lange auf, durchlebte im Geiste die Abenteuer der Pelzjäger und das zähe Ringen der Ansiedler und zog nicht selten seinen Revolver hervor, um sich in einer Anwandlung kriegerischen Geistes im Schießen nach irgendeinem Ziele zu üben. Der Friese schoß gut,

und Friedrich vermochte es ihm nicht gleichzutun. „In dir“, sagte Friedrich, „kreist das alte deutsche Abenteuer- und Kolonistenblut. Eine fertige, ja überreife, überraffinierte Kultur wie die unsere paßt eigentlich nicht für dich. Du mußt eine Wildnis und eine darüber schwebende Utopie haben.“ — „Die Welt ist immer noch nicht viel mehr als eine Wildnis“, sagte Peter Schmidt. „Es wird noch eine Weile dauern, bevor den Bau der Welt Philosophie zusammenhält. Kurz: wir haben noch viel zu tun, Friedrich!“ Der Freund gab Antwort: „Ich werde, wie Gott der Herr, aus nassem Ton menschliche Leiber kneten und ihnen lebendigen Odem einblasen!“ — „Ach was“, schrie Peter, „solche Puppenfabrikation führt ja zu nichts. Du bist mir wahrhaftig dafür zu schade! Du gehörs auf die Schanze, du gehörs in die vorderste Schlachtlinie, lieber Sohn.“

Lächelnd sagte Friedrich: „Ich für mein Teil lebe die nächstfolgenden Jahre im Waffenstillstand. Ich will mal versuchen mit dem auszukommen, was die Welt zu bieten imstande ist. Träume und Reflexionen will ich mir für die kommende Zeit soviel wie möglich abgewöhnen.“

Friedrich sah eine Pflicht darin, den Freund um seiner- und seiner Gattin willen zur Heimkehr nach Deutschland zu veranlassen. Er sagte: „Peter, die Amerikaner haben keine Verwendung für einen Menschen wie dich. Du kannst weder Patentmedizinen empfehlen noch einen armen Arbeiter, der in acht Tagen mit Chinin zu kurieren ist, acht Wochen lang mit kleinen Dosen als melkende Kuh auf dem Krankenbett festnageln. Du hast keine von jenen Eigenschaften, die den Adel des hier maßgebenden Amerikaners ausmachen. Du bist im amerikanischen Sinne ein kreuzdummer Kerl, denn du bist immer bereit, dich für jeden armen Hund aufzuopfern. Du mußt in ein Land zurück, wo, Gott sei Dank, der Adel des Geistes, der Adel der Gesinnungen noch immer jedem andern Adel gewachsen ist. In ein

Land, das sich als gestorben und abgetan betrachten würde, wenn einmal die Wissenschaften und die Künste in ihm nicht mehr die Blüte des Landes darstellen sollten. Es bleiben übrigens ohne dich genug Deutsche hier, die sich die Mühe geben, Hals über Kopf die Sprache Goethes und die Sprache, die ihre Mütter sie gelehrt haben, zu vergessen. Rette deine Frau! Rette dich! Geh nach Deutschland! geh nach der Schweiz! geh nach Frankreich! geh nach England! Wohin du willst! Aber bleibe nicht in dieser riesigen Handelskompanie, wo Kunst, Wissenschaft und wahre Kultur einstweilen noch eine gänzlich deplacierte Sache sind!“

Aber Peter Schmidt schwankte. Er liebte Amerika, und wenn er das Ohr nach indianischer Weise an die Erde legte, so hörte er bereits die unterirdisch probierte Festmusik des künftigen großen Tages einer allgemeinen Menschheitserneuerung. „Wir müssen erst“, sagte er, „alle amerikanisiert und dann zu Neueuropäern werden.“

Einer der Lieblingsspaziergänge Friedrichs führte in jene Vorstadt von Meriden, wo die italienischen Weinbauern angesiedelt sind. Man hörte sie mit ihren sonnenwarmen Stimmen singen, ihre Frauen mit dem bekannten Oktavenschrei die Kinder herbeirufen, sah braune Männer Weinreben anbinden und hörte des Sonntags ihr Lachen und die Bocciakugeln dumpf auf dem gestampften Lehm des Spielplatzes nieder- und gegeneinanderschlagen. Dieser Laut, diese Klänge waren Friedrich unendlich heimatlich. „Schlag mich tot!“ sagte er, „aber ich bin und bleibe ein Europäer.“

Friedrichs Sehnsucht nahm immer stärkere Formen an. Er verwickelte durch seine Schwärmerei und sein Lob der Heimat mehr und mehr die Freunde in das Gewebe dieser Sehnsucht hinein. Eines Tages sagte Peter Schmidt plötzlich: „Du hast mich wahrhaftig mit deiner Europaschwärmerei schwach gemacht. Aber nun bitt' ich dich, einmal mit mir zu gehen und mir,

nachdem ich dir etwas gezeigt habe, zu sagen, ob du mir dann noch zur Heimkehr rätst.“

Und Peter führte den Freund auf einen Kirchhof und an den Hügel, unter dem sein Vater begraben lag. Friedrich hatte den wackeren Mann in Europa gekannt, später auch erfahren, daß er fern von der Heimat gestorben war, aber wo, das war ihm wieder entfallen. „Ich bin gar nicht sentimental“, sagte Peter Schmidt, „aber es bleibt immer schwer, sich von so was zu trennen.“ Und nun wurde die Lebensgeschichte des alten Schmidt durchgenommen, der Werkführer einer Fabrik gewesen war und den ein ruheloser, unternehmender Sinn und Schwärmerei für das freie Amerika in die Fremde getrieben hatten. „Ich gebe zu“, sagte Friedrich, „so ein Toter kann den Grund eines ganzen fremden Erdteils, mehr als es tausend Lebendige können, heimisch machen. Und dennoch... dennoch...“

Einige Tage später war sogar in Frau Doktor Schmidt der starre Widerstand gegen die Heimat zerschmolzen. Jetzt fing in dieser Frau ein überraschend neues Leben an. Ihre Müdigkeit war vergessen. Ihre Bewegungen wurden lebhaft und schnell, sie begann Zukunftspläne mit leidenschaftlicher Hoffnung auszubauen. Der geheilte Farmer verfolgte Friedrich mit Dankbarkeit. Er entwickelte seinem Retter, wie er sich immer auf die Hand Gottes verlassen habe und verlassen könne. Gott habe den rechten Mann zur rechten Zeit auch diesmal zu ihm gesandt. So wußte nun Friedrich, welcher tiefere Grund seine sonderbare und furchtbare Reise veranlaßt hatte.

Friedrich vermied es, in die Zeitung zu blicken, weil er eine krankhafte Abneigung hatte, von den Genossen seiner Seereise durch die Zeitung zu erfahren. Eines Tages stieg aus dem Bostoner Zuge Ingigerd Hahlström, begleitet von einem nicht mehr in der ersten Jugend stehenden Herrn. Sie begab sich samt ihrem

Begleiter zu Peter Schmidt in die Office hinüber, stellte sich vor und wünschte zu wissen, ob Friedrich von Kammacher noch in Meriden sei. Peter Schmidt aber und seine brave Frau, denen die Gewohnheit, überall die Wahrheit zu sagen, weil sie von ihr nicht lassen konnten, überall im Leben hinderlich war, logen, daß sich die Balken bogen. Sie erklärten der Dame, Friedrich sei mit dem großen Passagierdampfer „Robert Keats“ der White Star Line von New York aus heimgereist. Die Dame war wenig betrübt darüber.

Friedrich hatte, ohne jemand etwas davon zu sagen, ebenfalls für Mitte Mai auf der „Auguste Viktoria“ für sich einen Platz bestellt. Peter Schmidt und seine Frau wollten aber die Überfahrt mit einem langsamer gehenden, weniger teuren Steamer machen. Alle lebten sie bereits in der herrlichsten Ungeduld, und der Ozean war für ihre Sehnsucht wieder ein kleiner Teich geworden. Man spielte damals in allen Theatern Amerikas ein sentimentales, in einer Schneiderwerkstatt hergestelltes Stück, das den Titel „Hands across the Sea“ führte. „Hands across the Sea“ las man auf allen Bauzäunen, auf allen Kalk- und Zementfässern. Friedrich dudelte es und hatte, sooft er die Worte „Hands across the Sea“ zu sehen bekam, eine schöne und volle Musik in der Seele.

Immerhin gab es noch etwas, wodurch sich Friedrich beunruhigt fühlte. Er ging mit einem Gedanken um. Bald war es seine Absicht, ihn mündlich auszudrücken, bald ihn in einem Briefe niederzulegen. Es verstrich kein Tag, wo er nicht zehnmal bald die eine, bald die andere Form verwarf, bis ihm eines Sonntags der Zufall in Gestalt von Willy Snyders und Miß Eva Burns, die einen Ausflug nach Meriden unternommen hatten, entgegenkam. Jetzt stellte es sich heraus, daß bei Friedrichs Überlegungen die Frage „ob überhaupt?“ oder „ob überhaupt nicht?“ immer noch eine Rolle gespielt hatte. Nun, als die schöne, sommerlich ge-

kleidete, tüchtige Evastochter und Eva ihm lachend entgegenkam, war die Frage in ihm entschieden. „Willy, machen Sie, was Sie wollen“, rief er vergnügt, „bleiben Sie, wo Sie wollen, amüsieren Sie sich, wie Sie mögen und können, und zum Abendessen im Hotel werden wir uns, so Gott will, wiedersehen!“ Damit griff er Miß Evas Hand, zog ihren Arm in den seinigen und ging mit der lachenden Dame davon. Willy, der sehr verduzt war, lachte laut auf und gab in drolliger Weise zu verstehen, daß er da allerdings übrig sei.

Als Friedrich und Eva abends in den hübschen Speisesaal des Meriden-Hotels traten, schwebte, für jedermann merkbar, über ihnen ein feiner Charme, eine zarte, innige Wärme, die sie beide jünger und anmutiger machte. Diese beiden Menschen waren plötzlich zu ihrer eigenen Überraschung von einem neuen Element, von einem neuen Leben durchdrungen worden. Trotzdem sie darauf zugesteuert waren, hatten sie kurz zuvor noch keine Ahnung davon gehabt. Es wurde an diesem Abend Champagner getrunken.

Acht Tage darauf hatte die New-Yorker Künstlerkolonie Miß Eva Burns und Friedrich auf die „Auguste Viktoria“ gebracht, mehrere Hochs waren gestiegen, Willy hatte den Scheidenden noch zuletzt „Ich komme bald nach!“ mit brüllender Stimme zugerufen. Dann hatte der Dampfer losgemacht.

Friedrich und Eva erlebten auf See eine Kette von Sonntagen. Gegen Abend des dritten Tages sagte der Kapitän des Schiffes, der keine Ahnung davon hatte, einem geretteten Passagier von der „Roland“ gegenüberzustehen: „Hier in diesen Gewässern ist, allen Berechnungen nach, der große Passagierdampfer ‚Roland‘ gesunken.“ Das Meer war glatt, es glich einem zweiten, ewig ungetrübten Himmel. Delphine tummelten sich umher.

Und seltsam: die Nacht, die herrliche Nacht, die diesem Abend folgte, ward für Eva und Friedrich zur



Hochzeitsnacht. In seligen Träumen wurden sie über die Stätten des Grauens, das Grab der „Roland“ dahingetragen.

Am Kai in Cuxhaven erwarteten Friedrichs Eltern und Kinder das Paar. Aber er sah nur seine Kinder. Er hielt sie eine Minute lang alle dreie zugleich, die wie unsinnig schwatzten, lachten und zappelten.

Als man von dem Rausche des Wiedersehens ein wenig verschnaufen konnte, machte Friedrich Kniebeuge und faßte mit beiden Händen die Erde an. Dabei blickte er Eva in die Augen. Dann stand er auf, gebot Stille mit dem Zeigefinger der rechten Hand, und man hörte über den nahen unendlichen Saatfeldern tausend und aber tausend von Lerchen trillern. „Das ist Deutschland!“ sagte er. „Das ist Europa! Was tut's, wenn wir nach diesen Stunden auch schließlich mal untergehn!“

Der General übergab jetzt Friedrich einen Brief, auf dessen Rückseite der Name des Absenders stand. Es war der Vater des verstorbenen Rasmussen. Ah, ein Dankesbrief! dachte Friedrich. Und ohne jede Neugier steckte er ihn in die Brusttasche. Es kam ihm gar nicht in den Sinn, Todestag und Stunde des Freundes mit jenen Angaben zu vergleichen, die er ihm einst im Traume gemacht hatte.

Der Kapitän, der vorüberging, grüßte Friedrich. „Wissen Sie denn“, sagte Friedrich in seinem überschäumenden Lebensmut, „daß ich wirklich einer von den Geretteten und einer von den wirklich Geretteten der ‚Roland‘ bin?“ — „So!“ sagte der Kapitän erstaunt und setzte im Weitergehen hinzu: „Ja, ja, wir fahren immer über denselben Ozean! Gute Reise, Herr Doktor!“

FESTSPIEL  
IN DEUTSCHEN REIMEN

ZUR ERINNERUNG

AN DEN GEIST DER FREIHEITSKRIEGE DER JAHRE  
ACHTZEHNHUNDERTUNDDREIZEHN, -VIERZEHN UND -FÜNFZEHN  
AUFGEFÜHRT BEI DER JAHRHUNDERTFEIER IN Breslau

1913

Begonnen im Juli 1912 in Agnetendorf, beendet im Frühjahr  
1913 in Portofino. Erstveröffentlichung: Buchausgabe 1913.  
Copyright 1941 by Gerhart Hauptmann in Agnetendorf.

## DRAMATIS PERSONAE

DER DIREKTOR  
PHILISTIADES  
DIE PYTHIA  
EIN KNABE  
DER RITTER  
EIN SEPTEMBRISEUR  
FRIEDRICH DER GROSSE  
NAPOLEON  
TALLEYRAND  
HEGEL  
TURNVATER JAHN  
FREIHERR VOM STEIN  
GNEISENAU  
SCHARNHORST  
HEINRICH VON KLEIST  
FICHTE  
BLÜCHER  
ATHENE DEUTSCHLAND  
EIN KRYPTO-NICHTGENTLEMAN  
DER WELTBÜRGER  
DIE FURIE  
DER ADLER  
DER JURIST  
JOHN BULL

Jakobiner, Trommler, Weiber, Henker, Masken, Chor der Vögel, französische und preußische Soldaten und Offiziere, Marschälle Napoleons, Mütter, Bürger, Studenten, Schreiber, Volk.

*Hinter einer Orchestra sind drei stufenweise aufsteigende Bühnen gedacht. Die erste Bühne ist durch einen Vorhang geteilt. Wenn dieser sich öffnet, so ist ein anderer Vorhang, der zugleich die zweite Bühne abschließt, Hintergrund. Geht dieser auseinander, so ist die zweite, höhere Bühne sichtbar, mit einem dritten Vorhang als Hintergrund, der, geöffnet, die dritte, oberste Bühne enthüllt.*

*Vor den ersten Vorhang — schwarz und mit goldenen Sternen bestickt — tritt der Direktor. Er trägt die hohe Mütze des Magiers und einen Talar, alles ebenfalls mit Himmelszeichen bedeckt. Er führt einen Zauberstab.*

#### DER DIREKTOR

Nur selten tret' ich selber auf die Bretter  
des Welttheaters, das ich dirigiere.  
Ich mache gutes, mache schlimmes Wetter,  
gewiß, daß mich's persönlich nicht geniere.  
Doch auch der allerbeste Apparat  
kann nicht für stets vollkommen gelten.  
Es bricht ein Rädchen, reißt ein Draht,  
und diese beste aller Welten,  
die Welt des Scheins, zeigt eine Lücke,  
wie die, darein ich jetzt mich drücke.  
Mit einem Wort, der Mime, der sonst stets  
zu diesem Drama den Prolog gesprochen,  
hat leider den Kontrakt gebrochen.  
Es geht auch ohne ihn, ihr seht's,  
wenn der Direktor nicht zu stolz ist  
und außerdem aus gutem Holz ist.  
Natürlich werd' ich nicht wortwörtlich jetzt  
euch den Prolog herunterleiern.  
Ich hab' ihn selber aufgesetzt,  
wie üblich bei dergleichen Feiern;  
allein im Kopf hab' ich ihn nicht.  
Drum, da ich leichter komponiere,  
als Komponiertes memoriere,

jetzt nur ein trockner Vorbericht!  
Wie nennt man gleich das Stück? Das Ding ist schwer,  
man kennt die Gattung hierzuland nicht mehr.  
Etwa 'nen Mimus, mimische Hypothese,  
wie sie Philistion, der Weltverächter,  
ersonnen, der gestorben am Gelächter?  
Doch wenn ich's in Gedanken überlese,  
so find' ich zwar die mimische Ironie,  
doch eine mehr moderne Phantasie.  
Nun, einerlei: so oder so benannt,  
dies Werk lobt seines Autors Kopf und Hand,  
und in Gesichtern, bunt und wandelbar,  
stellt's eines Erdteils Schicksalsstunde dar.  
Die Gaukelbühne heißt in diesem Fall  
Europa! Doch des Spieles Widerhall  
verbreitet sich auf beiden Hemisphären.  
Man soll dich, altes Fußgestelle, ehren!

*Er stampft mit dem Fuße auf die Bühne.*  
Denn was du ohne Einsturz schon erduldet,  
dafür bleibt dein Direktor dir verschuldet.

*Aus dem Vorhang tritt Philistiades, ein schlanker  
Jüngling, nur wenig bekleidet, mit den Flügeln des  
Hermes an den Fersen und an der Kopfbedeckung.  
Er wirft einen großen Rucksack vor die Füße des  
Direktors.*

#### PHILISTIADES

Da bin ich wieder, alter Sternengreis,  
und harre, deines Herrscherwinks gewärtig.  
Du bist noch immer alterssteif und bärtig,  
schneeigten Scheitels, jahrmillionenweiß.  
Du willst bei tragischer Helden Todesröcheln —  
was gilt's, ich rate recht! — in Wut und Streit  
einmal, nach langer, langer Fastenzeit,  
dein leis sardonisch Kinderlächeln lächeln.  
Ein Wink von dir: gleich öffn' ich meinen Ranzen  
und lasse alle deine Puppen tanzen.

## DER DIREKTOR

Mein Philistiades, erst sieh dich um!  
Da unten sitzt ein Riesenpublikum:  
nicht mir, ihm, das in andachtsvollem Schweigen  
neugierig harrt, magst du die Puppen zeigen.  
Sag ihm, mein Bester, wie wir uns das Leben,  
mit welchen Kräften abzuspiegeln streben!  
Verschweig auch nichts, mein immer muntrer Sohn,  
von unserer Organisation,  
auch daß wir uns an Zeit und Ort nichts kehren  
und uns um Aristoteles nicht scheren:  
Luft, Wasser, Erde, alles ist uns gleich.  
Die Truppe ist zu Haus in jedem Reich,  
sogar daheim noch über den drei Reichen;  
des ist der Stab in meiner Hand das Zeichen.

## PHILISTIADES

*nach Bedarf Requisiten und Puppen aus dem Ranzen  
ziehend und vorweisend:*

Unser Theater kann groß und klein,  
wie du's ansiehst, so kann es sein.  
Hier zum Beispiel, handgroß, ein Ball:  
er bedeutet die Erde, kreisend im All!  
Ihr habt ihn gesehen. Ich leg' ihn beiseite.  
Gleich dehnt sich die Erde ins Breite und Weite,  
und ihr vernehmet der Sintflutgewässer  
Brausen und Rauschen schon lauter und besser,  
weitet den Blick von des Meeres Küsten  
über fruchtbare Länder, Gebirge und Wüsten.  
Deutlich erscheinen die fünf Erdteile,  
alsdann, Quadratmeile um Quadratmeile,  
die großen Ströme, die großen Städte,  
die Häuser, die Straßen, die Kabinette,  
und wir erblicken das kleine Insekt,  
das in Häusern und Kabinetten steckt.  
Doch nein, es handelt sich nicht um Ameisen:  
Laßt uns den Herrn der Erde preisen!

Er nennt sich den kleinen Gott der Welt  
und mag sich nennen, wie's ihm gefällt.  
In nächster Nähe wächst er zum Riesen,  
man kann es zum Beispiel sehen an diesen:

*Er weist einige Püppchen vor.*

Ihr lacht! Euch wird das Lachen vergehn,  
bekommt ihr erst ihre Taten zu sehn.

Sie erscheinen steif, doch sie sind beweglich  
und ganz unsäglich unverträglich.

Ihr werdet euren Augen nicht trauen,  
wie sie einander erschießen, erstechen und über die  
Köpfe hauen,

sich würgen, morden und massakrieren!

Es ist manchmal, um die Geduld zu verlieren.

Tatsächlich beruht das heutige Stück  
auf Blutbädern und Schlachtenmusik,  
grausigen Simmelsammelsurien.

Diese Puppen hier sind die nötigen Furien.

Auch haben wir hier die Donnermaschine;

nun, Donner und Blitz gehören zur Bühne!

Hier wären einige Götter und Genien;

zwar behelfen wir uns mit wenigen,

doch einige ihrer gebrauchen wir;

denn unser Mimus spielt im Empire.

Zufällig greife ich aus der Fülle

soeben die Delphische Sibylle,

Talleyrand, den Turnvater Jahn,

deutsche und englische Generäle,

einen Kosakenhetman, französische Marschälle.

Auge um Auge, Zahn um Zahn

ist diesmal die allgemeine Parole,

und begegnen sich ihrer zwei,

so traktieren sie sich mit Pulver und Blei

und karessieren einander mit der Pistole.

Hier gibt es Musiker, Philosophen, Dichter,

geruhsame Bürger und Straßengelichter:

Puppen, genau nach dem Leben geschnitzt,  
jedwede blutet, wenn man sie ritzt.

DER DIREKTOR

Halt! Nicht allzu übereilig!  
Überstürzungen sind nicht kurzweilig.  
Reich mir die Püppchen, einzeln, in Ruh,  
und auch natürlich den Draht dazu!  
Nehmen wir gleich mal diesen Unband.  
Dieser Unband ist Nelson genannt.  
Er ist ein Schauspieler für Partien,  
die sich auf offenem Meere vollziehen.  
Solche Mitglieder haben wir nicht gar viele.  
Er ist ein Kerl im erhabensten Stile;  
Wir heißen ihn scherzhaft den Admiral.  
Er stammt von da drüben überm Kanal.  
Ein andres Püppchen, etwa das!  
Wir nennen es schlechtweg den Marschall Vorwärts.  
Diese Puppe hat Kopf, Hand und Herz,  
ist manchmal ein bißchen Bramarbas.  
Aber man soll einem Haudegen  
die Zunge nicht an die Strippe legen.  
Eine Feuernatur! Ein brillanter Akteur!  
Wißt ihr noch einen solchen, so bringt ihn her!  
Nun kommt ein Artikel extra rar:  
ein Preußenkönig, ein Kaiser, ein Zar.  
Doch sind diese Püppchen höchst diffizil;  
wir lassen sie lieber aus dem Spiel.  
Bräche sich eines von ihnen ein Bein,  
meine Stellung würde erschüttert sein.  
Hingegen ist dieses bedeutend robuster,  
sozusagen ein neueres Muster.  
Überhaupt dieses Püppchen ist phänomenal:  
geheißen der kleine Caporal!  
Es ist eigentlich einzig in seiner Art.  
Ich schnitt es bei einer Südlandfahrt  
aus dem Holze korsikanischer Steineichen.



Es trägt mein eigenes Künstlerzeichen.  
Es sollte eigentlich etwas werden,  
dergleichen noch nie gewesen auf Erden.  
Aber ein alter entlaßner Theatermeister,  
Pedro Carbonaro heißt er,  
hat mir den Mechanismus verstellt,  
und so blieb es ein problematischer Held.  
Es kam nach Marseille und von da nach Paris,  
wo ich dieses Püppchen hauptsächlich tanzen ließ.  
Und es tanzte so proper und so flink,  
daß bald ganz Frankreich im Kreise ging.  
Ja, ganz Europa geriet ins Tanzen.  
Ihr erfahrt es sogleich im großen und ganzen.  
Es wackelten Zöpfe, Köpfe und Grenzpfähle,  
Kirchtürme, Schilderhäuschen und Thronsäle.  
Durcheinander purzelten Thrönchen und Krönchen  
und allerlei hohe und niedre Persönchen.  
Nun aber war er kein bloßer Scharwenzer,  
sondern vielmehr ein Schwerttänzer.  
Aber später tanzte er selbst nicht mehr;  
er sandte Schwerttänzer vor sich her.  
Die Welt vergißt diesen Mimen nicht mehr.  
Er mimte den großen Alexander  
oder den großen Julius Cäsar,  
nicht mehr wissend, ob er ein anderer war.  
Seine Rollen kamen ihm durcheinander:  
bald römischer Konsul, bald Karl der Große,  
jetzt Attila, jetzt Hannibal;  
er war dies und das, er war überall.  
Er liebte die imperatorische Pose.  
Vor seiner Gesellschaft zog ein Tambour,  
der Trommler Mors! eine wilde Figur.  
Er rührte zu dumpfem Wirbel die Schlegel,  
und alles folgte mit Kind und Kegel.  
Sie liefen vom Morgen bis in die Nacht,  
dann wurden sie alle zur Ruhe gebracht.

Ihr seht aus allem, daß mein Artist  
nicht von gewöhnlichem Schlage ist.  
Ich gab ihm Freiheit, zwanzig Jahr  
zu ertränken das Erdreich in Blut und Gloire.  
Er reiste mit seiner eigenen Truppe.  
Er war eine kolossale Puppe:  
jede Bühne ward ihm zuletzt zu enge;  
er brachte die ganze Welt ins Gedränge.  
Und schließlich kam ich selbst in Gefahr,  
obgleich ich doch sein Direktor war.  
Da setzte ich ihn auf die schwarze Liste  
und warf ihn zurück in die Puppenkiste.  
Es tat mir leid, doch es mußte geschehn,  
sollte die Firma nicht untergehn.  
Er hat sich nun wacker ausgeruht.  
Mag er heute getrost wieder auftreten!  
Tut er aber wieder nicht gut  
und will, wie ein Strom, aus den Ufern treten,  
so fliegt er, diesmal zu ewigem Rasten,  
abermals in den Requisitenkasten.

*Der Direktor hat einige Puppen, zuletzt die Napoleon Bonaparte darstellende, vorgewiesen. Er gibt sie jetzt an Philistiades zurück.*

#### PHILISTIADES

So ist's. Er übertreibt mit keinem Wort.  
Wen er nicht mag, den wirft er fort. —  
Signor Balsamo, Graf Cagliostro genannt,  
ist gegen ihn nur ein Dilettant! —  
Großkophta aller Logen und Orden,  
versteht er das Erschaffen und Morden.  
Er besitzt die weiße und schwarze Magie  
und eine allwissende Philosophie.

#### DER DIREKTOR

Genug, und schreiten wir nun zur Tat!  
Ich hoffe, das Spielzeug ist parat.  
Unsre Bühne ist dieses Gerüst, nicht mehr;

wir mimen sozusagen plein air.  
Wir beginnen auf deutsche Weise mystisch  
und enden quasi klassizistisch.  
„Hic Rhodus, hic salta!“ heißt unser Spruch.  
Wir spielen ohne Kulissen und Buch.

*Unsichtbar gespielte Musik.*

Vorhänge sind unsre einzige List:  
ein geheiligter Trick, man muß ihn leiden;  
Gott selber könnte ihn nicht vermeiden,  
solange die Schöpfung ist, wie sie ist.  
Doch ihr werdet euch wundern, was wir leisten:  
sucht eine Gesellschaft weit und breit  
von Seßhaften oder Weitgereisten,  
die unserer ein Paroli beut.  
Allein schon diese Musik, dieser Ton!  
Schon hat man die ganze Revolution.  
Der Kantor Bach in allen Ehren,  
unser Ariel soll sich nicht minder bewähren.  
Schon wittert man Jakobinermützen,  
Straßenrevolten und Blutpfützen.  
Man sieht förmlich die rasende Carmagnole  
und die gezückte Räuberpistole.  
Hier waltet die allerbeste Regie  
und eine Dantesche Phantasie.  
Da ist Habebald und Eilebeute!  
Da sind sie! Da kommen schon unsere Leute!

*Rasender Pariser Pöbel der Revolutionszeit dringt in  
die Orchestra und von da zum Standort des Direktors  
und zu Philistiades.*

DIE WEIBER

Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit!

DER DIREKTOR

*heftig:*

Ihr kommt zu früh! Noch ist's nicht Zeit!  
Hinaus! Euer Stichwort ist nicht gefallen!

ERSTER JAKOBINER

Schubiack! Man wird dich niederknallen!

DER DIREKTOR

Ich bin der Direktor!

ZWEITER JAKOBINER

Wer bist du?

ERSTES WEIB

Wer?

DRITTER JAKOBINER

Hinaus! Den Lehrling hinterher!

Infamer Drahtzieher! Menschenschinder!

Freiheit! Freiheit! Wir sind ihre Kinder!

Der Teufel hol's! Wir sind nicht Akteure!

Man kennt uns: wir sind Septembriseure!

Sengt, brennt, steckt das Theater in Brand!

Blut! Blut! Nicht Pappe und Leinwand.

*Man hat den Direktor und Philistiades hinter die Gardine gestoßen. In der Orchestra entwickelt sich mittlerweile ein Pariser Straßensbild aus der Revolutionszeit. Der Pöbel tanzt die Carmagnole. Abgeschlagene Köpfe werden auf Spießen umhergetragen. Von der ersten Bühne herab sucht sich der erste Jakobiner Gehör zu verschaffen. Es gelingt ihm nicht. Da erscheint der Trommler Mors, der Tod als Tambour, tritt vor bis an den Bühnenrand und schlägt einen langen Wirbel. Darauf wird es still.*

ERSTER JAKOBINER

Heran! Hier hätten wir Fuß gefaßt.

Hölle und Satan! Hier wird nicht gespaßt.

Gütergemeinschaft! Menschenrechte!

Es gibt keine Herren! Wir sind keine Knechte!

Volk, du bist allein das Allmächtige!

Du bist größer als Gott; du bist selbst der Gott!

Außer dir kein rächender Zebaoth.

Fresse die Pest alle Volksverächter!

VIERTER JAKOBINER

*streckt blutbespritzte Arme in die Luft:*

Wer bin ich? Ich bin ein Septemberschlächter.  
Einst bourbonischer Kuchenbäcker,  
jetzt ein Aristokraten-Abdecker.  
Ich verstehe mein Handwerk, habe das Meine getan.

*Er zeigt einen Dolch.*

Dahier ist mein Fangzahn,  
damit hab' ich redlich gebissen,  
Kaldaunen aus den Wänsten gerissen.  
Ich verdiene den Dank der Nation:  
es lebe die Revolution!  
Die Freiheit geriet in Bedrängnisse,  
da säuberten wir die Gefängnisse  
von der infamen Verschwörerbrut.  
Wir wateten in Verräterblut.  
Offiziere, Priester und Zivilisten,  
Palastschmarutzer und Schweizergardisten,  
wir stachen sie ab wie das Nutzvieh.  
Mord dampfte die ganze Conciergerie.  
Aber wir hatten auch unseren Spaß.  
Wer arbeitet, verdient seinen Fraß.  
Die Fürstin Lamballe war ein guter Bissen,  
wir haben sie buchstäblich in Stücke zerrissen.  
Das aber kam erst ganz zuletzt.  
Erst haben wir ihr gehörig zugesetzt.  
Sie hatte ja alle Siebensachen.  
Das Gefängnis La Force hat gewackelt vor Lachen.

ERSTER JAKOBINER

Auch ich bin ein Septembriseur.  
Es lebe der Schrecken! Terreur! Terreur!  
Ich griff in Leiber wie in Taschen,  
lebendig das zuckende Herz zu erhaschen,  
ich hielt's in der Faust wie eine Maus  
und biß hinein und schlürfte es aus.  
Volk, so muß du fressen und saufen!  
Das ist das wahre Sakrament,  
das weder Kirche noch Pfaffen kennt.

Mit solcher Taufe muß du dich taufen!  
Vergeltung, Vergeltung an deinen Schindern!  
Der Freiheit Sieg und all ihren Kindern!

*Der Vorhang öffnet sich. Man erblickt die Guillotine und Samson, den Henker der Schreckenszeit, daneben, der ein abgeschlagenes Haupt hochhält. Der Trommler Mors schlägt einen dumpfen Wirbel.*

DIE VOLKSMENGE

*brüllt:*

Das Veto! Das Veto! Hoch Louis Capet!

ERSTE STIMME

Seht, das Veto macht eine Pfütze!

ZWEITE STIMME

Wo hat er die Jakobinermütze?

DRITTE STIMME

He, Samson! Samson, tut das weh?

DIE VOLKSMENGE

Vive la terreur! Der Tyrannenmord!

*Der Vorhang bedeckt schnell wiederum die ganze Szene und zugleich den Straßenpöbel, der sich auf der ersten Bühne befunden hat. Die Orchestra liegt jetzt im Dunkel und schweigend da. Allein sichtbar ist Philistiades vor dem Sternenvorhang.*

PHILISTIADES

Dies geschah zu Paris, Place de la Concorde,  
am einundzwanzigsten Januar  
im siebzehnhundertunddreiundneunzigsten Jahr  
nach Jesu Christi Kreuzesnot.

Auch dieser Tod war ein Märtyrertod.  
Hier fiel ein Opfer der fiebernden Zeit  
und gewann unterm Fallbeil die Freiheit.  
Der König ward zum Untertan  
und wiederum zum König dann,  
als er mit festem Heldentritt  
zum Tode schritt, den Tod erlitt.

Kurz möcht' ich nur noch so viel sagen:  
der Rauswurf hat uns nichts verschlagen,  
mir nicht und nicht dem alten Herrn.

Ihr mögt euch des versichert halten,  
es bleibt in unserm Haus beim alten,  
jedwede Änderung liegt uns fern.  
Ein bißchen rohe Ungebühr,  
was tut das? Die ertragen wir.  
Ein jeder kehrt zuletzt im Stück  
auf seinen rechten Platz zurück.  
Wir haben das schon oft erlebt.  
Der Geist, der über allem schwebt,  
bleibt dennoch hinter allem mächtig,  
und der Direktor, wohlbedächtig,  
sitzt lächelnd hinter seiner Wand  
und hält die Fäden in der Hand.

*Der Vorhang öffnet sich, man erblickt im mystischen  
Lichte die Pythia, einen Lorbeerkrantz auf dem Haupt,  
den Prophetenstab in der Hand.*

#### DIE PYTHIA

Europa, du, dem Christengotte untertan,  
du, seit der Griechengötter Flucht mit Nacht bedeckt,  
in deines Schicksals Abgrund blick' ich tief hinein  
und fernehin vorsehend deiner Zukunft Weg.  
Du zucktest oft und zuckst auch jetzt in Blut  
und Schmerzen auf gleich einer Kreißenden;  
denn immer ist das Kind noch nicht geboren, das  
du seit zweitausend Jahren schon geboren wähnst.  
Europa, du noch immer Schwangre mit der Frucht  
des Zeus, der dich in Stiergestalt trug durch das Meer,  
du Heimatlose, die, gleich Io umhergepeitscht  
als Kuh von Herens Rache, nicht zur Ruhe kommt.  
Wutschäumend, blöd und sinnlos brüllend, rasest du,  
in eine Wolke schwarzer Bremsen eingehüllt,  
die giftige Stacheln in dich senken, Tag und Nacht

in unermüdet gieriger Arbeit, dicht wie Staub.  
Und wenn du einmal todesmatt und schweißbedeckt  
zusammenbrichst, der fürchterlichen Quäler nicht  
mehr achtend, und vor Müdigkeit nicht mehr den Sporn,  
den tausendfachen, den millionenfachen nicht  
mehr fühlend: kommt entgegen dir ein junger Gott  
im Traum, im halben kurzen Schlummer deiner Pein.  
Und immer wähnst du dann, auf kurze Zeit getäuscht,  
die grauenvolle Prüfungszeit sei endlich aus.  
Noch immer bist du nicht entbunden, und die Last  
des ungeborenen Gottessohnes trägst du noch.  
Noch nicht geboren ist Europens Friedensfürst,  
nicht der Erlöser, ob man viele Tempel auch  
ihm schon geweiht: wer andres sagt, spricht lügenhaft.  
Denn wäre dieser Sohn des höchsten Gottes dort,  
wo sie ihm huldigen: wie hätte Krampf und stille Wut  
und Krankheit weiter so der Mutter Leib versehrt  
und die Schmerzbrüllende durch Stein und Dorn gehetzt?  
Nein, dieser Friedensfürst, dem sie lobsingen, er  
hat immer nur des Krieges wilden Brand entfacht.  
Und seine Diener sannen solche Martern aus,  
wie sie kein Teufel je erdacht in Fleisch und Blut.  
Das graue Altertum kennt solche Qualen nicht!

Allein ich sehe dämmern fern des Friedens Tag,  
so sehr die giftige Pestilenz auch heute noch  
und finstrer Wahnsinn toben in Europens Blut.

*Mehr und mehr, während die Seherin gesprochen hat, ist  
Bewegung in die Orchestra gekommen. Bei zunehmendem  
Licht entsteht in der Menge ein Summen, ein Murmeln,  
vielstimmiges Reden, zuletzt ein Brausen, aus dem sich  
ein allgemeiner Ruf erhebt. Unter den Klängen der Mar-  
seillaise werden abgeschlagene Köpfe auf den Spießen  
umhergetragen. Voran schreitet der Trommler Mors.*

DIE MENGE

Vive la liberté! Vive la république!



## ERSTER JAKOBINER

Das ist der Freiheit Hochzeitsmusik!  
Das getretene Volk und die Freiheit,  
die feiern ihre Bluthochzeit.

Da, auf den Stangen, das sind die Brautzeugen!  
Seht, wie sich die stolzen Köpfe beugen,  
es sind vornehme Huren, Fürsten, Herrn,  
hoch aufgespießt, doch liegt ihnen Hochmut fern.

### ERSTES WEIB

*schreit zur Seherin hinauf:*

He, Vogelscheuche, was machst du dort?  
Du stehst uns zu hoch! Troll dich! Pack dich fort!

### ZWEITES WEIB

Deine alberne Fratze zerkratzt' ich dir gerne!

### STIMMEN

An die Laterne! An die Laterne!

### ERSTES WEIB

Herunter mit ihr! Sie muß vor die Ausschüsse.  
Sie ist verdächtig! Nieder mit ihr!  
Eine Aristokratin! Ein Vampir!

### STIMMEN

Unter die Spieße, unter die Spieße!

### DIE PYTHIA

Legt eure Hand nicht an die heilige Seherin,  
die Loxias begeistert, dem nichts dunkel ist!  
Ihr gärt in Blindheit, so wie Froschlaich gärt im Teich.  
Ich aber sehe! sehe euch und was euch frommt!

Freiheit? — im Grabe! Gleichheit? — unten in der Gruft!  
Und Brüderlichkeit? — mit den Würmern der Ver-  
wesung, die

nach euren häßlichen Kadavern lüstern sind.

Ihr seid nur Dung im Acker dieser schweren Zeit.

*Ein zwölfjähriger schöner Knabe springt aus dem Vorhang auf die erste Bühne und beginnt dort in vollkommener Harmlosigkeit mit einem Kreisel zu spielen, den er mit einer kleinen Peitsche treibt.*

## DIE PYTHIA

Blickt her! Kennt ihr den Knaben? — Nein, ihr kennt  
ihn nicht —

der lustig seinen Kreisel treibt mit Peitschenschlag?  
Kennt ihr den Kreisel, den er treibt? Ihr kennt ihn nicht.  
Er ist aus eurem blutigen Staub gebacken, und er heißt:  
die Welt! Die Welt von morgen, nicht die Welt von heut.

*Der Pöbel steigt erheitert und neugierig die Stufen zur  
ersten Bühne hinan. Schließlich bricht er in Lachen aus.*

### STIMMEN

Kommt, seht den Buben! seht den Bengel!  
Ein echter Franzose! Schön wie ein Engel!

### DER KNABE

Ah bah, ich bin kein Franzos'! Bin von Korsika!  
Frankreich ist meine Stiefmama.

### EIN WEIB

Ein verteufelter Balg, eine mutige Kröte.

### EIN SEPTEMBRISEUR

Was würdest du sagen, wenn ich dich töte?

### DER KNABE

Das sähe dir klotzigem Rüpel gleich,  
du bist so mutig wie Frankreich  
und so verlogен noch obendrein.

Ich bin ein Korse, du bist ein Schwein!

*Brüllendes Gelächter der Menge.*

### STIMMEN

Er hat es ihm ganz gehörig gegeben!

### DER SEPTEMBRISEUR

Er hat Mut! Er hat Mut! Ich schenk' ihm das Leben!  
Warum aber nennst du la France verlogен und feig?

### DER KNABE

La France ist ein träger, morastiger Teich!

Wir Korsen sind nur ein Fußbreit Land,  
Knechtschaft indes ist nicht unsere Sache.

Ihr warft in unsere Hütten den Brand,  
aber wir haben die Blutrache.

Ihr setztet den Fuß auf unseren Nacken,  
ich werde euch bei der Gurgel packen,  
ich werde euch bändigen und dressieren,  
ihr sollt mir in jeder Gangart parieren!  
Blut sollt ihr saufen nach Herzenslust:  
aber ich zapfe es euch aus der Brust!

DIE MENGE

*bricht aus:*

L'Empereur! L'Empereur! Vive l'Empereur!

STIMMEN

Der Junge versteht den wahren Ton!  
Er ist der Vollstrecker der Revolution.  
Hebt ihn hoch! Setzt ihn auf den Thron!

*Der Knabe wird im Triumph mit „Vive l'Empereur!“  
durch die Orchestra fortgetragen, über die sich Dunkel  
legt. Vor dem nun wieder geschlossenen ersten Vorhang  
steht, allein beleuchtet, Philistiades.*

PHILISTIADES

Ihr seid verdutzt! Dies macht euch stutzig.  
Der ganze Vorfall ist wirklich putzig.  
Er ist eine Art Genieblitz,  
sozusagen ein weltgeschichtlicher Witz.  
Da war ein Knabe — da war die Krapüle:  
sie hebt ihn als Kaiser aus dem Gewühle.  
Ein Fastnachtshohn aus der Hefe der Gosse,  
so steht sie da, diese Kaiserposse.  
Ihr wißt ja, welches Prinzip sie verhöhnt.  
Sie hätten ebenso gern Hund oder Katze gekrönt.  
Aber dieser Hohn war sehr gefährlich.  
Sie malten den Teufel an die Wand,  
und nachher kam er wirklich ins Land.  
Da wurde er ihnen höchst beschwerlich.  
Denn dieser Junge war eben kein Vieh,  
sondern ein wirkliches Herrscher genie.  
Sie werden es merken hinterher  
an den Kartätschen des Vendémiaire.

Die werden ihnen die Köpfe abreißen  
und ihnen des Knaben Sendung beweisen.  
Indem ich hier rede, schon fiel die Entscheidung,  
geschah die kaiserliche Einkleidung.  
Schon salbt ihn der Papst, zum eignen Verdruß,  
mit dem Fläschchen des heil'gen Remigius.  
Aber es kann ihm nichts helfen: er muß!  
Da dieser Knabe nicht zu ihm kam,  
kam er selbst nach Paris in die Notre-Dame.  
So wurde der lorbeergekrönte Diktator  
in aller Form zum Imperator.  
Karl der Große zu Aachen in der Krypte  
mußte die Reichsinsignien herleihen,  
mit ihnen den neuen Bruder weihen.  
Er sandt' ihm sogar sein Frankenschwert  
und hat ihn auch sonst geehrt und belehrt.  
Da ergriff der neue Kaiser der Franken  
den alten fränkischen Reichsgedanken:  
ein Gedanke umfassend und weit umgreifend,  
doch leider das Unmögliche streifend.  
Jetzt aber zieh' ich mich besser zurück.  
Es beginnt eine neue Phase im Stück.

*Die Orchestra, die wiederum hell geworden ist, zeigt ein neues Bild. Der Pariser Pöbel ist verschwunden. Statt seiner ist ein Karnevalszug eingedrungen. Schalksnarren ziehen einen Wagen, auf dem ein riesiger Fastnachtspopanz thront: eine mit Stroh gestopfte, lächerlich kostümierte Puppe, die den Kaiser des Römischen Reichs Deutscher Nation im vollen Ornat, mit Szepter und Reichsapfel, darstellen soll. An der Spitze des Wagens hockt ein riesiger, arg zerzauster Adler, dessen einer Ständer mit Ring und Kette gefesselt ist. Um den Wagen her bewegt sich ein Schwarm lärmender Masken: solche mit Kronen, solche mit Bischofsmützen, solche mit Barett, Talar, riesigen Tintenfassern und Gänsefedern. Eine Gruppe für sich bildet eine Schar in Vogelmasken. Dem Zuge voran*

*schreitet ein Herold, der das Symbol kaiserlich-richterlicher Gewalt, „das weltliche Schwert“, auf einem Kissen trägt. Hinter dem Wagen schreiten die Inhaber der Erbämter, Truchseß, Mundschenk usw. Neben dem Popanz auf dem Wagen steht ein eisgrauer Ritter.*

DER RITTER

Packt euch! Beschreit nit früh und spät  
Seine kaiserlich-römische Majestät,  
sonst nehm' ich euer ein Dutzend beim Wickel,  
ihr Lärmer! und tue euch ab wie Karnickel.

*Der Schwarm antwortet mit Hohngelächter.*

ERSTE KRONENMASKE

Das kennen wir schon, Ritter Knickebein.  
Wer fürchtet sich vor dem Holzschwertlein!

ZWEITE KRONENMASKE

Niemand! Doch kann er's nit einmal bewegen,  
denn dazu müßt' er sich selbst erst regen.  
Der Paladin ist aber stocksteif,  
seine ganze Kunst: ein bißchen Gekeif.

DER RITTER

Nit so vorlaut, mein alter Kronensohn.  
Hier sitzt der Beherrscher des Heiligen Römischen  
Reichs Deutscher Nation.  
Was haben euch Seine Gnaden geton?

ERSTE VOGELMASKE

Wir treiben ein bißchen Fastnachtspossen  
mit dem Gespenste Karls des Großen.  
Lobsinget und preiset den alten Fetzen,  
an dem sich Motten und Schaben ergötzen,  
bevor wir ihn ins Museum setzen!

DER RITTER

Bricht man euch nit die Flügel, so fliegt ihr!  
Macht ihr die Schnäbel auf, so lügt ihr!  
Dies ist eine Krone, keine Schellenkappel!  
Hier, Szepter und Schwert sind auch nit von Pappe.  
Wenn der Kaiser sich regt, so erbeben die Lande

von der deutschen See bis zum Mittelmeer;  
sein Wille herrscht und keiner mehr;  
und ist Gesetz von Strand zu Strande.  
Leugnet ihr ihn, ihr leugnet zugleich  
das blühende Heilige Römische Reich.

*Er stößt mit dem Fuß nach dem Adler, der in sonder-  
barer Weise etwas aus dem Halse würgt.*

Sitz stille, du lausiger Geselle!

EINIGE MASKEN  
*durcheinander:*

Was tut er?

ERSTE VOGELMASKE

Ihn ekelt's, er bricht Gewölle!

ZWEITE VOGELMASKE

Was er speit, ist Blut und Galle!

ALLE

*außer den Vogelmasken, durcheinander:*

Am besten ist's, wir machen ihn alle!

*Der Adler wird von dem Ritter getreten, von Juristen mit  
Tinte bespritzt, von den Kronenmasken werden ihm  
Schwung- und Schwanzfedern ausgerissen. Die Narren  
schlagen ihn mit der Peitsche. Die Bischofsmützen stoßen  
ihn mit Hirtenstäben und sengen ihn mit Lichtern. Er  
hüpft sehr kläglich hin und her. Die Vögel brechen in  
ein Jammergekreisch aus.*

DER ADLER

Verrat! Verrat! Verfluchte Tat!

Ich ward zum Hohn und Spott im Staat.

Man will mich, hinkend und versengt,

von Pfaffenwänsten arg bedrängt,

gerupft von Fürsten und Juristen,

als Suppenfleisch für Reichskanzlisten!

Und der dort sitzt, ein Fastnachtswisch,

kraftlos und kindisch,

kann mich weder schützen noch heilen

noch mir die alte, freie Flugkraft mitteilen.

Schlimm entrann ich dem römischen Käfig,  
aber die goldne Freiheit preis' ich  
trotz der schrecklichen Jahre, der dreißig!  
Find' ich ihn einmal oder träf' ich —  
denn ich bin doch der Vogel Phönix —  
den Dämon, an dem ich fast verendet,  
zerriss' ich ihn mit den Fängen des Himmelskönigs.  
Bis Gott mir den Befreier sendet,  
wird man zertreten das deutsche Mark!  
Doch tretet's zu Quark, es bleibt doch stark.  
Mein Leiden und meine Not sind erblich;  
trotzdem bleib' ich ein Adler und unsterblich!

*Vorn, gegenüber, wird eine geschlossene Sänfte herangetragen. Träger und Begleiter in Kostümen der friderizianischen Zeit. Als der kleine Zug den Maskenzug erreicht hat, öffnet sich die Tür der Sänfte, der Alte Fritz steigt heraus und befreit, mit dem Krückstock dreinschlagend, den Adler von seinen Peinigern.*

FRIEDRICH

Parbleu, Messieurs! Parbleu, Messieurs!  
Treiben ihr immer noch solche Karessen?  
Ick hatten in die Champs Elysées  
die deutsche Misère beinahe vergessen.  
Cet Aigle, hier auf dem römischen Karneval?  
Quelle infamie, quel grand scandale!  
Diese Sachen werden mich bald zu bunt!  
Habt ihr noch immer keine neue Schmalkaldische Bund  
als Leibwache pour cet oiseau céleste?  
Laßt ihn in Ruhe! Hölle und Pest!

*Die Quäler sind zurückgetreten. Der König steigt wieder in seine Sänfte. Alle Vogelmasken umgeben sie mit lautem Geschrei.*

CHOR DER VÖGEL

Gesang:

Vivat hoch der große König!  
Geh nicht von uns, bleibe bei uns.

Und den deutschen Aar befrei uns:  
diesen Notschrei tausendtönig  
zu des Himmelsthrones Stufen,  
wo du weilest, hör uns rufen!

*Der Gesang reißt ab. Der König steigt wieder aus der  
Sänfte und stampft mit dem Stock auf die Erde.*

FRIEDRICH

Niemand fängt von vorne an,  
der das Seine schon getan.  
Was nun kommt, ist eure chose,  
meiner Pflichten bin ich los.  
Hab' ich Deutschland nicht gelehrt,  
wie man stolz sich selber ehrt?  
Wie man seinen eignen Geist  
aus dem Pflanzenschlafe reißt?  
Wie man's macht, um unter Kutten  
nicht zum Halbtier zu verbuten?  
Wie man mit dem bloßen Schwert  
den Gewissensknechtern wehrt?  
Hätt' ich Deutschland nicht geweckt,  
wäre dieser längst verreckt!

*Er berührt den Adler mit dem Krückstock.*

Und die römischen Prälaten  
hätten ihn am Spieß gebraten.  
Und ihr sänget jetzt, auf Ehre,  
statt zu eures Königs Ruhm:  
Miserere! Miserere! —  
oder wäret kalt und stumm.

*Der König verschwindet in der Sänfte. Der Strohpopanz  
hebt seinen Arm und läßt ein gewaltiges Pergament aus  
der Hand fallen. Eine Juristenmaske nimmt es auf  
und tritt damit an den Schlag der Sänfte.*

DER JURIST

*in die Sänfte hineinsprechend:*

Sire, ich bin der Doktor April!  
Hört, was ich Euch sagen will!



Getroffen hat Euch bereits der Bannstrahl,  
Doch der Herrscher des römischen Karneval  
tut Euch hiermit auch noch in Acht,  
weil Euch der Bann nicht kirre gemacht.  
Und zwar bis Ihr Euch anders resolviert  
und unser Vergnügen nicht mehr geniert.

*Der Alte Fritz springt abermals aus der Sänfte.*

FRIEDRICH

Monsieur, Er haben auf Prügel Appetit!  
Bon!

*Er haut dem Juristen eine Maulschelle.*

Da ist mein Pour le mérite!

*Indem er sich umwendet und eine große Papierrolle  
aus der Sänfte nimmt.*

Euch aber, Kinder von Adlergeblüt,  
hiermit ein andres Pergamen für das deutsche Gemüt.  
Stellt euch gefälligst in Reih und Glied  
und empfanget das deutsche Phönixlied,  
eigenhändig von mir verfaßt  
während meiner elysäischen Rast!

*Er verschwindet in die Sänfte, und diese wird schnell  
fortgetragen. Die Vögel sammeln sich mit Geschrei um  
das friderizianische Pergament und beginnen, ablesend,  
im Chor zu singen.*

DIE VÖGEL

Wahrlich jetzt kein Kind des Glücks,  
nahst du dich, gerupfter Aar,  
doch dem Phönix-Hochaltar,  
wo sich schon die Scheiter schichten,  
deine Schande zu vernichten.  
Pfaffen, Fürsten und so weiter  
schleppen Schwefel, Pech und Scheiter,  
rupfen dich von vorn und hinten,  
wenig fehlt, dich gar zu schinden.  
Niemand kann sie alle nennen,  
die dich stoßen, werfen, brennen.

Einstens stark, unüberwindlich,  
heute schwächlich, komisch, kindlich.  
Grenzenlosen Raums Bezwingler,  
schleppst du Kett' und Kappe heute,  
bist ein Spaß für kleine Leute,  
wirst verhöhnt im Vogelzwinger.  
Doch wie du auch hilflos hüpfst,  
Riesenfederfächer lüpfst,  
kläglich schleifst und erdegebunden,  
bald bist du genug geschunden.  
Wieder nach bestandner Mauser  
bist du bald der Luftdurchbrauser,  
und in machtgeschwellten Zügen  
wirst du Raum und Zeit durchpflügen!  
Heute ruppig, nackt und rüdig,  
morgen sonnenhoch und freudig!  
Augen, ihr nahblindnen Sterne:  
seht, er bohrt sie in die Ferne!  
In den Weiten sieht er's tagen,  
hier mit Finsternis geschlagen.

*Der Zug setzt sich nach kurzem Verweilen wieder in Bewegung. Plötzlich erscheint der Trommler Mors vor dem Vorhang, am Rande der ersten Bühne. Maskenlärm und Trommelwirbel gehen durcheinander. Da öffnen sich die Vorhänge der ersten und zweiten Bühne, und man erblickt den Kaiser Napoleon mit seinen Marschällen, neben ihm Talleyrand. Der Kaiser nimmt den Feldstecher vom Auge.*

NAPOLEON

Was lärmt denn dieses Federvieh?

TALLEYRAND

Ich weiß nicht, was der Haufe schrie.

NAPOLEON

Panduren kenn' ich und Kosaken.  
Nie sah ich solche Federjacken.

Es sind nicht Juden, nicht Mosleminen,  
nicht Mamelucken noch Beduinen.  
Was ist's für ein Volk, wo brennen ihre Herdfeuer?  
Ich weiß nicht, sie scheinen mir nicht geheuer.

TALLEYRAND

Auch mir ist diese Gesellschaft suspekt.  
Ich wüßte nicht, wo sie sich nährt und heckt.  
Ich halte sie für Schwarmgeister.  
Der am meisten Gerupfte ist ihr Meister,  
Mitesser, unberechtigte Körnerpicker,  
sozusagen Luftromantiker.  
Hier im Lande der Denker und Dichter  
gibt es, so sagt man, viel solches Gelichter,  
Leute ohne Ar und Halm,  
das Vogelhirn erfüllt mit Qualm,  
Sonderbündler, Eigenbrötler,  
Nichtstuer, Zeitvertrödler,  
schwer zu fassen, ganz unberechenbar:  
sie bilden die ideale Gefahr.  
Mir schwant, wir werden die Großen besiegen,  
aber dann mit diesen Kleinen zu tun kriegen.  
Der Bürger und Bauer wird uns gehorchen,  
aber nicht Sperlinge, Spechte und Storchen;  
Könige, Pfaffenwänste und Zivilisten,  
aber nicht diese Idealisten.  
Wie soll man es machen, sie zu sistieren?  
Man kann ihrer einige rupfen und rösten,  
dessen werden sie sich getrösten.  
Die übrigen, trotzend unsren Verboten,  
bleiben die alten Luftpatrioten.  
Sie werden schweifen, sie werden lärmern  
in Nord und Süd in großen Schwärmen.  
Sie werden piepsen in West und Osten  
die ideologische Litanei:  
daß nur ein einiges Deutschland sei,  
ohne Zollplackereien und Grenzpfosten.

NAPOLEON

Der Gedanke ist gut: nur kommt's darauf an,  
wer ihn hat und wer ihn durchführen kann.

Ich denke, dazu bin ich der Mann.

Auch ich bin eine Art Körnerbeißer,

eine Art Grenzpfahlniederreißer,

nicht wie jene dort etwa nur Guanoscheißer!

Aber jedenfalls auch ein Flügelspreiter,

ein Durch-Sonnenhöhe-Gleiter.

Allerdings dabei ein Praktiker

und vor allen Dingen ein Taktiker.

TALLEYRAND

Bemerken Eure Majestät jene Gruppe

mit der strohernen Kaiserpuppe

auf dem Wagen, der durch die Menge schwimmt?

NAPOLEON

Ich bin nicht für Kaiserfarcen gestimmt.

TALLEYRAND

Schade! Man könnte sonst wirklich raten:

stürzt diesen strohernen Potentaten

und nehmt die Stelle des Götzen ein!

Dann würde der Karneval aus sein,

und es könnte sich manches daraus ergeben.

NAPOLEON

Die Sache ist gar nicht so uneben.

Der Anblick des Strohmanns ist nicht ästhetisch,

aber er scheint ein heiliger Fetisch.

Man kann ihn zu eigenen Zwecken herrichten,

oder aber man kann ihn vernichten.

Aberglaube und Knechtsinn unterwirft ihm die Massen.

So kriecht man denn in den Moloch hinein,

oder man muß ihn beim Schopfe fassen

und die Massen von ihm befreien.

Die Ratlosen wird man leicht mit einigen Leithammeln

um beliebige neue Götter sammeln.

## TALLEYRAND

Wohl, wohl, Majestät erfassen jetzt ganz  
diesen geheiligten Mummenschanz!  
Sie haben da einen strohernen Gegner,  
einen Cäsar von Stroh, das ist der Witz,  
nach den beiden von Fleisch, denen von Austerlitz.  
Zwar ist auch dieser kein Überlegner,  
aber man darf ihn nicht unterschätzen  
und muß ihn, wie jene, in aller Form matt setzen.  
Noch dröhnt die Welt vom Ruhm der Dreikaiserschlacht.  
Gut, wenn der Bürger auch wieder lacht!  
Und da hätten wir, unerwartete Segnung,  
nun plötzlich diese Zweikaiserbegegnung;  
der Allerjüngste, der Allerälteste,  
der Allervollkommenste, der Allerentstellteste!

## NAPOLEON

Ich befehle, man soll den Popanz steinigen!  
Dann laßt Grenadiere den Schauplatz reinigen!  
*Die Stroh puppe wird gesteinigt und zerrissen. Französische Grenadiere treiben alles aus der Orchestra.*

Da kommt mir übrigens eine Idee:  
Das Kaisergespenst ist ja glücklich zerschlagen.  
Divide, imperabis! Man soll die Fetzen nicht forttragen,  
besonders sorgfältig die Insignien sammeln —  
Reichsapfel, Szepter, tutti quanti! —  
Der Karneval geht doch sempre avanti.  
Warum soll das Gemüs' nicht im Louvre bammeln?  
Ich habe es dann für alle Fälle,  
besonders wenn ich das Kapitol wiederherstelle  
und meinem Titel das Wörtchen Augustus zugeselle.  
Bis dahin braucht's ein Stück Arbeit.  
Wie sagt der Weise: alles hat seine Zeit.  
Ich verwandle Europa in ein Kriegslager;  
dies irae: ich beuge sie schon, die Karthager;  
diese anmaßlichen Krämer auf ihren Flibustierinseln,

sie sollen mir noch um die Füße winseln.  
Ich säubere die Meere von diesen Piraten,  
diesen pestilenzialischen, angelsächsischen Seeratten,  
und müßt' ich bis über den Scheitel in Blut waten.  
Sie kaufen mir Gegner mit ihren Geldsäcken,  
ich werde sie selbst in die Säcke stecken  
und werde sie in den Kanal versenken.  
Dort können sie über ihren Bankrott nachdenken —  
meinethalben einige tausend Jahr' —,  
wie gestern zu Austerlitz Kaiser und Zar.

*Mittlerweile hat ein distinguiertes deutsches Straßenpublikum die Orchestra eingenommen. Nun schließt sich der Vorhang der zweiten Bühne und verbirgt Napoleon und seine Generale. Auf der ersten Bühne aber erscheint Hegel, der deutsche Philosoph.*

#### HEGEL

Ihr saht diesen Mann: einerlei, wie er heißt!  
Ich sehe in ihm den Weltgeist.  
In ihm ist die Weltseele inkarniert,  
die Göttin Vernunft, die sich manifestiert.  
Ich darf es sagen aus Überzeugung,  
mit demütig-stolzer Nackenbeugung:  
meine Geschichtsphilosophie  
ward durch ihn zur Prophetie!  
Dort stand die verkörperte Staatsidee  
und auch der Geist, der sie geboren.

*Der Turnvater Jahn steigt die Stufen zur ersten Bühne herauf.*

#### TURNVATER JAHN

Er hört das Gras wachsen und den Klee!  
Denn warum? Er hat lange Ohren.

#### ERSTER BÜRGER

*ruft aus dem Publikum:*

Halt' Er den Schnabel, grober Flegel!  
Insultier' Er nicht den Weltweisen, den Hegel!  
Wie er's doziert, so ist's bestellt.

TURNVATER JAHN

Jawohl, er ist ein Phrasenheld!

ERSTER BÜRGER

Er aber ein rechter Grobian!

TURNVATER JAHN

Das stimmt: ich bin der Turnvater Jahn.

Echt grobianisch, echt teutonisch.

Dies sage ich keineswegs ironisch.

Dieser Mann da, mit seiner Ideenfabrik,  
den fresse ich zum Frühstück.

Aber nur mit dem nötigen Schwarzbrot und Schinken  
und nicht, ohne gehörig Rheinwein zu trinken.

Wo lebt denn der Mann? Wahrscheinlich in Regionen,  
wo die seligen Geister wohnen,  
sonst könnt' er die Ferse, die Deutschland zertreten,  
in Dreitausendteufelsnamen doch nicht anbeten.

Soll mich doch der Satan bewahren,  
in diesen Hegelschen Himmel zu fahren!

Statt mit solchen Hegeln zu segeln,  
halt' ich es lieber mit den Vögeln.

Verschreibe mich lieber mit Haut und Haar  
dem gerupften deutschen Aar.

Und meinethalben ein wenig verfrüht,  
sing' ich sozusagen das Phönixlied.

EIN KRYPTO-NICHTGENTLEMAN

Man kennt das Lied! Man kennt es schon!

Es richtet sich gegen Altar und Thron.

TURNVATER JAHN

*ruft zurück:*

Nehmt ihm den Hut vom Kopfe weg,  
da findet ihr einen kahlen Fleck.

Achtung! Seine geheime Gilde

führt wider Deutschland nichts Gutes im Schilde.

DER KRYPTO-NICHTGENTLEMAN

Aufgepaßt, jetzt wird gelogen!

Ich wittre, ich wittre Demagogen.

TURNVATER JAHN

Ach was, mich läßt er ungeschoren!  
Ist uns doch ein Retter geboren.  
Freilich, das Kindlein ist noch klein.  
Ganz Deutschland muß seine Amme sein.  
Es ist geheißen: der deutsche Gedanke!

ZWEITER BÜRGER

Ein Bastard, für den ich mich bedanke.

TURNVATER JAHN

Wird das Kindlein zum Mann, der Gedanke zur Tat,  
dann haben wir den neudeutschen Nationalstaat!

DRITTER BÜRGER

Merci! Wir danken für den Salat.

*Freiherr vom Stein steigt ebenfalls die Stufen zur ersten  
Bühne herauf und stellt sich neben Jahn.*

FREIHERR VOM STEIN

Ja, ein Salat, da habt ihr recht,  
ist heut das Land der deutschen Stämme.  
Der Nation bekommt er schlecht,  
besonders die gallischen Hahnenkämme.  
Hole der Teufel die Herren Köche,  
die uns zerhacken und zerreißen,  
damit uns die Fremden besser zerbeißen,  
die uns zermörsern in unserer Schwäche!  
Hole der Teufel die Lakaien,  
die uns servieren den Fressern, den zweien!  
Sie können die größten Bissen vertragen,  
der gallische und der russische Magen.  
Sie verdauen uns wie einen Sperling  
oder wie der Engländer seinen Weltplumpudding.  
Denkt euch doch Frankreich so frikassiert  
und England so kreuz und quer tranchiert!  
Eine schöne Statue so zerschlagen,  
daß jeder Steinklopfer sein Stück kann davontragen.  
Soll Deutschland widerstehen der Zeit,  
braucht's außen und innen Unteilbarkeit.



## DER WELTBÜRGER

Solche Opinions sind nicht die meinen.  
Ich wollte lieber undeutsch erscheinen,  
als daß ich das Diadem, das juwelengeschmückte,  
auf Germaniens blondem Scheitel auch nur verrückte.  
Ich liebe das vielfarb reiche Gestrahle.  
Jeder Stein eine fürstliche Kapitale,  
eine Sonne höfischen Glanzes  
und mehr für sich als im Ganzen ein Ganzes.

## GNEISENAU

Und ob das Werkstück noch so köstlich  
und die Fassade noch so festlich,  
ohne Grundriß, ohne Statik  
bleibt das Ganze Tataratatik.

*Er legt seine Hand auf die Schulter des Freiherrn vom Stein.*

Hier steht unser Reichsbaumeister,  
Reichsfreiherr vom Stein, so heißt er:  
gebt ihm Vollmacht, gebt ihm Werkleute,  
und den Bau beginnt er heute.  
Ja, als Grund und Eckstein  
baut der Stein sich selber ein.  
Oh, hätten wir doch von solchen Steinen  
Mandeln und Schocke, nicht nur einen.  
Wüßt' ich den Steinbruch, den ich meine,  
ich würde Steinklopfer, klopfte Steine.  
Wie sähest du, deutsches Reichshaus,  
errichtet von solchen Steinen aus.  
Du wärest fest, geräumig und licht,  
ein wirkliches Architekturgedicht,  
helle Zimmer, festliche Säle:  
ein gesunder, starker, heiterer Leib, für die starke,  
heitere Volksseele.

## DRITTER BÜRGER

Nehmt doch den Österreicher beim Kragen!  
Was hat uns der Österreicher zu sagen?

### TURNVATER JAHN

Die Wahrheit! Der echte deutsche Mann  
fängt mit dem deutschen Herzen an.  
Das hängt in dir noch tot wie Blei,  
deshalb erhebst du ein leeres Geschrei.

### DER KRYPTO-NICHTGENTLEMAN

Man kennt ihn, diesen Einheitsbau.  
Die Fürsten werden euch was niesen —  
den Reichsfreiherrn aus Nassau  
an einem Festungstor aufspießen!  
Dieser famose Einheitsstaat,  
zu deutsch der Ketzerdominat,  
er wird die Herrscher hoch ergötzen:  
ich höre sie schon die Säbel wetzen.

### FREIHERR VOM STEIN

So werden wir bauen mit Schwert und Kelle,  
wie jene von der Wölfin Gesäugten  
und von dem Kriegsgott Mars Gezeugten!

### DER KRYPTO-NICHTGENTLEMAN

Jawohl, wie der Teufel und sein Geselle!

### FREIHERR VOM STEIN

Doch weshalb sollten die Monarchien  
mit uns nicht am gleichen Strange ziehen?  
Weshalb sollten sie nicht für Deutschland glühen?  
Denn keiner hat einen so hohen Stand,  
daß höher nicht stünde das Vaterland.  
Liebt er es nicht mehr als sein Leben,  
so ist er an Adel dem nicht gleich,  
der bereit ist, sein Leben zu geben,  
zu verspritzen sein Blut für das einige Reich.  
Der Tagelöhner, der das getan,  
ist dann in Wahrheit der fürstliche Mann.

### VIERTER BÜRGER

Haha! Schon ist der Kerl erledigt  
mit seiner Jakobinerpredigt.



Daß dich! Ihr Unruhistifter und Aufrührer,  
Ideologen und Volksverführer!

ZWEITER BÜRGER

Ein Nationalstaat? Wir können verzichten!  
Oder sollen wir etwa die göttliche Weltordnung zugrunde  
richten?

Die unantastbare, die unanrührbare?  
Wer's versucht, ist ein Schuft oder Narre!

SCHARNHORST

*ist neben Stein und Jahn getreten:*

Ob auch verachtet und verlacht,  
hier wird der deutsche Gedanke gedacht!  
In unserer alchimistischen Küche  
wird erschaffen die deutsche Psyche.  
In unsren Gewölben gießt man schon  
den Normalpatrioten deutscher Nation,  
der mindestens so viel Nationalehre besitzt,  
als sie jedem braven Engländer oder Franzosen im Auge  
blitzt.

Ferner sind wir drauf und dran,  
den sogenannten beschränkten Untertan  
zu schmelzen, zu läutern, umzugießen.  
Wir wollen ihn sehen auf festen Füßen:  
den Bürger, den Bauern, den Arbeitsmann.  
Statt sie zu drücken und zu knicken,  
wollen wir ihnen vielmehr das Rückgrat graderücken!  
Statt sie zu beugen und zu knechten,  
wollen wir sie machen zu Aufrechten.  
Dann bin ich gewiß, daß es uns gelingt,  
ihnen einzuhämmern den deutschen Instinkt.  
Wir haben dann einen Wald von Helden,  
nicht von alten Weibern, mit Respekt zu vermelden.  
Wir haben Krieger wie Sand am Meer,  
eine unüberwindliche Landwehr.  
Ungeprügelt, ungeschurigelt,  
von einer geheiligten, furchtbaren Pflicht beflügelt,

wird keiner zögern, sein kostbares Leben  
für deutsche Größe hinzugeben. —  
Auch arbeiten unsre Schmiede schon  
an einem neudeutschen Volkskaiserthron!  
Nur hätten wir gern für diesen Sitz  
vielleicht einen neuen Alten Fritz,  
der müde war, Sklaven zu gebieten.  
Wir könnten ihm dann freie Männer anbieten.  
Freilich fehlt noch der Mann der Zeit,  
der Zwingherr zur Deutschheit,  
markig genug, Volk und Fürsten zu beugen  
und ihnen die Gasse der Freiheit zu zeigen!

ERSTER BÜRGER

Freilich! Da hätten wir ja den Speck!  
Das kennt man! Man kennt schon die Apotheke!  
Ihr macht Pariser Teufelsdreck:  
am besten, man stellte euch vor die Muskete!  
Sie gehören in Kerkerzellen.  
Fehlt nur noch Schiller mit Wilhelm Tellen,  
der meuchlings den Geßler erschleußt  
und obrigkeitliches Blut vergeußt,  
und daß man am Ende den Schurken preist!

*Heinrich von Kleist faßt Fuß neben Stein, Jahn und  
Scharnhorst.*

HEINRICH VON KLEIST

Wer mich auf Tellens Armbrust weist,  
der hat erkannt mein tiefstes Sinnen,  
mein heimlich-düstres Gedankenspinnen.  
Ich bin der Dichter Heinrich von Kleist!  
Des Tellen Tat, des Geßlers Tod  
wär' wohl am Ende ein Ende der Not.  
Von Geburt bin ich preußischer Kriegersaristokrat.  
Unser König ist ein Kunktator, i c h will die Tat!  
Zwar schrieb ich ein Stück: die Hermannsschlacht.  
Das war eine Tat: aber nur gedacht;  
damit kann ich mich nicht begnügen.

Meine Schläfen glühn, meine Pulse fliegen.  
Ich liege in einem brennenden Bette.  
Nachts wecken mich Stimmen: Rette, rette!  
Rette uns vor dem Weltenknechter,  
dem unbarmherzigen Menschenverächter!  
Aber da ist kein Widerstand  
außer das Messer in meiner Hand.  
Mein Tag würde anbrechen,  
könnt' ich den Korsen niederstechen.

ERSTER BÜRGER

Ins Karzer mit allen Narren und Schwärmern,  
malkontenten, gefährlichen Lärmern!  
Erst Verseschmied, dann Attentäter!  
Erst Winsler und Dusler, dann Hochverräter!

TURNVATER JAHN

Unsrethalben erstickt in eurer Verblendung:  
wir aber, wir schwören zu unsrer Sendung!

*Jahn, Scharnhorst, Stein, Gneisenau und Kleist erheben  
die Hände zum Schwur.*

STIMMEN

*aus der Orchestra:*

Ein Rütlichswur, eine Schillersche Poesie!  
Eine höchst bedrohliche Phantasie!

*John Bull mit einem Geldsack tritt aus dem Vorhang  
und bis vorn an die Bühne. Jahn, Scharnhorst, Stein,  
Gneisenau und Kleist verlassen sie.*

JOHN BULL

Ich sagen, es sind nicht genug Gold im Spiel.  
Hier haben ich englische Pound, sehr viel.  
Sehr viel englische Pound haben ich mitgebracht,  
weil ich mir haben bei mir gedacht,  
daß englische Pound deutschen Mut macht.  
Englische Pound machen auch Zwietracht,  
haben ich so bei mir gedacht.  
Aber davon ein andres Mal.  
Ich seh', euch plagen der kleine Korporal.

Pst! still! Wir wollen nicht sein zu laut,  
daß er nicht merkt und uns hinterrücks in die Pfanne  
haut.

Well, wir müssen dem Wüterich setzen ein Damm:  
The Prussians sind alter Heldenstamm!  
Ihr haben auch sehr brave Monarken,  
wie zum Beispiel August den Starken.  
Sie haben schon in Ur-Ur-Zeiten  
mit unsere englische Pound sehr gut gearbeitet.  
Ihr werden euch deswegen nicht kränken,  
wir sind Merchants, is gar keine Rede von Schenken.  
Aber the Englishmen, wir sind Kolonisatoren.  
Ihr saßt in der Sandbüchse arm und verfroren.  
Die Kreaturen vom Louvre sprechen noch heute  
von eure brave König als „König von arme Leute“.  
Wer will leben in unsre verdammte Welt,  
der muß nehmen überall sein Stück Geld.  
Wer hat ein Stück Schöpsenfleisch verdauen,  
der, Teufel, der können dann ordentlich um sich hauen.  
Aber wenn er nicht kriegen das Fleisch zu schlucken,  
dann kriegen er flauen Magen und Mucken.  
Jetzt wollen ich mir in die Hände spucken  
und meine schöne Guineen begucken.

#### DER WELTBÜRGER

*ist bequem aus der Orchestra heraufgestiegen und klopft  
John Bull auf die Schulter:*

Dürfte ich mir ganz untertänigst zu fragen gestatten,  
möchte gern ganz gehorsamst wissen,  
warum Ihro Gnaden sich so echauffiert hatten?  
Haben Sie denn kein gutes Gewissen?  
Ist Ihnen irgend was Unvorhergesehenes begegnet,  
oder wie hat's Ihnen sonst in die Bude geregnet?

#### JOHN BULL

Oh, es ist bloß wegen the Frenchman. Zwar  
wir haben ihm eins versetzt bei Trafalgar,  
wo hat an Admiral Nelson Seeschlacht verloren,

und sind worden viel Ships von Frenchman in Grund  
gebohren.

But the Kaiser who is called Napoleon  
hat immer noch die Opinion,  
nicht wollen zu grüßen our Union Jack,  
aber wir haben gemacht ihm, zu zeigen das Heck.  
Ich hassen sehr blutig Napoleon,  
weil er ein Todfeind von Albion,  
wie er ist Todfeind von fridrizianisches Reich.  
Wir wollen ihn hassen beide zugleich.  
Ob ich blicke nach Luv und Lee,  
for ever good English muß bleiben die See  
und for ever gut preußisch gut preußisch Land.  
Darauf geben mir, Bruder, old fellow, die Hand!  
Hier haben mein Geld, wollen wir beide losschlagen  
und den Banditen ins Mausloch jagen!

ERSTE STIMME

*aus der Orchestra:*

Was redet der Kerl von überm Kanal?  
Wir bleiben neutral! Wir bleiben neutral!

ZWEITE STIMME

*aus der Orchestra:*

Was will der Kerl: wir gehen nicht auf den Speck!  
Akten schreiben ist mein Lebenszweck.  
Was kümmern uns die Händel der Welt,  
solange der Korporalstock hält.

Dritte STIMME

Balgt euch da draußen, wie's euch beliebt,  
Solange es hier in Preußen Fidibusse und Tabakspfeifen  
gibt!

JOHN BULL

O well, is a good thing Pfeifen und Tabak,  
aber wundert mich sehr, daß ihr jetzt haben dran Ge-  
schmack  
und nicht gebrauchen eure berühmte Korporalstock  
wider den verfluchte europeanische Vogel Rock,

der euch zerfetzten die ganze deutsche Landkarte —  
ich meinen natürlich den Bonaparte! —  
und verfinstern den Himmel weit und breit.  
Haben ich gedacht, daß ihr Deutsche seid!

ERSTE STIMME

Noch besser! Deutschland ist uns spanisch.  
Man komme uns! Wir sind friderizianisch.  
Pötzblitz, wofür hätten wir seine Gamaschen,  
wollten wir fremde Wäsche waschen!  
Wir leben hier friedlich und bequem,  
Deutschland ist uns unangenehm.

DER WELTBÜRGER

In ganz gehorsamster Devotion:  
Sie sprachen vom Kaiser Napoleon.  
Der Kriegsheld ist ihnen nicht sympathisch.  
Ich bin keineswegs demokratisch,  
doch sagt man sich, ohne viel Phantasie,  
dieser Homme-Peuple ist sicher ein Weltgenie.  
Nämlich: ich bin keine bête allemande,  
sondern vertrete die Bildung im Lande  
und begrüße, avec permission, eine Tat,  
die uns Mainz und Aachen gekostet hat,  
Mainz, Aachen, Köln und Trier!  
Nichts für Seifensieder und Lichterzieher.  
Je vous demande pardon, Monsieur.  
Das linke Rheinufer ist französisch!  
Bon! Wir sagen einfach adieu.  
Es war uns ja sowieso chinesisch!  
Und überdies: ich lese am liebsten Voltaire,  
die Theokratie ist mir entsetzlich.  
Wie flogen die Bischofsmützen plötzlich  
und hunderte Krummstäbe hinterher.  
Da hat der Mann der reinen Vernunft  
diesen Fledermäusen mal gründlich aufgetrumpft.

JOHN BULL

Solchen Schnickschnack können ich never verstehen.



Ich kennen nur England for ever und meine Guineen.  
So fragen ich also zum letztenmal...

STIMMEN

*aus der Orchestra:*

Wir bleiben neutral! Wir bleiben neutral!

*John Bull mit seinem Geldsack verschwindet hinter der Gardine. Eine Kriegsfurie rast durch die Menge, zwei brennende Fackeln schwingend. Sie stürmt die Treppe hinauf zur ersten Bühne. Gleichzeitig hört man gedämpften Kanonendonner.*

DIE FURIE

Krieg! Krieg! Ihr habt geschlafen,  
die Welt steht in Waffen!

Euer Erwachen kommt zu spät.

Eure Adler sinken bei Jena und Auerstädt.

Euer Feldherr ist wie die Fliege im Teig,  
genannt Herzog von Braunschweig.

Eure Offiziere sind Großmäuler und Ausreißer.

Eure Generäle Maulmacher und Klugscheißer.

Schon hat Marschall Lannes niedergerannt  
euern strahlenden Louis Ferdinand.

Er wollte sich keinem Feinde ergeben:

Preußen verlor sein Heldenleben.

Hört ihr den brummenden Schlachtengesang

und das furchtbare: En avant! En avant!

Seht ihr den feuerspeienden Schrecken

und Preußenleichen den Rasen decken?

Hört ihr den Schnitter — er mäht! er mäht —

und den gallischen Hahn, der Mord kräht?

Marmont, Davoust, wie sie her wettern

und eure Cadres zusammenschmettern?

Das ist die Sprache der korsischen Majestät,

eine Blutsprache, eine Blutrache,

er macht Preußen zu einer Blutlache.

Heiße, Murat und Bernadotte!

Ich sehe Blutquelle auf Blutquelle

unter jedem Schritt der Marschälle.  
Betet, betet zu eurem Gotte!  
Ihr erwacht zu späte, erwacht zu späte!  
Hört ihr es jammern und klagen: Retraite, Retraite!  
Das ist die Retraite der guten alten Zeiten,  
die feurige Reiter jetzt überreiten,  
die Retraite der Ruheseligen  
vor dem neuen Leben, dem hunderttausendkehligen,  
die Retraite der Umnachteten  
vor dem Licht der Vernunft, dem verachteten.  
Krieg! Krieg! Ich verkündige Preußens Untergang!  
Ihr schließt zu lang! Ihr schließt zu lang!

*Die Furie verschwindet schreiend durch den Vorhang.*

#### DER WELTBÜRGER

Was zetert sie Jena und Auerstädt?

Tant de bruit pour une omelette.

*Er steigt gemächlich in die Orchestra hinunter, die Hände auf dem Rücken.*

#### DAS PUBLIKUM

*murmelt durcheinander:*

Was geht uns das an: Jena und Auerstädt?

Tant de bruit pour une omelette.

*Der Raum verdunkelt sich, Philistiades, beleuchtet, steht auf der Rampe.*

#### PHILISTIADES

Ihr habt mich sichtlich ganz vergessen.

Ich half dem Direktor unterdessen

den gewaltigen historischen Apparat zu lenken.

Ich mußte an tausend Dinge denken.

Soeben sank ein Staat um,

natürlich durch ein höheres Fatum.

Freilich starb auch das unglückselige Land

am beschränkten Untertanenverstand;

denn der ergriff, eine Epidemie,

schließlich die allerhöchste Aristokratie.

Dabei fühlten sich alle altenfritzig —

und darin waren sie wirklich witzig!  
Denn ohne Zweifel erregt es Gelächter,  
hält sich für einen Apoll ein Nachtwächter!  
Kurz, es ward Nacht um den Preußenthron,  
den Vollstrecker der Reformation:  
das war und ist seine heilige Mission.  
Und jenen John Bull, mit seinen Guineen,  
den brauchte er gar nicht so scheel ansehen,  
denn Preußen und Engeland,  
das ist Protestant und Protestant.  
Das ist die gesunde Zweiheit  
der gesunden geistigen Freiheit!  
Und wenn sie das je vergessen,  
so wird sie der höllische Satan fressen,  
zum Frühstück verschlucken und verdauen,  
und die Gewissensfreiheit hat das Nachschauen.  
Lobt jemand die Revolution?  
Hier ist mehr: die ewige Reformation.  
Darauf sollten sich Preußen und England vereidigen  
und der Menschheit heiligste Güter verteidigen.  
Euch Preußen, Volk oder Königen, sei bewußt  
das bedeutsame Wort des berühmten Sallust:  
Wir sollen von dem nicht seitab schwanken,  
dem wir Dasein und Größe verdanken.

ERSTER BÜRGER

Je n'y comprends rien. Rien du tout.

ZWEITER BÜRGER

Ich stehe wie vorm Scheuntor die Kuh.

*Studenten, in ihrer Tracht, stellen ein Rednerpult auf die erste Bühne.*

DRITTER BÜRGER

Was bringt man da herausgezerrt?

VIERTER BÜRGER

'ne Kanzel, ein Katheder.

DRITTER BÜRGER

Heut schwadroniert ein jeder.  
Es werden zu wenige eingesperrt.

PHILISTIADES

Hört, hört, hört!  
Hört auf den Doktor hochgelehrt  
vom philosophischen Lehrstuhle  
unsrer neugegründeten preußischen Hochschule!

FÜNFTER BÜRGER

Nous sommes Prussiens. Mais j'espère,  
il est ein französischer Orateur.

ERSTER BÜRGER

Vient-il de Paris? Oder wo kommt er her?

*Johann Gottlieb Fichte erscheint im akademischen Talar.*  
O mon dieu! Ein simpler deutscher Bär!

PHILISTIADES

Er wird euch Germanistik vortragen  
und allen Auslandsanbetern und Frankomanen gründlich  
Bescheid sagen.

Hört, hört, hört, was er spricht!  
Er ist ein gewalt'ges Kathederlicht.  
Geboren in eines Bandwebers Kate,  
Deutschlands Genius stand zu Pate.  
Sein Name ist Johann Gottlieb Fichte!  
Ein Stern erster Größe der deutschen Geistesgeschichte.  
Hoch Fichte! Empfangt ihn mit Beifallsgeschrei!  
Er muß merken, daß er willkommen sei.

FICHTE

*am Pult, beginnt seine Rede:*

Ich bin gewiß, ihr vernahmet schon  
von meinen berühmten Reden an die undeutsche Nation.  
Ich werde nun hier nochmals bemüht,  
mein längst bekanntes Kolleg zu lesen.  
Wir müssen genesen vom fremden Wesen  
zu unserem deutschen Geblüt und Gemüt.

Was ist der Grundzug der Deutschheit?  
Deutschen Selbstes Selbständigkeit.  
Das hat mit Selbstsucht nichts gemein.  
Jeder Deutsche muß ganz Deutschland sein,  
und ganz Deutschland  
stärke dem Deutschen Herz und Hand.  
Mit einem Wort das Kurze und Lange:  
die Deutschheit steht vor dem Untergange.  
Das Elend der Fremdherrschaft  
zehrt unser Mark, unsern Lebenssaft.  
Armseliges Volk der Dichter und Denker,  
du bist gesunken in Schmutz und Schmach,  
seit dir der korsische Schlachtenlenker  
die Zunge ausschnitt und das Rückgrat brach.  
Schande läßt sich nicht hinweg denken und dichten.  
Wo ist ein Arzt, den Ehrlosen, Wehrlosen aufzurichten?  
O du blinder deutscher Pfahlbürger,  
fröhlich dienst du mit Gut und Blut dem fremden Würger  
unter fremdem Panier gegen dein Mutterland.  
Dein eignes Panier liegt zerfetzt auf dem Sand:  
kaltherzig und feig warfest du's weg.  
Das bleibt ein ewiger Schandfleck.  
Dennoch mußst du waschen, mit Tränen und Blut,  
so sauer dir's wird, so weh es tut. —  
Deutsches Volk, du mußt werden wieder rein.  
Ich sehe ein Land bedeckt mit Gebein:  
Felder, Felder voller Gebeine,  
voll Würmer, Verwesung und Unreine.  
Und mir war, als raunete Gottes Wort:  
Menschlein, Menschlein,  
wird dies Gebein, voll Gewürm und unrein,  
jemalen wieder lebendig sein?  
Herr, nein, nein, sprach ich, nein!  
Und Gott raunte fort:  
Menschlein, predige diesem Gebein:  
Gebein, du wirst wieder lebendig sein,

dich dehnen, dich strecken,  
mit Fleisch, Flechsen und Haut bedecken,  
Blut soll quillen,  
Odem viele Lungen erfüllen!  
Und wie mir der Herr geboten,  
so predigte ich dem Gebein, dem toten.  
Da rauschte es in den Feldern voller Gebeine,  
begannt zu keimen, zu steigen, zu schwellen,  
Männer quollen herauf wie aus Quellen,  
Frauenglieder von Elfenbeine.  
Wie aus Wurzeln sprießend ein sehr groß Heer,  
ein wogenwerfendes Menschenmeer,  
stark, jedes Ufer zu überschwemmen,  
durch Brücke und Damm nicht mehr einzudämmen. —  
Wird es mir je beschieden sein,  
lebendig zu sehen totes Gebein,  
euch dort unten aus bleiernem Schläfe zu wecken,  
euch Auslandsgecken  
zu lehren, eure Mutter zu ehren?  
Werdet ihr endlich die Fremde auskehren  
und nicht mit den Pfennigen fremder Sprachen  
das Gold eurer Muttersprache blind machen?  
nicht mit dem Edelmetall eurer Schächte  
eintauschen das Fremde, Billige, Schlechte?  
Werdet ihr es endlich begreifen,  
daß andere Völker sich selber schleifen,  
die deutschen Geistes Wurzeln ausbrechen?  
Werdet ihr endlich das Machtwort sprechen?  
Schlagen die große Reveille der Selbstachtung  
in die schmachvolle Todesumnachtung?

#### ERSTER BÜRGER

Mein Herr Professor, hüt' Er sich vor dem Profossen!  
Man hat den Buchhändler Palm erschossen.  
Kaiser Napoleon wird sich schwerlich genieren,  
Euch wie jenen zu füsiliern  
für das Thema: Deutschland in seiner Erniedrung.

*Ein Trupp deutscher Studenten stürmt mit gezogenen  
Rapieren in die Orchestra.*

ERSTER STUDENT

*gegen den ersten Bürger:*

Knecht! Knecht! Diene dir das zur Erwidrung!

ERSTER BÜRGER

Du Bürschchen, hinter den Ohren noch naß!  
Einem hochehrsamen Bürger sagst du das?

ZWEITER STUDENT

Elender Philister, Pfahlbürger und Spießer,  
rutsch Bauch nach Paris, du bist ein Pariser!

ERSTER BÜRGER

Gut, gut! Das ist ein hübsches Getümmel!  
Lernt ihr das auf den neuen Hochschulen, ihr Lümmel?

DRITTER STUDENT

*haut ihm den Zylinder ein:*

Scher' Er sich in die Federposen  
mit seinen französischen Unterhosen!

ZWEITER BÜRGER

Da ist man doch zum Protest verpflichtet.  
Wird jetzt ein solches Gezücht gezüchtet,  
unsere Jugend dermaßen verderbt und verführt,  
dann ist's Zeit, daß der ruhige Bürger sich rührt.

VIERTER STUDENT

Das soll heißen: „Frisch drauflos denunziert!  
Den Büttel heraus! Jedem ein Schloß vor den Mund!  
In die Kasematten den deutschen Hund!“

DRITTER BÜRGER

Ich kenne dich, dein Herr Vater ist  
ein ehrsamer Handwerksmeister und guter Christ.  
Es würde dir meines Dünkens geziemen  
eine Tracht Prügel mit seinem Knieriemen.

VIERTER BÜRGER

Heut will ein jeder obenhinaus,  
da werden denn solche Früchtchen draus:

Schlingel, die sich unmäßig erdreisten.  
Schuster, bleib bei deinem Leisten!

VIERTER STUDENT

Mein Leisten würde dir wenig behagen,  
dich müßt' ich zuerst darüber schlagen,  
denn du hast einen viel zu engen Hirnkasten.

DRITTER BÜRGER

Großmäulige, unreife Gymnasiasten!  
Nehmt eure Fibel und geht in die Klasse!

FÜNFTER STUDENT

O ihr Knechtsseelen, wie ich euch hasse!  
Unbewegliche, fühllose, träge Masse.  
Ein dicker, schlammiger Most ohne Gärung,  
ohne Feuer und ohne Klärung.  
Kein Funke verfängt, kein Strahl durchdringt euch,  
kein Geist, doch jeder Fußtritt bezwingt euch.

FÜNFTER BÜRGER

Was, Fritz, du hier? Mein eigener Sohn?

FÜNFTER STUDENT

Ich wünsche, wir wären weiter schon,  
ich säße mit Sporen und Schwert zu Pferde  
oder düngte mit Blut die deutsche Erde!

FÜNFTER BÜRGER

Überstiegenes Geschwätz! Puerile Narrheiten!

DRITTER BÜRGER

Laßt sie doch Steckenpferdchen reiten!  
Gebt ihnen Pappschilder und hölzerne Schwertlein,  
Papierhelme und falsche Bärtlein!  
Wird der Lärm zu groß in der Kinderstuben:  
der Kaiser macht kurzen Prozeß mit Schulbuben.  
Denn unser allmächtiger Empereur  
bleibt doch der beste Professor.

*Der alte Blücher, siebzigjährig, weißhaarig, drängt sich durch die Studenten. Sie treten mit Ehrfurcht zurück, bilden eine Gasse und senken die Schläger.*



## BLÜCHER

Euer Diskurs macht mich sehr viel Spaß.  
Parbleu! Hölle und Teufel und noch was!  
Vor mir ist das alles Schnickschnack:  
einer krepirt gern in Freiheit,  
der andre gern im Bedientenfrack.  
Einer liebt die Tressen, die Livree,  
der andere hat lieber die Liberté.  
Einer schmarutzt lieber Trüffeln von silbernen Platten,  
erschlichen durch Liebedienerei.  
Der andere frißt lieber Mäuse und Ratten  
und trägt den Nacken steif und frei.  
Ich zum Beispiel, für meine Person,  
ich rede gern einen deutschen Ton.  
Ich liebe den Mut. Ein Kerl ohne Courage —  
Jungs! Pfui Teufel! da...  
Mut hat nicht bloß ein roter Husar;  
er kann stecken in Bluse und Talar.  
Er kann stecken in Jungen und in Alten.  
Ich hab' ihn zum Beispiel bis heute behalten.  
Aber einen jungen Schlingel, der ihn nicht hat,  
den soll man ersäufen im Kattegatt.  
So liebe ich, Gebhart Leberecht Blücher,  
mehr eure Rapiere als eure Bücher.  
Eure Herrn Väter, au contraire,  
lieben Akten und Bücher mehr.  
Was wär' ich dagegen ohne dem Schwert?  
Keinen Schuß Pulver wäre ich wert.  
Was hätt' ich zu Stargard sollen ausfressen,  
hätte ich nicht meinen Krötenstecher besessen?  
Den habe ich jeder Fliege an der Wand  
wenigstens durch und durch gerannt,  
um nicht vor Galle und Zorn zu ersticken.  
Dem Korsen konnt' ich nicht auf den Leib rücken:  
deshalb, wie gesagt, massakrierte ich Fliegen und  
Wanzen

und gab ihnen Namen französischer Generäle und deutscher Hofschranzen.

Und sah ich mal einen großen Brummer,  
da wuchs mir die Galle zugleich und der Kummer.  
Ich nannt' ihn gewöhnlich Bonaparte  
und gab ihm eins mit der Flachen auf die Schwarte  
und, Jungs, potz Satan, nicht ohne Schwung,  
mit schillerischer Begeisterung!

Kurz, Bengels, da hätt' ich mein Thema beim Kragen:  
könnt' ich das von dem korsischen Bösewicht auch sagen!

Mein Thema ist nämlich lang und kurz:

des Kaisers Napoleon Höllensturz!

Es sitzt mir im Hirn, es hockt mir im Herzen,  
und nur der Sieg oder Tod kann es ausmerzen.

Es macht mich krank, es macht mich gesund  
und schweißbegierig wie einen Hetzhund.

Ich kann nicht liegen, ich kann nicht stehen,  
ohne mein Wild vor Augen zu sehen.

Ich bin kein Heiliger, kein Prophet,  
und doch liege ich Nacht für Nacht im Gebete  
und bitte den Höchsten, Deutschland zu wecken  
und seine Rache durch mich zu vollstrecken.

Da gibt es kein Aber und kein Wenn:

ich zertrete den Mann, der uns zertreten!

Er wird verschlucken den Fisch mit den Gräten.

Ich raste nicht, er verröchele denn!

ERSTER BÜRGER

Wie geraten Exzellenz denn in solche Wut?

BLÜCHER

Das, merk' Er wohl, das liegt im Blut!

Wenn man Ihm um die Ohren schlägt,  
so bleibt sein Inneres unbewegt.

Brennt man den Hammel an der Stirn,  
bleibt unbewegt sein dumpfes Hirn.

Legt man euch Zaum und Sattel an,  
so bläht ihr euch als Untertan.

Reißt euch der Sporn die Seiten blutig,  
so kurbettiert ihr fromm und mutig.  
Ein jeder Reiter ist euch recht  
und jeder beliebige Müllerknecht.  
Euren Halfter kann ein jeder fassen.  
Ihr seid bereit, jedem Schinder das Fell zu lassen.  
Aber Leute wie ich und der Freiherr vom Stein,  
wir sind schon lange nicht mehr vierbeinig:  
wir tragen den Kopf hoch oben, mein' ich,  
und im allgemeinen soll es so sein.  
Vielleicht entschließt ihr euch, werdet auch mal so adlig  
und in punkto Ehre wie ich untadlig.

#### ERSTER BÜRGER

Dagegen hätte ich nichts, Exzellenz!  
Meine untertänigste Reverenz.  
Vielleicht sind Sie so ungeheuer gefällig  
und werden an höchster Stelle vorstellig.  
Ist der Welteroberer einmal perdu,  
dann sing' ich ganz gern Ihre Melodie.  
Und haben Sie ihn zur Strecke gebracht,  
dann ändert sich alles über Nacht,  
dann werde ich mich gewiß nicht sträuben  
und etwa gar napoleonisch bleiben.  
Wie die Dinge jetzt liegen, werd' ich zuletzt  
immer wieder ins Recht gesetzt.  
Exzellenz machen eine verduzte Miene.  
Der Korse beherrscht eben noch die Weltbühne.  
Das Rednerpult wird umgestürzt,  
der Denker um einen Kopf gekürzt.

#### ZWEITER BÜRGER

Sie packen ihn schon! Warte, du deutscher Esel!  
Es wird dir gehn wie den Elfen von Wesel.

*Ein Detachement französischer Soldaten hat mittlerweile  
das Rednerpult umgestürzt und treibt Johann Gottlieb  
Fichte vor sich her von der Bühne. Gleich darauf erklingt  
dumpfer Trommelwirbel.*

*Die zweite Bühne wird enthüllt. Man sieht elf Husaren-offiziere an einer Mauer zusammengesunken. Sie sind standrechtlich erschossen worden. Die dazu kommandierte französische Abteilung steht Gewehr bei Fuß.*

*Zwischen den Franzosen und den Toten, im Hintergrund, steht mit dem Gesicht nach vorn der Trommler Mors. Sein Trommelwirbel schweigt, und nun eröffnet sich die dritte Bühne. Man erblickt wiederum Napoleon und seine Marschälle.*

NAPOLEON

Was bedeutet denn diese Füsillade?

Prächtige Leute! 's ist jammerschade.

FRANZÖSISCHER OFFIZIER

Elf gefangene Schillsche Offiziere.

NAPOLEON

Ah, die Leute des Schill, die ich nicht pardoniere!

Pardonierte ich solche Rebellen,

man würde mich selbst an die Mauer stellen.

Solche Hitzköpfe muß man niederknallen.

Und der Major Schill selbst?

FRANZÖSISCHER OFFIZIER

Ist leider gefallen.

Im Straßenkampf, Majestät, zu Stralsund.

NAPOLEON

Ein preußischer tête carrée! Ein Ausbund!

Ein lächerlicher, höchst alberner Draufgänger!

Mit solchen Zetteiungen und Putschen

soll mir Preußen den Buckel lang rutschen.

Wahrhaftig, sie wissen nicht, was sie tun,

diese armen, zertretenen deutschen Heloten,

die elend für Fürsten und Adel roboten,

alle zehn Jahre einmal im Topf ein zähes Huhn.

Ich mache sie los von Diensten und Lasten,

entwöhne sie vom Schwitzen und Fasten,

befreie sie von der Erbuntertänigkeit,

rette sie aus der Bestialität zur Menschlichkeit,

und sie danken es mir wie diese Husaren.  
Mögen sie also zum Teufel fahren!  
Bevor mein Stern regierte die Stunde,  
erhielten sie Stockprügel wie die Hunde.  
Sie hatten Schwielen auf ihren Fellen  
und geschwollene Backen von Maulschellen.  
Von dreihundert Souveränitäten  
wurden sie in der Kelter zertreten.  
Aber ich fand sie nur noch als Trester,  
als kraftlose, ausgetrocknete Rester.  
Wollen sie jetzt etwa aufbegehren  
und den spanischen Tritt vorkehren?  
Eher wird ein Franzos' zum Herero  
als ein deutscher Hammel zu einem Torero.  
Als was erschien ich wohl diesem Majore,  
der sich erhob wider die Trikolore?  
Ich bin Herr von Italien und Holland,  
von Oldenburg und Ostfriesland,  
der Hansastädte und freien Reichsstädte.  
Auch das Preußischblau sitzt auf meiner Palette.  
Viermal schlug ich Österreich  
windelweich.  
Überall diktiert' ich der Welt meinen Willen.  
Und sollte mich aufhalten bei solchen Schillen?  
Erspar' uns Gott solche Beschämungen!  
Uns bewegen ganz andere Unternehmungen.  
Europa hat Grund zu zittern und zu raunen.  
Bald setz' ich die ganze Welt in Erstaunen.  
Nahe bevor steht das Nichtzuvermeidende,  
das für Orient und Okzident Entscheidende.  
Morgen will ich halten die Heeresschau  
und übermorgen niederreißen den alten Weltbau.  
Was ist Europa: ein Ländlein!  
Ein Gernegroß, sogenanntes Kontinentlein!  
Ein Erdteil? — Nun, ein Sandkorn ist auch einer! —  
In meinen Augen ist es keiner.

Dort, wo die Inder unter englischer Peitsche schwitzen,  
muß die Spinne im Netz der Weltherrschaft sitzen.  
Dorthin sollen meine Adler vorstoßen,  
dort will ich vereinen die Macht Karls und Alexanders  
des Großen.

Ja die chinesische Mauer werde ich einreißen  
und das Reich der Mitte dem meinen anschweißen.  
Das ist durchaus kein Cäsarenwahn,  
alle diese Dinge sind leicht getan:  
der Weg ist viel kürzer bis dorthin  
als der, den ich bis hierher bereits gegangen bin.

*Die zweite und dritte Bühne werden abgeschlossen. Auf  
der ersten erscheint wiederum die Kriegsfurie.*

#### DIE FURIE

*Fackel schwingend:*

Krieg! Krieg! Ihr habt geschlafen!  
Die Welt steht in Waffen!  
Kriegsbrand! Kriegsbrand  
von Kap Finisterre bis Samarkand!  
Weh dir, weh dir, Rußland!  
Du bist in des neuen Cäsars Hand.  
Er betritt den Thron über allen Thronen:  
der Kaiser, l'immortel empereur.  
Seine immer donnernden Kanonen  
fegen vor ihm die Erde leer.  
Er winkt, und Könige bringen  
ihm Kriegswagen, Kriegssrosse und Schwertklingen.  
Und was sie ihm noch bringen,  
das ist mehr, das ist mehr!  
Ihrer Länder Mark ist sein Kriegsheer.  
Italiens heißes Blut,  
Spaniens Glut  
ist des Vernichtungsstromes Flut.  
Ihre feurigen Jünglinge senden  
Deutschland, Holland und Österreich!  
Die Flut schwillt brausend, bald birst der Deich.

Adler steigen und schreien Gloire.  
Hüte dich, Zar, hüte dich, Zar!  
Sechsmalhunderttausend Soldaten  
werden zertreten deine Saaten.  
Du wirst ein Vasall des Weltpotentaten.  
Umleuchtet von seinen unsterblichen Sonnen,  
die ihm gehorsam folgen wie Motten:  
begonnene Schlacht, schon ist sie gewonnen.  
Er vermag zu töten, vermag zu vergotten.  
Vermöge geheimnisvoller Zeichen  
erschafft er Halbgötter oder Leichen.  
Und wenn sie verblutend die Erde bedecken,  
so müssen seine unsterblichen Sonnen das Blut auf-  
lecken.

Das sind seine göttlichen, himmlischen Hunde  
mit dem lechzenden Glutmunde.

Er hat ihrer: stumme, bellende, beißende,  
Völker und Länder in Fetzen zerreißende.

Ich verkündige Rußlands Untergang!

Ihr schließt zu lang! Ihr schließt zu lang!

*Die Furie rast davon. Die Orchestra hat in Dämmer  
gelegen. Von dort her werden jetzt einige Stimmen ver-  
nehmlich.*

ERSTE STIMME

Er treibt die Welt wie einen Kreisel!

ZWEITE STIMME

Gottesgeißel! Gottesgeißel!

DRITTE STIMME

Blitzeschleuderer! Ägiserschütterer!

Wolkenversammler! Reichezersplitterer!

*Die obere Bühne enthüllt sich. Man erblickt Napoleon  
als Zeus, auf dem Thron, zu seinen Füßen den Adler.  
Es blitzt in seiner Hand. Ein furchtbarer Donner-  
schlag rollt nach. Aber das Bild verblaßt in zunehmender  
Dunkelheit und allmählich eintretendem Schneeflocken-  
fall. Während des Folgenden hört man Schlittengeläut.*

STIMMEN  
aus der Orchestra:

Duckt euch, duckt euch!  
Es gewittert.  
Die Bühne erzittert.  
Es schlug ein. Aber wo?  
Wo, wo? Wo schlug es ein?  
Es ist still, ganz still!  
So verhalten!  
Es riecht nach Schwefel und Brand!  
Hat sich die Erde gespalten?  
Armes Deutschland!  
Was ist das für ein Blutgequill?  
Nein, es ist Regen. Weh! Weh!  
Es ist kein Regen, ist blutiger Schnee.  
Horcht doch: was ist das? Seufzer Sterbender!  
Röcheln in Eis und Schnee Verderbender!  
Abgerissene Glieder! Wunden! Lumpen!  
Zähnefletschende Leichen! Blutklumpen!  
Hunde und Wölfe in Eingeweiden wühlend.  
Tod aus steifen Kadavern schielend.

*Es ist heller geworden. Nur die erste Bühne ist noch unverhüllt. Dort sitzen zwei preußische Unteroffiziere an einem grünen Tischchen bei der Lampe. Sie halten Gänsefedern und haben Skripturen vor sich. Der Zutritt zu dieser Bühne aus der Orchestra wird durch Soldaten abgesperrt, die mit vorgehaltenem Gewehr andrängende deutsche Mütter aller Stände zurückweisen.*

ERSTE MUTTER

Was ist geschehen? Was ist geschehen?  
Blutregen fällt auf meine Hand.

ZWEITE MUTTER

Ich will meinen Sohn wiedersehen!  
Er zog mit dem Kaiser nach Rußland.  
Der König hat ihn nach Rußland gesandt.  
Hier bleibe ich stehen unverwandt!



Warum hat ihn der König hingegeben,  
für den Korsen zu lassen sein Leben!

ERSTER SCHREIBER

Ma chère Madame, das wissen wir nicht.

Wir tun hier einfach unsre Pflicht.

Aber ich gebe Ihr zu bedenken,

dreimalhunderttausend junge Männer läßt sich der Kaiser  
jährlich von Frankreich schenken.

So viel müssen französische Mütter ihm gebären  
und bis zum Tage des Schlachtens ernähren.

Dritte Mutter

Wo ist mein Sohn? Wo ist mein Sohn?

Er zog mit dem Kaiser Napoleon.

Ich empfahl ihn Gott, gab ihm Kuß und Segen.

Was soll nun der Blutregen?

ERSTER GRENADIER

Ick sein ein Franzos. Wir sein Menschen Kamerad.

Ma mère aben auch su Kind ein Soldat.

In Frankreich schlafen schon viele Jahr  
keine Mutter su Nacht vor Sorg und Gefahr.

Mon père est mort, vor längst, in die Schlacht.

Hat mich einmal mit blutbespritzte Gesicht in Gesicht  
gelacht.

Mein Sohn, lerne sterben, sagte mon père.

Damals sah ich ihn einmal und dann nicht mehr.

Dritte Mutter

Was geht mich das an, was Er da sagt?

Ich habe nach meinem Kinde gefragt.

Zweiter Schreiber

Wir tun hier unsre Soldatenpflicht.

Wo Euer Kind ist, wissen wir nicht.

Vierte Mutter

Soldatenpflicht hin, Soldatenpflicht her:

gebt mir meinen Sohn! Wo ist er?

Ich sah im Traum einen Strom, und der war rot;  
darin schwamm mein Kind, und das war tot.

ZWEITER GRENADIER

Frauchen, du mußt nicht so viel in Traumbüchern lesen!  
Die Grande Armée ist vernichtet, aber des Kaisers Gesundheit ist niemals besser gewesen.

FÜNFTE MUTTER

Gebt unsre Söhne heraus, ihr Schuftel!

ZWEITER GRENADIER

Halt deine Schnute, Megäre, verdufte  
oder geh und fisch in der Beresine!

Vierzigtausend Muttersöhnchen  
treiben darin, hineingefegt von Kanönchen:  
arbeiten besser als jede Guillotine.

Vielleicht beißt dein Junge an,  
versuch's! Eines Bahrtuchs kannst du dann freilich  
nicht entraten.

Was tut man mit einem krepiereten Soldaten?

SECHSTE MUTTER

Wollt ihr uns noch verhöhnen, Canaillen?

ERSTER SCHREIBER

Was will man? Bataillen sind Bataillen.

ERSTE MUTTER

Ist vernichtet die Große Armee,  
so rufen wir Mütter ach und weh.  
So rufen wir Mütter zehnfach Fluch.  
Gott nimm's in dein Schuldbuch,  
daß Metzgergesellen die, die wir gebaren,  
hinwürgen zu Haufen, hinschlachten zu Scharen!  
Daß die Lieblinge unsrer Wiegen  
als stinkendes Aas auf den Feldern liegen...

ZWEITER GRENADIER

*nimmt die erste Mutter fest, um sie fortzuführen:*

Ich denke, ich tue recht, Herr Schreiber.

ERSTER SCHREIBER

Jawohl, es sind staatsgefährliche Weiber.  
Und diese besonders: sie maghinter Schlössern und Riegeln  
die ruhigen, braven, friedسامen Bürger aufwiegen.

*Universitätsdozenten, Studenten, Gymnasiasten, Jünglinge und Knaben aus allen Ständen haben sich einen Weg durch die Weiber gebahnt und befreien die festgenommene erste Mutter.*

ERSTER STUDENT

*Theodor Körner ähnlich:*

Nein! Diese Frau führt nicht fort!  
Seht ihr den Blutschein? dort, dort!  
Was ist geschehen?  
Mütterchen Rußland liegt in Wehen!  
Nein, sie gebar, sie gebar  
ein Kind mit fressendem Flammenhaar!  
Ein Kind, wild und ingrimmig,  
einen Sohn, urmächtig und löwenstimmig,  
stärker als Könige, stärker als Kriegsheere!  
Es heißt: die nationale Ehre!  
Volksehre heißt es,  
und Knechtsketten zerreißt es!  
Hinweg, Scherge, nimm deine Hand!  
Dahier ist Mütterchen Deutschland!  
Kennst du sie, ihr entarteter Sohn?  
Sie gebar Dürer, Luther, Melanchthon,  
sie gebar den himmlischen Laut unsrer Sprache,  
nun soll sie gebären den Gott der Rache!

ZWEITER STUDENT

Seht ihr den glühenden Fächer?  
Mütterchen Rußland ist sein Ursächer.  
Die gewaltige Frau  
ließ verlodern in Brunst Moskau:  
bevor es trüge des Korsen Sohlen,  
sollte es erst zu Asche verkohlen.  
Aber die Asche ward zornige Glut  
und rauchte von beizender Volkswut  
und sengte den Schritt des fremden Kaisers  
und machte zuschanden das Lob des Siegpreisers.  
Da erkannte der Korse eine Macht,

die stärker ist als gewonnene Feldschlacht.  
Es ist die Sprache der Mütter, der Mütter!  
Sie war es, sie redete im Gewitter.  
Wie Donnerrollen von Wolke zu Wolke,  
so redet auf einmal Volk zu Volke.  
Und unsere Mutter hier versteht  
den Ruf der Schwester, der ergeht!

DRITTER STUDENT

Mutter, Mutter, o klage nicht mehr!  
Liegen deine Söhne erschlagen,  
so sollst du uns Übriggebliebene daran wagen,  
die Brüder zu rächen, ein sehr groß Heer.  
Sieh, wie dort unten die Woge schwillt,  
wie alles von Jugend und Mannheit quillt!  
Das sind nicht bezahlte Landsknechte,  
sondern jeden durchbraust dein Blut, das echte.  
Dein Segen begleite uns mütterlich,  
und wir brausen ins Feld und siegen für dich.  
Unsre nackten Leiber wird dein Segen  
festmachen im Freiheitskugelregen.  
Kindesliebe wird uns feien,  
wenn die Kanonen deines Schänders Tod und Verderben  
speien!

Nackt werfen wir uns in den Höllenrachen,  
und du magst jeden verleugnen als Bastard,  
der nicht stirbt fest und hart,  
der sein Leben nicht von sich wirft mit Hohn-  
lachen.

Denn es jubelt in uns von Todeslust,  
zu bieten dem Feinde Stirn und Brust!

*Das von den Jünglingen befreite Weib wird zur nächsten  
Bühne emporgeführt, die sich eröffnet hat. Die Gestalt  
wächst, ein Schwall rotblonder Haare befreit sich und  
rollt über ihre Schultern zur Erde. Auf der zweiten Bühne  
ist ein Altar errichtet, den antike Priesterinnen umgeben,  
aber auch einzelne Jünglingsgruppen, deren erste von*

*Stein, deren zweite von Scharnhorst, deren dritte von Fichte, deren vierte von Jahn geführt ist.*

DIE ERSTE MUTTER

*etwa in halber Höhe zur zweiten Bühne, steht still und wendet sich. Sie ist in eine Erscheinung von fast übermenschlicher Art umgewandelt.*

*In verändertem Ton:*

Steht auf! Blast die Trompeten!

Heraus die Musketen!

Ihr, die ich gebar aus meinem Schoß,  
ihr Kleinen, Unmündigen, werdet groß!

Ihr Väter und Mütter, Töchter und Jünglinge,  
werdet freie Fechter, nicht Söldner und Dinglinge.

Sie opferten euch auf Feldern der Schande,  
ich werfe euch hin dem Vaterlande.

Ihr wart dem Tyrannen willig und billig:  
ich gebe euch billiger und freiwillig.

Ich schenke euch hin, ohne euch zu zählen.

Nun wählet die Freiheit, ohne zu wählen!

Wir sind nicht von heute, wir sind nicht von gestern.

Man soll unsern alten Namen nicht lästern:

uns allen, Schwaben, Bayern, Sachsen —  
das deutsche Maul ist uns allen gewachsen!

Preußen, Badenser, Thüringer, Hessen,  
daß wir Brüder sind, haben wir niemals vergessen!

Auch Lothringen und Elsaß

ist Wein aus dem alten Mutterfaß.

Ich nährte euch alle an meiner Brust

in Lust und Unlust!

Vergesst Neid und Geschwisterstreit:

seid einig und zeigt der Welt, wer ihr seid!

FREIHERR VOM STEIN

*ist an die Sprecherin herangetreten:*

Mütterchen, du hast recht.

Was du sagst, klingt nicht schlecht.

Wart ein wenig, erinnre dich mein:

ich bin dein Sohn, bin der Freiherr vom Stein.  
Deine Worte kommen mir aus dem Herzen.  
Gewiß ist, wir müssen die Scharte ausmerzen.  
Du warst allzu langmütig, allzu kühl;  
nun entdeckst du dein heiliges Muttergefühl.  
Das Eis ist geborsten, um so besser!  
Nun gibt es nur Kampf, nur Kampf bis aufs Messer!  
Dämme nun aber deine Wutrufe  
und steige mit uns von Stufe zu Stufe!  
Dort entglimmt eine Flamme auf einem Altar,  
der lange, lange erkaltet war.  
Priesterinnen in Trauer ringsum  
hüten ein totes Heiligtum:  
dahin laß dich emporführen,  
das Hochamt, das neue, zu zelebrieren.  
Sei Priesterin und Göttin zugleich!  
Wir sind Deutschland, nicht Frankreich.  
Zwar machen wir dich zur deutschen Athene;  
aber ein ganzer Deutscher: ein halber Hellene.  
Das wird dir kein fremdes Tröpflein beimischen.  
Du wurzelst doch ganz und gar im Heimischen.  
Doch es geht nicht anders, sollst du uns taugen,  
mußt du nachts sehen mit Eulenaugen  
und am Tag mit den meeresblauen  
Himmel und Erde durch und durch schauen.  
Auch sonst müssen wir dich ein wenig umkleiden.  
Habe die Gnade, es ruhig zu leiden!  
Auf dem Haupte Athenens Goldhelmsfeuer,  
sollst du sein der deutschen Einheit ewiges Elmsfeuer.  
Hier die goldene Spitze am Speere  
sei das blitzende Wahrzeichen deutscher Volksehre.  
Und hier die Ägis sollst du erschüttern  
als die gewaltigste unter den Müttern,  
wenn sie mit Haß- und Neidgestänken  
den reinen Lichtäther rings ertränken.  
Dann scheuche die Ratten und die Mäuse,

die Maulwürfe, Heuschrecken, Fliegen und Läuse  
und stärke die deutschen Heraklesse, Achilleuse und  
Odysseuse.

Sei stets die Erkennende, niemals die Trennende,  
die Erwärmende, aber, wenn's sein muß, die Brennende!  
Sei die Liebende, selten die Hassende  
und, wenn's sein muß, die eisern Zufassende!

*Man hat das Weib bis an die Stufen des Altars empor-  
geführt, dort steht es, nun als Pallas Athene gekleidet  
und gewappnet, hoch aufgerichtet da. Gewaltiger und  
begeisterter Zuruf der Menge.*

#### ATHENE DEUTSCHLAND

Ihr habt mich gewappnet, das ist gut!  
Erhoben zur Priesterin und Göttin.  
Ich grüß' euch unterm Goldhut,  
ihr Hochgesinnten, mit hohem Sinne:  
junge Männer, Jünglinge, Knaben,  
die mich geweckt und gewappnet haben!  
Leuchtende Jugend, unversieglige Kraft,  
Jünger der Kunst und der Wissenschaft,  
Denker, Dichter, süßtönige Sänger,  
des neuen Lebens Ursächer und Anfänger.  
Tretet heran, Jungmann an Jungmann,  
daß ich einen jeden von euch zu Sieg oder Tod weihen  
kann!

Euren lorbeerumrauschten Gedanken entstiegen,  
muß ich eure Nacken zum Opfer umbiegen.

Ihr habt mir gegeben das neue Leben:  
ich muß euch dafür dem Tode hingeben.

Ich gebiete euch dreierlei:

Macht Deutschland von der Fremdherrschaft frei!

Sorget, daß Deutschland einig sei!

Und seid selber frei! Seid selber frei!

*Sie hat zweien der Jünglinge in das lange blonde Haar  
gefaßt und ihre Köpfe, wie zum Opfer, über den Altar  
gebogen. Die Volksmenge bricht in Begeisterung aus.*

*Man hört durcheinander gesungen „Lützows wilde Jagd“, „Frisch auf zum fröhlichen Jagen“, „Was blasen die Trompeten, Husaren heraus“ usw. usw. Die ganze sehr mächtige Szene verdunkelt sich. Das Brausen der Begeisterung ebbt ab, und die Gesänge verklingen. Zurück bleibt einzig, in mystischer Beleuchtung hoch aufgerichtet, Athene Deutschland. Und auf der ersten Bühne Philistiades.*

#### PHILISTIADES

Ich komme euch schwerlich recht gelegen  
mitten hinein in den Freiheitswaffensegen.  
Aber was tut man gegen den Befehl des Direktors  
im Amte des einfachen Unterinspektors!  
Mir gefiel dieser Aufschwung ungeheuer:  
ich liebe das plutonische und das olympische Urfeuer.  
Gern hätte ich euch noch sehen lassen  
den Vernichtungsweg der glühenden Lavamassen.  
Als das mein Direktor erfuhr,  
rief er: Kunst ist Abbrüchlichkeit.  
Das Leben ergeht sich in Weitschweifigkeiten,  
Kunst muß ein Ende finden beizeiten.  
Nun ja, es ist wahr: das entscheidende Wort ist gesprochen,  
unsre Heldenpuppe, der Korse, zerbrochen.  
Das Schlachtenglück wogte hin und her,  
aber der Direktor stand hinter dem Korsen nicht mehr.  
Er rang mit der riesigen Übermacht  
und gewann zum Beispiel die Lützener Schlacht:  
warf Russen und Preußen, York, Scharnhorst und Blücher.  
Er schlug sie bei Bautzen noch fürchterlicher.  
Aber bei Leipzig, bei La Rothière  
eind endlich bei Waterloo sank er,  
sanken seine Adler und Fahnen,  
erbleichte der Kamm des gallischen Hahnen.

*Er nimmt aus seinem Rucksack ein Schiffsmodell  
und hält es hoch.*



Hier halt' ich ein Schiffchen, heißt Bellerophon!  
Klopft man daran, gibt's einen Schmerzenston.  
Es trägt den großen Napoleon  
als Gefangnen des mächtigen Albion.  
Es hält den Kurs in die große Leere  
nach dem ödesten Felsen im öden Südmeere.  
Und was da pulst gegen seine Wanten,  
das ist das Herz, das wir alle kannten.  
Und der furchtbare Wille, dem nichts widerstand,  
liegt jetzt zerbrochen hinter der Schiffswand.  
Und sicher wird Meile um Meile gemessen.  
Sie schleppen ihn fort in das große Vergessen,  
wo sich auch der zäheste Wille  
nutzlos zermartert in der unendlichen Stille.  
Dort wird er sich vergeblich aufbäumen  
in den unendlichen, einsamen Räumen.  
Schlaflos wird er sich wälzen in seinen Ketten,  
wie einst seine Feinde in ihren Schmerzensbetten.

*Er wendet sich und scheint Athene Deutschland erst jetzt  
wieder zu bemerken.*

Doch was erblick' ich? Die Gottheit  
ist geblieben im Wandel der Zeit:  
sie hebt das gewappnete Haupt ins Licht.  
Diesen Coup des Direktors verstehe ich nicht.  
Denn wenn sie weiter so steht und ragt,  
so siegt zuletzt die heilige Klarheit.  
Wo bleibt dann der Welt und meine Narrheit  
vor dieser gewappneten Mutter und Magd?  
Mich durchschauert ihr Glanz. Mich erschüttert ihr  
Schweigen.  
Beinahe möchte ich von der Bühne steigen.  
Das Drama der Menschheit beruht auf Verwirrungen.  
Doch dieses Schweigen löst alle Irrungen.  
Wenn sie den Speer schleudert, ja nur spricht,  
so trübt sich schon das durchdringende Licht.

Man möchte sagen: Taten verdummen!

Weisheit bedeutet das große Verstummen.

*Hinter Athene Deutschland wird nach und nach auf der höchsten Bühne die Fassade eines gotischen Domes sichtbar. Überhaupt beginnen Athenes Helm, Schild und Speer immer stärker allgemeines Licht zu verbreiten.*

Auch die Sonne, die himmlische Tagesquelle, verbreitet schweigend schweigende Helle.

Ihre weckenden, nährenden Strahlen geben liebeglühendes Erdenleben.

Sie lockt die Früchte aus Gräsern und Bäumen und läßt die Auen in Blüten schäumen.

Und wunderbar: auch diese dort, sie bildet schweigend um und fort. —

Sie winkt empor zum heiligen Ort hoch überm finstern Wahn des Krieges, hoch überm Taumel blutigen Sieges.

#### ATHENE DEUTSCHLAND

*während eine leise Sphärenmusik durchsichtiger Klänge ertönt:*

Welch reine Töne, neue Klänge hör' ich nun, da sich aus blut'ger Nacht der reine Tag erhebt!

Die Reifen schmelzen, die ein Alp um mich geschweißt, und reich und leicht vermählt sich mir das klare Licht.

Wie Nacht von meinem Helm und Schild und Schwerte  
rinnt

zum Hades, also trieft von meiner Seele auch das Nächtliche und sinkt hinab. Der blutige Spuk zergeht. Noch schauernd von dem Bad traumschwerer  
Nacht,

betret' ich nun den reinen Gipfel des Olymps, die klare Heimat sel'ger Götter. Hoch hinaus mich weitend in des lichten Äthers andres Bad und alldurchdringend, mich durchdringend allzugleich, erkenn' ich meines Daseins, meiner Waffen Sinn: Die Tat des Friedens ist es, nicht die Tat des Kriegs!

Die Wohltat ist es! Nimmermehr die Missetat!  
Was andres aber ist des Krieges nackter Mord?  
So ruf' ich euch denn auf, ihr eines anderen Krieges  
Krieger! Ihr, nicht Tod bringend, Leben Schaffende!  
Des heiligen Werkzeugs goldne Waffe schenkt' ich euch,  
die volle Frucht aus steinigem Grund zu schöpfen, und  
ich machte euch zu Ringern mit dem Wahn. Ich hob  
des blinden Hasses Binde euch vom Auge los.  
Ich machte euch zu Liebenden. Ich wies euch an,  
Pfade zu treten mit des Friedens lieblichen  
bekränzten Füßen. Breite Straßen lehrt' ich euch  
auswerfen für der Liebe Bruderschritt. Ich hieß  
die Kluft, die unversöhnliche, verstummen und  
die Trennende sich fügen in das Brückenjoch.  
Nun eint sich über Klüfte hin so Mensch zu Mensch  
wie Volk zu Volk. Beladne Karawanen ziehn  
köstlich belastet, außer mit der Zwietracht Last.

*In der Orchestra erscheint der Anfang eines schön gegliederten Zuges, der alles umfaßt, was der Friede an Tätigkeiten und Segnungen enthält. Mit Bannern, Fahnen und bekränzten Werkzeugen schreitet der Handwerker neben dem Landmann, der Adlige neben dem Bürger, der Bergmann neben dem Schiffer und Fischer. Schöne Frauen aller Stände, aber besonders Landmädchen sind darunter, die Fruchtkörbe tragen, Getreidegarben usw. Seine Krönung gleichsam bekommt der Zug durch große Männer aller Zeitalter; in porträtähnlichen Erscheinungen sieht man Künstler, Dichter, Forscher, Philosophen, Musiker und Erfinder. Auch einige Herrscher, die sich um die echte Kultur ihrer Völker verdient gemacht haben. Bekränzte Knaben tragen bekränzte Namenstafeln hinter den auszuzeichnenden Erscheinungen her.*

#### ATHENE DEUTSCHLAND

Welch eine Schar erklimmt die Stufen jetzt zu mir herauf:  
wie freundlich rauschen ihre Banner mir  
und wohlbekannt aus meines Tempels altem Dienst.

Empor! Empor! Mir ist, als würde ich erst jetzt  
zur Göttin! Und als wäre des Olympos Glanz  
nur eine Leere, etwa eine andre Nacht.

Dort, wo ich bin und wo ihr zuströmt, ist das Licht:  
wir nie Getrennten, stets Geeinten, wissen nichts  
von Krieg. Und also wohnt der Friede unter uns!

Nicht da, nicht dort und etwa nicht umringt von uns,  
wie einer heiligen Schar, die einen Herrscher schützt.  
Nein! Unsre Seelen sind in seiner Seele eins!

Uns trennen Sprachen, trennen Strom und Meere nicht.  
Nicht trennen Götter noch der unbekannte Gott  
die, denen aller Menschen Heil am Herzen liegt.

Was trennt, ist Irrtum, Irrtum, der allein den Haß  
entfesselt, ist Unwissenheit, ist nackte Not  
des Hungers! Nicht, was Göttliches im Menschen wohnt.

Denn dieses Göttliche ist Eros! Eros ist  
der Schaffende, der Schöpfer! Alles, was da lebt,  
ist Eros, ward aus Eros, wirkt in ihm und zeugt

ihn neu. Und Eros zeugt sie immer neu, die Welt! —  
Was ist der Sinn des Auges ohne ihn? Nur er  
entschleiert Schönheit: dem Gehör wie dem Gesicht,

so dem Geruch wie dem Gefühl und nicht zuletzt  
dem blitzbeschwingten, die Unendlichkeit im Nu  
durchmessenden Gedanken. Beßre Diener haben Götter  
nicht.

Und darum laßt uns Eros feiern! Darum gilt  
der fleischgewordnen Liebe dieses Fest, die sich  
auswirkt im Geist! Und aus dem Geiste wiederum  
in Wort und Ton, in Bildnerie aus Erz und Stein,  
in Maß und Ordnung, kurz in Tat und Tätigkeit.

Und also folgt mir in des deutschen Domes Liebesnacht  
zu jenem Wunder, das untrüglich euch mein Wort  
das heiligste euch nennt, das uns beschieden ist.

Doch euch nicht brauch' ich nennen, was ihr selber ja,  
ein brennend Glück, in eures Herzens Herzen trägt.

*Unter mächtigem Orgelklang und Glockenläuten, unter*

*Vorantritt Athenes verschwindet der Zug nach und nach im Innern des Domes. Die Vorhänge schließen sich, und vor den ersten tritt der Direktor.*

DER DIREKTOR

Ich war der Erste, ich bin der Letzte,  
bin der Anfängliche und der Abschließende,  
bin die Speise und der Genießende,  
der Unbewegliche, nie zur Ruhe Gesetzte.  
Ich bin der Laute und doch ganz verschwiegen.  
Verschwiegner noch, als die dahinten liegen,  
Menschen, Götter und Maschinisten,  
kurz: die Puppen in meinen Puppenkisten,  
die allerdings nun wieder lange Zeit  
auch glänzen werden durch Schweigsamkeit.  
Doch wer kommt dort heraufgestiegen? Was?  
Du da! Was bist du für ein Eisenfresser?

BLÜCHER

*der säbelklirrend die Treppe heraufkommt:*

Der Marschall Vorwärts!

DER DIREKTOR

Wer? Ich kenn' dich besser:  
Marsch, marsch, in die Holzwolle, die Hobelspäne, das  
Seegras!

Du bist ein Püppchen meines Personals,  
der Schatten eines toten Generals.

BLÜCHER

Was war das für ein Friedensbimmelbammeln?  
Ich lebe noch!

DER DIREKTOR

So, so, Monsieur?!

BLÜCHER

Wir jehn nich nach Jedhsemanel  
Trompete! Vorwärts! Blast zum Sammeln!  
Wat soll mich denn dem Friedenstirili?  
Ick bin for Infantrie und Kavallrie.

DER DIREKTOR

In deine Kiste!

BLÜCHER

Wie? Was? Kiste? Zieh!

*Er hat den Degen gezückt.*

DER DIREKTOR

Du wackrer Graukopf, lieg an deinem Ort!

Was leben bleiben soll, das sei dein Wort.

Ich schenk' es Deutschland, brenn' es in sein Herz —  
nicht deine Kriegslust — aber dein: Vorwärts!!

*Der alte Marschall, vom Stab des Direktors berührt,  
sinkt entseelt nieder.*

# GRAL-PHANTASIEN

Geschrieben im letzten Vierteljahr 1911 in Sestri Levante  
und Anfang 1912 in Castello Paraggi. Erstveröffentlichung:  
Buchaufgaben „Parsival“ 1914 und „Lohengrin“ 1913.

# PARSIVAL

## 1

Parsivals Mutter hieß Herzeleide. Ich möchte niemand betrübt machen, aber ich glaube doch, daß man jeder Mutter, aber mindestens sehr, sehr vielen unter ihnen diesen Beinamen geben könnte. Wie Herzeleide sonst noch hieß und welchem Geschlecht sie angehörte, weiß man nicht. Einige sagen, ihre Familie war ritterlich; andere nennen sie eine Bäuerin, und dann wäre Parsival in seiner Jugend nichts mehr als ein gewöhnlicher Bauernjunge gewesen. Welcher Abkunft Parsival immer sein mochte, er selbst wußte es nicht, und seine Mutter, die es recht gut wissen konnte, verschwieg es ihm. Sie hieß nicht umsonst Herzeleide.

Seine frühen Kinderjahre verlebte Parsival sehr glücklich; denn Herzeleide bewohnte eine kleine Hütte aus Stämmen, tief verborgen in Waldeinsamkeit, eine Hütte, die ihr Gott weiß wer gezimmert hatte. Vielleicht hatte sie Herzeleide selber errichtet, denn sie wußte nicht nur den Spaten und die Rodehaue zu gebrauchen, sondern auch die Axt, und überdies hatte Parsival niemals irgendeinen Menschen außer ihr zu Gesicht bekommen. „Herzeleide scheut keine Arbeit“, war ihr Lieblingswort.

Parsival hatte seine Mutter sehr lieb und war, wie gesagt, sehr glücklich in ihrer Hut, trotzdem sie nicht heiter war, nicht herzlich lachen und nur höchstens einmal den Mund zu einem schmerzlichen Lächeln verziehen konnte. Der frische, gesunde Knabe dachte nicht weiter darüber nach, ließ sich sein Essen schmecken,



fühlte sich geborgen, wenn er von seiner Mutter zu Bett gebracht worden war, und hatte am Tage das Kraut- und Blumengärtlein am Haus, die Waldlichtung und die grüne Wildnis ringsum zu einem herrlichen Tummelplatz.

Die ersten zwölf oder dreizehn oder gar vierzehn Jahre seines Lebens brachte Parsival mit Kinderspielen hin. Jedes Kind weiß, was Spielen bedeutet und daß es so ziemlich das Köstlichste auf der Erde ist. Was die Erwachsenen angeht, so sind leider viele von ihnen auf diesem Gebiet ganz unwissend geworden. Dieser und jener unter den Großen, der Spielen recht wohl zu würdigen weiß, hat sich aber auch schon über den tieferen Sinn des Spielens Gedanken gemacht: es ist eine Tätigkeit, die uns niemand befiehlt und niemand beschränkt, die des groben Nutzens entbehrt und die vielleicht deshalb durch und durch Freude ist.

Parsival war ein starker Junge. Seine Lust war der Sonnenschein, Waldblumen, Vögel, das Klettern auf Bäume, die Holzäpfel, die Wildtaubennester, der Schnee, der Sturm, nicht zu vergessen das kleine und große Wild, das den Wald bewohnte und das er bereits im neunten und zehnten Jahr mit List und Mut zu verfolgen begann. Ein solcher Verkehr mit der Natur ist geeignet, das Blut gesund, das Auge fest und weitblickend, die Knochen hart und die Muskeln des Körpers widerstandsfähig zu machen. Deshalb war es gut, daß keine frechen städtischen Lümmels in seine Nähe kamen und ihn etwa mit Redensarten angriffen; denn er hätte ihnen entsetzlich mitgespielt.

Ihn zu verspotten, wäre aus manchen Gründen nicht schwer gewesen. Ob es nun Herzeleidens, seiner Mutter, Absicht gewesen war oder ob es die Umstände gegen ihren Willen bewirkt hatten: der Knabe wußte von Gott und dem Teufel nichts, und wenn er überhaupt darüber nachgedacht hätte, so würde er angenommen haben,

daß außer Herzeleide und ihm kein Mensch auf der Erde sei und daß diese Erde einige Pfeilschuß weit nach jeder Richtung, von der Blockhütte aus gerechnet, zu Ende wäre. Aber so ist es nicht, wie ihr wißt. Die Erde ist überaus weitläufig und von sehr vielen Menschen bewohnt, die nach Völkern geschieden sind, von denen jedes seine besondere Sprache spricht und sich auch sonst auf mancherlei Weise vom anderen unterscheidet. Aus diesen und anderen Gründen konnte der junge Knabe Parsival sogar unter seinen Altersgenossen für töricht gelten, obgleich seine Torheit in Wirklichkeit nur Mangel an Erfahrung war.

Einen bärtigen Mann, dem er etwa begegnet wäre, hätte er vielleicht für ein wildes gefährliches Tier genommen; ein Bischof in seinem Ornat würde so etwas wie ein großer fremder Vogel für ihn gewesen sein; aber er wäre nicht geflohen, sondern sowohl dem Manne als dem Bischof furchtbar zu Leibe gegangen: denn seine Mutter hatte ihn mit Bogen und Pfeil vertraut gemacht und ihm auch ein Beil, das zur Streitaxt dienen konnte, in den Gürtel gegeben. Seltsamerweise lehrte die Mutter Parsival, daß die ganze Natur ihnen feindlich wäre und daß man die einfachsten Dinge nur besitzen könne, wenn man sie mit der Waffe erobere und verteidige.

Solches würde der Knabe allerdings auch dann im Blute gespürt haben, wenn es ihm seine Mutter nicht besonders eröffnet hätte.

Parsival, der ebensowenig lesen als schreiben konnte und dem ein Feldstein im Walde und etwa ein Buch nichts wesentlich Verschiedenes waren und den ein Abc-Schütz von der letzten Schulbank beschämt hätte, besaß eine breite Brust, das weittragende Auge des Raubvogels, Kampflust und Löwenmut. Dabei glich er dem Fuchse in der Schärfe des Gehörs und der Feinheit der Witterung. Wenn er nachts durch den Wald schlich, entging ihm nichts. Er wußte jedes

Geräusch zu deuten, schon zu einer Zeit, wo es für ein gewöhnliches Menschenohr noch nicht hörbar war. Seinem gewaltigen Mut entsprach eine ebensolche Furcht, die ja auch den gewaltigsten Tieren eigen ist und sie davor bewahrt, unerwartet und wehrlos von einem Feind überfallen zu werden. Immer also war Parsival kampfbereit, und in der Kunst, seine Axt zu schleudern oder sonst zu gebrauchen und seinen Pfeil auf hundert und mehr Schritte genau in den Punkt zu setzen, wo er ihn hin haben wollte, kam ihm niemand gleich: kein wirklicher Held, geschweige ein Abc-Schütz von der letzten Bank in der Schule.

## 2

Herzeleide war eigentlich und im großen ganzen von einer wortkargen und verschlossenen Art. Parsival hatte sie ebensowenig jemals lachen als weinen gesehen. Sie bezeugte gegen den Knaben keine besondere Zärtlichkeit, aber er konnte nichts Unüberlegtes ausführen, ohne von ihrem Auge bewacht und behütet zu sein. So war es gewesen, als er in seiner Unschuld eine dicke Giftschlange aufnehmen wollte — so, als er im Begriff war, in die Flammen eines Waldbrandes hineinzuspringen, die er mit ihrem Knistern und Knacken für gefräßig-züngelnde Tiere hielt und mit dem Beile bekämpfen wollte. Es würde schwer halten, alle die gefährlichen Augenblicke kundzutun, wo kindliche Unerfahrenheit Parsival in Gefahr brachte und die Mutter sein Leben bewahrte und rettete.

Eines Tages, während ein fürchterlicher Sturm durch den Wald raste und mit lautem Krachen viele alte Baumriesen, mit den Wurzeln ausgehoben, in die Lichtung schlugen, auf der Herzeleidens Blockhaus stand, war Parsival länger als sonst auf der Jagd geblieben. Er hatte mitten im wilden Tumult der gegeneinanderschlagenden Wipfel und Stämme einen angeschwollenen

Bergbach aufwärts verfolgt und war in Höhen hinaufgestiegen, die er selbst mit den Ziegen der Mutter bisher nicht erreicht hatte. Weder ein Wolf noch ein Elch noch ein Bär hatte ihn diesmal mit sich gelockt, sondern es waren eher die jagenden Wolken am Himmel, die feuchte, starke, tosende Luft und überdies etwas Allgemeines, Unbestimmtes, was, ähnlich der aufgeregten und bewegten Natur, ihn aufwärts und vorwärts trieb. Der Bergbach, der ihm schäumend, mit wilden Sprüngen und ohrenbetäubendem Rauschen, entgegenschloß, die tolle Luft, die zischend und heulend Stämme knickte und über den Weg des Wassers warf, schienen ihn zu gleicher Ungebundenheit aufzufordern. Ja, es kam eine Wildheit über ihn, so daß er schrie und sich in einem Überschwang von Kraft daran machte, tatsächlich Bäume zu entwurzeln. Er knickte Stämme, drehte sie ab und warf sie in die dahingaloppierenden Wasser hinein. Parsival war alles andere eher als böseartig; aber Kräfte, die noch nicht schöpferisch sein können, müssen sich oft durch Zerstörung Luft machen, und in dem großen göttlichen Schöpfungsplane sind überdies auch die zerstörenden Kräfte schöpferisch.

Oben auf dem Kamm baumloser Felsrücken angelangt, zog es den Knaben mit einer fast unbezwinglichen Sehnsucht jenseits ins Unbekannte hinunter, und er würde sicherlich weiter geschritten sein und an diesem Tage zum ersten Male nicht unter dem Dache seiner Mutter genächtigt haben, wenn ihn nicht plötzlich ein Ruf aus den über den Berggrat schleppenden Nebeln erschreckt und zur Heimkehr bewogen hätte. Er hatte den Schritt bereits rückwärts gemacht, als er sich mit der Erklärung beschwichtigte, er habe sich durch den Ruf eines einsamen Raubvogels täuschen lassen. Immerhin hatte er ganz deutlich und klar das Wort: „Herzeleide!“ in den Lüften gehört.

Sonderbar betrug sich die Mutter, als Parsival diesmal

nach Hause kam. Sie sagte zwar nichts; aber der junge Knabe, der sie mit einem rätselhaften Schuldbewußtsein verstohlen betrachtete, konnte bemerken, wie sich Tau- perlen von ihren Augenrändern ablösten und, lange Zeit immer eine nach der andern herunterfließend, das ernste und harte Antlitz der Mutter förmlich badeten. Was war das? Was bedeutete das? Es war neu, war unbegreiflich für ihn. Aber noch weit unbegreiflicher war es für Parsival, als auch er seine eigenen Wangen von Tränen gebadet fühlte und, mit dem Finger das eigene Auge berührend, erkannt hatte, daß es ebenfalls zu einer Quelle salzigen Wassers geworden war. Gestern, sprach es in ihm, warst du noch ganz von Stein, heut bist du geschmolzen worden.

Am folgenden Morgen sagte Herzeleide zu Parsival: „Du kennst die Kräuter, die giftig sind, und du kennst die Schlangen. Ich habe dich die Tiere des Waldes in Fallen und Schlingen fangen, fürchten und mit dem Speere oder Pfeile besiegen gelehrt. Aber alle diese Feinde bedeuten nichts: es gibt Menschen!“ Und jetzt begann Herzeleide zum ersten Mal ihren Sohn darüber aufzuklären, daß die Geschlechter der Menschen wie Sand am Meer über die Fläche der Erde verbreitet sind und daß weder die Tiere der Erde noch die Menschen einen zweiten Feind besitzen, der so furchtbar ist wie der Mensch. Der Kampf mit den Tieren, sagte sie, sei Kinderspiel. Die Grausamkeit eines Tieres bedeute, verglichen mit der hohen Kunst menschlicher Grausamkeit, Barmherzigkeit. „Im menschlichen Wesen“, sagte sie, „gibt es viele übertierische Eigenschaften, andere, die weit unter jeder Bestie sind.“ So gäbe es keine tierische, sondern nur eine menschliche Niedertracht. Auf diese Weise fuhr Herzeleide fort, gleichsam den giftigen und vergifteten Eiter einer alten versteckten Wunde in die reine Seele des Kindes zu träufeln. Der Schluß ihrer Rede war: „Bleibe bei mir, meide die Menschenwelt!“

Fortan konnte der Sohn Herzeleidens nicht mehr wie früher in glücklicher Gedankenlosigkeit seine Tage zubringen. Er hatte erfahren, wie es außer seiner Mutter und ihm noch eine sehr große Menge ebenso gestalteter Kreaturen auf der Erde gab und wie er diese als seine schlimmsten Feinde zu betrachten habe. Und wirklich, hatten sie denn nicht seiner Mutter jene nicht verheilte Wunde zugefügt, deren Vorhandensein er jetzt erst erkannte? Was denn sonst konnte der Mutter jene Tränen entpreßt haben, die auch in ihm das Harte zerschmolzen und mit einem unbegreiflichen Schmerz des Mitgefühls auch seine Augen zum Überfließen gebracht hatten? Wenn er des Vergehens der Menschen an seiner Mutter gedachte und dessen, was die Mutter sonst von ihnen behauptet hatte, so fühlte er einen Haß gegen sie, der sich zuweilen zu einer Vernichtungswut gegen alles, was Mensch heißt, steigerte, inbegriffen sogar ihn selbst. „Warum, wenn die Menschen nicht besser sind, sind sie denn überhaupt vorhanden, und wozu lebe ich, da ich nichts Besseres bin als ein Mensch?“ Hatte Parsival sich in solche Gedanken eingesponnen, so sehnte er sich nach einer Waffe, die handlicher und auch furchtbarer wäre als sein Beil — einer Waffe, geeignet, um mit ihr in die Welt zu stürmen und die Mutter an den Menschen zu rächen.

Es wurde nun wieder Frühling, Sommer, Herbst und Winter. Es wurde abermals Frühling, und immer grübelte Parsival über die unheilbare Wunde seiner Mutter und über die Menschen nach, deren Vorhandensein ihn, so oder so, teils im Haß, teils aus neuen, unbekanntem Ursachen, mehr und mehr anlockte. Die Sehnsucht, unter Menschen zu kommen, wuchs mit einer unwiderstehlichen, schmerzhaften Kraft in ihm, und weder der Vogelfang noch die Jagd noch die Fischerei vermochte ihn von dem heißen Wunsche abzulenken,

über den Kamm der Berge hinauszukommen, über den Wendepunkt, an dem jener Raubvogelschrei: Herzeleide! ihn zur Umkehr bewogen hatte. Der arme Junge konnte nicht von dem Gedanken los, obgleich es ihm ganz unmöglich schien, seine alternde Mutter, deren einziger Freund und Beschützer er war, in der Wildnis allein zu lassen.

Es war eine sehr gesunde und natürliche Kraft, die Parsival in die Weite zog; dennoch fühlte der Knabe sich schuldbewußt und doppelt schuldig beim Anblick der Mutter. Was hatte sie doch für einen kummervollen Blick, der ihn bis in die verstecktesten Winkel seiner Seele zu prüfen schien!

Nun muß ich von einem Wunder berichten.

Es ist eine rätselhafte Erfahrung, die aber immer aufs neue bestätigt wird, daß jede Hand gerade diejenige Waffe zur rechten Zeit finden muß, die ihr wie keine andere nützlich und handlich ist. Das Wunder, das in einem solchen Falle geschieht, bleibt stets gleich groß, auch wenn die Art, wie die rechte Hand im rechten Augenblick mit der rechten Waffe vereinigt wird, höchst natürlich und selbstverständlich anmutet. Im Falle des Knaben Parsival war sie aber, schon äußerlich genommen, ungewöhnlich und wunderlich. Er kam hinzu, als eben am Rande eines Bergsees ein Falke auf eine Taube schoß, die verknäult mit dem Räuber zur Erde stürzte. Nachdem des Knaben Senne geschwirrt und ein glücklicher Schuß die Brust des Falken durchbohrt hatte, bemerkte der Schütze, daß die verwundete Taube noch am Leben war. Sie lag an der Erde und schlug mit den Flügeln. Es ist nicht zu leugnen: der Beruf eines Jägers ist ein grausamer; dennoch darf man sagen, daß der echte Jäger zwar die Kunst des Tötens betreibt, aber sonst zum Mitleid geneigt und keineswegs grausam ist. Der Sohn Herzeleidens trat hinzu; er wünschte die Qualen des blutenden Täubchens abzukürzen. Aber

aus irgendeinem Grunde unterließ er es dieses Mal, das Tierchen mit einem kurzen Handgriff abzutun, und so behielt es das Köpfchen zwischen den Schultern. „Stirb oder lebe!“ sagte der Schütze laut, indem er das blutende Opfer ergriff und behutsam in seinem Arm bettete, „mein Pfeil hat entschieden, er wurde dein Retter. Ich will nicht grausamer als das gefühllose Werkzeug sein.“

Mein Pfeil hat entschieden, sagte also Parsival, allein es war in seinem Innern ein unbegreiflicher Schauder wach geworden, als wäre hier von einer allgegenwärtigen unsichtbaren Macht, nicht aber von ihm noch von seinem Pfeil die wahre Entscheidung getroffen worden. Wie unter dem Banne eines Zaubers ward er bewogen, am tiefergelegenen Wasserrand das gierig trinkende Täubchen zu tränken, die Wunden zu kühlen und durch ein Bad in den klaren Seefluten ihm wohlzutun.

Dies war geschehen, als Parsival den Laut eines wilden Täuberichs von einer kleinen, mit Buchen bestandenen Insel her vernahm, wo er natürlich das Nest, aus dem die geschlagene Taube entstammen mochte, vermutete. Und flugs, wie unter einem unwidersprechlichen Gebot, war er bis unter die Arme mit der Absicht ins tiefe Wasser gegen das Inselchen vorgedrungen, das Taubenweibchen zu seinem verlassenen gurrenden Ringeltauber ins Nest zu tun. Glücklicherweise kam er ans Land, und da er ebensogut wie der braune Bär den höchsten Baum zu erklettern vermochte, saß die arme Tiese auch bald, eine Menge besprenkelter kleiner Eier mit Blut überströmend, im Flaum ihres alten Nestes drin. Als Parsival aus den höchsten Zweigen dieser tausendjährigen Buche heruntergestiegen war, hatte er ein Schwert gefunden. Zu seiner Entdeckung führte den Knaben ein aus der Tiefe des hohlen Stammes leuchtender Blutrubin. Er griff nach ihm, weil er den Stein für das Auge eines Waldkauzes halten mochte, merkte indessen sogleich, daß er mit einem erzenen Handgriff



verbunden war, der sich in eine blanke und breite Klinge fortsetzte. Obgleich er ein Schwert bis dahin noch nicht gesehen hatte, wußte er doch, sobald er es frei in Händen hatte, was es bedeutete und wozu es geeignet war und daß er nun mit diesem blitzenden Fund in der Hand seine Ausfahrt in die Welt nicht mehr zu verzögern brauchte.

4

Als am folgenden Morgen Parsival wie gewöhnlich auf seiner moosduftenden Lagerstätte im Blockhaus der Mutter erwachte und diese schon am Herde beschäftigt fand, sprang er schnell auf die Beine und sagte ihr, daß er sie an der Welt und den Menschen rächen müßte. Im ersten Schreck und in der Angst, ihn zu verlieren, sagte sie, vielen Müttern nicht unähnlich, gerade etwas, was seinen Entschluß doppelt heftig auflodern machte: er sei ja wehrlos und waffenlos. Da konnte der Knabe sich nicht enthalten, obgleich er sich vorgenommen hatte, der Mutter den Schwertfund zu verheimlichen: er zog mit stolzem Triumph im Blick die breite, leuchtende Waffe unter den Tierfellen seines Lagers hervor. „Ich muß dich verlassen, Mutter“, sagte er, „weil ich so lange keine Ruhe mehr zu finden vermag, als ich den nicht entdeckt und gestraft habe, der dir deine unheilbare Wunde geschlagen hat.“ Weinend gab Herzeleide zur Antwort: „Diese Wunde ist nicht tödlich gewesen. Verläßt du mich, so schlägst du mir eine viel größere Wunde, die tödlich ist. Wenn du aber jenen treffen und bestrafen solltest, dem ich alle tiefsten Schmerzen meines einsamen Daseins verdanke, so würdest du mich statt eines zehnjährigen, qualvollen, langsamen Todes sterben lassen.“ Aber Parsival nahm sein Schwert, schritt über die Lichtung, biß seine Zähne aufeinander und sah sich nicht einmal um, als die Mutter ihm laut und flehend nachweinte.

Er wanderte mehrere Tage lang. Keine Stimme hatte ihm auf dem Bergkamm, wo er das erste Mal seine Schritte gewendet hatte, ein warnendes „Herzeleide“ zugerufen. So wacker und kräftig er vorwärtsschritt, die Welt war endlos, und er mußte sich wundern, warum er noch immer nicht ihren Rand erreichte. Wollte ihn der Gedanke an seine verlassene Mutter doch wieder rückwärts ziehen, so beschwichtigte er sein Herz und sein Gewissen, indem er sich immer wieder sagte, er müsse sie rächen an den Menschen und besonders an dem, der ihr so viel zuleide getan. Nun lief er bereits den dritten Tag, hatte indessen, außer im Wasser sein eigenes Spiegelbild, einen Menschen noch nicht zu Gesicht bekommen.

Natürlich dachte er, es werde sogleich, mit dem ersten von ihnen, der etwa auftauchte, einen blutigen Strauß absetzen. Bei dieser Voraussicht mischte sich in den Haß gegen seinesgleichen Kampflust ein. Aber nicht nur der Vergeltungsgedanke, nicht nur die Kampflust, sondern auch eine andere Lust regte sich in der Erwartung, Menschen zu treffen. Es war eine Freude, die ihn beunruhigte und im Geiste gleichsam vor seiner entfernten Mutter schamrot werden ließ. Am späten Mittag des dritten Tages seiner Wanderschaft hatte der Jüngling den Waldrand erreicht und erblickte, nicht weit davon in einer blumigen Wiese, ein Zelt aus schöner in Purpur gefärbter Seide aufgeschlagen. Da er, obgleich an Erscheinung von Kraft und Adel, in bäurischer Einfalt herangewachsen und Furcht ihm eine fremde Sache geblieben war, so hatte er nicht das geringste Bedenken, ohne weiteres in das Innere des Zeltes einzutreten.

Hier sah er das erste Menschenkind.

Da war nun freilich zunächst mit dem Schwert in der Faust und mit dem Gedanken an Rache für Herzeleide nichts anzufangen. Denn was er hier zu Gesicht bekam, war, um es kurz herauszusagen, ein schönes

friedfertig blickendes Mägdelein. Parsival erkannte sogleich, daß er es hier nicht mit seinesgleichen, sondern mit einer viel jüngeren Schwester seiner Mutter zu tun hatte. Es war kein Zweifel, allein schon darum, weil die junge Menschin reichlich Herzeleidens Tränen vergoß. Das Mädchen erschrak, als sie den rauhen Waldmenschen sah; aber irgend etwas in seinem Blick ließ sie Vertrauen fassen. Sie wußte nicht, daß wieder, wie einstmals mit den Tränen der Mutter, die Seele des jungen Abenteurers auch an ihren Tränen geschmolzen war. Er begrüßte sie, und seine ersten Worte waren die Frage: wer der wäre, der ihr die heimliche Wunde geschlagen habe. Da weinte sie lauter, begann unter Schluchzen zu erzählen, und Parsival hörte ihre ganze Geschichte an.

Sie war von einem grausamen Mann, einem räuberischen Ritter, entführt worden, obgleich sie ihr Jawort zur Ehe einem schönen jungen Manne gegeben hatte, der nicht nur ihre Freude, sondern auch die Freude ihrer alten Eltern gewesen war. Der rohe und grauenvolle Mensch, der unter der Ritterschaft den Namen des Stolzen von der Heide trug, schleppte sie gegen ihren Willen mit sich und hatte jeden Versuch, sie zu befreien, zunichte gemacht. Ja er hatte sogar ihren Bräutigam im Zweikampf erschlagen.

„Wo ist der stolze Herr von der Heide?“ fragte Parsival, „denn gerade er ist das Wild, das ich vor allem anderen suche.“

Nicht lange, so kam der Stolze auf schwarzem Roß über die Heide herangebraust. Da war wirklich ein furchtbarer Mensch, wie ihn Parsival sich gedacht hatte. Sein Bart war schwarz, er hing bis auf den Magen herab und war ihm sogar in den Gürtel geschlungen. Unter schwarzen Buschen blitzten schwarze Augen hervor, voll düsterer Härte und einem verachtungsvollen Stolz, der nur durch den Tod zu besiegen war. Er pa-

rierte den Gaul, der gewaltig wieherte, wobei es von Helm, Sporen und der Menge der Panzerringe ein lautes Geschotter gab. Als der Stolze die Lippen öffnete, kamen durch das Gehege seiner starken, elfenbeinernen Zähne nur diese grimmigen Worte hervor: „Bauernflegel, was suchst du hier?“ — „Gerade so einen wie dich“, sagte Parsival, „um Herzeleide an ihm zu rächen.“ — Und wie zwei Löwen auf einmal, sprang der Junge den Ritter an.

Der Kampf war schwer, aber der endliche Sieg blieb Parsival. Der Stolze lag am Waldrand erschlagen. Er färbte die Gräser und Gänseblümchen mit seinem rinnenden Blute rot. Als Parsival den Ritter von seinem Schwerte zerfleischt dermaßen in seinem Blute liegen sah, schauerte ihn vor dem, was er vollbracht hatte. Er sagte sich, daß er Herzeleide gerächt habe. Aber er wollte das Mädchen, die er von ihrem Peiniger befreit hatte, nicht wieder mit Augen sehen. Deshalb schlug er sich abseits in die Wälder.

## 5

Einige Tage mochte Parsival nach seiner ersten Tat durch die Forsten gewandert sein, bis ihn die Sehnsucht übermannte, zu Herzeleiden heimzukehren.

Der Geist des toten schwarzen Ritters lag wie eine niederdrückende Last auf ihm, und es war ihm, als könne sie nur an der Brust der Mutter von ihm genommen werden. Seine Kampfesfreudigkeit war dahin, seine vorwärtsstürmende Wanderlust in ein zielloses Irren ausgeartet. Nun aber, nachdem der Entschluß, ans Herz der Mutter zurückzuflüchten, zum Durchbruch gekommen war, kam wieder frisches Leben in ihn. Dort wollte er die alten unschuldvollen und freien Tage wiederfinden.

Er lief, wie er nie gelaufen war. Es schien ihm, als habe er sich nur bei seiner täglichen Jagd versäumt. Er war etwa eingeschlafen und hatte einen lästigen, im Grunde aber bedeutungslosen Traum gehabt. Jetzt

fiel ihm ein, was die Mutter gesagt hatte: „Du schlägst mir eine weit größere Wunde, wenn du gehst, als die ist, die mir der Unbekannte geschlagen hat.“ Mutter, wollte er sagen, wenn er fröhlichen Grußes bald wieder in die geliebte Blockhütte eintreten sollte, ich habe gesündigt, indem ich von dir ging, ich will jetzt und immer bei dir bleiben. Da würde die Mutter ihn streicheln, dachte er sich, und würde auch die zuallertiefst in seinem Inneren wie ein böser Schwaden lagernde Angst hinweglächeln, die mit der Erinnerung an das zusammenhing, was die Mutter beim Abschiede sonst noch gesagt hatte. Es waren die Worte: „Wenn du aber jenen treffen und bestrafen solltest, dem ich die aller-tiefsten Schmerzen meines einsamen Daseins verdanke, so würdest du mich statt eines zehn qualvolle Tode sterben lassen.“

Nein! der Stolze von der Heide war sicher nicht derselbe gewesen.

Parsival hatte die Grenzhöhe überstiegen und hatte vor Freude die Steine geküßt, wo ihn früher der Ruf: Herzeleide! aus den Lüften zur Umkehr bewogen hatte. Er sprang mit den Sätzen einer Gemse glücklich die Hänge und Lehnen hinab. Jeder Baum, jedes Gras, jedes Farnkraut, jede Waldblume schien ihm hier bereits im Schoß seiner Mutter unter der liebenden Hand Herzeleidens zu gedeihen. Er gelangte zu jenem See, wo er vor kaum einer Woche die Taube vor dem Sperber gerettet hatte, und als er den Baum erstieg, in dessen Zweigen der Wildtaubenhorst gewesen war, hörte er Stimmen junger Vögel und sah zu seiner Freude das Taubenpärchen gesund um ein Nest voll hungriger Kinder herumfliegen. Er nahm sein Schwert und senkte es wiederum tief in die Höhlung des Baumes hinein.

Als er dies vollbracht hatte, war ihm auf einmal um vieles leichter zu Sinn geworden. Er mußte nun, seiner Schätzung nach, nach wenigen hundert Schritten das

Blockhaus erreichen, das er fortan nun nicht mehr verlassen wollte. Da wurde er plötzlich auf eine Menschengestalt aufmerksam, die man von oben durch die Baumzweige sehen konnte und die, mit der Angel fischend, nicht weit vom Ufer des Sees in einem Nachen stand.

Nie hatte der Sohn Herzeleidens, wie wir ja wissen, an diesem Ort einen Menschen gesehen. Deshalb traute er seinen Augen nicht, stieg aus den Zweigen des Baums zur Erde nieder, und rief den seltsamen Angler mit lauter Stimme an.

Der Fischer, der sich in seinem Geschäft nicht stören ließ, schien zu glauben, Parsival sei ein verirrter Wanderer, habe den Weg verloren und wolle sich nun zurechtweisen lassen. Deshalb, den Anruf mit einer Frage beantwortend, wollte er wissen, wie Parsival eigentlich in diese Gegend gekommen sei und wo er hinauswolle. — „Ja, wo willst du hinaus, und wie bist du in diese Gegend gekommen“, antwortete Parsival. „Was mich anbelangt, so kannst du wohl wissen: Wald und See und alles ringsum ist meiner Mutter, ist Herzeleidens Eigentum.“ — „Die Welt ist Herzeleidens Eigentum“, sagte der Fischer und warf die Angel herum, so daß der Köder nicht gar weit von dem Jüngling ins Wasser fiel. Er wiederholte: „Die Welt ist Herzeleidens Eigentum, Parsival!“ — „Woher kennst du mich?“ fragte der Junge. Der Fischer dagegen: „Das sag' ich nicht!“ — „Hast du schon viele Fische gefangen?“ fragte Parsival weiter, eigentlich nur, um etwas zu fragen, weil es ihm bei der wunderlichen Gesellschaft unheimlich ward. — „Ich warte eigentlich nur auf einen einzigen Fisch“, gab der Fischer zurück, „von dem ich nichts sehnlicher wünschte, als daß er an meiner Angel anbeißen möchte.“ — „Dann warte, bis du schwarz wirst!“ schloß in einem Anfall jugendlichen Übermuts Parsival, „ich kann mich bei dir nicht versäumen, denn meine Mutter wartet auf mich.“

Er lief davon und hatte in kurzer Zeit die Lichtung mit dem Blockhause erreicht, das ihm jedoch, aus einiger Entfernung gesehen, irgendwie verändert schien. Sein Herz schlug wild, als er sich zögernden Schrittes der alten, geliebten Wohnstätte annäherte. Was war geschehen? Parsival fiel aufs Gesicht und ward ohnmächtig.

Als er wieder erwachte, fand er das schreckliche Bild unverändert, dessen Anblick ihn wie mit einem Hammer-schlage getroffen hatte. Die Hütte Herzeleidens, die Wiege und das Asyl seiner Jugend, war vollständig ausgebrannt. Ja selbst die schwarze Asche war erkaltet und zeigte keinerlei Glut, soviel man darin herumwühlte. Wo war Herzeleide? Parsival durchsuchte ringsum den Wald und schrie mit lauter Stimme nach ihr.

Als er bis zum Einbruch der Nacht vergeblich nach seiner Mutter gesucht hatte, fiel ihm der seltsame Angler wieder ein, mit dem er Worte gewechselt hatte, und ihm schoß der Gedanke durch den Sinn, daß jener vielleicht ihm etwas über den Verbleib seiner Mutter zu sagen vermöchte. Hatte er nicht, wenn auch vielleicht spöttisch, geäußert, die ganze Welt sei Herzeleidens Eigentum? — Er gelangte zum See und entdeckte zu seiner Freude den unentwegt angelnden Fischersmann, obgleich der Abend bereits herabdämmerte und sich sein Boot ziemlich weit vom Ufer gegen die Mitte des Sees entfernt hatte. Der Spiegel des Sees war ganz schwarz um diese Zeit, nur in der Tiefe schienen purpurne Zinnen einer versunkenen Burg aufzuflammen.

„Fischer ahoi!“ schrie Parsival. Ungerudert und steuerlos kam wie von selbst der Nachen langsam gegen das Ufer getrieben. Parsivals Stimme fragte, wo Herzeleide sei, und der Fischer, der auch jetzt immer nur nach der Angel blickte, sagte etwa dieses zu ihm:

„Du wirst Mühe haben, deine Mutter wiederzufinden. Ich könnte dir manches von ihr und ihrem Schicksal

sagen, aber der Mund ist mir versiegelt, solange ich nicht den Fisch, auf den es ankommt, gefangen habe. Immerhin gehe doch den See entlang und suche die Stelle, wo der breite Strom sich in ihn ergießt! Wandere den Strom hinauf, bis du eine einsam gelegene gewisse Burg findest, dort poche an, und es ist nicht ausgeschlossen, daß du bei ihren Bewohnern etwas über deine Mutter erkundest.“ — Parsival hatte nicht übel Lust, vor Schmerz und Wut über die gewundenen Worte des Fischers ins Boot zu springen, um ihm mit der Faust sein Geheimnis abzunötigen. Sein Schmerz um die verlorene Mutter war grenzenlos, und er wußte nicht, wie er, ohne zu sterben, die Sehnsucht und Qual um sie weiter aushalten sollte. Allein es ward jählings dunkel, und Parsival sah alsbald von Fischer und Boot nichts mehr.

6

Er stolperte nun in der Dunkelheit blindlings vorwärts, weil ihm nichts anderes übrigblieb, sofern er noch etwas von seiner Mutter erfahren wollte, als die Burg zu suchen, von der ihm der Fischer gesprochen hatte. Es war eine bittere und furchtbare Nacht, die er da zu durchleben hatte. Er war erstaunt, wie es möglich war, daß ein Mensch gleich ihm in solche Verwirrung der Not versinken kann. Während dicke Finsternis ihm das Vordringen zeitweilig ganz unmöglich machte, geriet er mehrmals aus der Angst der Verzweiflung heraus in eine Berserkerwut, die sich mit blutigen Fäusten an Steinen und Baumstämmen austobte.

Natürlich versäumte er nicht, immer wieder den Namen Herzeleidens in die rauschende Ödenei der Wälder hineinzurufen, wo ihm dann manchmal ein schaurig höhnendes Echo entgegenkam, ein Echo, das seine Hilflosigkeit, seine Angst, seine Sehnsucht und schließlich auch seine Wut nur noch steigerte.



Gegen wen er eigentlich diese Wut richten sollte, wußte Parsival in dieser Verfassung nicht. Er erschien sich wie ein Gefoppter, wie ein Betrogener. Man hatte ihn um das einzige, um das höchste Gut geprellt, das die Erde für ihn besessen hatte; aber wo der Betrüger, wo der Preller zu suchen war, hätte er nicht zu sagen gewußt. Er stand nicht an, seine Mutter von der Luft, der Nacht, den Bäumen, den Felsen, von Wasser und Erde bei Strafe seiner ewigen Feindschaft zurückzufordern.

Gegen Morgen erkannte Parsival, wie er sich am Ufer eines mäßig breiten Stromes aufwärtsbewegte. Der graue Dämmer der sich verkündenden Sonne enthüllte Talwände, die sich erweiterten oder steil und felsig an das Strombett herantraten. Je weiter er ging, um so unbekannter wurde ihm die Natur, und hätte er nicht eine zerrissene Seele in sich getragen, würde er am Ende geglaubt haben, im Paradiese zu sein.

Fremde Gewächse, fremde Blumen, Bäume und Gräser umgaben ihn. Große Aras und andere Papageien kamen in kleinen oder größeren Trupps, mit menschlichen Stimmen redend, über die klaren und grünen Fluten des wandelnden Stromes herübergeflogen. Sie schwebten um seinen Kopf, und es kam ihm vor, sie begrüßten ihn. Einmal glaubte er sagen zu hören: „Knabe Parsival, dein Vater erwartet dich!“ und dachte lange darüber nach, was dies Wort wohl bedeuten möchte und was der „Vater“, der ihn erwarten sollte, am Ende für eine Art Vogel sei. Aber nicht nur die Papageien waren zahm in diesem Flußtale. Ruhende Hirsche mit ihren Hinden lagen wiederkäuend auf sanften Wiesen, unter tausendjährigen Steineichen. Äsende Antilopen, Tiere, die alle Anmut und jeden sanften Adel des Friedens in sich vereinten, traten furchtlos an den Wanderer heran und berührten ihn

mit den feuchten Lefzen. Mannshöhe Heide blühte schneeweiß, und aus Gruppen dichter Lorbeergebüsche erklangen Kehlen versteckter Singvögel, deren Töne von überirdischer Klarheit und Süße waren. In diese traumhaften, atemverhaltenden Wonnen klang plötzlich der ferne Laut eines Glöckchens herein, ein Laut, der alle Vögel sogleich verstummen oder ihren Flug unterbrechen machte und Antilopen wie Hirsche bewog, still zu stehen, ja sogar im Wiederkäuen innezuhalten. Mit langen Hälsen wandten sie sich einer purpurflam-menden Stelle in der Ferne und Höhe des Tales zu, in eine Richtung, aus der jetzt der Strom im Morgenrot wie eine breite Straße purpurnen Blutes heranströmte. Auch Parsival konnte nicht anders als sich nach ebenderselben Richtung hinzuwenden. Da erkannte er, daß der Rubinglanz von den Zinnen einer stolzen Burg her-rührte, die nun sicherlich keine andere als die von ihm ge-suchte war, jene, nach der ihn der Fischer gewiesen hatte.

Da hörte er unsichtbare Stimmen in den Lüften, die dieses hymnenartige Lied sangen:

Ich wohne an einem breiten Strom,  
ich wohne in einem hohen Dom;  
der breite Strom fließt durch den Dom.

Und breiter immer wird der Strom,  
und höher immer wölbt der Dom;  
der Strom fließt endlos durch den Dom.

Im Nachen schwimm' ich auf dem Strom;  
drin spiegelt sich ein zweiter Dom:  
ich tauche nieder in den Dom —

und tauche wieder aus dem Strom  
geflügelt in den obern Dom:  
Musik durchrauschet voll den Dom.

Und Well auf Welle bringt der Strom,  
und alles wogt und klingt im Dom  
und dröhnt und bebet laut im Dom.

Du weißt nicht: bist du nur der Strom?  
Bist, was da rauscht und braust im Dom?  
Am Ende bist du selbst der Dom.

Nicht lange danach war der Knabe am Tore der geheimnisvollen Burg angelangt, nachdem er eine Brücke aus reinstem Kristall überschritten hatte, die über den hier besonders breiten, immer noch blutig wogenden Strom bis an die Schwelle der Burg geschlagen war. Er pochte an und ward von einem freundlichen Pförtner mit langem, weißem Barte willkommen geheißen. Beim Anblick dieses neuen Menschen und Mannes fiel Parsival sogleich das bittere Urteil seiner Mutter über die Menschen ein, und er konnte sich nicht entschließen, die gütige Frage des Alten nach seinem Begehre anders als mit finsterem Grimm zu beantworten: „Ihr habt meiner Mutter eine unheilbare Wunde geschlagen“, sagte er, „und wenn ihr sie überdies geraubt habt und gefangen haltet, so nehmt euch in acht, denn ich werde sie mit Gewalt befreien oder eure Burg an allen vier Ecken zugleich anzünden, ebenso, wie ihr es mit der Blockhütte meiner Mutter getan habt!“

Der Pförtner war eine hohe Gestalt. Außer daß sein gütiger Ernst sich mit einer gewissen freundlichen Milde gleichsam noch mehr sättigte, konnte man ihm eine Wirkung der trotzigen Worte nicht anmerken. Er sagte nur, ganz einfach: „Im Namen des heiligen Grals, tritt ein!“

„Was geht mich der Gral an“, sagte Parsival. — „Danach frage Gott!“ gab der Pförtner zurück. — „Wer ist Gott, alter Weißbart? Ich weiß es nicht!“ — Der würdige Mann, der, wohl zu bemerken, unter dem langen weißen

Gewand ein silbernes Panzerhemde trug, überdies ein Schwert im breiten Goldgürtel, sagte, ihn gleichsam verbessernd: „Nenne mich Gornemant!“ Und er fuhr fort mit Feierlichkeit: „Was du von Gott nicht weißt, das wirst du durch Fragen nie erfahren. So lange du redest, Bursch, schweigst Gott, und erst wenn du gelernt hast, wahrhaft zu schweigen, wird Gott reden. Geh, der Burgherr erwartet dich!“ — Aber Parsival war nicht einzuschüchtern. Er stieg im Gefolge eines anderen wie der Pfortner gekleideten Ritters, oder was er sonst war, eine breite Marmortreppe empor und redete laut, er werde seine Mutter, sofern man ihr nun ein zwiefaches Leid angetan hätte, hundertfältig zu rächen wissen. Sein Führer aber kreuzte nur die Hände auf der Brust, sooft er ihn ansprach, und verneigte sich voller Demut vor ihm. Durch diese Handlung ward Parsival einigermaßen aus der Fassung gebracht. Dazu kam der Anblick so vieler Treppen, Säle, Hallen und Söller der Burg, deren gesamter Bau ihn wie das Werk eines Zauberers anmutete. Durch Krypten ward er geführt, wo viele gedrehte Säulen aus schwarzem Marmor das Licht einer einzigen, blutigen Ampel spiegelten. Dabei sagte der Führer: „Wir sind hier in der Tiefe unter dem Strom!“ Er mußte sich durch enge lichtlose Gänge hinter dem Führer hertasten, dann immer im Kreise herum, Stufe um Stufe endlos empor, gleichsam um den Stamm eines steinernen Riesenbaums. Ein Pfortchen ging auf, und er sah eine ungeheure Kuppel über sich, hoch und weit und von Golde gleißend, wie der arme Junge dergleichen nicht einmal in seinen Träumen erblickt hatte. Der ganze Raum, in dem er selbst nur so etwas wie eine Ameise war, schien eine sanfte Musik auszuströmen. Kein Wunder, wenn der gute Junge Parsival hier nicht sogleich zu sich kam und eine Weile ganz vergaß, wer er war und was er in dieser Umgebung erfahren wollte.

Als er aus seinem Staunen erwachte, war er allein.

Aber er wurde sogleich in erneutes Horchen, Schauen und Staunen hineingezogen. War dies er selbst, was er ringsum fühlte, hörte und sah? War es am Ende nur seine Seele, die sich mit solchen Visionen erfüllt hatte? War sie, die Seele, der klingende Dom, den er in sich trug? Oder war er gestorben und, selbst nur eine klingende Welle der Luft, in allen diesen beweglichen Wundern untergegangen?

Denn wahrlich, alles dies stand nur scheinbar fest und schien vielmehr wie aus ätherischen Stoffen gebildet. Diese mächtige Kathedrale schien außerdem doppelt zu sein, und ihn schwindelte, wenn er, durch den fließenden Spiegel des Bodens hinabblickend, den zweiten gewaltigen Dom erblickte, umgekehrt und wie eine abgrundtiefe Schale unter ihm.

In all diesem Schwanken, Wogen und Klingen war aber eine Stimme verteilt, darin immer der Ruf „Herzeleide!“ erzitterte. Der Name der Mutter, von jener geheimnisvollen Bedeutung erfüllt, die ihn schon einmal zur Umkehr bewogen hatte!

Und einem Blinden nicht unähnlich, tappte Parsival vorwärts. Flüchtige Bilder umgaben ihn, schnell entstehend, um schnell zu verschwinden. So glaubte er, aus einem weißen Stoffe gebildet, in lange Gewänder gehüllt, die Mutter zu sehen: einen weißen Leichnam, dem Ermordeten, dem von der Heide, gleich, über den Schoß gelegt.

Dies alles ist Zauberei, dachte Parsival, nachdem er in einer schmerzlichen Freude des Wiedersehens seine Hände nach Herzeleiden ausgestreckt hatte und alles wie eine luftige Täuschung zerronnen war.

Indem er noch diesem Blendwerk nachdachte, traten, wie kleine Ameisen, die ersten Gestalten einer längeren Prozession durch eine Seitenkapelle in die Kirche ein, und Parsival wurde aufmerksam. Der Führer, nun wieder auftauchend, sagte ihm, daß sich in diesem Zuge

von alten und jungen Männern auch der Burgherr befinde. Jeder trugen sie eine weiße Tunika und das große, rote Kreuz hineingewebt auf der Brust. Mit Eintritt der Prozession hatte die feierliche innere Musik des erhabenen Steingewölbes zugenommen. Der Führer sagte: „Es ist nicht Sitte, daß ein Fremder den Burgherrn anspricht, Parsival, deshalb bitte ich dich, zu warten bis er selbst das Wort an dich richten wird.“

Der Zug kam näher und mit ihm einer, der auf einer Bahre getragen wurde und weit köstlicher als die anderen gekleidet war. Allen wurde, unter einem seidenen Baldachin, ein wundervolles, kristallenes Gefäß vorangetragen, das aus sich selber mit einem reinen und weißen Glanze zu leuchten schien. Man stand nicht still, und dem wartenden Jüngling kam es vor, er sei von keinem der vielen feierlich schreitenden Männer auch nur bemerkt worden.

Er wurde unruhig, und sein Führer beschwichtigte ihn. In diesem Augenblick ward ein Speer mit blutender Spitze vorbeigetragen. Die Waffe, von ihrem Träger geneigt, ließ aus ihrem geheimnisvollen Blutquell Tropfen um Tropfen in die leuchtende Schale träufeln. Diese hatte man endlich über die Stufen eines Altars hinangetragen und oben als Allerheiligstes niedergestellt.

Natürlich erschienen auch diese wunderbaren Vorgänge dem Knaben als das, was sie waren, nämlich als unbegreiflich wunderbar. Allein unter so vielem Unerklärlichem ward es eine Art Rätsel, dessen Lösung ihn für den Augenblick weniger anreizte. Der Schmerz um die Mutter brannte ihn; durch ihr Abbild, aus Nebel, war alle Sehnsucht des Sohnes wieder geweckt worden, und der Anblick so vieler Menschen und Männer brachte ihm die bitteren Worte Herzeleidens über das gesamte Menschengeschlecht wieder ins Gedächtnis zurück.

Er wollte gerade in harte Worte ausbrechen, als Gornemant ihn zur Ruhe verwies, weil, wie er sagte,

das Hochamt beginnen sollte. Was konnte dies wohl bedeuten sollen, dachte Parsival. Aber die Frage erstarb in Trotz und Schmerz, bis die Handlung selbst ihn mit Grauen erfüllte. Denn was nun in dieser heimlichen und verzauberten Kirche geschah, war ein fürchterliches Mysterium. Ein gellender Schrei wie von langsamer Marter und Mord zerriß den Raum. Es war, als wenn der blutende Speer langsam in die Brust eines lebenden Menschen gestoßen würde und als füllte man die Schale mit Blut, das aus der Seite des gefolterten Opfers sprang. Parsival wollte ohne Besinnen dazwischenspringen, denn er glaubte zu sehen, daß kein anderer als der Mann auf der Bahre so schrecklich gequält wurde. Aber Gornemant hielt ihn zurück mit ruhigem, aber festem Griff, der den Jüngling mit lähmender Kraft beschwichtigte.

„Ich kann hier meine Zeit nicht verlieren“, sagte da Parsival, während er noch vor Entsetzen zitterte. „Eure heimliche Kirche gefällt mir nicht. Ihr treibt hier Dinge, über die ich am liebsten, das Schwert in der Hand, mit euch abrechnen würde.“

Gornemant fragte: „Willst du nicht erfahren, was es mit dem Opfer von Fleisch und Blut für eine Bewandtnis hat?“ — „Nein“, sagte der Knabe, „das will ich mitnichten erfahren! Sagt mir, wo meine Mutter ist und wer unsere Hütte in Asche verwandelt hat!“

Inzwischen kehrte der Zug, aber ohne die heiligen Gegenstände, die kristallene Schüssel und den blutenden Speer, zurück. Diesen sowie das Blutgefäß hatte man unter ritterlicher Bewachung auf dem Altar zurückgelassen. Der Burgherr aber, der sonderbarerweise der köstlich gekleidete, bleiche Mann auf der Bahre war, ließ diese von ihren Trägern absetzen und sprach den harrenden Knaben mit einer hohlen, ein wenig mühsamen, aber doch festen Stimme an.

„Wer bist du?“

„Ich bin der Sohn Herzeleidens“, sagte Parsival.

„Wer hat dich hierher gewiesen?“

„Ein Fischer, den ich im See Herzeleidens angelnd traf“, sagte Parsival.

„Was war es, wonach der Fischer angelte?“

„Er redete Unsinn. Er sagte, er müsse den Fisch, auf den es ankomme, angeln, bevor er mir etwas von meiner Mutter zu sagen vermöchte!“ erwiderte trotzig Parsival.

„Warum hast du die Mutter verlassen?“

Der Jüngling antwortete:

„Weil ich sie an den Menschen und besonders an dem einen rächen wollte, der ihr eine geheime, unheilbare Wunde geschlagen hat.“

Der Burgherr fragte: „Wer ist das denn?“

„Ich weiß es nicht!“ sagte Parsival.

Der Burgherr, der ein abgezehrtes und schmerzdurchwühltes Antlitz hatte, dessen eingesunkene Augen wie schwarze Diamanten funkelten, schwieg, um sein merkbar klopfendes Herz und seine nach Atem ringende Brust zu beschwichtigen. Dann fuhr er fort: „Sieh mir ins Auge, Knabe!“

Das tat mit einem wilden und drohenden Blick Parsival.

„Weißt du nun, wer ich bin?“

„Du bist mein Feind!“ sagte, der bitteren Worte seiner Mutter über die Menschen gedenkend, Parsival.

„Siehe“, antwortete jener darauf, indem er eine Bewegung machte, als wollte er den Hermelin seiner Königsgewänder zurückstreifen, „siehe, auch ich bin ein Mann, der mit einer unheilbaren Wunde behaftet ist. Aber da auch ich meinen Brüdern und Schwestern Wunden geschlagen habe, so habe ich mich dem Dienste des Versöhners ergeben und ihm alle Rache anheimgestellt. Aber nur an mir selbst, weil ich schuldig bin und Leiden verdiene. Ich habe keinen Feind in der Welt.“



„Das wundert mich“, sagte Parsival.

Der Burgherr darauf:

„Hast du noch niemandem Wunden geschlagen?“

Der Knabe verstummte und konnte nicht antworten. Da rückte der Zug und war aus der Kirche verschwunden, ehe der betroffene Parsival wiederum zur Besinnung kam.

## 7

Gornemant und ein Trupp von jüngeren Rittern waren es, die Parsival aus der Burg über die kristallene Brücke und weiter durch die verzauberte Landschaft das Geleite gaben. Der Knabe war bald kleinlaut, bald heftig und geriet zuweilen in Trauer, zuweilen in Wut, weil er weder die Mutter gefunden noch etwas von ihr erfahren hatte. Oft, als man sich weiter und weiter von der Burg entfernte, sah er sich um, weil irgend etwas Schweres, Neues in seiner Seele zurückgeblieben war, das einem hier nicht leicht begreiflichen Abschiedsweh recht ähnlich sah. Der alte Gornemant schien das zu wissen, obgleich der Scheidende mit ziemlich verächtlichen und entrüsteten Worten über Burg und Burgherrn um sich warf. „Es geht nicht anders“, erklärte er ernst, „ich muß dich bis an die Grenzmarke unseres Gebietes mit meinen Genossen hingeleiten. Du bist noch in eine Welt verbannt, die nicht unsere ist.“ — „Gott sei Dank, alter Schafskopf“, sagte, etwas gezwungen lachend, Parsival.

„So ist es recht, du gefällst mir“, sagte Gornemant. „Du hast mich erkannt. An einem Lamm ist nichts zuloben, als daß es geduldig ist. Gönn mir dieses Lob, und ich bin zufrieden. Zum Dank dafür will ich dich nun mit einer kleinen Erinnerung ausstatten, die dir vielleicht in Zukunft auf deinen Irrfahrten nicht ganz unnützlich ist.“

Dieses war die Erinnerung oder eigentlich Belehrung Gornemants:

„Es ist dir, seitdem du die Hut Herzeleidens verlassen hast, Parsival, nichts recht nach Wunsch von der Hand gegangen. Vorher hattest du Augen, mit denen du alles in der Nähe und Ferne zu erkennen vermochtest. Von da ab warest du nicht viel mehr als blind. Dabei bist du noch gar nicht einmal tief in die fremde Welt hineingekommen.

Du dachtest, der Gram um die heimliche Wunde deiner Mutter habe dich zur Wut entflammt und veranlaßt, als Rächer unter die Menschen zu gehen, von denen dir deine Mutter gesagt hatte, sie seien viel schlimmer als wilde Tiere. Aber auch deine Mutter war nur ein Mensch, das bedachtest du nicht. Und so gebe ich es dir heute zu bedenken. Du bist der Meinung, was dich unter das Geschlecht der Menschen trieb, sei Gram und sei vor allem der Haß gewesen. Wisse, daß Haß ein Zwillingsbruder der Liebe ist, wenn auch, wie nicht zu leugnen ist, ein entarteter! Und als du auszogst, Parsival, da hattest du zwar den entarteten Zwillingsbruder zur Linken sichtbar neben dir, aber auch, dir zunächst noch unsichtbar, zu deiner Rechten die Zwillingschwester, die Liebe.

Ich möchte dir deinen krausen jungen Kopf nicht noch mehr verwirren, Parsival. Ich empfehle dir nur diese letzte Zwillingschwester, wenn sie dir auch zunächst noch immer nicht sichtbar ist. Und nun laß uns von etwas anderem sprechen!“

Der bäurische große Schlingel hatte bis hierher gespannt zugehört. Er blickte sich um, er tastete in die Luft, er glaubte nicht anders, als müßte er, sofern der Alte nicht flunkere, Zwillingsbruder und Zwillingschwester fühlen und zu Gesicht bekommen. Wir wollen sehen, was der Graubart noch weiter vorbringt, dachte er dann.

Gornemant fuhr nun weiter fort:

„Seit du an jenem stürmischen Tage, der die Wald-

bäume im Forst deiner Mutter entwurzelte, den Gedanken faßtest, ungebunden wie der Orkan und der seine Ufer mit sich reiße, den Bergbach zu sein, bist du in ein Netz des Irrtums und in ein Dasein voller Rätsel gefallen. Du erfuhrest erstlich durch deine Mutter von Welt und Menschen. Es fiel ein Schleier deiner Unwissenheit. Nun aber wisse, daß Welt und Menschen ein in zahllose tausendfarbige Schleier gehülltes Rätsel sind! Du rettetest eine Taube, indem du einen Sperber tötest. Bei diesem Schusse hatte dir, ohne daß du es merkest, die Zwillingschwester die Hand geführt. Sie war es auch, die dich lockte und leitete, als du die Taube zu ihrem Täuber, zu ihren halbbebrüteten Eiern ins Nest zurücksetzt. So lenkte dich Liebe, und ist es nicht sonderbar, von Liebe geleitet fandst du das Schwert. Es hatte einen Rubin am Griff, und es war dir, als sei ein funkelnder Tropfen vom Blut der verwundeten Taube darauf heruntergetropft.“

So war es, aber wie kann er dies alles wissen, dachte sich Parsival.

„Nun sollst du erfahren“, sprach Gornemant, „was es mit diesem Schwerte für eine Bewandnis hat. Es klebt viel unschuldig vergossenes Blut daran. Die wohl von Gott geleiteten Helden, die es gebraucht und mißbraucht haben, wurden zuletzt dahin geführt, es von sich zu tun. Sie haben es in den Stamm der hohlen Buche versenkt, wo auch du es fandest und wo auch du, von einem Winke Gottes gewürdigt, es wieder verborgen hast.“

Jetzt ranntest du spornstreichs in die Welt und trafest auf das Mägdlein in ihrem Zelte am Waldesrand.“ — Nun weiß ich, wer das gewesen ist, dachte im stillen Parsival. Es ist niemand anders als die Zwillingschwester, die Liebe, gewesen! — „Dann stießest du mit dem Ritter zusammen, den du mir nichts dir nichts erschlagen hast. Du bist kein Mörder“, sagte er, als der Jüngling an seiner Seite sich zu einer entrüsteten Unter-

brechung anschickte. „Ihr habt gekämpft. Das aber hindert nicht, daß du eine schwere und verwirrende Last, daß du Blutschuld auf dich geladen hast. Zwilingsbruder Haß besaß bald danach keine Macht mehr über dich, und du wurdest unwiderstehlich durch Liebe an den Herd deiner Mutter heimwärts gezogen. Du fandest aber deine Mutter nicht mehr, das Dach deiner Jugend war hinweggenommen, das Asyl deiner Jugend war eine verkohlte Trümmerstatt.“

„Ja allerdings, so war es und nicht anders“, rief jetzt mit einem drohenden Eifer Parsival, „und ich kenne nun auch den Räuber und Brandstifter. Wehe, der Himmel mag wissen, warum mir, als ich ihn sah, der rechte Gedanke nicht gekommen ist! Wozu hätte sich sonst der hinterhältige Fischer am See Herzeleidens herumgeschlichen! Aber ich hole mein Schwert wieder dort hervor, wo es verborgen ist. Ich werde den Angler wiederfinden. Und wenn ich ihn finde, soll er mir nicht anders als der stolze Herr von der Heide das grüne Gras mit rotem Blut tränken.“

„Den Augenblick hast du versäumt“, sagte Gornemant. „Der kranke Burgherr, den du gesehen hast, und der einsame Fischer im See Herzeleidens sind ein und derselbe Mann gewesen!“ — „Schoß es mir doch einen Augenblick lang durch die Seele, als ich ihn ansah“, rief Parsival.

Inzwischen war Gornemant mit dem Jüngling auf einem von hohen Rosenhecken umgebenen Wiesenplan angelangt. Die Begleiter waren vorausgeeilt und hatten hier ein Zelt aus schwarzer, blanker Seide mit einem goldenen Kreuz über der vorderen Spitze aufgeschlagen. „Hier“, sagte der Alte, „sind wir nun an der Grenzscheide, und ich denke, du wirst nicht, ohne mich bis zu Ende zu hören, widerspenstig und trotzig aufs neue hinaus in die fremde Welt der Gefahren und Verstrickungen gehen.“

Indem er dies sagte, wurden aus dem schwarzen

Zelt, während eine sonderbare Musik in der Luft erklang, auf purpurnen Kissen durch schöne blondgelockte Pagen ein Schwert, ein Helm, ein Schild und ein Harnisch hervorgetragen. „Wie kommt ihr zu meinem Schwert?“ rief der erstaunte Parsival. Der alte Gornemant aber antwortete: „Wir werden dir auch noch den Falken, die Taube und den Fischer zeigen.“

Darauf nahm er den Helm und zeigte ihm einen Falken aus Gold mit einem Pfeil durch die Brust, ein herrliches Bildwerk, womit der Waffenschmied ihn geschmückt hatte. Er nahm den Schild, in dessen Mitte eine blutende Taube zu sehen war. Die Gestalt eines angelnden Fischers zeigte in schön tauschiertes Arbeit der Brustharnisch. „Diese Zeichen bedeuten Herzeleide“, schloß Gornemant, indem er auf rätselhafte, aus Rubinen bestehende Zeichen wies, die in einem Oval um das Bild der Taube auf dem Schilde gefügt waren.

„Wem gehört dieses alles?“ fragte Parsival mit begehrlieh funkelnden Augen.

„Knie nieder!“ befahl, statt zu antworten, Gornemant.

Parsival fühlte nur, wie er willenlos auf die Knie sank.

„Du sollst diese Waffen erst besitzen und dann verdienen, Parsival. Ziehe hinaus in alle Welt! Aber vorher sprich mir nach und präge dir ein, was ich sage!“— Er sprach deutlich und laut, und ebenso deutlich ihm nach der Kniende:

„Liebe deine Feinde!

Segne, die dir fluchen!

Bitte für die, die dich beleidigen und verfolgen!“—

„Bitte für die, die dich beleidigen und verfolgen!“ wiederholte mit wunderlich bebender Stimme Parsival und erhielt im selben Augenblick von Gornemant einen so gewaltigen Backenstreich, daß er fast die Besinnung verlor, dann aber wie ein gereizter Löwe aufspringen wollte. Im gleichen Augenblick aber bemerkte er, wie

hinter Gornemant ein rotes Banner mit einem von einem Dornenkranze gekrönten, schmerzdurchwühlten blutigen Haupte entfaltet wurde, und er hörte die ihm unbegreiflichen Worte sagen: „Rate, Christe, wer ist es, der dich schlug?“

Nach diesen Vorgängen ward Parsival schweigend mit dem Helm geziert, mit dem Harnisch bekleidet, es ward ihm ein neues Schwert um die Hüften gegürtet, und man tat ihm den Schild an den linken Arm.

Danach klatschte Gornemant in die Hände, man hörte dumpfen Hufschlag, und ein schwarzes, starkes Wildpferd kam zitternd, aber gehorsam heran, das dicke und lange Mähnen- und Schweifhaar auf der Erde nachschleppend. Gornemant rief: „Das Streitroß ist dein, Held Parsival!“ Und alsogleich ward das Roß gezäumt und gesattelt. — „Da laß ich mich freilich nicht erst bitten“, sagte nun Herzeleidens Sohn, indem er sich leicht in den Sattel schwang. Laut wiehernd sprengte der Rapp mit dem Reiter von dannen.

## 8

Erst im Galopp, dann im Trab, zuletzt im Schritt mochte Parsival eine halbe Tagereise zurückgelegt haben, als er einen Fluß und die Hütte eines Fährmanns erreicht hatte. Dieser sorgte dafür, daß der Rappe Futter bekam, und weil es Abend geworden war, bot er dem Ritter seine Hütte zur Herberge. „Du bist mein Feind“, sagte Parsival, „aber es wäre doch schlimm, wenn ich die Lehre schon vergessen hätte: ‚Liebet eure Feinde!‘, die mir Gornemant erst heute Mittag gegeben hat.“ Damit nahm er die Herberge an und reichte dem armen zerlumpten Schiffer die Hand.

Dieser sagte, als er mit seinem Gaste bei Brot, einigen dünnen Scheibchen Speck und einem sauren Wein zu Tische saß und jener seine kostbaren Rüstungsstücke auf eine geschwärzte Holzbank gelegt hatte: „Was

bedeutet der Falke mit der durchschossenen Brust, den du auf dem Helme hast?“—„Ich weiß es nicht“, sagte Parsival! — „Was bedeutet die Taube auf deinem Schild? Was bedeutet der Fischer auf deinem Brustharnisch?“— „Du fragst mich zu viel, alter Biber“, sagte Parsival. „Ich denke, die Zukunft wird mich gelegentlich über die Bedeutung aller dieser Sinnbilder aufklären. Mache dir einstweilen keine Gedanken darüber und warte geruhig ab, wie ich!“

Der Fischer wollte aber noch wissen, was das Wort Herzeleide bedeute.

„Was das betrifft, so weiß ich leider mehr, als mir lieb ist, Bescheid damit. Herzeleide ist meine arme Mutter, die ich durch eigene Schuld verloren habe und die ich nun bis an mein Ende durch alle Welt suchen muß.“

In dieser Nacht, auf dem harten Lager des Fährhäuschens, hatte Ritter Parsival einen Traum.

Der in Gold getriebene Falke von seinem Helm kam an sein Bett geflogen und sagte mit deutlicher Stimme: „Zieh mir den Pfeil aus der Brust, Parsival!“—„Nein“, sagte der Schläfer, „denn du hast meine Mutter mit Schnabel und Kralle blutig geschlagen.“ — Das Bild der Taube löste sich nun vom Schilde los und kam auf Parsivals Brust geflogen. Das Täubchen sagte: „Ziehe dem goldenen Falken den Pfeil aus der Brust, Ritter Parsival!“ Zum größten Staunen des Schläfers hatte jetzt der Falke das Antlitz des kranken Burgherrn oder des mit dem Dornenkranze gekrönten Hauptes bekommen. Als dritte Erscheinung dieses aufgeregten Schlafes trat der Fischer aus dem Brustharnisch an den frischgebackenen schlummernden Ritter heran, um nun auch wieder die Worte zu sagen: „Ziehe dem goldenen Falken den Pfeil aus der Brust, Ritter Parsival.“—„Nein“, ächzte der Träumer. „Aber nun sage mir, was du für eine Art Fischer bist?“— „Ein Menschenfischer!“ sagte der Angler. — „Und welches ist denn der Fisch, den du vor allen anderen fangen muß?“

fragte der Träumer. „Du bist es, sagte der Fischer, du selbst bist der Fisch, Ritter Parsival.“

Am nächsten Morgen wurde der junge Ritter durch den Fährmann hoch zu Roß und im glänzenden Waffenschmuck auf breiter Fähre über den Fluß gesetzt. Vor Tagesanbruch, als ihm die Traumerscheinungen unter allem, was er sonst erlebt hatte, durch den Kopf gingen, sann er darüber nach, welche Bedeutung er ihnen beimessen sollte. Sicherlich hatten die Sinnbilder seiner Waffen und seine wirklichen Schicksale in Vergangenheit und Zukunft einen Zusammenhang. Doch ihn zu erkennen, lag außerhalb seiner Geisteskräfte. Da fragte ihn plötzlich der Fährmann, kurz ehe sie gegen das andere Ufer anstießen: „Herr Ritter, was habt Ihr Euch selbst zum Gesetz gemacht?“ Und Parsival, der ebenso plötzlich begriff, daß ein echter Ritter nicht nur den allgemeinen Gesetzen der Ritterschaft untersteht, sondern vor allem sich selbst unverbrüchlich feste Gesetze adliger Selbstzucht vorschreiben muß, sagte, als er mit einem gewaltigen Sprung seines Gauls das Ufer erreicht hatte und das feurig schnaubende Tier gegen Fluß, Boot und Fährmann zurückwandte:

„Wenn der Ruhm eines Ritters zu deinen Ohren dringt, der jeden seinesgleichen, der ihm begegnet, mit diesen Fragen stellt: ‚Wo ist Herzeleide hingekommen? Was bedeutet die Taube auf meinem Schild, der durchschossene Falke auf meinem Helm, der Fischer auf meinem Brustharnisch?‘, so denke bei dir: dies ist Parsival, Herzeleidens verwaister Sohn, gewesen. Wenn Parsival aber ohne Gnade auf Tod und Leben mit einem Gegner kämpfen will, so wird er ihn mit den Worten anrennen: ‚Stirb, denn du weißt, wo der grausame Bluthund ist, der Herzeleidens Wunde geschlagen hat!‘“

Vom Sporn berührt, setzte bei diesen Worten der Rapp in die Weite.



Nach allen diesen Ereignissen waren Jahre vergangen, während welcher Zeit man an vielen Orten und Enden der Welt von dem sonderbaren Ritter erfuhr, der den durchschossenen Falken auf dem Helm, den Fischer und die Taube als Wahrzeichen trug und jeden niederwarf, der die darauf bezüglichen Fragen nicht zur Befriedigung des jungen Recken beantwortete. Manche der berühmtesten Helden hatte er mit den Worten: „Stirb, denn du weißt, wo der grausame Bluthund ist, der Herzeleidens Wunde geschlagen hat!“ niedergenannt, so daß sie ohne Gnade ins Gras beißen mußten, das heißt, die Getroffenen wälzten sich und bissen im Todeskrampfe tatsächlich in Erde und Gras. Kein Wunder, daß Parsival von dunklen Gerüchten umgeben, vielfach gehaßt und mehr noch gefürchtet war. Einige sagten, er sei von einem eigensinnigen, finsternen Wahne besessen, den irgendein Fluch über ihn verhängt habe.

Unter den vielen Abenteuern, die der geheimnisvolle und heimatlose Ritter bestand, kam endlich eines, ein einziges, das ihn ernstlich gefährdete und ihn nicht als Sieger entließ. Es war nicht gar weit vom Meere, auf freiem Feld, in herbstlich stürmischer Niederung, als ihm ein Ritter auf weißem Pferd in schwarzer Rüstung, auf der nichts als eine goldene Taube zu sehen war, begegnete. „Wo ist Herzeleide, was bedeutet der durchschossene Falke auf meinem Helm, was der Fischer und was die Taube?“ fragte wie immer Parsival. Er bekam aber, hinter geschlossenem Visier hervor, nur dieses zur Antwort: „Frage mich nach dem Gral, Ritter Parsival!“ Aber dieser schrie plötzlich: „Stirb, denn du weißt, wo der grausame Bluthund ist, der Herzeleidens Wunde geschlagen hat.“ Und hiermit begann der Kampf, den man weit herum in den niedrig an Kanälen und Seen gelegenen Dörfern hören konnte, der aber nicht mit dem Tode des fremden Ritters, sondern zunächst mit

tiefer Erschöpfung beider Kämpen endete. „Beantworte meine Frage!“ keuchte aufs neue Parsival. — Und „Frage mich nach dem Gral!“ scholl wieder die Antwort. Ein neuer Ansturm, wilder als es der erste gewesen war, brachte die Gegner aneinander. Aber auch diesmal siegte nicht Parsival, sondern es machte viel eher den Eindruck, als ob der fremde verkappte Held ihm an Kraft überlegen wäre. Jeder findet einmal seinen Meister in der Welt.

Und wirklich: beim dritten Anprall hatte nach langem Kampf der Kämpen mit der goldenen Taube sein Knie auf Parsivals Brust gesetzt.

„Ich sollte Euch eigentlich Eure gefährliche Rüstung abnehmen“, sagte er, „mein Herr Ritter Parsival. Aber ich will es vorerst noch nicht tun, sondern Euch noch eine Weile wie einen von stiller Wut befallenen Stier damit im Lande herumgehen lassen. Ihr seid noch ein wenig ungeschlacht und roh für die Ritterschaft, und hinter Eurer Stirn ist, wie mir scheint, ein finsterner, harter und trostloser Winter heimisch. Da Ihr nun wehrlos in meine Hand gegeben seid, Ritter Parsival, so seid Ihr, wie Ihr ja wissen müßt, nach den Gesetzen der Ritterschaft gehalten, meine Befehle auszuführen. Ich befehle Euch also erstens, ein Jahr lang weder im eigenen Dienst noch im Dienste irgendeines Königs, weder im Krieg noch im Zweikampf zu kämpfen. Während dieser Zeit mögt Ihr, anstatt die anderen zu fragen, selber darüber nachdenken, was es mit Falke, Taube und Fischer für eine Bewandnis hat, wo Eure Mutter sein könnte und der, der ihr die Wunde geschlagen hat. Ihr sollt außerdem über den Gral nachdenken und Euch, wie ich gebiete, friedlich darüber zu unterrichten suchen, was er sei, und auch darüber, wer Euer Vater ist.

Zerknirscht, und vor Scham ob seiner verlorenen Waffenehre fast vergehend, versprach dies alles der Überwundene.

In einer recht trüben Verfassung kam der Held durch das Tor einer volkreichen Stadt geritten. Er hatte seinen Helm an den Arm gehängt, und sein unbedecktes Haupt lag ihm wie schlafend nach vorn über auf der Brust. Man wies ihm auf seine müde Frage die nächste Herberge.

Der Rappe war bestaubt, mit Schmutz bedeckt und blutete aus mehreren Wunden. Aber der Ritter überließ ihn den Knechten des Wirtshauses, ohne sich weiter um ihn zu kümmern, und zog sich in das ihm angewiesene Zimmer zurück.

In dieser Stadt herrschte Blancheflour, eine schöne Jungfrau, als Königin. Der Ruf ihrer blonden Schönheit, der weit verbreitet war, hatte eine Menge Freier angelockt, unter denen sich aber der noch nicht gefunden hatte, den sie liebhaben und zu ihrem Manne und Könige machen konnte. Von ihrer Burg, hoch über der Stadt, sah man das Meer und sah den Hafen und sah die reichbeladenen Frachtschiffe aus aller Herren Länder mit der Flut herein und hinaus segeln.

Aber trotzdem und obgleich sie eine alte freundliche Muhme bei sich hatte: die Jungfrau Königin langweilte sich. Man hatte dafür zu sorgen, daß sie täglich mit allen Neuigkeiten der Stadt unterhalten wurde. Sie hielt darauf, von jedem merkwürdigen Gast zu erfahren und berühmte Reisende oder solche von Stand sich persönlich vorstellen zu lassen.

Als sie von der Ankunft eines verwundeten jungen Ritters erfuhr, der mit kalkbleichem Angesicht trübseelig auf schwarzem, zerschundenem Rößlein in die Stadt geritten war und Unterkunft im Wirtshaus „Zum blauen Ranz“ gefunden hatte, ward sie aufmerksam. Vielleicht würde sie ein Ritter mit eisgrauem Bart weniger als der noch fast bartlose Jüngling beschäftigt

haben. Sie wollte wissen, und zwar genau, wie der Ritter gewappnet war.

Darauf hatte man nun nicht besonders achtgegeben. Ein Diener Blancheflours brachte indessen von einem Stallknecht im „Blauen Ranz“ heraus, was sie gerne gewußt hätte, und so sagte man ihr über Helm, Schild und Brustharnisch des erschöpften und verwundeten Ritters Bescheid.

Seltsamerweise ward sie hierdurch auf eine tiefe und freudige Weise aufgeregt und würde am liebsten den kranken Ritter sofort besucht haben; aber man sagte ihr, er habe die Tür verschlossen und liege vermutlich im festen Schlaf.

Da gab sie Befehl, man solle dem Ritter Ärzte und Wein schicken. Er solle bei seinem Erwachen aus der königlichen Küche gespeist und mit aller erdenklichen Sorgfalt gepflegt werden.

Sie schlief sehr unruhig diese Nacht. Am nächsten Tag, gegen Mittag, ward ihr der fremde, noch immer bleiche Ritter vorgeführt.

Ehe beide noch miteinander redeten, fühlte Blancheflour ebenso wie Parsival, daß ihre Schicksale fortan auf ewig miteinander verbunden wären. Ihr Herz war verloren an Parsival, bevor die Jungfrau die roten Lippen ihres süßen Mundes zum ersten Gruße geöffnet hatte. Und Parsival, der, sich mit seinem Falkenhelme tief verneigend, vor ihr stand, wäre am liebsten hier zum ersten Mal wirklich besiegt als Knecht und Sklave zu ihren Füßen gesunken. „Herr Ritter“, begann nun mit leise bebender Stimme Blancheflour, während ihre würdige Muhme mit einer hohen, weißen Haube hinter ihr stand, „Herr Ritter, ich habe Euch aus einem ganz besonderen Grunde herbeschieden und sage Euch zunächst meinen Dank, daß Ihr gekommen seid. Man hat mir gesagt, und ich sehe es nun mit eigenen Augen, Ihr tragt einen goldenen durchschossenen Falken auf dem

Helm, die Gestalt eines Fischers auf dem Brustharnisch und eine Taube auf Eurem Schild. Alle diese Sinnbilder sind mir aus einem gewissen Grunde, den ich Euch später sagen werde, merkwürdig. Wenn es Euch nicht zuwider ist, Herr Ritter, wollt ihr mir sagen, wer Euch diese Waffen gegeben hat.“

Parsival küßte der Dame die Hand. „Gornemant“, sagte er, „hat mir die Waffen gegeben.“

Die Königin schwieg. Die Muhme mit der hohen weißen Haube und dem anliegend engen schwarzen Tuchkleide indessen fragte: „Herr Ritter, sagtet Ihr Gornemant?“ und setzte hinzu, als jener zustimmend antwortete: „Dann seid Ihr der erste, der mir nach fünf- undzwanzig Jahren etwas von dem Bruder des verstorbenen Königs, dem Bruder meines ebenfalls verstorbenen Mannes, von dem verschollenen Herzog Gornemant berichten kann.“ — Sie weinte laut, und Königin Blancheflour — ein Name, der dasselbe wie Weißdornblüte bedeutet — hatte Not, sie so weit zu trösten, daß sie wieder zu einiger Fassung kam.

„Ja, Herr Ritter“, erklärte nun mit einem tränenumflorten Blicke Blancheflour, „der König, mein Vater, der Mann meiner guten Tante und der verschollene Herzog Gornemant sind drei unzertrennliche Brüder gewesen, bis, wie die Familienchronik meldet, Gornemant in das Heilige Land aufgebrochen und seitdem verschollen geblieben ist. Jene Abzeichen, die Ihr tragt, trug auch er an den Waffen.“ Und sie ließ eine sogenannte Miniaturhandschrift herbeibringen, einen kostbaren Codex, auf dessen Pergamentblättern, prächtig in bunter Tusche ausgeführt, auch Parsivals Waffenrüstung Stück um Stück zu sehen war.

„Kein Zweifel“, sagte er, „so ist es Euer Oheim gewesen, der mich mit seinen eigenen Waffen bekleidet und zum Ritter geschlagen hat. Aber ich glaube, ich war dieser Ehren nicht wert.“

Beide Damen boten nun Parsival in einem Flügel des Schlosses gastliche Aufnahme. Aber er sagte: „Ich bin es nicht wert!“

Wie eine Art Beichte war es, als er nun mit einer trüben Ergebung die Gründe für seine Weigerung zu erkennen gab. Das Lange und Kurze der Beichte war: er habe weder seiner Mutter noch den Waffen Gornemants Ehre gemacht, und sein hoffnungsloses, finsternes Gemüt stimme nicht zu dem heiteren Geiste des Lichtes, der Schönheit und der Liebe in Blancheflours Königreich. Übrigens sei er kein Ritter mehr und jedenfalls auf eine furchtbare Weise besiegt worden. Wenn man ihm seine Waffen überhaupt noch gelassen habe, so sei es aus Gnade geschehen und mit der Bedingung, sie ein Jahr lang nicht zu gebrauchen. „Daß ich ihrer nicht wert bin, mögt Ihr auch aus den Worten des Ritters entnehmen, der mich nicht weit von Eurer Stadt niederwarf. Er gebot mir, statt andere über den Sinn meiner Abzeichen auszufragen, ein Jahr lang selber darüber nachzudenken. Und außerdem sollte ich noch über etwas anderes nachdenken: über den Gral.“

Da sagte Blancheflour: „Das sollt Ihr nirgend anders als hier in der alten Bibliothek meines Schlosses tun, wo die Handschriften über den heiligen Gral zu finden sind, die auch meinen Oheim Gornemant zu seinem Zuge ins Heilige Land veranlaßten. Er saß vergraben in diese Handschriften nicht nur ein Jahr, sondern jahrelang, und Nächte durch konnten die Wächter auf den Türmen und in den Gassen der Stadt das Licht im Söllerfenster hier oben sehen, wo der einsame Mann dem Geheimnis des Grales nachforschte.“ —

„Ich kann keinen Buchstaben lesen“, sagte da Parsival. — „Um so besser“, sprach Blancheflour, „dann will ich Euch vorlesen.“

Von jetzt ab sah man den Ritter Parsival nicht mehr auf den Landstraßen. Sein schwarzes Roß stand im Marstall der Königin Blanche flour oder wurde von königlichen Bereitern in der Reitbahn getummelt. Seine Rüstungsstücke waren in einer besonderen Waffenkammer niedergelegt, wo sie schon zu Zeiten des verschollenen Gornemant aufgehoben wurden.

Parsival selbst ging in weichen Schuhen, grünem pelzverbrämtem Rock und hatte höchstens ein Gartenmesser im Gürtel. Sein blondes Haar fiel offen über die Schultern herab.

So sah man ihn oft durch die Gärten des Schlosses wandern, deren Schönheit weit in der Welt gerühmt wurde, wenn auch nicht so weit wie die liebliche Weißdornblüte Blanche flour, die er barg. Wer aber in jenem Jahr Parsival zu Gesicht bekam, der brauchte nach Blanche flour nicht zu suchen, denn allermeist war sie neben ihm. Im Lande sowie über dessen Grenzen hinaus rechnete man allbereits damit, den jungen Ritter eines Tages zum Prinzgemahl erhoben zu sehen.

Blanche flour wurde Parsivals Lehrerin. Seine rauhen Sitten milderten sich, der Einfluß des edlen und holden Mädchens brachte zuwege, was Mutter Herzeleide nicht vermocht hatte. Der junge Recke kannte ihr gegenüber keinen Widerstand. Anfänglich pflegte sie ihm mit ihrer wohlklingenden Stimme vorzulesen, bis sie seine Wißbegierde geweckt hatte und er wie ein Abc-Schütz zu buchstabieren begann. Sie ließ ein goldenes Schreibzeug herbeibringen, und nun führte sie dem rüstigen Helden wie einem kleinen, törichten Knaben die Hand.

Alle diese Studien hatten den allergrößten Beifall Parsivals, und er begriff nicht, wie ein Schüler jemals den Gedanken, aus der Schule zu laufen, fassen konnte.

Keine drei Monate waren vergangen, bis der Ritter

ein wenig lesen und schreiben, Laute spielen und dies und jenes melodische Liedchen singen konnte. Aber Blancheflour hatte ihn andere, noch viel schönere Dinge gelehrt, unter denen das frohe und herzliche Lachen, das ihm früher ganz unbekannt gewesen war und worauf er sich nun aufs beste verstand, nicht das geringste war. Freilich waren unter den Gaben noch köstlichere. Ihre Nähe hatte die Kraft, jederzeit für Parsival die Nacht in Tag, den Tag in ein Fest zu verwandeln. Damit aber war die Fülle der Wunderkräfte noch nicht erschöpft, die sie auf den ehemals in dumpfen Schmerz über den Verlust der Mutter, in Irrtum und stille Wut gefallenen Mann ausübte, der auch seine Erfahrungen in der mysteriösen Burg nicht zu seiner Belehrung gebrauchen konnte. Nämlich Blancheflour, in diesem Fall eine Samariterin, vermochte die brandigen Stellen auszuheilen, wo die schmerzlich gehässigen Lehren der Mutter sich eingefressen hatten, ja sie ersetzte das Gedächtnis der Mutter und damit den Schmerz über diesen Verlust und ihr Leid in der Seele Parsivals durch ihre eigene liebliche Gegenwart.

Er begleitete sie zum Dom und sah ihre Andacht, wenn unter Neigen und Beugen, unter Musik die heilige Messe zelebriert wurde. Durch ihre Erklärungen ward ihm nach und nach der ganze Vorgang, wenn auch natürlich nur als ein unbegreifliches Wunder, verständlich gemacht. Er wurde nach einiger Zeit für genügend reif befunden, nun auch den Leib des Herrn zu genießen.

In der alten Bibliothek des Schlosses fand sich ein Pergament, das über den durchschossenen Falken, die Taube und den Fischer Auskunft gab. Es waren da gewisse Mysterien, Blancheflour ebenso neu wie Parsival, weshalb sie beide gemeinsam, fast Wange an Wange, ihre Gesichter über die Schrift beugten. Oft waren sie gar nicht ernst, und die Buchstaben wurden unter den Tränen, die sie lachten, und unter dem Geringel seiner



und ihrer Locken, die sich über dem Buche vermischten, unsichtbar.

Im Umgang mit Blancheflour konnte der Ritter sich bald der Einsicht nicht mehr verschließen, daß jeder Mensch, wie immer geartet, einen Vater hat. Der Gedanke, auch er habe nun einen Mann zum Vater gehabt, machte ihn anfänglich glücklich und unruhig.

Dann fragte er sich, warum seine Mutter nie vom Vater gesprochen hatte, den sie doch nicht anders als Blancheflour ihn, Parsival, gekannt haben mußte. Seine Gedanken in diesem Betracht waren vorwurfsvoll. Er fand, Herzeleide habe kein Recht gehabt, ihm Namen, Stand und Aufenthalt seines Vaters und überhaupt den ganzen Vater vorzuenthalten. Hier war es wiederum Blancheflour, die sein immer etwas schroffzufahrendes Urteil linderte. Sie erzählte ihm Fälle, wo Ehen in Trübsal enden, die anfangs eitel Glück und Wonne gewesen sind. Dies brachte aber Parsival in Gefahr, in die alte Trübsal zurückzusinken.

Er war nämlich auf den Gedanken gekommen, daß es möglicherweise sein eigener Vater gewesen sei, der Herzeleide die unheilbare Wunde geschlagen habe. Mit diesem Gedanken ringend, ließ er sich tagelang nicht sprechen und kam auch nicht an die frische Luft heraus. Mit welcher Blindheit hatte er nicht dann wie nach seinem Todfeind nach dem Vater gesucht, dem er jetzt mit einer ganz anderen Empfindung begegnen würde! Welche unendlich gütige Fügung hatte verhütet, daß er zum Mörder seines eigenen Vaters wurde.

In diesem Zusammenhang fiel Parsival nun wieder der schwarze Ritter mit der goldenen Taube ein, der sich wie eine eiserne Wand auf seinem Wege aufgerichtet und, als er dawiderrannte, ihn niedergeworfen hatte. Warum mochte der Fremde das Visier, selbst nach dem Siege, nicht geöffnet haben, warum hatte er gerade ihn gesucht, und wer mochte er sein? Unmöglich konnte ein

kranker und verwundeter Mann solche Kraft entfalten. Mit dieser Überzeugung wies Parsival einen Gedanken ab, der sich immer wieder aufdrängen wollte, wonach nicht nur der Fischer am See Herzeleidens, der kranke Burgherr, sondern auch der schwarze Ritter mit der goldenen Taube ein und derselbe Mann gewesen war. Jedenfalls wollte er nun die Königin Blancheflour er-suchen, mit ihm in das Studium des Grals und seiner Bedeutung einzutreten.

Das tat er, und die Königin führte ihn in die Bibliothek, die ein sehr weitläufiges, altes Gewölbe war. Es waren da, von Buchgelehrten bewacht, viele kostbare Codices aufgespeichert. Ein würdiger Weißbart verbeugte sich vor der Königin und führte das Paar in einen abgelegenen und kapellenartigen Raum, der von sonderbaren Ampeln, wie man sie in Moscheen sieht, mystisch erleuchtet wurde. Hier erhob sich ein alter würdiger Araber in grünem Turban, mit langem, weißem Bart, von einem durch eine Leselampe besonders erhellten grünen Tisch, wo er eine alte arabische Handschrift aufgeschlagen hatte. Sein weites weißes Beduinengewand wogte gleich einer Wolke um ihn.

Beinahe wäre Parsival wirklich in den Irrtum verfallen, den alten Araber für den lieben Gott zu halten, von dem er in den letzten Zeiten so viel Mystisches und Wunderbares gehört hatte. Ehe er sich aber durch eine unbedachte Frage verriet, sagte der Buchgelehrte, wie es sich hier um einen arabischen Forscher und Weisen handle, der seit mehr als siebzig Jahren alle vorhandenen Pergamente nach dem tiefsten Geheimnis des Grals durchforsche: einem Geheimnis, das er mit der Bibel der Mohammedaner, dem heiligen Koran, in Einklang setzen wolle.

Sowohl Blancheflour als Parsival sank der Mut, als man ihnen die endlosen Bücherreihen zeigte, deren Bände alle vom heiligen Gral handelten. Man hätte,

um durchzukommen, sicherlich mehrere hundert Jahre gebraucht, wenn man Tage und Nächte einzig und allein auf Lesen verwendet hätte. Blancheflour forderte aber, ihrer Gewohnheit in solchen Fällen gemäß, alsbald den Buchgelehrten auf, ihr über das Wichtigste aus der Sage vom Gral einen kurzen Vortrag zu halten. Der Araber hatte sich wiederum über sein Pergament gebeugt, und der Buchgelehrte begann:

11

„Als der Herr Jesus Christus zu Jerusalem von seinem Volke ans Kreuz geschlagen wurde, eine schreckliche Tat, die sehr vielen Heilbringern von ihrem eigenen Volke widerfahren ist, veranlaßte ein reicher und würdiger Mann, Josef von Arimathia, daß man den Leichnam nach einiger Zeit von diesem entehrenden Galgen nahm und in das Erbbegräbnis zur Ruhe brachte, das er selber in seinem Garten besaß. Er kam dafür in Gefangenschaft, und einige wollen behaupten, er habe vierzig Jahre vergessen ohne Speise und Trank im Kerker gelebt.“

„Und ohne Tageslicht“, sagte der Araber.

„Ja“, wiederholte der Buchgelehrte, ein bißchen geärgert, „auch ohne Tageslicht.“

„Vindicta salvatoris“, sagte der Araber.

Aber ohne ihn zu beachten, fuhr der Buchgelehrte in seinem Vortrag fort:

„Während dieser vierzig Jahre der Gefangenschaft ward Josef von Arimathia durch himmlische Speisen und himmlischen Trank am Leben erhalten. Jesus Christus selber, der Heiland, hatte ihm nach seiner Auferstehung eine leuchtende Schüssel aus Kristall in den festverschlossenen Kerker gebracht, ein Gefäß, in dem auch Speise und Trank niemals versiegten. Dieses Gefäß wird der Gral genannt.

Man hat sich über die Herkunft dieses Gefäßes den

Kopf zerbrochen. Gewiß ist nur, daß er durch die Hände des Heilands wundertätig geworden und dem Josef von Arimathia geschenkt worden ist. Einige sagen, das heilige Blut des Heilands sei darin aufgefangen worden, als man den Leichnam vom Kreuze nahm...“

Der Araber sagte: „Es ist nichts anderes als die Schüssel gewesen, in der beim letzten Abendmahl, das Jesus mit seinen Jüngern hielt, das Osterlamm, die geheiligte Osterspeise, gelegen hat.“

„Darauf wünsche ich eben zu kommen“, sagte der Buchgelehrte. „Meine Disposition, der ductus meines Vortrages...“

„Ich selbst neige überhaupt zu der Ansicht“, sagte der Araber, „der Gral ist der Kelch des Abendmahls und keineswegs die Fleischschüssel gewesen.“

„Wie dem auch sei“, fuhr der Buchgelehrte den Araber übertönend fort, „ob Kelch, ob Fleischschüssel, die göttliche Allmacht hat vielleicht beides in eins zu verwandeln für gut befunden. Jedenfalls, durchlauchtigste Königin Blancheflour und edler Herr Ritter, haben wir in der heiligen Messe, die man unten im Dome und in der Schloßkirche zelebriert, einen Abglanz des Wunders, das Josef von Arimathia in der Gefangenschaft widerfahren ist.“

„Aber nur einen Abglanz“, sagte der Araber.

„Ich werde Euch“, sagte der Gelehrte, „meinen Vortrag, besser vorbereitet, zu gelegener Stunde halten, durchlauchtigste Königin. Wenn auch Mess' und Gral verschieden sind, so hat doch auch die Patene, von der man den Leib des Herrn verteilt, zuweilen die gleichen Wunder getan. Allerdings ist der Gral ein Geheimnis geblieben. Josef von Arimathia brachte das Wundergefäß von Jerusalem in die nördlichen Länder mit, als er, nach seiner Befreiung aus der Gefangenschaft, mit einer kleinen Gemeinde seiner Verwandten

und Mitchristen von Palästina auswanderte. Aber kein Sterblicher weiß genau, wo das Gefäß geblieben ist.“

„Ich werde es bald erfahren“, sagte der Araber. „Die Sterndeuter haben mir ein Alter von hundertundfünfzehn Jahren vorausgesagt, und ich brauche noch höchstens elf Jahre zur Vollendung meiner Studien. Dann würde ich immer erst hundertundein Jahr zählen, und ich wäre alsdann, vierzehn Jahre vor meinem Tode, so weit, den Weg zur Genossenschaft des Grals und zur Gralsburg mit verbundenen Augen zu finden.“

„Was ist die Genossenschaft des Grals?“ fragte Parsival.

„Josef von Arimathia hat sie gegründet“, sagte der Araber. „Elf Gralsgenossen bilden sie. Der Platz des Josef von Arimathia wird bereits vom einundzwanzigsten Nachfolger eingenommen. Der Name des heutigen Presbyters oder Gralskönigs ist Amfortas, wie ich jetzt ganz sicher ermittelt habe. Bei der Tafelrunde — so verlangt es die vom Propheten Jesus selber einge-setzte Ordnung des Gralsdienstes — wird der Platz zur Rechten des Königs freigelassen. Elfhundert Jahre wartet man nun auf des Propheten Wiederkehr.“

„Des christlichen Heilandes“, sagte der Buchgelehrte. „Mit Allah und seinen Propheten haben höchstens blinde Heiden zu tun.“

„Ich sehe mehr als du“, sagte der Araber, und dabei blickte er Parsivals weiße und hohe Stirne lange und forschend an.

„Vergebt mir, weiser Mann“, sprach der Buchgelehrte, „wenn meine Zweifel an Eurem letzten Wort nicht ganz zu beschwichtigen sind.“

Aber der Araber, ohne den Blick von Parsival abzuwenden, schloß mit einer Art Feierlichkeit:

„Herzeleide lebt in des Königs Herzen. Der Hüter des Grals ist verwundet, ist krank. Amfortas wartet auf seinen Sohn. Springinsfeld wird ihn finden.“

Die Bedeutsamkeit dieser Worte war an Blancheflour ziemlich spurlos vorübergegangen. Desto größeren Eindruck machten sie aber auf Parsival. Im Weggehen sagte die junge Königin: „Du hättest Gornemant über den Gral, seine Herkunft und seinen gegenwärtigen Aufbewahrungsort fragen sollen. Die Nachrichten, die uns die Bücherwürmer gegeben haben, befriedigen mich nicht.“

Der Ritter sagte:

„Wenn du mir eine Stunde Gehör schenken kannst, so will ich dich besser unterrichten. Der Disput des Buchgelehrten mit dem Araber und besonders dessen letzte Worte haben mir mit einem Schlage die Irrtümer und Versäumnisse meiner Vergangenheit klargemacht, was ich verloren und was ich besessen habe. Siehe, Blancheflour: mir ward der Gral gleichsam in die Wiege gelegt, ich aber erkannte ihn nicht und wußte ihn nicht zu würdigen. Die Schuppen sind mir nun von den Augen gefallen.“

## 12

Blancheflour wünschte mit Parsival Hochzeit zuhalten, und so war es ihr schmerzlich zu bemerken, wie der Geist der inneren Unruhe, der Geist der Unrast wieder über ihn Macht gewann. Sie mußte fürchten, er werde noch vor der Vermählung aufbrechen, um vorher, wie er sagte, nach Möglichkeit alles Versäumte nachzuholen und alle Wirrnisse aufzuklären, die ihn belasteten.

Er hatte der Geliebten von der Gralsburg erzählt, in der gewesen zu sein er behauptete. Er hatte Gornemant einen Paladin des heiligen Grals genannt. Er hatte von einem gellenden Schmerzensschrei vieles gesprochen, den der Gralskönig bei einem blutigen Meßopfer ausgestoßen habe und dessen Erinnerung ihn nicht zum geringsten verdüstert und verwirrt habe. Er habe oft

nachts im Traum diesen Schrei gehört und sei von ihm gleichsam ruhelos durch die Welt gejagt worden. „Jeder trägt sein Leiden“, erklärte er, „solange er muß, und nur der Mensch kann den Menschen erlösen.“

„Es ist nicht gut“, sagte die Tante mit der weißen Haube zu Blancheflour, „daß Parsival sich in diese Phantasien vom Gral hinein verwickelt. Ähnlich war es damals mit Gornemant. So fing es auch an, in seinem Geist zu irrlichtelieren. Dann ging er davon und ist nicht wiedergekehrt. Es ist ja möglich“, fuhr sie fort, „er lebt vielleicht und hat vielleicht wirklich irgendwo unten in der Türkei deinen Parsival zum Ritter geschlagen. Möglicherweise hat aber dieser auch nur irgendeinem Besiegten die Rüstungsstücke abgenommen, der sie vielleicht von Gornemant geraubt und mit dem angemäßen Namen zugleich getragen hat. Je mehr ich es mir überlege, je weniger scheint mir die Geschichte glaubhaft zu sein, die uns Parsival von seinem Ritterschlag durch Gornemant gegeben hat. Der Gute leidet an Einbildungen. Gornemant ist gewiß im Kampf um das Heilige Grab schon lange zugrunde gegangen.“

So weit ging nun Blancheflour in ihren Zweifeln allerdings nicht. Aber ihr ward doch bange um Parsivals gesunde Vernunft, als er ihr allen Ernstes sagte, daß Amfortas, der Hüter und König des Grals, wie er nun wisse, sein leiblicher Vater sei.

In langen Gesprächen erklärte er ihr, auf welchem Wege er diese nun feste Überzeugung erlangt habe. „Die Seele meiner Mutter Herzeleide konnte mich beschützen, solange ich darin eingeschlossen war. Außerhalb ihrer Grenzen konnte sie nichts zu meinem Heile tun. Ich sah meinen Vater zum ersten Mal, als ich den Wildtaubenhorst zwischen den Zweigen einer uralten Buche am See Herzeleidens besuchte, wo ich zuvor eine verwundete Taube vor ihrem Verfolger, einem Falken, gerettet und ins Nest zurückgebracht hatte.

Mein Vater, der in jenem Augenblick einem Fischer glich, war auf dem See mit Angeln beschäftigt. Der Fisch, den er damals zu fangen wünschte, bin ich. — Ich sah meinen Vater zum andern Mal, kurz nachdem ich die Hütte meiner Mutter als Aschenhaufen wiedergefunden und Herzeleiden für immer verloren hatte. Wiederum schien er nichts weiter als ein gewöhnlicher Fischer zu sein. Aber er hatte nur die Insignien seiner Würde abgetan, denn er ist und war schon damals der Gralskönig. Er wies mir den Weg in den Schutz der heiligen Burg Montsalvatsch hinan! — Ich sah die Burg, und ich sah den Gral, und ich höre die Worte noch im Ohr, die mich mein Vater als Gralskönig fragte, und was ich ihm antwortete. ‚Kennst du mich?‘ sprach er. Und ich darauf: ‚Ja, du bist mein Feind.‘ Da verscherzte ich den Gral, den Vater und Herzeleiden! — Zum Ritter geschlagen durch Gornemant, hatte ich dann in der Hütte des Fährmanns diesen Traum. Der Falke von meinem Helm kam an mein Bett geflogen und sagte: ‚Zieh mir den Pfeil aus der Brust, Parsival.‘ Die Taube von meinem Schilde löste sich los. Sie flatterte ängstlich über mir und sagte: ‚Ziehe den Pfeil aus des goldenen Falken Brust.‘ — ‚Du sollst den Pfeil aus des Falken Brust ziehen‘, sagte der Fischer und war ebenfalls an mein Bett getreten. — ‚Was bist du für eine Art Fischer?‘ fragte ich. — ‚Ein Menschenfischer!‘ gab er zur Antwort. Unter den Menschen aber bist du der Fang, den ich vor allen anderen aufs Trockene bringen muß.‘ — Ich sah meinen Vater zum letzten Male wieder, süße Königin Blanchefleur, bevor ich als ein besiegtter und geschlagener Mann zu Euch kam. Kein anderer als er ist der schwarze Ritter und mein Meister im Kampf gewesen. Er tat sein Bestes und Letztes an seinem mißratenen Sohn durch eine erste, wohlangebrachte, gewaltige Züchtigung. Dadurch kam ich zu Euch, und in Eurer beglückenden Nähe ist aus dem wilden Tiere des Waldes allererst ein menschenmögliches Wesen



geworden. Nun weiß ich erst, wie ein jeder Kampf, der würdig sein soll, nur um des Friedens willen gefochten wird.“

Die arme süße Weißdornblüte wußte mit allen diesen labyrinthischen Dingen nichts anzufangen. Sie wollte heiraten, wollte den Jüngling zum Könige machen, und sie allein wollte die Besitzerin und Bewohnerin seiner Seele sein. „Erlöse mich! Erlöse deine arme, einsame, dich mit jeder Faser des Herzens liebende Blancheflour!“ rief sie, als er ihr seinen Entschluß, den Gralskönig aufzusuchen und von seinen Schmerzen zu erlösen, verkündigte. Er habe, sagte er, keine Ruhe bei Tag und bei Nacht, bevor der Pfeil nicht aus der Brust des goldenen Falken entfernt wäre.

Indessen wurde auf Betreiben Blancheflours alles zur Vermählungsfeier eilig bereit gemacht, und sie gewann es auch über Parsival, daß er in die Trauung einwilligte. Der Ritter schien fortan mit seinem Schicksal zufrieden zu sein, und der Gral sowie alles, was damit zusammenhing, war hinter gegenwärtige Freuden zurückgetreten. Endlich war es so weit: unter Glockengeläut und Volksjubel ward Blancheflour, mit der Myrte geschmückt, an der Seite des schönsten Mannes zur Kirche und zum Altar geführt, wo sie den Schwur der Treue ablegten und der Priester ihre Verbindung segnete.

Am Abend des festlichen Tages war das glückselige Paar gemeinsam zur Ruhe gegangen. Am nächsten Morgen erwachte Blancheflour und fand den Platz ihres Gatten leer. Parsival ward gesucht; aber der Tag verging, und Tage vergingen, und niemand vermochte ihn aufzufinden. Die Königin ward zum Tode krank, und als sie genas und neue Kräfte sich einstellten, schien sie um zehn Jahre älter geworden. Man erkannte sie kaum noch wieder, bleich und abgezehrt, wie sie war, in ihrem schwarzen Witwengewand.

Also war Ritter Parsival heimlich davongegangen. Noch bevor es tagte, hatte er seine wilde Rappstute selbst gezäumt, Waffen und sonstige Rüstung angelegt und war in die Nacht hineingeritten.

Mitten im Dome, während der Trauung, hatte er ganz andere Klänge aus der fernen, heimlichen Kirche gehört, und während der Hochzeitstafel, mitten in aller Schwelgerei und allem Jubel, hatte er plötzlich im Geiste das Banner mit der Dornenkrone vor Augen gesehen und den Schmerzensschrei des Amfortas vernommen.

Als es aber dann dunkel ward und Säle und Zimmer des Schlosses von Lichtern strahlten, erhob sich ein klagender Wind um das Haus, aus dessen Wehen Parsival immer wieder das Wort: Herzeleide, Herzeleide! heraushörte. Da sagte sich Parsival: solange ich nicht den Ruf der Mutter und den furchtbaren Schmerz des Vaters zum Schweigen gebracht habe, kann ich nicht glücklich sein. Und also, so sehr es ihm auch in der Seele wehe tat, mußte er seine junge Gattin verlassen.

Nun war er zwar lange kreuz und quer durch die Welt geirrt, aber er zweifelte doch keinen Augenblick daran, den Weg nach der Gralsburg wieder zu finden: lag sie doch nicht allzuweit von dem Platze entfernt, wo Mutter Herzeleidens Hütte gestanden hatte. Aber schon diese Gegend wiederum aufzufinden, war, wie sich bald ergab, nicht so leicht.

Schließlich fand er den Aschenhaufen doch, ohne recht zu wissen, wie lange Zeit er zur Reise dahin gebraucht hatte. Als er die Stätte der traurigen Trümmer wiedersah, weinte Parsival. Er weinte lange, eh er sich weiter auf die Suche begab. Der See Herzeleidens war bald erreicht, von nun an jedoch schien alles ringsum den deutlich in seiner Erinnerung haftenden Vorgängen der Vergangenheit Hohn zu sprechen.

Im stillen hatte er hier schon auf den Vater in Gestalt des Fischers zu treffen gehofft. Allein da war, so weit das Auge über die schwarze, unbewegliche Wasserfläche zu reichen vermochte, kein menschliches Wesen zu entdecken. Nur Fische sprangen hie und da über die Fläche hinaus und schienen sich in der Zwischenzeit, weder von Bibern noch von fischenden Vögeln, geschweige von Menschen gestört, ins tausendfache vermehrt zu haben. Tage und Tage ritt Parsival die Ufer entlang, ohne daß der See enden wollte und ohne daß er die Stelle fand, wo der Strom sich hineingeröß. Immer wieder dachte er nach und stellte sich aufs genaueste vor, wie alles zugegangen war, als er in jener verzweifelten Nacht auf Weisung des Fischers den Weg zur Burg nicht verfehlt hatte, und immer wieder, wenn er die ihm nun ganz fremde Gegend betrachtete, ward er verwirrt und bis zur Hoffnungslosigkeit niedergeschlagen.

In einem solchen Augenblick widerfuhr ihm etwas Seltsames. Die Ufer des Sees traten an der Stelle, wo er sich gerade befand, etwas näher zusammen. Da bemerkte er, oder glaubte zu bemerken, am anderen Ufer des Sees eine heftig winkende Frau, wie es ihm vorkam, mit wehendem Haar und im Bettlergewand. Sie rief, wenn auch ihre Stimme Parsivals Ohr nicht erreichen konnte, und der junge Mann, der nun ebenfalls winkte, rief so laut er konnte zurück. — Da wies sie in eine Richtung am Ufer des Sees, die Parsival, wie er meinte, um sie zu treffen, verfolgen sollte. Ihn grauste ein wenig, aber er lenkte doch seinen Rappen dorthin. Als er eine gute Strecke im schnellen Galopp geritten war und aufblickte, sah er die Frau am andern Ufer nicht mehr.

Ebendieselbe Erscheinung wiederholte sich, nachdem dieser wahrhaft irrende Ritter genau die Stelle am andern Ufer erreichte, wo die zerlumpfte, winkende

Frau sich vorher gezeigt hatte. Nun stand sie dort und winkte und schrie von dem Punkte aus, wo er vorher gewesen war, als er das seltsame Wild zuerst entdeckt hatte. Er horchte auf und suchte mit gespanntester Aufmerksamkeit den geringsten Hall ihrer Stimme über der Weite des stillen Sees aufzufassen. Und richtig, da war es ihm — das Blut gefror ihm in seinem Herzen —, als ob das Wort Herzeleide! langgezogen über das Wasser klang. „Hier bin ich!“ schrie er zurück, „ich bin Parsival!“ Und die Wälder erdröhnten von seiner Stimme. Darauf begann von neuem die Jagd, die damit endete, daß er, in der Meinung, der Fremden entgegenzureiten, wiederum einsam am ersten Ausgangspunkte stand.

Als Parsival sich entschloß, von der beängstigenden und seltsamen Jagd abzustehen, wußte er eigentlich nicht, wie lange Zeit sie gedauert hatte. Er verzweifelte jetzt daran, je zu erfahren, ob das Ganze ein Blendwerk und welcher Sinn hinter dem Blendwerk zu suchen war. Es kam ihm nun vor, wie wenn er im Ganzen die Richtung nach der Gralsburg verfehlt hätte und eine ganz entgegengesetzte einschlagen müßte. Bald war er wiederum in der Welt der übrigen Menschen angelangt, aber doch unter einem Volk, dessen Sprache er nicht zu verstehen vermochte: woraus er entnehmen konnte, daß er wiederum in die Irre geritten war. Von neuem schlug er sich in den Wald und stieß dort am dritten, vierten Tag seiner Reise auf einen Einsiedler.

Diesen, der ihn gastlich mit einfachen Speisen bewirtete, fragte er in einem Antriebe hilfsbedürftiger Offenheit, ob er ihm nicht auf den rechten Weg zur Gralsburg und zum heiligen Grale selbst verhelfen könnte. Der Alte schüttelte nur den Kopf. Parsival fuhr indessen fort, vor ihm die Fülle der Nöte und Enttäuschungen seines Lebens nach Art einer Beichte

auszuschütten. Endlich antwortete ihm der Einsiedler: „Wenn ich dir schon über den Weg zum Grale nichts zu sagen vermag, so weiß ich doch jetzt, daß du derjenige bist, nach dem andere Pilger mich gefragt haben; sie forschten nämlich, ob ein Ritter hier vorübergekommen sei, der den Weg zum heiligen Grale gesucht hätte. Und nun sage mir, wie du heißt! Heißt du Parsival?“ — „Von Kind auf“, gab der Ritter zur Antwort. — „Dies war der Name“, fuhr der Einsiedler fort, „und so bist du kein anderer als der Gesuchte.“

„Wer waren die, die nach dem Gralssucher forschten, und wie sahen sie aus?“ fragte Parsival.

„Der erste, der nach dir fragte — es ist aber gut seine zwanzig bis dreißig Jahre her — trug eine Angel, dazu einen Korb mit Süßwasserfischen, und ich mußte ihn deshalb wohl oder übel für einen Fischer ansehen. Vielleicht war er verarmt. Seinem Antlitz und seinem edlen Anstande nach schien er ein Mann aus gutem Hause zu sein.“

„Mein Vater und niemand sonst“, sagte Parsival.

Der Mönch fuhr fort: „Nicht lange danach fragte ein Weib nach Parsival. Aber wie ich mich nun erinnere, nicht nach dem Gralssucher. Erst vor kurzem, als das Weib nach vielen Jahren wiederum hier vorüberkam, tat sie die Frage nach dem Gralssucher Parsival. Sie nannte ihn einen Knaben, der von Hause entwichen und in Irrtum, Not und Mühsal verstrickt worden sei.“

„Der Knabe bin ich, und es war meine Mutter Herzeleide“, sagte Parsival, „und ich muß aufs Pferd, um sie einzuholen.“

„Du bist aber kein Knabe“, sagte der Einsiedler. „Das fahrende Weib also, das halbnackt und wirr hier vorüberkam und einen Sack mit Felssteinen mit sich schleppte, kann also wohl nicht deine Mutter sein. Noch kannst du der Knabe sein, den sie suchte.“

„Als ich meine Mutter verließ, war ich unter fünfzehn, heut bin ich nicht über achtzehn Jahre alt“, sagte Parsival.

Da holte der Einsiedler aus dem von ihm selbst erbauten kleinen Waldheiligtum die silberne Patene, den Teller, von dem er die Oblaten des Abendmahles umwohnenden armen Köhlern zu reichen pflegte. Sie war blankgeputzt, und Parsival konnte darin sich selbst wie in einem Spiegel sehen.

„Zauberei!“ rief er aus, „Mein Haar ist über Nacht weiß geworden.“

Und weil er den Einsiedler drohend und mißtrauisch mit seinen noch junggebliebenen Augen anfunkelte, bemerkte dieser mit schalkhaftem Lächeln:

„Die Zeit ist — nicht ich bin der Zauberer, Herr Rittersmann. Die schleichende Zauberin Zeit hat Euch grau gemacht. Lasset Euch diese Wandlung inmitten Eures Wandels und aller ewigen Wandlung nicht anfechten! Hört lieber, was ich von dem dritten, der nach dem Gralssucher fragte, etwa noch zu berichten weiß.“

Er erzählte hierauf von einem Ritter hinter schwarzem Visier, der als einziges Abzeichen auf schwarzer Rüstung eine goldene Taube getragen hatte. Und abermals mußte Parsival glauben, daß es der König des Grales und sein Vater in einer Person gewesen war. Der Einsiedler lachte lauter und sagte: „Herr Ritter, Ihr könnt nicht der Sohn zweier Väter sein.“

Parsival stieg aufs Roß, denn er hielt den Waldbruder tatsächlich für einen Zauberer. Mit Lug, dachte er, und mit Betrug verspottet und vergiftet er mich. Und nun wollte er alles andere einstweilen beiseite legen und Blancheflour, seine verlassene junge Gattin, wiedersehen.

Die Glocken des Doms und die Glocken aller übrigen Kirchen läuteten, als Parsival vor den Toren der Stadt anlangte, die er nie regiert hatte, obgleich er durch Blancheflour zu ihrem König erhoben worden war.

„Was bedeuten die Glocken?“ fragte Parsival einen Bürger, der gerade vorüberkam.

„Unsere alte Königin wird begraben“, sagte der Mann.

„Was ist das für eine alte Königin?“ fragte der Ritter.

„Vergangenes Jahr habt ihr doch meines Wissens zur Königin eine blutjunge Dame gehabt.“

„Da irrt Ihr Euch wahrlich“, sagte der Spießbürger.

„Unsere Königinwitwe trat dieses Jahr in ihr fünfzigstes, und jedermann weiß, wie sie seit wenigstens dreißig Jahren Witwe gewesen ist.“

„Dann bin ich hier vor die falsche Schmiede geraten“, meinte Parsival. „Wie hieß übrigens eure verwitwete Herrscherin?“

„Sie hieß Blancheflour“, sagte der Mann. „Ihr verschollener Gatte hieß Parsival. Er hat sie vor dreißig Jahren, am Morgen nach ihrer Hochzeit, verlassen.“

Ist nicht das ganze Dasein ein alldruckartiger Traum? dachte Parsival, während der lange königliche Trauerzug aus dem Tore herausgezogen kam.

Die Gruft des Herrschergeschlechts dieser Stadt bestand in einem Tempel aus Marmor, den man außerhalb der Mauern in einem Zypressenwäldchen errichtet hatte. Viele Fackeln brannten. Es war heller Tag. Zwölf Ritter brachten Blancheflour, nach der Sitte der Zeit im offenen Sarge, vorbeigetragen.

Ja, du bist wirklich nun erst zur Weißdornblüte geworden, dachte Parsival, als er das wohlbekannte, aber nun linnenbleiche Gesicht unter linnenbleichem Scheitel erkannte.

Sie glich einer Greisin und doch einer Braut; denn man hatte sie, ihrem letzten Willen gemäß, in ihr

Brautkleid aus weißem Atlas gehüllt und mit Wolken grüner Schleier umgeben. Überall waren Ranken und Blüten des weißen Schlehdorns in die Gewandung gestickt.

Parsival wollte sich über den Sarg und die Tote herstürzen, aber er merkte zu seinem Entsetzen, daß er weder einen Laut von sich zu geben noch sich zu regen fähig war.

Plötzlich winkte ihm jemand. Es war der gelehrte Araber.

Schon als der Kondukt aus dem Tore kam, war der Ritter vom Pferde gestiegen und hatte das Tier irgendwo festgebunden. Jetzt, als er den Araber sah, kam auf einmal Bewegung in ihn, und er fand sich gleich darauf zur Linken des Mannes im weißen Turban, feierlich hinter dem Sarge herschreitend. Im Lärm der Glocken, beim Psalmodieren der Geistlichkeit, während die Vögel sangen und ihnen der Straßenstaub in die Nasen wirbelte, sagte der Araber immer ruhig erzählender Weise zu Parsival:

„Ich sehe dir an, du hast den Weg zum Gral nicht gefunden. Was mich betrifft, ich bin heute hundertundzwanzig Jahre alt, älter, als wie die Sterndeuter voraussagten, und wenn Blancheflour noch ein Jahr gelebt hätte, so hätte ich sie mit verbundenen Augen den Weg zum Gral zu führen gewußt. Denn, mußst du wissen, sie grübelte, seit du fort bist, nur immer über den Weg zum Gral, leider nicht aus dem reinen Grunde, das heilige Wunder des Herrn zu finden, sondern, armer Parsival, um dich wiederzusehn. Ich wußte es aus den Planeten — aber ich habe es Blancheflour nie gesagt —, du würdest am dritten Tage nach ihrem Tode, ohne den Gral gefunden zu haben, zurückkehren.“

Parsival fragte: „Wer ist der Ritter im silbernen Harnisch, mit dem silbernen Schwan auf dem Helm,



der, ähnlich dem Sonnengott, auf schneeweißem Pferd hinter dem Sarge herreitet?

„Das ist Lohengrin“, sagte der Araber, „ist dein Sohn. Aber ich rate dir ab, dich vor ihm zu erkennen zu geben. Er hat das gütigste Herz in der Brust, und alle Welt liebt ihn und trägt ihn auf Händen. Nur einen haßt er und sucht er als ärgsten Feind: den, der seiner Mutter die unheilbare Wunde geschlagen hat.“

Da trat Parsival aus dem Kondukt und ließ das weinende Volk in endlosem Zuge hinter dem Sarge der guten Königin her zu Grabe schreiten. Da alles weinte, fiel es nicht auf, daß Parsival ebenfalls in Tränen gebadet war.

Parsival hatte seine Mutter verlassen, um die Welt zu bekämpfen. Als er zurückkam, fand er sie nicht mehr. Er verließ den Gral, den er nicht erkannte, als er an ihm vorübergetragen wurde; und als er erkannt hatte oder wenigstens ahnte, was er war, vermochte er ihn nicht wiederzufinden. Um ihn zu finden, verließ er sein junges Weib und verscherzte ein irdisches Königreich; denn als er zurückkam, fand er auch sein Weib nicht mehr, und seinen eigenen, ihm fremden Sohn, der ihn ebensowenig kannte wie alle anderen — den alten Araber ausgenommen — mußte er meiden wie seinen Feind.

Nach allen diesen Irrtümern und Verwirrungen seines Daseins schien etwas wie eine allzu heftig gespannte Feder gesprungen zu sein in der Seele Parsivals. Der furchtbarste Schmerz einer wilden Verzweiflung, der ihn aufs neue in die Ödenei aus der Nähe der Menschen getrieben hatte, endete plötzlich mit einem Zustande tiefster Gelassenheit. Auf einer Lichtung mitten im Walde stieg er von seiner ehemals wilden Stute ab, nahm ihr den Zaum aus dem Maul, den Sattel vom Kreuz und entließ sie mit einem Gertenschlag in das freie Leben der Wälder hinaus. Er

selber nahm seinen Helm vom Haupt und hängte ihn samt Schwert, Schild und Brustharnisch zwischen die Zweige einer Eiche.

Da blickten nun der durchbohrte goldene Falke, Taube und Fischer als verlassenes Gut auf die Tiere des Waldes herab. Held Parsival aber blieb ungerüstet und waffenlos. Als er barfuß und nur mit dem Hemde bekleidet den Platz verließ, war es Nacht geworden, der Mond war über die Wipfel gestiegen, ein Wind erhob sich, und der Ritter warf einen letzten Abschiedsblick auf die gespenstisch klirrenden Kleinode seiner irrenden Ritterschaft.

Von da ab ward Parsival ein Dienender. Er diente in den Städten als Lastträger, diente in harter ländlicher Fron als Bauernknecht. Niemand kannte ihn, ja er selbst hatte seinen Namen vergessen, nur seine Mutter Herzeleiden nicht. Obgleich er sie nun nicht mehr suchte, schien sie ihm wunderlicherweise vertrauter und näher als früher zu sein. Seine Genossen, die übrigen Knechte und Lastträger, sahen bald einen harmlosen alten Toren in ihm, da er überaus sanft war und ihnen mehrmals von der Schönheit eines Dinges, das sie nicht kannten, von der Schönheit des Grales, gesprochen hatte.

## 15

Es war eines Tages im Herbst, als der arme geduldige Lastträger und ehemalige Parsival seine Tagesarbeit am Hafen einer gewissen Stadt beendet hatte und dem Gespräche zuhörte, das von den übrigen feiernden Tagelöhnern während der Abendmahlzeit geführt wurde. Sie unterhielten sich von den Taten eines Ritters, der eben in der Welt viel von sich reden machte und die Worte „Dem Starken ein Trutz, dem Schwachen ein Schutz“ auf dem Schilde trug. Man erzählte seltsame Dinge von ihm, die ihn von allen anderen unterschieden,

denen die sogenannte irrende Ritterschaft zu allgemeinem Ruhme verholfen hatte. Alle Welt lief ihm zu wie einem gewappneten Erzengel, einem von Gott gesendeten Engel der Gerechtigkeit. Er war von dem armen Volke weit und breit Ritter Hilfreich getauft worden.

Ritter Hilfreich hatte nicht ein Mal, sondern Hunderte von Malen nach dem Vorbild des barmherzigen Samariters gehandelt. Kranke und Elende aller Art, die er traf, lud er auf sein schneeweißes Roß, um sie, neben dem Tiere herschreitend, dorthin zu bringen, wo ihnen Hilfe und Pflege zuteil wurde. In die aller-niedrigsten Hütten trat er ein, auch wenn er sein Lockenhaupt entblößen, den Helm unter den Arm nehmen und sich tief beugen mußte. Er verteilte Gold, aber auch Pfeffernüsse, und besonders die Kinder liefen ihm nach.

Seine Standesgenossen im allgemeinen und die Reichen im Lande sahen scheel auf ihn, und ihr Haß wuchs, je mehr ihm die Liebe des Volkes zuteil wurde.

„Da habt ihr die wahre Ritterschaft“, sagte plötzlich der Lastträger, als er von alledem erfuhr. „Er steht in der Gnade. Wäre es mir, als ich noch ein irrender Ritter war, doch ebensogut gegangen. Wer Waffen trägt, muß ein Bote der Barmherzigkeit und des Friedens sein, oder er ist ein Schurke, nichts mehr.“

Über diese Worte des armen Lastträgers brachen seine Arbeitsgenossen in Lachen aus. Der eine sagte: „Wenn du ein irrender Ritter gewesen bist, so hol' mich der Teufel, dann bin ich der fürchterliche Parsival, Königin Blancheflours Mann, gewesen.“

Darauf sagte ein zweiter, nachdem man wiederum sehr gelacht hatte: „Kein irrender Ritter war doch jemals so wild und so grausam wie Parsival.“ Und nun hörte der arme Lastträger seine eigene blutige Geschichte. Man übertrieb, und da man nichts von seinen Beweg-

gründen wußte, sagte man, Parsival sei ein tückischer, hinterhältiger, grausamer und verlogener Abenteurer gewesen. Der Teufel selbst, dem er sich verschrieben hätte, habe ihm den Garaus gemacht. „Übrigens“, brüllten alle durcheinander, „Parsival war ein Bauernsohn. Er ist nicht von edlem Blute gewesen.“

Der arme Lastträger lächelte nur, als man seine Vergangenheit so verunglimpfte. Er dachte: ich habe dies und noch mehr verdient, aber nun warte ich gottergeben auf Gnade.

Indessen bemerkte ein dritter unter seinen Kameraden etwas über Ritter Hilfreich, das ihn von neuem aufhorchen machte. Er sagte: „Dieser Ritter Hilfreich ist nicht ein Wundarzt, der Wunden heilen, sondern auch einer, der sie, ebensogut wie Parsival, schlagen kann. Er sucht ja doch den, der seiner Mutter die heimliche Wunde geschlagen hat, und wenn er ihn findet, wehe ihm! Ich wollte lieber im tiefsten Turm der Türkei liegen, als jener gesuchte Verbrecher sein.“

Gegen Abend des nächsten Tages kam Ritter Hilfreich unter dem Jubel des armen Volkes in die Stadt geritten. Man schrie hosianna, warf Blumen und grüne Zweige auf seinen Weg, und einige abergläubische Weiber gingen so weit, sich vor sein Roß zu werfen, damit es über sie hinwegschreite. Sie glaubten dadurch von ihren unheilbaren Übeln geheilt zu werden. Ein wunderlicher Zufall schien es zu sein, daß der Ritter, am Hafen angelangt, gerade den armen Lastträger vom Rosse herab anredete und um den Weg fragte.

Der arme unerkannte Parsival hatte inzwischen die fürchterlichsten Stunden und Augenblicke seines Lebens durchgemacht. Er wußte recht wohl, Ritter Hilfreich war niemand anders als sein Sohn Lohengrin, und fürchtete, von ihm als der erkannt zu werden, der seiner Mutter Blancheflour das Lebensglück geraubt



und die langsam tötende Wunde geschlagen hatte. Nicht als das Schlimmste erschien ihm der Tod aus Sohneshand, aber eine wirkliche Pein des Entsetzens ergriff ihn bei dem Gedanken, daß er von ihm, dessen Vater er war und den er liebte, wie der ärgste Feind gehaßt und verachtet werden sollte. Deshalb bot er dem Ritter einen kläglichen Anblick dar, als er ihm folgendermaßen antwortete:

„Wenn du ein irrender Ritter bist und du fragst keinen anderen nach dem Weg, den du gehen solltest, als mich, so helf' mir Gott, daß ich dich zurechtweise. Suche nicht weiter nach dem, der deiner Mutter die heimliche Wunde geschlagen hat!“

„Ich danke für deinen Rat, alter Vater“, sagte mit herzlicher Güte Lohengrin. Der Lastträger aber fuhr fort: „Und jetzt zum Zeichen des Friedens, steige vom Roß, brich das Brot mit mir und laß dir etwas erzählen vom heiligen Gral und von Parsival!“

Lohengrin glaubte anfangs, irgendein Unglück habe den alten Lastträger um den Verstand gebracht, als er ihn aber den Namen Parsival und den des heiligen Grals erwähnen hörte, beschloß er, dem alten gebrechlichen Manne zu willfahren. Er hob ihn aufs Roß und leitete dieses am Zügel bis an die Tür der elenden Bretterhütte, wo dieser arme Lazarus mit ihm das Abendmahl zu nehmen gedachte.

So saß nun Parsival auf dem milchweißen Streitroß seines geliebten Sohnes Lohengrin, ohne daß jener es ahnte, wer er war. Was Wunder, daß er unaufhaltsam salzige Tränen heimlicher Freude weinte!

Während des Essens war der glänzende, gottgeliebte Paladin mit seinem unerkannten Vater allein. Als sie das Brot miteinander brachen und den ersten Schluck aus einem gemeinsamen Kelche tranken, hörten sie beide Glockenlaut und wußten sofort, wie dieser Klang von keinem der städtischen Dome herkam. Da wußte

der alte Lastträger Parsival, wie nun die Gnade, die Liebe und die Versöhnung gekommen war. Und er begann seine eigenen Irrfahrten, als wären es die eines anderen, zu erzählen.

Er sprach von Herzeleiden, der Mutter Parsivals. Er nannte sie, gleichsam vom Geist erleuchtet, die Allmutter. Er sagte, auch Blancheflour wäre, ebenso wie Parsival, von Herzeleidens Geschlecht gewesen. Er schloß: „Auch du und ich, wir sind von Herzeleidens Geschlecht, lieber Sohn.“

Nun erfuhr der Ritter auch die näheren Schicksale Parsivals, wie er auszog, die Mutter an seinem Vater zu rächen —, erfuhr vom Gral, den Parsival fand und wieder verlor, von Gornemant und dem Gralskönig, dem kranken Amfortas, der Parsivals Vater und also Lohengrins Großvater war. Ihm wurde eröffnet, was Parsival mit dem Fischer und mit dem schwarzen Ritter erlebt hatte und wie ihn die liebende Sorge des Vaters erst mit Rat und dann mit Gewalt den rechten Weg zu leiten versuchte.

„Jetzt ist meine Stunde gekommen“, sagte der Lastträger Parsival. „Mir ist, als hätte ich Herzeleide immer unsichtbar um mich gehabt, und ich werde sie auch dort drüben, wohin ich reise, antreffen. War sie auch herb und hart und oftmals bitter mit mir, so hat sie mich doch zur Welt gebracht, und wer wollte seine Mutter nicht lieben! Herzeleide, Herzeleide überall, ich habe danach gesucht und reichlich gefunden. Aber Salvaterre ist da, die Gralsburg mit ihren Paladinen und der heimliche Dom, der im breiten Strome des Lebens doppelt ist. Salvaterre ist da, wo die göttlichen Glieder freiwillig Leiden erdulden, um die Welt zu entlasten, und doch unsterblich im Lichte des nahen Paradieses sind.“

Lohengrin dankte dem alten Mann, dessen Eröffnung ihn tief erschütterte hatte, und ritt davon in die Einsamkeit.

Der Lastträger Parsival aber hörte immer lauter und lauter die Gralsglocke läuten. Er lächelte still und dachte bei sich: Nun mache dich auf, nun ist es Zeit, Knecht Parsival! Und schon trat, tief gebückt, in seine Hütte der alte Gralsbote Gornemant, dem eine kleine ritterliche Begleitung nachfolgte. Alle knieten sie mitten in dem elenden Schuppen nieder vor dem armen Lastträger Parsival, der sich dagegen erhob und ihre Botschaft erwartete.

„Uns sendet Amfortas, dein Vater, der einundzwanzigste Hüter des Grals. Zwanzig sind ihm vorangegangen in der Welt und über die Hälfte davon auch voran ins Himmelreich. Heute hat Amfortas die Krone von Salvaterre vom Haupte genommen. Aber auch sein gelender Schmerzensschrei ist verstummt. Er wird das göttliche Opfer nicht mehr darbringen.

Er entbietet dir seinen Gruß und heißt mich, dir diese Botschaft ausrichten: „Mein Sohn Parsival, der Gral ist ein fremdes Wunder in der Welt. Manche sagen, Salvaterre sei ein Reich, in der Luft errichtet, weil, wie sie sagen, der Friede über den Wolken, der Krieg aber auf der Erde heimisch ist. Nun, Parsival, in der Luft ist der Blitz, der fruchtbare Regen, der Glanz des Lichts, der Sterne, des Mondes, des Morgenrots und des Abendrots. Wer könnte leben und tränke nicht Luft, wer könnte schauen und hören ohne Luft? Wer könnte denken, meinen, wissen von Gott und Welt, wenn nicht sein Tummelplatz der freie Raum des Geistes wäre? So glaube denn also die Welt, der Gral, der Friede und Salvaterre sei nicht mehr als ein Reich der Luft, wenn wir nur glauben, daß es ist, mit seiner heimlichen Kirche, seinem Frieden, seinen Freuden und seinen herrlichen Paladinen. Die Welt ist Herzeleidens Eigentum. Salvaterre gehört der Freude. Aber wie die Freude in Gestalt des himmlischen Glaubens in die Welt ge-

kommen ist, so ist Herzeleide auch immer in Salvaterre zu Gast gewesen.

Glaubst du an die Versöhnung durch den Gral, an Salvaterre und an die heimliche Kirche, Parsival?“

„Ich glaube daran“, sagte funkelnden Auges der Lastträger.

„So knie nieder“, fuhr Gornemant fort, „auf daß wir dir im Auftrage deines Vaters die Leidens- und Freudenkrone des Grals aufs Haupt setzen!“



# LOHENGRIN

## 1

Unter Glockengeläut und Volksjubel geschah die Hochzeit Parsivals und Blanchefflours. Als ein besieger, irrender Ritter, sein schwarzes Roß am Zügel führend, war Parsival in der Hauptstadt Blanchefflours eingezogen, und nun war er ihr Gatte und König geworden. Welche Irrfahrten er bis dahin durchgemacht hatte, ist in der besonderen Geschichte Parsivals aufgezeichnet, auch, daß er und warum er seine Gattin schon am Morgen nach der feierlichen Hochzeit heimlich verließ.

Dreiviertel Jahre nach dem Verschwinden Parsivals gebar Blancheffleur ihren einzigen Sohn Lohengrin.

Der witwenhafte Ernst, der ihr eigen war, hinderte nicht, daß der junge Prinz und Nachkomme Parsivals mit allem Glück der Jugend gesättigt seine Kinderjahre verleben durfte. So war Lohengrin bald zu einem schlanken glücklichen Knaben geworden, dessen gläubige Heiterkeit unbesieglich schien. Der blonde Knabe, der Stadt und Reich mit Bürgern und Untertanen seiner Mutter zu seinen Füßen sah, ward gleichsam von allen auf Händen getragen. Das erhöhte natürlich den Zustand seiner Glückseligkeit, der auch immer wieder in den trüben Dämmer, der das Herz seiner Mutter erfüllte, hineinstrahlte. Güte und Kraft waren vermählt in dem Knaben und noch mehr in dem Jüngling Lohengrin, dessen Schönheit so blendend war, daß man nach dem geheimnisvollen Verschwinden seines Vaters geradezu von göttlicher Herkunft munkelte.

Blancheflour, die nach Parsivals Verschwinden in ihrem Sohne das einzige sah, was sie im Leben festhalten konnte, hatte ihn mit den vorzüglichsten Lehrern umgeben und zu seinem Umgang nicht nur die edelsten Sprossen seiner Altersstufe aus dem Adel des Landes ausgewählt, sondern auch junge Priester und Philosophen, so daß der Jüngling im Bereiche der sieben freien Künste ebenso meisterlich ausgebildet wie im Reiten und Fechten war.

Überdies ward Lohengrin aus dem unerschöpflichen Reichtum seiner Mutter jeder nur halb geäußerte Wunsch erfüllt, trotzdem er an Wünschen fast noch reicher als seine Mutter an irdischen Gütern war.

Er liebte die Jagd, er liebte den Glanz, er baute sich hie und da im Lande romantische Burgen und Lustschlösser, die er mit köstlichen Gärten umgab und abwechselnd mit seinem großen Gefolge besuchte. Er feierte Feste, hielt weltberühmte Turniere ab, während seine Mutter in der Stille der Bibliothek mit einem Araber über den Gralsbüchern grübelte.

Blancheflour vertiefte sich unter Leitung eines Arabers in das Studium vom heiligen Gral, hauptsächlich um den Weg dorthin zu ergründen und ihren verlorenen Gatten wiederzusehen. Aber weil es der Gral gewesen war, der, stärker als sie, ihren Gatten und früher Gornemant an sich gezogen hatte, betrachtete sie seine Segnungen mit Sehnsucht sowohl als mit Bitterkeit und mit einer Ehrfurcht, die, wenn sie an Lohengrin dachte, der nackten kahlen Furcht zum Verwechseln ähnlich sah.

So hatte sie einen geheimen strengen Befehl an jedermann ausgehen lassen, der mit Lohengrin in Berührung kam, daß er bei Strafe des Köpfens oder Hängens niemals vom heiligen Grale sprechen, ja auch nur seinen Namen erwähnen dürfe. Ebenso blieb der Teil der Bibliothek, wo die Gralsbücher aufgestapelt lagen, immer vor dem Prinzen verschlossen, auch dann, wenn

die Königin mit dem Araber in diesem Raume ihre Studien trieb.

Blancheflour war für Lohengrin nicht nur die Mutter, sondern er sah in ihr eine Heilige. Der sanfte, doch tiefe Schmerz, der ihr Wesen durchtränkte, auch wenn sie lächelte, galt dem Knaben, dem Jüngling, dem jungen Manne als Zeichen tiefster Weisheit und des tiefsten Wissens, das in der Welt zu erlangen ist.

Der Prinz, der weiße arabische Pferde zu reiten liebte, zog nie auf die Jagd, ohne daß er durch seine silbernen Jagdhörner die Mutter beim Auszug begrüßen ließ. Bei jeder Tafel erhob er sich feierlich, wenn er das erste Glas Wein an die Lippen setzte, und trank es auf seiner erhabenen Frau Mutter Wohl. Es war bezaubernd, wie er, an sich der gewinnendste Mann, seiner Königin Mutter begegnete, wie er mit edelstem Anstand und kindlicher Devotion behutsam die lange weiße Hand Blancheflours an die Lippen nahm, jene Hand, die einst der Vater Parsival in glühendster Liebe geküßt hatte. Nie trug Lohengrin andere Farben als die seiner Mutter, grün und weiß, beim Turnier, und niemals, auch dann nicht, wenn fremde Königinnen zugegen waren, verneigte er sich auf dem Turnierplatz eher vor jemand anderem als vor ihr. Er sagte laut, seiner Mutter ein einziges Lächeln abzugewinnen bedeute ihm mehr als der Besitz von aller Könige Land und die Gunst aller Königstöchter der Erde.

Was Wunder, wenn er nur lachend den Kopf schüttelte, als seine Mutter ihm die Notwendigkeit, ein Weib zu nehmen, vorstellte! Nein, er wollte nicht heiraten. Und er heiratete nicht.

Lohengrin hatte die Anmut und sanfte Selbstherrlichkeit solcher Prinzen, die ohne einen Vater, der sie in Schatten stellt, aufgewachsen sind. Erst als er im zwölften Jahre war, fing er an, sich über seinen Vater, den er nicht einmal dem Namen nach kannte, heimlich

Gedanken zu machen. Er würde den Namen Parsival ohne Zweifel längst erfahren haben, wenn nicht der Wille der allgeliebten Königin Blanche flour es verhindert hätte. Sie wollte den Sohn auf keine Weise in das dunkle Schicksal des verschollenen Gatten verwickelt sehen.

Nach Art eines guten Sohnes trat Lohengrin eines Tages mit der gewohnten ehrerbietigen Herzlichkeit in die Frauengemächer der Mutter ein. Er wollte die Fragen, die ihn beschäftigten, von niemand als ihr beantwortet wissen.

Die Mutter sagte: „Du hast ein Recht, nach deinem Vater und seinem Schicksal zu fragen, Lohengrin, und so muß es wohl scheinen, als hätte ich als Mutter nicht das Recht, dir eine Auskunft zu verweigern. Gerade aber, weil ich deine Mutter bin, tu' ich das.“

Aber Blanche flour verbesserte sich. „Du weißt es“, fing sie von neuem an, „daß ich dir gegen deinen klaren und ausgesprochenen Wunsch nichts zu verweigern imstande bin. Deshalb bitte ich dich: nimm deine Fragen aus freiem Willen zurück, verzichte, um meiner besseren Einsicht willen, auf ihre Beantwortung!“

Lohengrin, der die Hand seiner Mutter, während sie sprach, zärtlich gehalten hatte, kniete nieder und legte sie an die Stirn, womit er seinen herzlich freien Gehorsam ausdrückte. „Was du mir zu verschweigen wünschest, hohe Frau Mutter“, sagte er, „danach will ich nicht fragen. Dein Schweigen soll mir so wert und werter als aller anderen Menschen Antwort sein.“

Nun aber sagte die in heimlicher Angst um das Glück ihres Sohnes erbebende Königin Blanche flour: „Willst du mir ein Versprechen geben?“—„Jedes“, gab er zur Antwort, das du von mir verlangst, Mutter Königin!“—„So gelobe mir“, sagte sie wiederum, „niemals und niemand nach deinem Vater und niemals und niemand nach dem geheimnisvollen Gegenstand zu fragen, in dessen Studium ich hinter den Mauern unserer Bibliothek versunken bin!“—„Ich gelobe es!“ sagte, sich tief verneigend, der

Knabe. Unzweifelhaft war dem Prinzen durch diese Vorsicht der Mutter und durch den ritterlichen Gehorsam, der es ihm ganz unmöglich machte, je sein Gelübde zu verletzen, der schöne, freie und sorglose Wuchs seiner Knaben- und Jünglingsjahre erhalten geblieben.

## 2

Eines Tages befand sich Prinz Lohengrin auf der Falkenjagd. Tagelang war er zu Pferde mit vielen Falken in großer Gesellschaft durchs Land geritten. Man hatte so einen entlegenen See erreicht, bei dessen Anblick Lohengrin äußerte, er komme ihm vor wie der Styx; das ist jener Strom der Unterwelt, über den der Totenfährmann abgeschiedene Seelen ins Reich der Schatten hinübrudert.

Kaum daß der junge Prinz diesen Gedanken ausgedrückt hatte, so schien ihn ein Nachen mitten im See zu bestätigen, in dem sich die hohe, unbewegte Gestalt eines Anglers abzeichnete.

„Der dort könnte wahrhaftig Charon sein“, sagte Lohengrin, „und der See sieht nicht anders aus, als hätten ihn Tränen statt Himmelsregen gebildet.“

Als er diese Betrachtung anstellte, hatte der schöne Mann und Jagdherr — er war damals fünfundzwanzig Jahre alt — den weißen Lieblingsfalken auf der Faust und sein weißes arabisches Pferd unter sich; zugleich aber kam eine Wildtaube aus der Gegend, wo eben die Sonne blutig unterging, über den See herangeflogen. „Lieber Täubrich“, sagte da in einer Anwendung frevlen Übermutes Lohengrin, „für dich soll dieser See nun wahrhaft und wirklich den Styx bedeuten.“ Damit nahm er dem Falken die Kappe ab, warf ihn hoch, und in kurzer Zeit, als der Kampf in der Luft entschieden war, fiel die ermordete Taube aus großer Höhe, und zwar, wie man deutlich sah, in den Nachen des angelnden Fischers hinein.

Über den sonderbaren Zufall suchten die Herren des Gefolges mit lautem Lachen hinwegzukommen. Man erwartete lärmend den langsam herwärtstreibenden Kahn, der, wie es schien, sich ohne das Ruder des Anglers den Ufern näherte. Sowie der Nachen zwischen dem Schilf zum Stillstand kam, war es, als habe ein eisiger Hauch die Flamme der Freude unter den Wartenden ausgeblasen.

Der Fischer sagte: „Hier hast du dein blutendes Opfer, Prinz Lohengrin! Du tötetest den Schwachen; Parsival pflegte den Starken zu töten. Er schoß den Sperber, du hast die Taube ums Leben gebracht.“

Da war nun zum großen Entsetzen des Gefolges der Name Parsival vor den Ohren des Prinzen genannt worden.

Ein jeder erschrak; denn die gute Königin Blanche-flour hatte auch diese Verfehlung mit Todesstrafe belegt. Aber man ließ den Fischer unbehelligt davonrudern. Schien es doch, als habe der Prinz die Worte des Mannes überhört, und man würde zudem nicht recht gewußt haben, wie man die Gefangennahme des Fremden begründen sollte, ohne Lohengrin das Geheimnis ganz zu enthüllen, dessen bergender Vorhang ja erst kaum merklich gelüftet war.

Allein die Rätselworte des Fischers hatten sich in die Seele des Prinzen eingebrannt und alle eigentümlichen Umstände, die den Tod der Taube begleitet hatten. Von da ab kam es zuweilen vor, daß den Prinzen das schmerzverzehrte Antlitz des Anglers nach frohen Gelagen im Traume ängstete. Gern hätte er nun mit seinen Gedanken und Zweifeln, die ihm das wunderliche Erlebnis erregt hatten, bei der Mutter Belehrung gesucht. Aber er fühlte zu wohl, wie nahe ihm die Gefahr gekommen war, das Blanche-flour gegebene Versprechen zu verletzen, das ihm die Frage nach seiner Herkunft, das heißt nach seinem Vater, verbot.

So starb eines Tages Blancheflour, ohne ihr irdisches Schweigen gebrochen zu haben, und ging in das größere Schweigen des Todes ein.

Bald nach ihrem Hingang hatte der neue König ein Gespräch mit dem alten Araber, der seiner Mutter bei ihren geheimnisvollen Studien nicht von der Seite gewichen war.

„Die erhabene Frau Königin, deren sterbliche Hülle heut im Dom auf dem Katafalk meinem Volke gezeigt wird, war viel zu jung für den Tod“, sagte Lohengrin.

Dagegen der Araber: „Sie ist an einer alten verheilichten Wunde gestorben.“

„Wer hat ihr die Wunde geschlagen?“ fragte Lohengrin.

„Einer“, sagte der Araber, „der, wie mir die Planeten verraten haben, heut noch irrend die Welt durchschweift.“

„Den will ich suchen und strafen“, sagte Lohengrin, „der meiner Mutter die unheilbare Wunde geschlagen hat.“

„Davor muß ich dich warnen“, sagte der Araber. Aber Lohengrin fügte hinzu: „Ich will es halten wie Parsival.“

„Woher weißt du den Namen deines Vaters?“ fragte der Araber.

„Ich weiß nur“, sagte der junge König, „daß sein Wahlspruch gewesen ist: Dem Starken ein Trutz, dem Schwachen ein Schutz!“

Die Glocken des Doms und aller übrigen Kirchen läuteten, als man Blancheflour zur Erde bestattete. Lohengrin, in silberner Rüstung, auf dem Haupt einen Helm in Form eines silbernen Schwanes tragend, ritt hinter dem Sarge her, der nach der Zeitsitte offen war. Er hatte die Farben der Verstorbenen, grün und weiß, angelegt, die er so oft der Mutter zu Ehren beim ritterlichen Spiele getragen hatte. Da geschah es, daß er, das Auge durch Tränenströme verschleiert, dennoch, als der Leichenzug durch das Stadttor hindurch ins Freie gelangte, zur Seite der Straße ein angebundenes schwar-

zes Roß und einen daneben stehenden Ritter gewährte, den er in seinem Schmerze nicht weiter beachtete. Hätte er Sinne für etwas anderes als den Schmerz um die Tote gehabt, so hätten ihm der Mann, das Roß und die Rüstung auffallen müssen.

Die Gestalt des Mannes war sehnig, sein Auge voll Glut, sein Haar ergraut, er trug auf dem Schilde eine Taube, sein Helm war als Falke gebildet, und beim näheren Hinsehen hätte man auf dem Schildrande das Wort Herzeleide entziffern können. Auf dem Brustharnisch war ein Schiffer mit einer Angel angebracht. Waffen und Rüstungsstücke sowie der Ritter selbst waren merkbar durch Wetter und Wind mitgenommen.

Dieser Ritter war niemand anders als der noch immer irrende, nach dem Grale suchende Parsival, den sein dunkles Geschick gerade in einem Augenblick hergeführt hatte, wo man seine von ihm verlassene Gattin begrub. Noch trug er die Rüstung Gornemants, die er übernommen hatte und deren genaue Beschreibung in der Chronik des Hauses zu finden war. Aber auch diese Chronik war sorgfältig im Auftrage der Königin Blancheflour ihrem Sohne verborgen worden.

Trotzdem würde vielleicht der schmerzliche Augenblick zu einer Erkennung zwischen Vater und Sohn geführt haben, da der fremde Ritter nahe daran war, sich durch einen Ausbruch ungeheurer Qual zu verraten. Allein der Schmerz war zu groß, er lähmte ihn. Und was nun noch geschah, entzog sich den Blicken Lohengrins, der, versunken in Trauer, dem wächsernen Bilde im Sarge nachfolgte.

Im Zuge der Trauernden ging auch der Araber. Ihm hatte sich plötzlich der unerkannte Parsival zugesellt. Beide hatten nun ein Gespräch, worin der gelehrte Araber, der in der Kenntnis der Gralsbibliothek und in der Wissenschaft der Sterne nicht seinesgleichen



besaß, bewies, daß er den fremden Ritter sogleich erkannt hatte.

„Ich sehe dir an“, sagte er zu Parsival, „du hast den Weg zum Gral nicht gefunden. Was mich betrifft, ich bin heute hundertundzwanzig Jahre alt, älter als mir die Sterndeuter voraussagten, und wenn Blancheflour noch ein Jahr gelebt hätte, so hätte ich sie mit verbundenen Augen den Weg zum Gral zu führen gewußt. Denn, mußst du wissen, sie grübelte, seit du fort bist, nur immer über den Weg zum Gral, leider nicht aus dem reinen Grunde, das heilige Wunder des Herrn zu finden, sondern, armer Parsival, um dich wiederzusehen. Ich wußte es aus den Planeten, aber ich habe es Blancheflour nie gesagt, du würdest am dritten Tage nach ihrem Tode, ohne den Gral gefunden zu haben, zurückkehren.“

Parsival fragte: „Wer ist der Ritter im silbernen Harnisch, mit dem silbernen Schwan auf dem Helm, der ähnlich dem Sonnengott auf schneeweißem Pferd hinter dem Sarge herreitet?“

„Das ist Lohengrin“, sagte der Araber, „ist dein Sohn. Aber ich rate dir ab, dich vor ihm zu erkennen zu geben. Er hat das gütigste Herz in der Brust, und alle Welt liebt ihn und trägt ihn auf Händen. Nur einen haßt er und sucht er als ärgsten Feind: den, der seiner Mutter die unheilbare Wunde geschlagen hat.“

„Das bin ich!“ Parsival trat aus dem Kondukt und ließ das weinende Volk in endlosem Zuge hinter dem Sarge der guten Königin her zu Grabe schreiten. Da alles weinte, fiel es nicht auf, daß Parsival ebenfalls in Tränen gebadet war.

Parsival hatte einst seine Mutter verlassen, um die Welt zu bekämpfen. Als er zurückkam, fand er die Mutter nicht mehr. Er verließ den Gral, den er nicht erkannte, als er an ihm vorübergetragen wurde, und als er erkannt hatte oder wenigstens ahnte, was er war, vermochte er ihn nicht wiederzufinden. Um ihn zu

finden, verließ er sein junges Weib Blancheflour und verscherzte ein irdisches Königreich; denn als er zurückkam, fand er auch sein Weib nicht mehr, und seinen eigenen, ihm fremden Sohn mußte er meiden wie seinen Feind. So stieg er denn auf sein Roß und ritt von dannen.

Als die Königin Blancheflour zur Erde bestattet war, glaubte man allgemein, der neue König werde nun auf eine noch glänzendere Weise als vordem Hof halten. Allein siehe da, man täuschte sich. Die Thronbesteigung hatte noch in der vorgeschriebenen pomphaften Form stattgefunden, bald danach entließ man den größten Teil der Hofbeamten und der Dienerschaft. Auch die Jägerei wurde eingeschränkt, so daß man selbst in den Kreisen der Eingeweihten durchaus nicht mehr wußte, was man von dem jungen Herrscher erwarten, glauben und hoffen sollte. Staunen und Betrübniß war daher allgemein, als man eines Tages erfuhr, Lohengrin habe eine Regentschaft eingesetzt und treibe irrende Ritterschaft oder habe die Reise ins Heilige Land zum Grabe des Herrn Jesus angetreten. Es war gerade das, was man zuallerletzt von diesem lebensfrohen Manne und Prinzen erwartet hatte.

Bald danach wurde ein fahrender Held unter dem Namen Ritter Hilfreich berühmt, der einen Schwan als Helmzier führte und dessen Schild die Inschrift:

Dem Starken ein Trutz,  
dem Schwachen ein Schutz

trug. Und wo er erschien, schön, stark und gewappnet wie ein Erzengel, jauchzte das niedere, bedrückte, in Arbeit und Not fast erstickende Volk ihm zu, während die Starken, Harten und Ungerechten ihn heimlich verhöhnten und bitter haßten. Dieser Ritter war Lohengrin.

Die Worte des Fischers hatten auf eine fast zauberhafte Weise in seinem Herzen Wurzel geschlagen. Alle

Mühseligen und Beladenen liefen ihm zu, als ob er der neue Heiland wäre, und manchen Tyrannen hatte der Ritter mit dem Schwan aus dem Sattel geworfen. Nicht selten zog er, das Roß am Zügel führend, zu Fuße durch irgendein Stadttor ein, während ein kranker Bettler im Sattel hockte. Zuweilen war es ein Weib, zuweilen ein ländlicher Arbeitsmann, zuweilen ein Kind, dessen Bedürftigkeit ihn angezogen, dessen Klagen er vernommen oder dessen Wunden er verbunden hatte. Zu vielen Malen hatte er nicht verschmäht, in die allerniedrigsten Hütten der Armut mit seiner silbernen Rüstung hineinzukriechen. Soweit seine mitgebrachte Barschaft reichte, hatte er Gold mit vollen Händen ausgeteilt und bitterste Not auf jede mögliche Weise gelindert, ja er war in Gefängnisse eingedrungen und hatte viele unter denen von Entehrung, Kerker und Todesstrafe befreit, die eine blinde Gerechtigkeit zu Unrecht verurteilt hatte.

Er hatte, der Stimme seines Herzens und noch mehr der Stimme des Blutes folgend, eine ähnliche Wallfahrt wie sein Vater angetreten.

### 3

Eines Abends kam Ritter Hilfreich unter dem Jubel des armen Volkes in eine Stadt geritten. Man schrie hosianna, warf Blumen und grüne Zweige auf seinen Weg, und einige abergläubische Weiber gingen so weit, sich vor sein Roß zu werfen, damit es über sie hinwegschreite. Sie glaubten dadurch von ihren unheilbaren Übeln geheilt zu werden.

In der Nähe des Hafens redete Lohengrin einen armen Lastträger an, damit er ihm durch das Gewirr der Gassen einen gewissen Weg weise. Kein Wunder, wenn der Alte, der irgendein schweres Gewicht auf dem Rücken trug, wie geblendet, die Hand über beiden Augen, zu dem strahlenden Schwanenritter aufblickte.

Dieser sagte: „Ermanne dich, lieber Alter, vergiß nicht zu antworten, bedenke, daß ich ein fremder, irrender Ritter bin!“

Der Alte zitterte sehr, als er dem Fragenden antwortete. „Wenn du ein irrender Ritter bist“, sagte der Lastträger, „und du fragst keinen anderen nach dem Wege, den du gehen solltest als mich, so helfe mir Gott, daß ich dich zurecht weise: suche nie nach dem, der deiner Mutter die heimliche Wunde geschlagen hat!“

„Ich danke für deinen Rat, alter Vater“, sagte mit herzlicher Güte Lohengrin, ohne zu wissen, daß er in Wahrheit mit Parsival, seinem Vater, redete. Dieser fuhr fort: „Zum Zeichen der Versöhnung und des Friedens, steige vom Roß, brich das Brot mit mir und laß dir etwas erzählen vom heiligen Gral und von Parsival!“

Lohengrin glaubte anfangs, irgendein Unglück habe den alten Lastträger um den Verstand gebracht; als er ihn aber den Namen Parsival und den des heiligen Grals erwähnen hörte, beschloß er, dem alten, gebrechlichen Manne zu willfahren. Er hob ihn aufs Roß und leitete dieses am Zügel bis an die Tür der elenden Bretterhütte, wo der arme Lazarus mit ihm das Abendmahl zu nehmen gedachte.

So saß nun Parsival auf dem milchweißen Streitroß seines geliebten Sohnes Lohengrin, ohne daß jener es ahnte, wer er war. Was Wunder, daß er unaufhaltsam salzige Tränen heimlicher Freude weinte!

Während des Essens war der glänzende, gottgeliebte Paladin mit seinem unerkannten Vater in einem Bretterschuppen untergekommen. Als sie das Brot miteinander brachen und den ersten Schluck aus einem gemeinsamen Kelche tranken, hörten sie beide Glockenlaut und wußten sofort, wie dieser Klang von keinem der städtischen Dome herstammte. Da wußte der alte Lastträger Parsival, wie nun die Gnade, die Liebe und die Versöhnung gekommen war. Und er begann seine

eigenen Irrfahrten, als wären es die eines anderen, zu erzählen.

Er sprach von Herzeleiden, der Mutter Parsivals. Er nannte sie, gleichsam vom Geist erleuchtet, die Allmutter. Auch Blancheflour wäre, ebenso wie Parsival, von Herzeleidens Geschlecht gewesen. Er schloß: „Auch du und ich, wir sind von Herzeleidens Geschlecht, lieber Sohn.“

Nun erfuhr der Ritter auch die näheren Schicksale Parsivals. Wie er auszog, die Mutter an seinem Vater zu rächen. Er erfuhr vom Gral, den Parsival fand und wieder verlor, von Gornemant und dem Gralskönig, dem kranken Amfortas, der Parsivals Vater und also Lohengrins Großvater war. Ihm wurde eröffnet, was Parsival mit einem Fischer und mit einem schwarzen Ritter erlebt hatte, Vermummungen seines Vaters, durch die er versucht hatte, ihn auf den rechten Weg zu leiten.

„Jetzt ist meine Stunde gekommen“, sagte der Lastträger, indem er auf eine eigentümliche und prophetische Weise sprach. Herzeleide habe auch ihn erzogen, und nun erst habe ihre Erziehung den Abschluß erreicht. Er sprach noch viele wunderliche Dinge, wie: „Herzeleide, Herzeleide überall!“, sprach von einem Reich Salvatterre, wo er hin wollte und um dessen Grenzen Herzeleide bis zum Tage der großen endlichen Wiederkehr des Heilandes ruhelos schwärmen müsse. Er sprach von der Gralsburg, ihren Paladinen und ihrem heimlichen Dom und dem Strom des Lebens, dem Blute des Lebens, das ihn durchrausche, und so fort.

Es waren viele andere Lastträger da, und sie lachten laut, als der Alte seine Erzählung beendet hatte. Sie meinten, er wäre ein alter Narr, und wenn sein Unsinn ihn stärker befalle, so nenne er sich gar selber den Parsival.

Lohengrin dankte dem alten Manne, ohne in ihm den

Vater zu erkennen oder ihn merken zu lassen, wie tief ihn seine Eröffnung traf und welchen Widerstreit sie in ihm geweckt hatte. Er ritt davon, er ritt aus der Stadt in die Einsamkeit. Es war gerade Herbst, und er fand im Stadtforst eine Laubhütte, in der er die klare Mondnacht zubrachte. Der faustgroß glänzende Venusstern, vor der Sonne her, und das Morgenrot erweckten ihn. Er hatte einen Traum gehabt von lauter gewaltigem Glockenläuten und Glockenläuten. Nicht anders, als hätten sich Himmel und Abgrund zu einem gewaltigen Feste zusammengetan. Und während er nun mit offenen Augen, neben sich die Silberrüstung, im goldenen Herbstlaube saß, hörte er wirklich und noch um vieles verstärkt den allgemeinen, mächtig dröhnenden Glockenlaut. Und plötzlich wurde ihm, gleichsam mit dem Nahen der Sonne, sonnenklar, daß Parsival sein Vater gewesen und wie er fortan davon ablassen werde, den zu suchen, der Blancheflour die tödliche Wunde geschlagen hatte.

Da stand er auf, von einer unbegreiflichen Sehnsucht getrieben, um in der Stadt den alten Lastträger aufzusuchen. Zu seinem Schmerze fand er ihn nicht und erfuhr etwas Wunderliches, ja Wunderbares, was sich mit ihm ereignet hatte.

Er habe, hieß es, heute beim Nahen des Morgenrots ein Boot losgemacht und sei damit in den Hafen und alsdann um das Vorgebirge gerudert, das jenen vor dem offenen Meere schützt. Man habe ihm nachgeblickt, gewinkt und geschrien; aber es sei nicht gelungen, den Schiffer von seiner waghalsigen Fahrt in die hochgehende See abzuhalten. Dort warte seiner, wie man sagte, der sichere Tod.

Ritter Lohengrin bezog eine Herberge. Er hatte die Absicht gehabt, den armen Lastträger mit sich und zugleich die Lasten von seinen Schultern zu nehmen. Der närrische Weise sollte fortan am Königshof wie

sein eigener Vater gehalten sein. Nun, da er so überraschenderweise verschwunden war, faßte den Ritter Bestürzung und Trauer an und Reue darüber, daß er nicht schon am Abend vorher sich des alten Geschichtenerzählers bemächtigt hatte. Wenigstens wollte er nun auf die immerhin mögliche Rückkehr des verwegenen und törichten Schiffers warten, und sei es auch tage-, ja wochenlang.

Jede der vierzig Nächte, die Lohengrin in der Herberge zubrachte, träumte er seinen Glockentraum. Und wenn er wachte, so konnte er auch dann die schwingenden Klänge im Ohr nicht loswerden, das feierlich große Mahnen der erzenen Zunge, die ihn bald vom Meere her, bald aus der Tiefe des Landes zu rufen schien. Und am vierzigsten Morgen, nach der vierzigsten Nacht, stieg er aufs Roß, um in der vermeintlichen Richtung des Klanges davonzureiten.

Immer dem Klange nach, war er mehrere Tagereisen den Strom hinauf über eine weite Ebene ins Innere des Landes gelangt und endlich in einen Wald, wo ihn der Abend und die Dunkelheit überraschte. Die große Richtung seiner Fahrt war ihm auch jetzt nicht zweifelhaft; denn er wurde durch immer die gleichen Schallwellen auch im Finstern magisch vorwärtsgezogen. Er war weder müde, noch war er schwach, noch hungerte ihn, außer nach einer Speise der Seele, die er mit der Idee des Grals verbunden hatte: denn er war nun, nicht anders als Parsival, zum Gralssucher geworden.

Gegen Mitternacht traf er auf ein Licht und erkannte das Waldkirchlein eines Einsiedlers. Der Eremit, der unter dem Kreuz seine nächtliche Andacht verrichtet hatte, bot dem Ritter ein Nachtlager an. Er sagte zu ihm: „Dein Nahen ist mir von der Gralsburg verkündet worden. Amfortas und Herzeleide sind von ihren Wunden geheilt. Parsival ist auf der Gralsburg angekommen. Er trägt die Krone, er trägt das Szepter von Salvaterre,

das ist das Gralskönigreich. Er hat lange geirrt, nun ist er am Ziele.“

In dieser Nacht wurde Lohengrin in das Geheimnis des Grals durch den Eremiten eingeweiht. „Es ist das Kristallgefäß“, sagte der Einsiedler, das jene Speise enthält, von der der Heiland gesagt hat: Wer sie isset, wird nimmermehr hungern! — Und ein Getränk, von dem der Heiland zur Samariterin sagte, die ihm zu trinken gab: Wenn du wüßtest, wes Geistes Kind ich bin, du bätest mich, und ich gäbe dir lebendiges Wasser zu trinken; wer aber dieses Wasser trinkt, den dürstet forthin nicht mehr.“

In dieser Nacht erhielt Lohengrin auch die Bestätigung, daß Parsival wirklich sein Vater gewesen war, und auch von dem Geheimnis des Fischers und dem des Lastträgers wurde von dem Eremiten der Schleier genommen. Der Fischer war Parsivals Vater Amfortas gewesen, und als er zu Lohengrin die Worte gesprochen hatte: „Du tötetest den Schwachen, Parsival hat den Starken getötet!“, irrte, wie der Einsiedler sagte, Parsival noch, nach dem Grale suchend, umher. „Und ebender Lastträger“, schloß der Einsiedler, „ist niemand anders als Parsival, dein Vater, gewesen.“

„Dich hat der sanfte Adel deiner Natur“, erklärte weiter der Einsiedler seinem Gaste, vor allzu großem Wirrsal und allzu großen Schmerzen bewahrt. Du ranntest in deiner Jugend nicht mit dumpfer Wut, wie Parsival, gegen jeden dunklen Vorhang an, um dich alsbald hineinzuverwickeln. Deshalb spiegelt dein Silberharnisch Himmel und Erde fleckenlos. Heftiges Wollen entspringt aus heftigen Leiden. Da du nicht gelitten hast, heftig wie Parsival, furchtbar wie Amfortas, dein Großvater, so hat auch dein Wille dich nicht zu immer wilderen Kämpfen und Leiden vorwärtsgerissen. Du bist hier, und du hörst die Glocken des Grals, und wonach du nicht suchtest, was du nicht wolltest, ward dir entschleiert:



das Geheimnis der Mutter, das Geheimnis des Vaters, Herzeleidens Geheimnis und des Amfortas und zuletzt das Geheimnis des Grals.“

Lohengrin sagte, er fühle, wie er sich Salvaterre nähere. Der Einsiedel sagte: „Du bist des rechten Weges gewiß.“ — Der Ritter fuhr fort: „Ich will eine Pilgerfahrt zu Herzeleidens und meines Vaters in Trümmer gesunkener Hütte antreten!“ — „Du kannst nicht irren“, sagte der Einsiedel, „weil du durch Mitleid zur Erkenntnis geführt worden bist.“

Immer dem Klange nachgehend, fand Lohengrin am anderen Tage einen Schutthaufen, der einst Herzeleidens Hütte gewesen war. Er stellte hier Betrachtungen über die Hinfälligkeit alles Irdischen und über die Vergänglichkeit alles dessen an, was scheinbar unverwelklich geblüht hatte. Dann kniete er nieder am Rande der kleinen Wüstenei verkohlter Balken, um sich in die Schicksale seines Vaters zu vertiefen, alle Wandlungen, die er hatte durchmachen müssen, bevor er nun glorifiziert worden war. Als er aufstehen wollte, entdeckte er eine runde, verkohlte Münze, die in der Asche sichtbar ward. Sie trug auf der einen Seite die Inschrift: Sequere deum! und auf der anderen diese: Fata viam inveniunt! Das erste will sagen: Folge Gott! und das zweite: Schicksale weisen dir den Weg.

Als Lohengrin seine Andacht verrichtet hatte, zog er weiter, immer umgeben von Glockenklang, und erreichte den See Herzeleidens, der sich einsam wie immer und trübselig wie ein Becken voll Tränen vor ihm ausdehnte. Es war der gleiche, wo sein Falke die Taube geschlagen hatte. Wiederum war es Abend geworden. Während aber das Licht der Sonne im Untergehen sich purpurn spiegelte, kam ein märchenhaftes Gefährt lautlos über das Wasser herangeschwommen: ein Kahn ohne Ruder, beschlagen mit Silber und Edelstein, der von einem Schwan an goldenen Ketten gezogen wurde. Das Läuten

aber nahm zu und ward so stark, daß sich der Wald ringsum wie von einem Sturme bog.

Nachdem der Schwan seinen kostbaren Nachen bis dicht ans Ufer vor die Füße des silbernen Schwanenritters gebracht hatte, stieg dieser in das herrliche Fahrzeug ein, das von dem stolzen Vogel wieder zurück ins tiefe Wasser gerudert wurde. Die Nacht begann, aber die Gegend ward durch das Feuer der Juwelen des Nachens erhellt, und es war köstlich und zauberisch zu sehen, wie sich der Glanz des Schwanes, der Glanz des Kahns und das Silber des ruhig und feierlich aufgerichteten neuerwählten Gralsritters im Wasser spiegelte.

Die ganze himmlische Feerie schwebte langsam über den See und alsdann durch die Mündung eines Stromes, der sein Wasser mit dem des Sees vereinigte. Hier landete der Schwan, als es eine Weile flußaufwärts gegangen war, nach einer Reise, deren Dauer Lohengrin nicht bestimmen konnte: waren ihm tausend Jahre vorübergezogen wie ein Augenblick, oder hatte ein Augenblick den Inhalt von tausend Jahren erhalten?

Am Ufer erwartete eine Schar von Gralsrittern Lohengrin. Der alte Gornemant war ihr Anführer. Seltsamerweise: der neue Gralsritter kannte ihn.

Und Gornemant sagte: „Mein Junge, wie bist du doch schön geworden.“ — Alles dieses war wie ein Traum, der die Mauern durchleuchtet und die Blindheit aufhebt, die unser irdisches Dasein beengt. Niemals hatte Lohengrin seinen Großoheim Gornemant, niemals im Leben Gornemant mit Augen Lohengrin gesehen, und doch schienen sie sich von Ewigkeit her zu kennen.

„Der Montsalvatsch“, sagte Gornemant, „ist nicht des allmächtigen Gottes Burg, und Salvaterre ist nicht der Himmel. Wir verwalten den Gral, wir bewohnen ein Zwischenreich, gleicherweise mit Himmel und Erde verbunden.“ Die Vögel sangen, Rehe und Leoparden lagen friedlich nebeneinander in Wiese und Wald, und

Gornemant wies dies alles dem jungen Ritter. „Dies alles bewirkt der Frieden des Grals und das heilige Szepter deines Vaters Parsival.“

4

Als Volk und Regent in der Residenzstadt Lohengrins ein Jahr lang vergeblich auf die Rückkunft des jungen Königs gewartet hatten, hielten die Anverwandten des Herrscherhauses den ersten Familienrat.

Von dem Vertreter der nun erbberechtigten Nebenlinie wurde geltend gemacht, wie der Drang zum Abenteuerleben, der schon Gornemant in die Fremde getrieben habe, durch das Blut Ritter Parsivals noch verschärft worden und in Lohengrin wider alles Erwarten in einem Augenblick zum Durchbruch gekommen sei, wo man die größten Hoffnungen auf ihn gesetzt habe. Ebensowenig wie Gornemant und wie Parsival werde er jemals wiederkehren.

Immerhin wartete man noch drei Jahre, bevor man einen Regenten der neuen Linie auf Lebenszeit einsetzte. Den Titel König nahm er indessen aus Angst vor der Rache des wiederkehrenden Lohengrin noch nicht an. Wie leicht konnte er sonst für einen Usurpator gehalten und dem Scharfrichter überantwortet werden. Der Regent aber nannte sich Telramund.

Telramund hatte bisher im Verborgenen gelebt und kannte Lohengrin nur vom Hörensagen. Seine Familie, die schon die weibliche Erbfolge bei Gelegenheit der Thronbesteigung Blancheflours bekämpft hatte und unterlegen war, hatte bisher ihre Zeit auf ihren entlegenen Gütern mit Gift- und Galleschwitzen zugebracht, ohne daß ihr jemals einer ihrer gehässigen Anschläge auf die verwitwete Königin Blancheflour und Lohengrin, ihren „geckenhaft eitlen Sohn“, anders als zum eigenen Schaden ausgeschlagen wäre. Telramund war von finstrem Gemüt und seine Regentschaft durch Taten der

Hoffart und hämischen Grausamkeit ausgezeichnet.

Er nannte den verschollenen Parsival einen Narren und Abenteurer, Lohengrin einen weibischen Gecken, die tote Blancheflour ein weinerliches und verrücktes altes Weib und alle drei ein Kleeblatt, wo ein Blättchen des anderen würdig gewesen wäre. Das Königtum, sagte er, das man ihnen zugeschrieben habe, sei angemaßt. Telramund hatte den gelehrten Araber aus der Bibliothek gejagt samt allen gelehrten Doktoren, die darin arbeiteten, weil er selber nicht lesen konnte und der Ansicht war, Bücher, die er nur alte Scharteken nannte, brächten die Menschen um ihren Verstand.

Als Telramund sich zum König machte, im sechsten Jahre, nachdem Lohengrin verschwunden war, ließ er auf dem Markte der Stadt einen riesigen Haufen Bücher zusammenschleppen und unter dem Jauchzen des Volkes in Brand stecken. Bei dieser Gelegenheit gingen auch die meisten Bücher, die das Geheimnis des Grals behandeln, leider in Flammen auf. Telramund entbehrte indessen nicht des Mutes und einer düsteren Ritterlichkeit. Nicht nur die Arme seiner Henker waren gefürchtet im Land, sondern beinahe noch mehr er selbst und sein eigener Arm. Im letzten Jahre, bevor er sich selbst die Krone aufsetzte, gab es keinen weit und breit, der ihm beim ritterlichen Turniere standhalten konnte, und in blutigen Zweikämpfen hatte er ohne Gnade einer Menge gefürchteter Gegner den sporenklirrenden Fuß auf den Nacken gesetzt. Telramund gab keinen Pardon, und jeder mußte unfehlbar sterben, den er besiegt hatte.

Vielleicht war Telramund deshalb so hochfahrend, weil er innerlich furchtsam war, und deshalb so leicht zu beleidigen, weil er kein gutes Gewissen hatte. Er sah jeden Menschen mit einem schielenden Blicke an, weil er Grund hatte, jedem zu mißtrauen. Da ihn niemand liebte, so gab er allen den offenkundigsten Haß zurück.

Elsa, die verwaiste Tochter des Herzogs von Limburg

und Brabant, war eine reiche Erbin, auf die Telramund schon im ersten Jahre seines Königtums mit dem Gedanken einer Ehe sein Auge richtete. Die schöne junge Dame war, ähnlich wie früher Blanche flour, beinahe noch Kind, zur Herrschaft gelangt. Sie zählte, als Telramund ihren Hof besuchte, kaum siebzehn Jahre. Sie selber und alle übrigen merkten es wohl, was der hagere, hochgewachsene, schwarzbärtige König für eine geheime Absicht hatte. Aber niemandem, und am allerwenigsten der jungen Herzogin Elsa, war er angenehm. Es kam hinzu, daß man allgemein die Rechtmäßigkeit seines Königtums bezweifelte.

Telramund merkte nicht oder wollte nicht merken, mit welchen Empfindungen man seine Ankunft und sein Bleiben am Brabanter Hofe betrachtete. Die Umgebung der jungen Herzogin beschränkte sich, ihm gegenüber, auf die allerunumgänglichste Höflichkeit. Allein der gefährliche Abenteurer wich und wankte nicht, selbst dann nicht, als es der letzte Stiefelputzer im herzoglichen Palaste merken mußte, daß er ein ungerne Gesehener, lästigfallender Fremder war.

Freilich, ganz offen gegen ihn mit der Sprache herauszurücken wagte man nicht; denn man spürte recht wohl den Willen von Eisen in Telramund, man spürte den höchst gefährlichen Mann, dessen festen Entschluß nur der Tod zu brechen vermochte. Dies erkannte auch Elsa von Brabant, und wenn sie es nicht erkannt hätte, so würden es ihr die besorgten Worte und Mienen ihrer Räte bewiesen haben.

Die schöne Herzogin, die Sorgen und Leiden bis dahin ernstlich noch nicht kennengelernt hatte, durchlebte nun Wochen und Monate, in denen ihr heiterer Jugendhimmel sich nach und nach zu einer gewitterschwangeren Nacht verfinstert hatte. Niemanden fürchtete sie und haßte sie so wie den König Telramund, der sie in täglicher Gegenwart mit dem unentrinnbaren

Blick einer Schlange fesselte. Er schien ihr ein Zauberer, schien ihr der Böse selber zu sein, der mit Gott weiß wem um ihre Seele gewürfelt habe und sie nun in die ewige Verdammnis abholen wolle. Man riet ihr, äußerlich freundlich mit ihm zu sein. Aber sie zitterte und verriet ihre Furcht, sooft er sich ihr mit kriechender Miene annäherte. Immerhin sprach sie öfters mit ihm und mehr, weil sie erkannte, daß höchstens sie selbst die Kraft besaß, ihm seinen Entschluß zu verleiden.

Nach Monaten war aber jedes Mittel umsonst versucht, und Telramund war der gleiche geblieben.

Sie sagte, sie werde niemals heiraten. Er lächelte kriechend und glaubte ihr nicht. Sie bekannte offen, sie liebe ihn nicht. — Das werde sich finden, sagte der König. Sie ward heftig und rief, sie hasse ihn. — „Wenn es Euch Freude macht“, sagte er, „haßt mich; ich fürchte den Haß junger Weiber nicht.“ Sie drohte, sie werde ins Kloster gehen. Er sagte: „Dann müßte ich eine Nonne heiraten.“ Die Arme bat ihn, sie flehte ihn an, von ihr abzulassen. Kurz, es blieb an diesem harten Felsen nichts unversucht, und nichts vermochte ihn um Haaresbreite vom Fleck zu rücken.

Da er den Räten zu verstehen gab, er werde, wenn man ihm Elsa verweigere, Brabant und Limburg mit Krieg überziehn, so sah man kein Mittel, wie man sich seiner entledigen könnte. Schließlich aber mischten sich andere, benachbarte Herrscher ein und bedeuteten Telramund, daß sein Betragen mißfällig sei und, falls er nicht heimzöge, einen allgemeinen Aufstand zu Gunsten der jungen bedrängten Herzogin herbeiführen könnte. Da aber zeigte sich die niedrige und verbrecherische Seele Telramunds; denn nun log er mit dreister Stirn, daß die schöne Herzogin ihm die Ehe versprochen habe.

Durch diese Gemeinheit war Telramund in den Augen der Wissenden zum Schurken gestempelt. Aber die Fernerstehenden konnten nicht wissen, wie seine

hunderttausende arme Opfer forderten; sondern die Seele eines gequälten Kindes, einer Waise, die ihren Peinigern gegenüber keine Hilfe besaß, genügte mitunter, um die Glocke im Innern der Erde gewaltig in Bewegung zu setzen.

Feierlich wiederholte sich Tag für Tag in der Gralsburg das Abendmahl, in dem der König mit den elf Herzögen vom Gral die Tafelrunde bildete. Gralskönig war jetzt Parsival, jener arme Lastträger, der seinem — ihn damals nicht erkennenden — Sohn Lohengrin die Wunder des Grals eröffnet und den Jüngling jetzt in die Gralsgemeinschaft gezogen hatte. Der Sitz des Königs war nicht erhöht, aber der Platz zu seiner Rechten, der dreizehnte in der Runde, frei gelassen. Auf diesem Platz stand ein aus purem Golde getriebener, mit Edelsteinen besetzter Stuhl, über dem eine goldene Taube an einer goldenen, mit Edelsteinen ebenfalls reich verzierten Kette hing. Dieser Platz war dem Heiland der Welt bei seiner endlichen Wiederkunft, die man stündlich erwarten konnte, vorbehalten. Zur Rechten des leeren göttlichen Stuhles saß Amfortas, der Vater Parsivals, den dieser gesund gemacht hatte und im Königtum abgelöst. Zur Linken Parsivals wiederum saß Gornemant. Lohengrin hatte seinen Sitz von seinem Vater und König drei Plätze und vier Plätze von Amfortas entfernt angewiesen erhalten. Alle Glieder der Tafelrunde liebten und verehrten einander mit Herzlichkeit; aber der jüngste unter ihnen, der Schwanenritter, war zu ihrer aller Liebbling erhoben worden.

Wie immer, setzten sich eines Abends die Herren zum Mahl, nachdem sie feierlich aller derer gedacht hatten, denen sie zur Zeit ihres groben irdischen Wandels wehe getan hatten und die, ohne das Zwischenreich zu berühren, ins Jenseits erlöst worden waren: so Herzeleide, so Blancheflour. Zu diesen Mahlzeiten wurde keineswegs der blutende Speer oder der Gral ins

Zimmer getragen; denn durch diese Symbole und ihre Wunderkraft wurde nur die Seele geheiligt und mit heiliger Speise genährt. Wenn die Runde tafelte, war jedesmal die Messe des heiligen Grals im Dom vorangegangen. Die Nahrung der Männer aber bestand aus Milch, Brot und Früchten, wie sie die Herde, das Feld und der Garten gab. Es fehlte der Wein. Man trank neben der Milch nur klares Quellwasser. Man hatte gegessen und getrunken und sich von der unendlichen Güte des Weltheilands unterhalten. Da plötzlich schien die Grundfeste der Burg Montsalvatsch wie durch unterirdischen Donner erschüttert, und das ganze Gebäude fing dermaßen zu beben an, daß man seinen Einsturz fürchtete. Parsival aber erhob sich nicht, wie die erbleichende Tafelrunde erwartet hatte, sondern legte nur seine gefalteten Hände und seine Stirn im Gebet auf den Tisch, was ihm die anderen schweigend nachmachten.

Von da ab dauerte das Erdbeben die ganze Nacht und am Morgen noch einige Stunden lang, so daß ganz Salva-terre davon erschüttert wurde. Gegen Mittag aber des folgenden Tages ließ König Parsival die gesamte Ritterschaft des Grals gegen alle Gewohnheit zusammenrufen und gab Befehl, die große Gralsmesse im Dome zu zelebrieren.

Unter der gewaltigen inneren Musik der Domkuppel, beim Brausen der Gralsglocke und beim Rollen und Donner der unterirdischen Glocke der fordernden Gerechtigkeit, wurden die kristallene Schüssel des Grals und der blutende Speer in Prozession zum Altar getragen. Diese Reliquien waren bei der Kreuzigung Jesu Christi gebraucht und durch Josef von Arimathia mit in den Norden von Europa gebracht worden. Als die Zeremonie vorüber war und der Gralskönig durch Berührung der Gegenstände sich neu geheiligt hatte, winkte er von den Stufen des Altars mit der Hand und begann mit lauter Stimme zu reden.



„Gott hat mir eröffnet“, sagte Parsival, „daß ich meinen lieben Sohn Lohengrin aus den Grenzen von Salvaterre in die Welt senden muß, damit er dem Schwachen gegen den Starken beistehe und ein irdisches Schicksal auf sich nehme, bevor er aufs neue mit uns an der Tafelrunde von Montsalvatsch der Zukunft des Heilandes wartet.“ Kaum aber daß Parsival das gesagt und auf die Frage an Lohengrin, ob er bereit sei, zu gehen: „Ja, wie, wann und wohin du willst!“ zur Antwort erhalten hatte, ward es still, und zugleich mit der Gralsglocke war der Lärm des unterirdischen Donners verstummt, so daß in den Schauern einer plötzlich vorhandenen Grabesruhe nur die laute Klage aller um Lohengrins nahes Scheiden gehört wurde.

Es war aber Elsa von Brabant bescheidenes, in der Stille verrichtetes Gebet gewesen, das Salvaterre so gewaltig erschüttert hatte. Sie hatte den Himmel angefleht, er möge den schicken, und müsse es ein Engel des Himmels sein, der Telramunds Lügen und seine freche Gier öffentlich im Gottesgericht entkräfte.

## 6

Zu Antwerpen, der Residenzstadt Elsas von Brabant, war der Tag des Gottesgerichtes herbeigekommen, der über das Geschick der schönen und jungen Herzogin von Brabant und Limburg entscheiden sollte. Der große Turnierplatz am Ufer der Schelde war für einen ganz besonders großen Zulauf von Menschen hergerichtet worden. Aber die neuen Tribünen selbst genügten nicht, und meilenweit bedeckte das Volk die Ebene. Die Schelde war von dichtbesetzten Schiffen schwarz, als die Stunde kam, wo Telramund seine Anklage wider die Landesfürstin mit dem Schwerte beweisen sollte.

Herzogin Elsa hatte die ganze Nacht im Gebet zu Gott gefleht, daß sich ein Ritter und Retter finden möge, der Telramund und seine Verleumdung zugleich

in den Staub zu werfen willig und fähig sei. Und bei dem Gedanken, ein solcher Ritter und Retter werde auftreten, schwoll ihr Herz bereits gegen diesen vor Dankbarkeit. Bevor er erschien, war er für sie mit allem Glanze der Jugend und Schönheit umgeben, und ihre sehnsuchtsvolle Erwartung verbreitete die Glorie eines Cherubs um ihn.

Ist es richtig, daß Gottes Hilfe am nächsten ist, wenn die Not ihren höchsten Gipfel erreicht, so mußte im Falle Elsas Gottes Hilfe wohl nahe sein. Hatten sich doch bis jetzt Kämpfer, die auf Tod und Leben mit Telramund in die Schranken zu reiten willens waren, nicht angemeldet. Dieser furchtbare Mensch hatte schon einige der Großen des Landes, die ihn, der Wahrheit gemäß, ins Gesicht einen niederträchtigen Schurken genannt hatten, lange vor dem Tage des Gottesgerichts in den Staub gelegt und dem ewigen Schweigen überantwortet.

Der Augenblick kam, wo der Sitte nach Herzogin Elsa mit ihrem großen Gefolge unter einem Baldachin Platz nehmen mußte, um dem Kampfe persönlich beizuwohnen. Sie war sehr blaß, sie hatte ihr Antlitz mit Schleiern verhüllt, weil sie vor der Menge des Volkes ihr Unglück und ihre Tränen nicht preisgeben wollte. Aber der Herzog von Kleve zwang sie, die Schleier abzutun und ihr Antlitz der unübersehbaren Menge preiszugeben. Sie habe keinen Grund, sagte er, furchtsam zu sein, wenn sie ein reines Gewissen habe. Und wenn ihr Gewissen belastet sei, so müsse sie erst recht durch zur Schau getragenen Stolz den Schein des Rechts zu wahren wissen.

Alle Welt liebte und verehrte die junge Herzogin. Sie war gewohnt, überall, wo sie sich öffentlich zeigte, vom Jubel des Volkes umwogt zu sein. Als sie indessen jetzt auf dem Turnierplatz erschienen war, hatte sie nicht das leiseste Zeichen der Freude oder des Beifalls

aus der dumpferbrausenden Menge wahrgenommen. Nun man ihr liebliches, märchenschönes Antlitz wieder erblicken konnte, kam Bewegung in die Menge der Zuschauer. Aber es ist eine sonderbare Tatsache, daß eine große Menschenmasse, die auf ein blutiges Schauspiel wartet, zwar bereit ist, den Sieger auf Händen im Triumph davonzutragen, aber fast noch gieriger darauf brennt, den Besiegten eigenhändig zu steinigen: wobei die Schönheit des Opfers, sein bisheriges beneidetes Glück die grausame Wollust der Vernichtungsraserei nur noch steigert.

Der Herzog von Kleve sagte zu seiner Nichte Elsa von Brabant: „Wenn Telramund siegt, wirst du vor niemand, Weib oder Mann, Kind oder Greis, Fürst oder Lastträger, in dieser ganzen ungeheuren Menschenmenge Gnade finden.“ — „Ich weiß es“, sagte die Herzogin. — „Dann“, fuhr er fort, „fehlt nur noch, daß Telramund vor aller Welt sein Visier öffnet und mit weithin schallender Stimme öffentlich auf eine Hand wie die deine verzichtet. Dann werde Nonne und laß dich einmauern!“

Es war nicht anders, als wenn sich ein Sturm auf dem Meere erhöbe, so schwoll das Gebrause der Menschenmenge, als Telramund in die Schranken ritt. Die lange, zähe Reckengestalt saß auf einem breiten, schwarzen brabantischen Roß und war von oben bis unten schwarz gepanzert. Er schien der Tod, der furchtbare Unüberwindliche selber zu sein, und jedermann bedauerte den, der sich mit ihm in den ungleichen Kampf einlassen würde. Wie ein schwarzer Berg standen Reiter und Roß auf gepflanzt, der schwere Gaul wie ein Leichenwagen mit schwarzem Tuch verhangen. Oder wie ein mächtiger Katafalk, ein Sarg, den der grausige Tod nur als Pferd benutzte. Unter alledem steckte Telramund, der sich freute, als er bemerkte, welches Grausen, hier am lichten Frühlingsmorgen von ihm ausgehend, sich unter der blutbegierigen Menge verbreitete.

Jetzt wurde durch vier Herolde an vier Enden der Bahn und nach vier Himmelsrichtungen die Klage Telramunds, der Gegenstand des Gottesgerichtes, ausgeschrien. Es wurde gesagt und dreimal nacheinander gesagt, daß derjenige Kämpe jetzt zu erscheinen und in die Schranke zu reiten habe, der Telramund einer Lüge zeihe. Die halbe Stunde nach dem ersten Ausruf jedoch verstrich, ohne daß sich zu dem schwarzen verummten Berg in der Stechbahn ein anderer, ähnlicher Berg gesellt hätte. Als nach dem zweiten Ausruf wiederum eine Zeit vergeblichen Wartens verstrichen war, schien es Elsa, der Herzogin, als wenn ihr ein Henker die Halsschlinge mehr und mehr zuzöge. Wie jemand, der zu sterben glaubt, verhüllte sie sich.

Da sagte der Herzog von Kleve zu ihr: „Wenn nun der dritte Ausruf ebenso lange vorüber ist, so mußst du dich auf eine höchst sonderbare allgemeine Ehrenbezeugung gefaßt machen. Du wirst einen Hagel oder einen Regen erleben, der von der sonstigen Art des Hagels oder Regens einigermaßen unterschieden ist. Aber denke nur nicht an Manna-Regen! Auch an die Wachteln bei dem Auszug der Kinder Israel in der Wüste denke nicht! Auch kommt dieser Hagel und Regen nicht senkrecht vom Himmel, sondern waagrecht oder schräg von der Erde heraufgeflogen. Kurz, ich fürchte, wir werden hernach einen Handel mit faulem Obst und Käse, Brocken von Brot und fettiger Wurst und dergleichen eröffnen können.“

Und zum dritten Male riefen die Herolde nach lautem Trompetengeschmetter den Ruf zum Kampf in alle vier Winde hinaus.

Bis zu diesem Augenblick hatte die Aufmerksamkeit der Menge sich nur zwischen der Herzogin und dem regungslosen Sargreiter auf der Turnierbahn geteilt. Jetzt kam ein Geräusch von der Schelde her, das alle Augen und Ohren dorthin lenkte. Und dieses Geräusch schwoll nach

und nach zu einem jubelbrausenden Sturme auf. Noch wußte man nicht, worum es sich handelte. Aber man sah, wie die von Menschen schwarzen Schiffsverdecke im Strom in Bewegung geraten waren und jedermann mit Hüten, Tüchern, Schleiern und Händen wie wahnwitzig in den Strom hinabwinkte. Da brach beinahe auf den Tribünen der Stechbahn eine Panik aus, und binnen kurzem waren aus der wimmelnden Menschenmenge nur noch wenige auf dem gähnenden Holzgerippe der Bänke des Amphitheaters zurückgeblieben. Wolken von Menschen, wie vom Winde gegen den Strom getrieben, wälzten sich draußen über die Ebene, so daß die schwarze Vermummung in der Arena, ja der ganze Turnierplatz bald wie nach vollendetem Schauspiel vereinsamt schien.

Da sagte der Herzog von Kleve zu Elsa: „Was ist denn los? Die Leute sind wahnwitzig.“ Aber ein Bote kam gelaufen, der, als ob er einen unerschöpflichen Atem und einen unerschöpflichen Vorrat ein und desselben Wortes loswerden wollte, in einem fort: „Mirakel! Mirakel! Mirakel!“ rief.

Und wirklich, was auf der Schelde zu sehen war, konnte nicht wohl anders bezeichnet werden. Auf einer breiten und flachen Fähre, die ein Schwan vom Meere aus gegen den Strom aufwärtszog, kam ein in Silber gepanzerter Ritter zu Pferde herangeschwommen. In seinem Helm, der von edelster Arbeit war und einen Schwan darstellte, blitzte das Frühlingslicht. Es funkelte von den silbernen Schuppen des Panzers, der die hohe Reckengestalt umkleidete, eine Gestalt, deren ruhiger Adel auf alle Männer und Frauen einen hinreißenden Eindruck machte.

Unter dem Jubel des Volkes zog der Schwan die Barke ans Land, und nachdem das milchweiße Roß sie unter der Last des silberklirrenden Ritters mit leichtem Sprunge verlassen hatte, kam es, mit rosigen Hufen

prüfend, durchs seichte Wasser geschritten, bis es auf blumigem Anger stand. Da war für den Ritter ein schweres Durchkommen; denn Wogen von schreienden, winkenden, Heil und Willkommen rufenden Menschen umbrandeten ihn. Lohengrin, nach dem Gebote des Grals, kam mit offenem Visier, und so machte sein mildes, von der Sonne gebräuntes Antlitz mit dem weißlich-blonden Spitzbart und den blonden, buschigen Augenbrauen über meerblauen Augen, daß ihm die Herzen aller zuflogen. Da war nicht einer, dem er nicht schon jetzt als ein vom Himmel gesendeter Retter der Frauenehre Elsas und als der Sieger im Gottesgericht erschien. Und nun staute sich also die Sintflutwoge des Volks und kam brausend gegen den Turnierplatz zurückgeflutet. Man erkannte, wie doch eigentlich die durch Telramunds Behauptung so bitter verunglimpfte Herzogin aller Liebling war. Man erkannte es an der Wucht und Gewalt, womit der eisige Bann über den Seelen der Menge zersprengt und von der Liebe des Volkes in hohen Wogen durchbrochen wurde.

„Setze dich“, sagte der Herzog von Kleve zu Elsa, die, heftig mit dem Schleier winkend, ihrer vor Freude und Hoffnung nicht mehr mächtig, aufgesprungen war. Aber sie sagte: „Verschont mich mit Euren guten Lehren, Herr Herzog! Ich lege auf eine Vormundschaft wenig Wert, die nicht fähig ist, die beleidigte Ehre ihres Mündels nötigenfalls mit dem Schwert zu verteidigen.“

Telramund war unter seiner Vermummung inzwischen nicht aus dem Staunen herausgekommen. Nachdem er zuerst recht wohl bemerkt hatte, daß die Menge von seiner drohenden Majestät eingeschüchtert worden war und seine Partei ergriffen hatte, machte ihn jetzt ihr offenkundiger, unvermittelter Abfall fassungslos, und er knirschte das Wort „Feige Canaillen!“ durch die Zähne. Er gehörte zu jenen tapferen Leuten, die ihre Pläne mit einiger Ruhe nüchtern durchrechnen und die

es nicht begreifen können, wenn eine höhere Fügung ihren vermeintlich sicheren und gerechten Gewinn zunichte macht.

Volksgunst trägt, Volkshaß erschlägt. Wie im Triumph ward der silberne Kämpe, gleichsam in einem Meer der Begeisterung, herangetragen. „Schon haben mich diese wankelmütigen Massen verraten“, knirschte Telramund, „und um eines beliebigen Herrchens willen dem Tod überantwortet. Aber ich denke“, so schloß er die Überlegung, „die Entscheidung liegt nicht in hunderttausend Bier- und Schnapsgurgeln, sondern in meiner eigenen Hand.“

Er blickte auf und traf auf die Glanzgestalt Lohengrins ihm gegenüber. Da mußte er sich gestehen, daß in dem lächelnd grübenden Gegner Kraft und Sanftmut auf eine wunderbare Weise vereinigt waren. Und wenn er an Elsa dachte und sich selber mit seinem Rivalen verglich, so krümmte sich seine getretene Eitelkeit, und es gab für seinen Stolz keinen Balsam. Vergeblich aber suchte er in den treuherzig blickenden, offenen Augen des Gegners nach einem Zucken von jenem Gift, das ihn selbst bis zum Rand mit Mordwut anfüllte. Es befremdete und beunruhigte ihn, daß der Schwanenritter von dem blutigen Sinn des Spiels scheinbar gar keine Ahnung hatte: denn wie hätte er sonst wohl, mit tiefer Neigung des Helmes, einem weißgekleideten kleinen Mädchen an der Brüstung der Tribüne lachend eine rote Pomeranze vom Pferd herunter gereicht. Dies konnte ein Ausdruck der Geringschätzung für den schwarzen Koloß und also eine Herausforderung des Gegners sein; aber dazu war in dem harmlosen Vorgang zu viel ungesuchte Anmut und Selbstverständlichkeit. Er machte die Menge von Beifall auftoben. Erstaunt sah der silberne Ritter sich um und brachte augenscheinlich die ungeheuere Huldigung nicht mit sich, seiner Pomeranze noch dem kleinen weißgekleideten Kinde

in Zusammenhang. Immerhin war es eine frevelhafte Gleichgültigkeit und unverschämte Furchtlosigkeit, dachte Telramund, einem Feinde wie ihm selbst gegenüber, und so zitterte er vor Begier und Kampfeswut dem Trompetengeschmetter des Herolds entgegen, das den blutigen Strauß eröffnen sollte.

Endlich standen die Kämpfer einander turniergerecht gegenüber. Und nun erkannte Telramund an der Inschrift des Schildes, den sein Gegner trug, daß er ihn schon einmal im tiefen Walde aufgesucht, ihn bekämpft hatte und ihm unterlegen war.

Die Inschrift lautete:

Dem Starken ein Trutz,  
dem Schwachen ein Schutz!

Er war also kein anderer als Ritter Hilfreich, in dessen Vermummung er den verschollenen Lohengrin vermutete. Da fühlte Telramund, wie die Hand des nahen Todes eiskalt über seinen Rücken glitt und daß er den einzigen ihm wahrhaft furchtbaren Gegner gefunden hatte.

Nun aber stellte sich zum Befremden der Menge ein Herold ein und erklärte im Auftrag des Schwanenritters, daß dieser ein geharnischter Bote des Friedens sei und Telramund im Namen Gottes ersuchen lasse, sich selbst durch Reue und Geständnis der Schuld zu ehren. Dieser Entschluß, so hieß es, werde Blutvergießen verhindern und ihm vor aller Welt zur Ehre gerechnet werden.

Kaum hatte der Herold dies gesprochen, als sich die Menge wetterwendisch von Lohengrin abwandte, weil sie fürchtete, sie solle um ein blutiges Schauspiel gebracht werden. Man gab sich den Anschein, als glaube man in dem Schwanenritter nichts anderes als einen feigen, geckenhaften Schauspieler vor sich zu haben. Man schrie: „Feigheit! Feigheit! Schlag ihn nieder! Renn ihn über den Haufen, Telramund!“ Rufe, die diesem eine Wut und Verwegenheit der Verzweiflung einflößten.



Er ließ durch seinen Herold erklären, er lehne den knabenhaften Vorschlag des Ritters von der Flaumfeder mit Entrüstung und Verachtung ab. Eine Erklärung, die ihm Stürme des Beifalls einbrachte.

In Schauern der neuerwachten Hoffnung und dann wieder der Spannung wegen des endlichen Ausgangs war inzwischen Herzogin Elsa gleichsam mehrere Tode gestorben. Auch sie war ein wenig enttäuscht, als es so aussah, als wenn ihr Ritter den unvermeidlichen Kampf umgehen wollte. Kaum aber verhallte in der Luft, aus dem Munde des Herolds, Telramunds beißend bittere neue Herausforderung, als der silberne Ritter, zugleich mit dem schwarzen, ruhig den gehörigen Abstand nahm, das Visier verschloß und blitzschnell, wie ein Knäuel von Licht und Glanz, gegen die schwarze Vermummung anprallte.

Das ganze Ereignis war so schnell gekommen und vorübergegangen, daß die meisten der Zuschauer glaubten, der Kampf habe noch nicht angefangen, obgleich er bereits entschieden war. Denn Telramund hatte einen ebenso jämmerlichen als furchtbaren Fall getan und zappelte hilflos auf der Erde. Es gelang ihm dann noch mit Mühe, halbkniennd das Schwert zu ziehen, als sich der silberne Ritter vom Pferde geschwungen hatte und mit großen Schritten auf ihn zustürmte. Und nun zeigte sich, wie auch in diesem Ritter Hilfreich, der den sanften Schwan zur Helmzier gewählt hatte, der dumpfe und blinde Jähzorn seines Vaters Parsival auflodern konnte. Der Gralsritter riß dem Verleumder den Helm vom Haupt, das Schwert aus der Faust und schlug ihn mit der gepanzerten Rechten nieder, mit furchtbarem Laut, wie wenn man ein Tier mit der Axt erschlägt. Die Weiber kreischten und wurden ohnmächtig. Die silberne Rüstung des Schwanenritters war, wie bei einer häßlichen Schlächtereier, von Blut gefärbt, das seinem Opfer stoßweis aus Mund und Nase stürzte.

Nachdem das Gottesgericht entschieden war, wurde der Ritter im Triumph in den herzoglichen Palast geleitet, wo ihm eine Flucht von Zimmern zur Wohnung angewiesen ward. Eine Anzahl von Dienern wartete ihm auf, er wurde des Panzers entledigt und dann vor allen Dingen ins Bad geführt. Einige Stunden brachte der Sieger damit zu, in heißen Dämpfen oder heißer, trockener Luft zu liegen, in kühlen Wasserbassins herumzuschwimmen, kalte Brausen über sich ergehen zu lassen und Ähnliches mehr. Man knetete ihn, man trocknete ihn. In reinliches Linnen gewickelt, legte man ihn auf ein weiches Lager, damit er vom Mord und von den Strapazen des Kampfes ausruhe.

Erst am folgenden Tage ward er der jungen Herzogin vorgestellt.

Der Herzog von Kleve und andere Große hatten sich bereits vergeblich nach Namen und Herkunft des Schwanenritters erkundigen lassen. Als Lohengrin eine ähnliche Frage in den schönen Augen Herzogin Elsas zu erkennen glaubte, sagte er nach einer tiefen Verbeugung dieses zu ihr:

„Ich gehöre einem geheimen ritterlichen Orden an, dessen Aufgabe es ist, zum mindesten die schwersten Ungerechtigkeiten in der Welt nach Möglichkeit zu verhüten. Gern würde ich Euch meinen Namen sagen, aber da der Großmeister unseres Ordens es verbietet, darf ich es nicht.“

Darauf antwortete ihm die lieblich errötende junge Herzogin: „Herr Ritter, Ihr habt so Großes für mich getan, daß es wohl mehr als undankbar wäre, wenn ich mich mit Eurer Erklärung nicht begnügen wollte...“ Der Herzog von Kleve aber warf ein: „Aber meine liebe, durchlauchtigste Nichte, so einfach sind diese unerledigten Fragen nicht aus der Welt zu schaffen... Der Ritter muß...“

Aber da blitzten Elsas Augen, und sie sagte in einem ganz neuen Ton, ebenso kurz als unwidersprechlich: „Mit Verlaub, Herr Oheim, nichts mehr davon!“

Hierauf bat sie den Ritter um seinen Arm, um mit ihm in den großen Bankettsaal zu schreiten, wo alles für eine große Tafel zu Ehren des Retters hergerichtet war.

Lohengrin saß bei Tische neben ihr, und unter dem Lärm der Tischmusik wurde im Laufe des Festes immer wieder aufs neue seine und der schönen von ihm erretteten jungen Herzogin Gesundheit ausgebracht.

„Warum eßt Ihr so wenig und überhaupt weder Fleisch noch Fisch und trinkt keinen Wein, Herr Ritter?“ fragte die Herzogin Lohengrin. — „Ich habe ein ziemlich strenges vierzehntägiges Fasten einzuhalten“, sagte der Ritter, „bevor ich von dem Blut der Gewalttat gereinigt bin. Aus diesen und anderen Gründen“, fuhr er fort, „muß ich Euch nach der Tafel um Urlaub bitten.“ —

„Müßt Ihr uns schon verlassen? Das würde mir ganz unendlich wehe tun“, sagte da ganz unwillkürlich die junge Herzogin.

Und Lohengrin mußte ihr versprechen, er werde nach vierzehn Tagen wiederkehren und keinesfalls in die Verborgenheit seines geheimnisvollen Ritterordens zurücktreten, ehe er nochmals seinen Abschied von ihr genommen habe.

Dann ritt er fort, und zwar zu dem Einsiedler.

„Was führt deine Heiligkeit in die niedere Hütte deines Knechtes?“ sagte der Eremit zu Lohengrin. „Ich bin ein elender Erdenwurm, und du bist der Glorie des heiligen Grals teilhaftig geworden.“ — „Ich möchte in deiner Zelle mit Gott dem Herrn im Gebete ringen“, sagte Lohengrin. — „Das wird dem engen Heiligtum meines Herzens“, sagte der Einsiedler, „zum ewigen Ruhm gedeihen“, und er beeilte sich, die kleine kahle Gebetszelle für den Aufenthalt des gefeierten Gralsritters herzu-

richten. „Ich habe“, fuhr der alte Klausner, indem er das Laub von den Bänken kehrte, zu reden fort, „wie du siehst, mein Heiligtum mit Zypressen umgeben. Es sind ihrer vier; die erste habe ich Herzeleide, die zweite Amfortas, die dritte habe ich Parsival, die vierte nach dir genannt. Sie sollen das Andenken derer wachhalten, die nacheinander zur Zeit ihrer irdischen Wallfahrt bei mir anklopfen.“

Zwei Tage und Nächte blieb der Gralsritter verschlossen in seiner Zelle mit Gott allein, um vor ihm seine durch allerlei Umstände in Zweifel verwickelte Seele auszuschütten. Er habe, sagte er, allezeit den Schwachen gegen den Starken gedient, sei aber schließlich wider alles Verdienst in die Gemeinschaft des Grals erhoben worden. Nun habe der König des Grals ihn wiederum in die Welt gesandt, und er sei im Dienste des Grals zum Vollstrecker eines Todesurteils, zum Mörder geworden. Diese Tat, sagte er, habe seine bis dahin freie und beflügelte Seele schwer wie Blei gemacht. Sie sei von Schuld und Sünde belastet. Trotzdem aber sei es ihm nicht so dringlich und eilig, wie er geglaubt habe, in das Bereich der Segnung und Sühnung des heiligen Grals zurückzugelangen. Er klage sich an; denn er sei in einem gewissen Sinne dem unverbrüchlichen Gralsgelübde untreu geworden. Die einige Liebe zum Gral und nur zum Gral sei nicht mehr, oder wenigstens sei ein Teil davon abgespalten. Wenn er jetzt den Weg zum Grale zurückgehen solle, würde er, so bekannte er Gott, wie sein Vater Parsival in die Irre gehen. Gewiß, er könne durch ein bestimmtes Zeichen den heiligen Schwan und die Fähre herbeirufen. Käme jedoch der Schwan, und er, Lohengrin, zöge mit ihm im Boot dahin, so käme ihm das nicht anders vor, als wenn man ihn gefangen fortschleppte. Kurz, er besäße sein Herz nicht mehr, das er durch einen unbegreiflichen Zauber an die schöne Herzogin Elsa von Brabant verloren habe.

„Ich habe sie gerettet“, sagte er, „und in wessen Hut soll ich die Wehrlose nun zurücklassen? Ich fühle, sie und keine andere ist der Schwan, dessen Zeichen ich von jeher ahnungsvoll als Helmzier geführt habe.“

Und Lohengrin weinte bitterlich.

Als nach einiger Zeit der Gralsritter vor die Zelle trat und von ungefähr den Baum berührte, den der Einsiedelmann zum Andenken Herzeleidens gepflanzt hatte, da war es, als seufze der Baum:

Denk, daß die Welt  
verspricht, nicht hält!  
Brich ab dein Zelt!  
Vergiß die Welt,  
du Gottesheld!

Aber als der Ritter gedankenvoll die Zweige des anderen Zypressenbaumes anfaßte, den der Eremit zu Ehren des Amfortas gepflanzt hatte, da tönte der Baum:

Du Helde jung,  
Erdenweh schafft Läuterung!

Zugleich aber war irgendein kleiner Gegenstand auf die Erde gefallen. Der Gralsritter beugte sich und erkannte die alte Münze, die er in der Asche von Herzeleidens Hütte gefunden hatte und seitdem als Talisman mit sich trug. *Sequere deum!* und *Fata viam inveniunt!*: diese beziehungsreichen Inschriften wurden ihm in einem so wichtigen Augenblick zu Gemüte geführt, und zwar dadurch, daß sich die Münze, seit er sie trug, zum ersten Mal von ihrem goldenen Kettlein gelöst hatte. Nun trat er zum dritten, dem Andenken Parsivals geweihten Baum, den der Wind eben stark bewegte, und sobald er ihn anfaßte, kam Gornemant gelassen und ernst durch den Wald geritten. Was diese beiden Diener des Grals dann miteinander gesprochen haben, gehört in die geheimen Schriften von Montsalvatsch und Salvattere hinein. Nur so viel ist wichtig: Gornemant brachte die Einwilligung zur Vermählung Lohengrins vom

Gralskönig. Nur eine Bedingung ward gestellt, die dahin lautete, daß die künftige Gattin das Versprechen ablegen müsse, Lohengrin niemals nach seinem Vater und nach seiner Herkunft zu fragen.

Eine Stunde später kam Elsa von Brabant auf weißem Zelter mit vielen Herren und Damen nach der Einsiedelei geritten. Die Damen stiegen von den Pferden und bildeten einen Reigen um Lohengrin, und er wurde mit Blumenketten umwunden. Bei der Rückkehr ins Schloß hatten sich Elsa und ihr Ritter auf ihren Pferden gemeinsam etwas vom Weg verirrt und von der Gesellschaft abgesondert. Der Wald wurde dichter, sie mußten absteigen, aber Gott sei Dank schien der Mond, und es näherte sich eine laue Nacht.

Da war es kein Wunder, wenn beide sich ihre heiße Liebe bekannten. Aber eingedenk der Befehle des Gralskönigs mußte Lohengrin seiner jungen Braut alsogleich die eine und einzige Bedingung ihres Glückes mitteilen. Da sah sie ihn voller unendlicher Liebe und voll des tiefsten Vertrauens an und war bereit, auf jede Bedingung einzugehen. „Du verlierst mich sofort auf immer, wenn du jemals nach meinem Vater und meiner Herkunft fragst.“ Sie küßte ihn und schwor tausendmal unter Küssen, daß sie das nie und nimmermehr tun werde. Und darauf gab sie hernach noch ihrem Geliebten in feierlich fester Weise die Hand.

Mit diesem Augenblick war Lohengrin gleichsam in die Welt hineingestorben. Er hatte das dunkle Gefühl, früher ein Leben gelebt zu haben, aber wie und was es für eines gewesen, war ihm entschwunden. Sein zweckloses Nachgrübeln erregte ihm keinerlei Bitterkeit. Er dachte nur höchst belustigt, er müsse da einen ganzen Schober von Dingen und Ereignissen im Gedächtnis eingebüßt haben. Wirklich wußte er von nun an nichts mehr von seiner Mutter Blancheflour noch von dem Araber noch von dem Fischer noch von dem Last-

träger noch von Parsival noch von dem See und dem Aschenhaufen Herzeleidens und weder etwas von Amfortas, von Gornemant noch überhaupt vom heiligen Grale, ja, er hatte den eigenen Namen vergessen.

Am nächsten Morgen zeigte Herzogin Elsa ihren Retter und Bräutigam dem versammelten, jubelnden Volke vom Balkon ihres Palastes aus.

## 8

Ritter Hilfreich, wie Lohengrin von Elsa genannt wurde, und Elsa, Herzogin von Brabant, waren mit großem Pomp im Dome zu Antwerpen getraut worden. Die Festlichkeiten des sogenannten Beilagers dauerten vierzehn Tage lang. Während dieser Zeit floß aus den Brunnenröhren der Stadt roter und weißer Wein, und ganze, unzerstückelte Ochsen wurden auf den öffentlichen Plätzen über gewaltigen brennenden Scheiterhaufen zur Bewirtung der Menge gebraten. Aber für Lohengrin und seine Gattin fing die selige Zeit erst eigentlich nach dem Ende der Festlichkeiten an, da sie einander nun erst ungestört besitzen konnten. Sie galten damals von Anfang an und auf viele Jahre hinaus für das schönste und zugleich für das glücklichste Ehepaar. Brabant und Limburg waren nie von einem so milden und weisen Regenten wie Lohengrin regiert worden. Laut Übereinkunft fielen die Länder Telramunds ebenfalls Elsa zur Sühne anheim.

Diese Vereinbarung war vor Beginn des gerichtlichen Zweikampfs für den Fall getroffen worden, daß Gottes Stimme gegen Telramund entschied. Lohengrin hätte nun eigentlich in dem Königreich Blancheflours sein verlassenes Erbe wieder erkennen sollen; doch es war ihm in keinem Augenblick anzumerken, daß irgendwelche Erinnerung den Bann des Vergessens durchleuchtete, der über sein Inneres verhängt worden war.

Aber Lohengrin erfuhr von der üblen Mißwirtschaft,

die Telramund getrieben hatte, und brachte den betroffenen Ländern durch milde Gesetze und Hebung von Handel und Wandel den alten Wohlstand und Blancheflours glückliche Zeiten zurück.

Nach Jahresfrist schenkte Herzogin Elsa ihrem Gatten den ersten Sohn und wieder nach Jahresfrist eine Tochter, und schließlich wurde durch ein drittes Kind, einen Sohn, das Kleeblatt vollzählig. Die Freude im ganzen Lande war groß, aber das Eltern Glück des Ehepaars ohne Grenzen.

Obgleich nun Lohengrin sein früheres Leben ganz vergessen hatte, so war er doch in seinem Wesen der gleiche geblieben und verfiel unvermerkt in ebendieselbe Lebensart, die er in einer langen und glücklichen Prinzenjugend geführt hatte. Er baute Schlösser, wo ein besonders schöner Platz ihn entzückt hatte. Er ritt mit Elsa zur Falkenjagd. Er liebte ritterliche Tänze und Ballspiele, für die er in den herzoglichen Gärten schöne, weite kurzgeschorene Wiesen anlegen ließ. Er liebte Gesang und Lautenspiel, und man hörte die Weisen des Minnesangs, sooft der glückliche Fürst, Mann und Vater mit den Seinen zu Tische saß. Ja, er hielt sich selbst einen Schreiber, um ihm zuweilen eine Tageweise oder ein Tanzlied diktieren zu können. Die berühmtesten Minnesänger fanden in seinen Schlössern jederzeit eine unbeschränkte Gastlichkeit, und er hielt sie in Ehren, als wären es Könige. Man müsse das tun, sagte er, weil sie die Freude predigten.

Zuweilen freilich hatte Herzog Lohengrin etwa auch einen Anfall plötzlicher Schwermut durchzukämpfen. Da kam es vor, daß er sein Weib durch rätselhaft abgerissene Worte ängstete. Wenn sie ihn küßte und den finsternen Schatten von seiner Stirne zu streichen versuchte, so fragte er etwa: Woher? und: Wohin? Und er wußte nicht, was er gerade durch diese Fragen in Elsa für eine gefährliche Frage aufweckte. Das kam daher,



weil selbst die Erinnerung an den Pakt in ihm ausgelöscht worden war, den er bei der Verlobung mit ihr geschlossen hatte.

Aber nie gerieten dieser Vertrag und ihr Versprechen bei Elsa selbst in Vergessenheit. Mit tiefer Besorgnis sah sie jedesmal des Gatten — in ihrem glücklichen Leben nicht begründete — grüblerische Traurigkeit. Dann war es natürlich, daß sie ihm helfen, ihm beistehen, ihn erheitern wollte. Dazu fehlte ihr dann die Kenntnis seiner Vergangenheit. Sie hörte ihn manchmal im Traum mehrmals dasselbe Wort: Wahn! Wahn! Wahn! aussprechen. Auch mitten in einem Festgelage unter den Klängen der Harfen sagte er ihr mitunter dies Wort ins Ohr, während sie mit den Bechern anstießen. „Geliebter, was bedeutet dies Wort, das du immer sagst, und warum sagst du es immer?“ fragte ihn dann die Herzogin. „Was soll dies Wort? Es kann einen ängstigen.“

Einst im Winter hatte das Ehepaar in einem alten melancholischen Schlosse auf einer Insel in der Zuidersee seinen Aufenthalt, und nicht weit davon war ein Kloster der Kartäuser. Die Mönche, die weiße Kutten trugen und kein weibliches Wesen über die Schwelle ihres Klosters kommen lassen durften, hielten ein strenges Schweigegebot.

Da hatte der Ritter Lohengrin eines Tages seinem Schreiber ein nicht gerade allzu fröhlich lautendes Gedicht in die Feder diktiert:

### Die Klosteruhr

Die Klosteruhr der Schweigenden spricht:  
Mit Klang und Beben  
zerrinnt das Leben!  
Oder zerrinnt das Leben nicht?

Die da schweigen  
in Klostermauern,  
hoffen zu dauern;  
wie würden sie sonst sich beugen, sich neigen  
und ein Leben vertrauern,  
ein Leben verschweigen,  
sich nur vor dem Künftigen schweigend neigen?  
Oder ist es ein Zwiesprachhalten  
mit dunklen Gewalten:  
ein Bitten, ein Flüstern, am Ende ein Schreien,  
womit sie das unerbetene Leben  
zurückgeben?  
Wie Vögel mit schmerzenden Flügeln schweben,  
verwundet von Raubtierkrallen,  
zugleich sich heben und fallen? —  
Ist es Flucht? Ist es Todesmut? —  
Oh, weiße Schweiger,  
die Klosteruhr rückt den Zeiger.  
Die Zeit verrinnt. Es verrinnt euer Blut:  
durch Klostermauern fühlt man es tropfen  
und eure Herzen an Steinen verklopfen.  
Mit gelber Haut, überwacht, überweint,  
schlurft ihr durch den Käfig des Heiles,  
wund von der Wunde des Gnadenpfeiles,  
im dumpfigen Zuchthause Gottes vereint,  
um in heiseren Wahnsinns gesängen  
wirre Seelen ans Licht zu drängen.  
Draußen im Lichte braust das Meer.  
Wogen und Wolken wandern schwer,  
wandeln schwer und trübe einher.  
Da sind keine Mauern  
und doch auch hier nur Schweigen und Trauern,  
und doch auch hier ein Zwiesprachhalten  
mit dunklen Gewalten:  
ein Bitten, ein Flüstern, am Ende ein Schreien  
über den leuchtenden Wüsteneien,

sich von dem Fluche des Scheins zu befreien?  
Sind Wogen und Winde marternde Fragen,  
und niemand will ihnen Antwort sagen?  
oder müssen sie nutzlos flehen,  
zu vergehen?  
oder ist es ein trübes Trauern,  
daß sie vergehen und nicht dauern?  
hoffen sie noch? und warten sie nur?  
Horch, die Glocke der Klosteruhr!

Dieses Gedicht, dessen Inhalt die Herzogin nicht verstehen konnte und das sie deshalb besonders beunruhigte, veranlaßte sie, nacheinander einen gelehrten frommen Bischof, einen paduanischen Arzt und einen Mönch jenes Klosters, dessen Nähe das kleine Poem verschuldet hatte, heranzuziehen. Der Mönch hatte als Teufelsbanner eine große Berühmtheit erlangt. Die drei Männer, über die vermutliche Ursache dieser verworrenen Zeilen befragt, äußerten sehr verschiedene Ansichten. Der Bischof verhehlte nicht oder deutete wenigstens an, daß seiner Meinung nach dieses Poem des Herzogs Hilfreich von Brabant vielleicht ein wenig nach Ketzerei rieche. Er wolle nicht sagen, es liege darin eine Ketzerei, aber man könne es diesem und jenem einfältigen Menschen nicht verdenken, wenn er den Irrtum beginge, etwas dergleichen darin zu sehen. Er verhehlte nicht eine Menge wunderlicher Gerüchte, die begreiflicherweise im Volke umliefen, da ja vieles, vom ersten Erscheinen des Schwanenritters an, unaufgeklärt geblieben sei und den Verdacht der Zauberei in beschränkten Gemütern nicht ganz ausschließe.

Der Bischof schloß: „An Eurer Stelle, Frau Herzogin, würde ich eine Gelegenheit herbeizuführen suchen, um von Eurem Gatten ein offenes Geständnis über seinen Namen und seine Herkunft zu erhalten. Solange diese Dinge im Dunkel sind, wird man auch die frechen Stim-

men im Land nicht zum Schweigen bringen, die immer wieder sich zu sagen erdreisten, daß der Schwanenritter im Bunde mit Dämonen und von ungetauften Eltern gezeugt und erzogen sei.

Der paduanische Arzt sprach, als er das Gedicht gelesen hatte, vielerlei von feuchter und trockener Komplexion, schrieb Rezepte, verordnete heißen Wein, Abreibungen und Blutegel und legte die Versicherung ab, wenn der Herzog Hilfreich diesen Verordnungen nachlebe, werde so etwas gewiß nicht wieder vorkommen.

Der Kartäuser aber sagte kurz: er zweifele durchaus nicht daran, daß der Herzog an gewissen Anfechtungen zu leiden habe, und sei bereit, mit den Mitteln der Religion dem Dämon zu Leibe zu gehen, der ihn beängstige.

Aber Gott sei Dank machte die Herzogin Elsa von den Ratschlägen der drei Herren keinen Gebrauch. Der Frühling kam, und die Seele des Herzogs war von selbst wieder heiter geworden. Würde sie anders gehandelt haben, sie hätte schon jetzt das Glück ihrer Ehe in die schwerste Gefahr gebracht. Und dieses Glück war im Lande sprichwörtlich. Herzog Hilfreich hatte seiner Gattin gegenüber überall jene Ritterlichkeit, die ihn schon seiner Mutter Blancheflour gegenüber ausgezeichnet hatte: nur daß diese liebenswürdige Güte noch wärmer und noch unermüdlicher geworden war. Frau Elsa wußte sehr wohl, daß sie den schönsten, stärksten und gütigsten Mann, den die Welt zu jener Zeit besaß, ihr eigen nannte. Und er wiederum sah in seiner Frau das schönste Weib und außer ihr nicht eine, die im Vergleich nicht tief ins Dunkel zurücktreten mußte. Vielleicht war ein solches Glück zu fleckenlos, um von Dauer zu sein. Und schon waren die Mächte am Werk, denen jedes wirkliche Glück am Ende zum Opfer fällt.

Wenn Herzogin Elsa der Meinung gewesen war, die Angelegenheit, die sie den Ratgebern vorgetragen hatte, sei nun für diese aus der Welt geschafft, weil sie ihren Rat nicht mehr in Anspruch nahm, irrte sie sich. Das Tuscheln, Fragen und Vermuten, das die Herkunft des Herzogs Hilfreich betraf, war nun erst in allen Kreisen des Volkes recht in Schwung gekommen. Nicht zum wenigsten taten dazu die Verwandten des von Lohengrin erschlagenen und gerichteten Telramund, die einen ihres Geschlechts unter den Mitgliedern der sogenannten Heiligen Inquisition hatten, dessen gehässige Wühlerei schließlich den Zusammenbruch des Glückes dieser mustergültigen Ehe bewirkte.

Die Heilige Inquisition ist heute Gott sei Dank abgeschafft. Sie war ein sogenanntes geistliches Gericht neben dem weltlichen und verbrannte sonderbarerweise Hunderttausende von armen, unschuldigen Menschen, angeblich weil sie in die Gewalt des Satans geraten wären.

Herzog Hilfreich war auf der Jagd abwesend, als eines Tages geheime Abgeordnete der Inquisition, darunter der Verwandte des toten Telramund, bei der Herzogin eintraten. Sie hatte gerade im schönsten Gemach des Schlosses ihren jüngsten Knaben vom Arm herunter in die seidenen Betten der Wiege gelegt. Die drei Herren der Inquisition waren in lange dunkle geistliche Kleider gehüllt und hatten Käppchen auf ihren Glatzen; aber man sah um ihre weißen Häupter nicht die Spur eines Heiligenscheins. Menschengesichter haben nicht selten eine gewisse Tierähnlichkeit, und diese hier sahen alten, halbgerupften blutgierigen Aasgeiern nicht unähnlich.

Sie nahten sich der Herzogin mit gewinnender Herzlichkeit. Es wäre doch gut, meinten sie, wenn man das unbotmäßige Gezischel im Volk aus der Welt schaffte.

Herzog Hilfreich sei gewiß einer der gläubigsten Christen der Christenheit, aber man müsse einen Aufstand im Lande befürchten, sofern er nicht seine edle und christliche Herkunft vor aller Welt nachweise.

Herzogin Elsa entrüstete sich. „Unser herrliches Land ist nie so gediehen“, sagte sie, „wie unter Herzog Hilfreichs Hand. Handel und Schiffahrt blühen auf, der Bauer wird reich, und der Arbeitsmann hat zweierlei Fleisch, zweierlei Fisch und zweierlei Gemüse zu Tisch.“ — „Das“, sagten die Inquisitoren, „sind Dinge, die nur den sündigen Leib betreffen.“ Sie sagten: „Der sündige Leib ist ein Madensack!“, wobei ihre Augen zu winzigen weißen Punkten wurden. — „Niemals“, meinte heftig die Herzogin, „habe ich einen gesunden Leib mit einem Sack voll Maden vergleichen können.“ — Als sie das sagte, blickten die Inquisitoren einander mit weißen Augen an, auf eine Art, die wahrhaftig nichts Gutes weisagte.

Was Wunder: nachdem sie gegangen waren, hatte die Herzogin Angst bekommen. Kein Mensch, ja nicht einmal ein regierender Fürst war damals sicher vor den Krallen der Inquisitionsgeier. Wie leicht konnten sie offen oder versteckt ihrem Herzog Hilfreich ans Leben gehen, wenn es ihm nicht gelang, seine edle und ritterliche Herkunft nachzuweisen.

Diese Sorgen nisteten sich nun immer tiefer ein in der Seele der Herzogin, wodurch das heitere Glück ihrer Mienen mehr und mehr verdüstert wurde.

Eines Tages war Herzog Hilfreich im Hausgewand heiter ins Zimmer getreten. Er hatte auf seinem Nacken den ältesten Prinzen sitzen, die kleine Prinzessin auf dem linken, den jüngeren Prinzen auf dem rechten Arm und sagte lustig: „Elsa, Elsa, befreie mich gefälligst von deiner rebellischen Nachkommenschaft! Dieses junge Volk scheint mich für eine hölzerne Kletterstange zu halten.“ Aber Elsa antwortete nicht. Da ward er verduzt,

blickte die Gattin forschend an und mußte bemerken, daß sie geweint hatte.

Nachdem Herzog Hilfreich die Kinder den Wärterinnen übergeben hatte, die bereit standen, und diese mit den Kleinen davongegangen waren, fragte er seine Frau, warum sie geweint hätte. Obgleich sie es ihm nun nicht sagen wollte und anfänglich über seine Frage mit einem Lachen hinwegzukommen suchte, konnte sie doch den Besuch, den sie empfangen hatte, nicht verheimlichen. Der Herzog war ein Gegner der Inquisition, die er in seinem Lande nur ungern duldete. Er wußte aber, daß diese Körperschaft überaus mächtig war und ihm natürlicherweise ebensowenig wohlwollte. Empört und voll böser Ahnung wünschte der Herzog zu wissen, womit es diesen alten Ketzerriechern gelungen war, das heitere Gemüt seiner Frau zu verdüstern.

Nach vielen ausweichenden Reden, immer von ihrem Gatten zu einer bestimmten Antwort gedrängt, sagte endlich Herzogin Elsa:

„Wir wollen vergessen, was diese Leute geredet haben, denn ich bin überzeugt, wir besitzen Macht genug, ihren Ränken auszuweichen. Ich kenne dich, und das ist mir genug. Und wenn alle Welt von jemand unaussprechliche Dinge munkeln sollte, den ich kenne wie dich, so hätte das keine Bedeutung für mich.“— „Was munkeln sie aber?“ fragte der Herzog. — „Lieber“, antwortete Elsa, „es trübe dir keinen Augenblick. Schließlich ist es doch nur lächerlich, wenn sie in einem einfachen weißen Schwan Zauberei wittern.“— „Ah, sie verdächtigen mich wegen der Helmzier, die ich trage, der Zauberei. Und es ist doch nur eine Helmzier, die ich als Symbol deiner Reinheit und Unschuld angelegt habe.“— „Nicht allein deiner Helmzier wegen, verzeih, mein Lieb“, erwiderte Elsa, „regt sich der allgemeine Verdacht, sondern jenes lebendigen Schwanes wegen, der, als du zu meiner Rettung erschienst, vor deinem Schiffelein

geschwommen ist.“ — Da griff sich der Herzog an die Stirn und sagte: „Was sprichst du da, meine liebe Elsa von Brabant? Ich kann dich da wirklich nicht verstehen. Ein Schwan auf der Schelde bedeutet nichts. Und wenn der Zufall einen vor meine Barke gebracht hat, als ich übers Wasser kam, welcher Hansnarr wollte da Zauberei riechen?“ — „Hast du denn ganz vergessen, mein Geliebter“, sagte Elsa, „wie du im Bereich des jubelnden Volkes erschienen bist und daß dein Schiff von einem Schwane an Blumenketten gezogen wurde?“ — Der Herzog nahm Elsa in seinen Arm. „Kind“, sagte er, „es ist kein Wunder, wenn du bei deiner damaligen Not mich wie eine Art gottgesandten Märchenprinzen, von einem Schwane gezogen, gesehen hast!“ — Aber die Herzogin wollte sich die augenscheinliche Wahrheit nicht ableugnen lassen, und ohne Absicht, eigentlich nur in der oberflächlichen Lebhaftigkeit des Gesprächs, entfuhr ihr das Wort: „So weißt du wohl auch nicht mehr, daß du uns deinen Namen, deine Herkunft und deinen Stand verheimlicht hast?“ — „O weh“, sagte er, „du hast recht! Ich hatte das wahr und wahrhaftig in all der Zeit, die zwischen damals und heute liegt, ganz vergessen. Nun fällt es mir aber mit einem bleiernen Druck ins Gehirn. Denn, Königin meines Herzens, Elsa, glaube mir, selbst wenn man mich jetzt auf die Folter legte, ich wüßte nicht mehr, wie ich heiße, wer mein Vater und meine Mutter war und woher ich gekommen bin!“ — „Laß es dich nicht beängsten“, sagte Elsa, „ich kenne dich, wie ich dich kenne! Du bist, der du bist! Frage dich selbst so wenig, wie ich dich jemals nach Namen und Herkunft fragen werde. Allerdings mußst du wissen: wir beide sind eins, ein Leib und eine Seele, Geliebter. Und was du geheim hältst, würde in meiner Seele ebensowohl verborgen sein.“ — „Elsa, was hätte ich dir zu verbergen?“ sagte, noch immer nutzlos grübelnd, der Herzog. Der Gattin aber erschien diese Äußerung bei dem großen Geheimnis,



das ihr verborgen war, als etwas Befremdliches, nicht Begreifliches. Sie sagte: „Dies eine mußt du doch bestehen lassen, daß ich leider dein Vertrauen nicht in allem und jedem gewonnen habe: anders würde dein Name und deine Herkunft vielleicht für das Volk, nicht aber für mich ein Rätsel geblieben sein. Es liegt mir fern, dich darnach zu fragen. Aber ich muß dir gestehen, ich habe in manchen Augenblicken inständig und glühend gehofft, du werdest den letzten Schatten mit einem offenen Worte hinwegnehmen, der manchmal über den reinen Sonnenglanz unseres Glückes dahinhuschte.“— „Es würde mir nicht gelingen“, sagte der Ritter, „da mir meine Vergangenheit so wenig wie einem Toten erinnerlich ist. Frage mich, und ich werde dir sagen, was ich weiß, offen und wahr und ohne jeden Rückhalt, versichre ich dich. Gott weiß es, ich will gerade dir nicht ein Winkelchen meines Innern verborgen halten.“—

„Geliebter“, sagte da Elsa, „ich wußte es, ich kenne dich. Nicht umsonst ist unsere Liebe mit allen Seligkeiten des Himmels beglückt worden. Du hast recht: nichts Trennendes, noch so gering, soll das freie Hin- und Herfluten unserer Seelen beeinträchtigen. Und also, da du es wünschest, so frage ich dich, aber nur mit ganz leiser, flüsternder Stimme ins Ohr: Wer bist du, Geliebter, wie nennst du dich?“

Jetzt verging eine kleine Spanne Zeit, indessen es aussah, als wenn der Herzog wüchse und zugleich aus einem langen Schläfe aufwache. Dann blickte er Elsa auf eine Weise an, als hätte er etwas ganz anderes in weiter, weiter Ferne hinter ihr ins Auge gefaßt. Er sagte: „Ich heiße Lohengrin!“ Und langsam im Saale auf und ab schreitend, erzählte er Elsa von seiner Jugend, seiner Mutter Blancheflour und seinem erhabenen Vater, dem Gralskönig Parsival. Die Herzogin hörte ihm zu, und sie wußte nicht, wie sie alle diese Dinge verstehen und deuten sollte.

Aber etwas Feierliches, etwas Fremdes, etwas Unnahbares wehte sie von der Gestalt des schreitenden Mannes an, das sie niemals bisher gefühlt hatte. Der Saal schien zu ärmlich, das Schloß zu eng, das Dach zu niedrig für ihn. Eine törichte Furcht ergriff sie, er könne mitten durch die Wände davonschreiten. Als er lange gesprochen hatte, blickte er die, die bisher sein Weib gewesen war, mit einem warmen, gütigen, aber doch entfremdeten Blicke an, der Elsa einen Schrei der Bestürzung entpreßte. Sie umklammerte seinen Hals, als wenn sie ihn halten und zugleich etwas unabwendbar Geschehenes wieder auslöschen, wieder zurücknehmen könnte.

Am Abend nach diesem Gespräch bezog der Herzog Gemächer, die in einem anderen Flügel des Schlosses und nicht in der Nähe der Zimmer seiner Gemahlin lagen. Diese begriff sein fremdes, in sich gesunkenes, neues Wesen ebensowenig, wie sie seine Erzählung glauben oder begreifen konnte. Sicherlich ist er kein schwarzer Magier, dachte sie, aber sein Geist ist vielleicht von einem solchen verwirrt und getrübt worden. Sie erwünschte den Fluch der üblen Nachrede, die Verleumdung, den Besuch des Großinquisitors und seiner Räte, der sie zu ihrer unbedachten Frage veranlaßt hatte. Sie hoffte aber, ihr Gatte werde ihr am nächsten Morgen wieder in alter Weise und klaren Geistes begegnen. Daran, daß er sie verlassen könnte, dachte sie nicht.

Die folgenden Tage schienen ihre Hoffnungen zu verwirklichen. Der Herzog ging den Regierungsgeschäften nach, besuchte Elsa, sprach mit den Kindern, saß an der linken Seite der Herzogin mit einem Kreise geladener Gäste zu Tisch und sprach nicht mehr, weder von sich, seinem Namen und seiner Herkunft noch überhaupt von der Frage, die Elsa getan hatte. Dennoch merkte diese, wenn auch sonst niemand außer ihr, daß die Frage zum Verhängnis ihrer Liebe geworden war.

Herzog Hilfreich wurde in den nun folgenden Wochen aber auf eine besorgniserregende Weise düster, ungesellig und grüblerisch. Er schloß sich ein, und dann schien es, als ob er mit unsichtbaren Mächten Zwiesprache halte. Vergebens pochte die weinende Herzogin: er bedeutete ihr, sie müsse ihn um Gottes und Christi willen allein lassen. Aber sie ließ nicht nach, und eines Tages brachte sie ihre Kinder vor die Tür, die sich Tag und Nacht nicht geöffnet hatte; sie mußten mit ihren Händchen dawider schlagend immer wieder: Papa! Papa! rufen. Da stürzte der Herzog weinend heraus und nahm seine Kinder in die Arme.

10

Trotzdem ward die alte, rückhaltlose und innig sorglose Liebe zwischen dem Herzog und seiner Gattin nicht wieder hergestellt. Und eines Tages erklärte Lohengrin, daß der Ruf des Grals unzweideutig an ihn ergangen sei, nach Salvaterre zurückzukehren. Die Herzogin aber versuchte, ihm diesen Gedanken, als wäre er nur eine Einbildung, mit der ganzen Beredsamkeit ihrer Herzensangst aus der Seele zu nehmen. Sie sagte: „Du bist in der Tat Ritter Lohengrin. Deine Mutter war Blancheflour, und dein Vater Parsival ist verschollen. Lange gingest du, bekannt als Schwanenritter, durch die Welt auf Wegen irrender Ritterschaft. Überall hast du Gutes getan, dem Schwachen wider den Starken beigestanden und zu Recht geholfen. Alles übrige ist ein böser Zauber der Phantasie, ist Einbildung.“ — „Elsa, du irrst“, sagte Lohengrin. „Du siehst in mir einen Paladin des Grals, der in die Welt der Schmerzen gesendet wurde. Ich gehöre nicht mir, ich gehöre nicht dir. Ich gehöre dem Gral. Wisse, mir ward die Zeit, kurz oder lang, bis zu der Frage, die nun von deinen Lippen gekommen ist, freigegeben. Sie hat mich in alle Süßigkeiten und alle Bitternisse der Welt getaucht. Ich kehre

nun wie einst Amfortas mit einer heimlichen und unheilbaren Wunde in die Gralsburg zurück. Elsa, bevor ich dazu entschlossen war, habe ich einen langen Kampf bestanden. Zum zweiten Male besuchte mich gestern Nacht der alte würdige Gornemant, um mich davor zu warnen, den dritten Gralsruf zu überhören, wie ich den ersten und zweiten überhört hätte. Ja, ich war nahe daran, das Land Salvaterre, den Gral und meinen Vater Parsival zu verleugnen, um ganz dir und der Welt anzugehören. Gornemant aber riet mir wieder und wieder, treu zu sein. ‚Wenn du nicht treu bist‘, sagte der alte Gornemant, ‚so wirst du später den Weg, der dir jetzt offen steht, vergeblich suchen. Du wirst ihn suchen, denn du bist im Grunde wie dein Vater Parsival auf Erden ruhelos.‘ — Gornemant aber hat Wahrheit gesprochen. Deshalb füge dich, Elsa, fasse dich, und schicke dich wie du kannst in das Unvermeidliche!“

Alle Gegengründe Elsas, so viel sie deren auch vorzubringen wußte, blieben wirkungslos. Aber ihr Schmerz gab ihr auch viele bittere, vorwurfsvolle Worte ein, womit sie den Gatten jedoch nur nutzlos und bitter kränkte. „Warum kamst du zu mir? Warum überliebst du mich nicht dem Schurken Telramund, als ich nicht wußte, was Liebe war, was Glück bedeutete, anstatt mich nun in das hundertfache Entbehren, das tausendfache Elend und Leiden mit meinen Kindern hinabzustoßen?“

Wer könnte leugnen, daß in solchen Anklagen eine gewisse Wahrheit lag, und wie hätte Lohengrin diese Wahrheit verkennen sollen, da er die gleichen Klagen gegen sein eignes Geschick und seine grausame Führung richtete.

Um ihren Gatten zu zerstreuen und womöglich auf andre Gedanken zu bringen, hatte die Herzogin seinen Geburtstag zum Anlaß eines ganz besonders herrlichen Festes gewählt, das im ganzen Lande gefeiert

wurde. Es war ihre Absicht, vor aller Welt zu zeigen, wie sehr sie dem Herzog in Verehrung und Liebe verbunden war, und zugleich die Viper der heimlich züngelnden Verleumdung mit einem Streiche niederzuschlagen. Aber die Magen Telramunds und ihre Helfershelfer wußten sich auch diesen Umstand zunutze zu machen und regten den Pöbel auf, so daß in der Menge haßerfüllte Schmährufe gegen den Herzog laut wurden, die mißtönend in die allgemeine Freude hineinklangen.

Nachdem bis in die dritte Stunde des Nachmittags in ununterbrochener Reihe die Zahl der Gratulanten an dem herzoglichen Ehepaar vorübergezogen war, hatte man sich in dem ungeheuren Bankettsaal des Schlosses zur Tafel niedergelassen. Musik erscholl, und in allen Städten des Landes, auf allen Straßen und Märkten wurden zu gleicher Zeit von fahrenden Sängern Herzog Hilfreichs rettende Tat an Else und seine milde und gute Regierung besungen.

Nicht lange, so trat auch auf einem erhöhten Standort beim Bankett der erste Minnesänger auf, der unter dem allgemeinen Schweigen der Gäste Ritter Hilfreichs berühmten Sieg über den Schurken Telramund besang. Da geschah das Unerhörte, daß am Schluß seines Liedes, und nachdem der Sänger geendet hatte, neben brausendem Beifall sich ein lautes Hohngelächter bemerklich machte. Auf diese unverschämte Weise widersprach ein Teil der Gäste dem Lobe, das dem Herzog gespendet wurde.

Ein zweiter Sänger erschien, der die Liebe von Mann und Weib und das Lob der Ehe Herzog Hilfreichs mit Elsa zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt hatte. Die Feinde im Saal wagten sich zwar bei dem allgemeinen Jubel, der schließlich dem Sänger gespendet wurde, zunächst nicht hervor mit ihrer Mißbilligung; aber ein Greis erhob sich, den jedermann als den ge-

fürchteten Großinquisitor, den obersten der Ketzer-richter, erkannte. Es trat alsbald eine grabesartige Stille ein, es war, als wenn der Tod mit den Zähnen klapperte.

Inzwischen hatte sich der hagere und greise Würden-träger mit dem Geierhals und dem Geiergesicht zur Predigt angeschickt, deren Langes und Kurzes etwa so lautete:

Die irdische Liebe sei kein heiliger Gegenstand, und die weltliche Poesie, die sie preise, sei ebenfalls unheilig. Wenn er dies sage, so sei noch viel zu wenig damit gesagt: denn was unheilig sei, das sei wider Gott und gehöre der Welt und also der Sünde. Er sagte: die Welt sei ein Sündenpfuhl. Ein Pfuhl bedeute aber so viel wie eine schmutzige Lache. Wer diesen Pfuhl, diese schmutzige Lache als etwas Reines und Hohes preise, der beschmutze und entehre sich selbst und könne das auch nur aus der Macht des Fürsten der Hölle und in seinem Auftrag tun.

Bis hierher war der Großinquisitor gekommen, als allgemeiner Lärm seine Worte zum Schweigen brachte. Es fehlte nicht viel, und die große Mehrzahl der Gäste wäre, in ihrer Entrüstung über die Worte des Greises, diesem mit dem Schwerte zu Leibe gegangen. Sie sahen darin mit Recht nichts anderes als eine rohe Beleidigung ihres Herzogs und ihrer Frau Herzogin.

Wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht Herzog Hilfreich sich jetzt erhoben und die gefährlichen Wogen beschwichtigt hätte. Er sagte, und zwar in einem feierlichen, fast priesterlichen Ton: „Friede! Der Friede Gottes sei mit euch allen!“ Und er fuhr fort: „Was der Großinquisitor von irdischer und von himmlischer Liebe gesprochen hat, und alles, was den Streit angeht, den die Welt seit tausend Jahren deswegen führt: welches die bessere, welches die schlechtere sei, ist deren Sache, die in der engen und niederen Sphäre der Welt gebunden sind. Was mich betrifft, so ist meines Bleibens nicht in

dieser Welt. Hier war ich ein König, in jener Welt, die mich zurückfordert, bin ich ein Diener, nicht mehr. Aber die Könige hier sind verglichen mit den Dienern des Grals nur Knechte zu nennen. Ich bin kein Zauberer, wie man es dem kleinen Haufen von Ameisen, der mich seinen Herzog nennt, einredet. Nicht deshalb, weil ich in einem von einem Schwane gezogenen Nachen erschien, nicht deshalb, weil ich den plumpen Schurken Telramund von der Erde tilgte. Ich betreibe weder weiße Magie noch schwarze Magie.“ Und er rief plötzlich: „Bringt mir die goldene Harfe!“

Als Lohengrin diese Worte gesprochen hatte, wurde von oben her eine überirdisch süße und feierliche Musik gehört. Finger von Meistern schienen über goldene Saiten vieler Instrumente zu gleiten. Es ward, als wenn die Seele der alldurchdringenden Gottheit in sich zu musizieren anfinge und in endlos wechselnden Harmonien redete. Und diese Musik war von solcher Art, daß sie Ritter Lohengrins Feinde versteinte, in die Herzen der übrigen aber wie ein feuriger Zauber drang und mit einem seligen Glanze, ja mit einer Art bestürzter Begeisterung in Hunderten von verzückten Blicken lag.

Inmitten dieses Getöns wurde von vier alle um Haupteslänge überragenden Männergestalten in schwarzen Mänteln, auf denen sich, in Gold gestickt, eine Taube befand, eine köstliche Harfe hereingetragen.

Der Körper des göttlichen Instruments bestand gleichsam in der Form eines silbernen Schwanes, der die goldenen Saiten der Harfe mit dem edelgewundenen Halse straffte. Diese Harfe wurde von den vier Trägern, Rittern von Salvaterre, vor Lohengrin niedergestellt. Er faßte sie fest und griff in die Saiten, bis, den Saal mit wundervollen, festen und schwebenden Klängen erfüllend, diese rätselhafte Weise aus seinem Innern drang:

Ich wohne an einem breiten Strom,  
ich wohne in einem hohen Dom;  
der breite Strom fließt durch den Dom.

Und breiter immer wird der Strom,  
und höher immer wölbt der Dom;  
der Strom fließt endlos durch den Dom.

Im Nachen schwimm' ich auf dem Strom;  
drin spiegelt sich ein zweiter Dom:  
ich tauche nieder in den Dom —

und tauche wieder aus dem Strom  
geflügelt in den obern Dom:  
Musik durchrauschet voll den Dom.

Und Well auf Welle bringt der Strom,  
und alles wogt und klingt im Dom  
und dröhnt und bebet laut im Dom.

Du weißt nicht: bist du nur der Strom?  
Bist, was da rauscht und braust im Dom?  
Am Ende bist du selbst der Dom.

Schwer zu sagen, in welcher Weise durch den ganzen Vorgang, durch den Klang und Gesang das Gewimmel der Gäste erregt und bewegt wurde. Sie spürten wohl, wie hier auch eine mystische Antwort auf die Frage nach der Herkunft ihres Herzogs gegeben war. Aber sie merkten zugleich: dies war erst der Anfang der kommenden Wunder. Wurde doch Lohengrin von den vier unbekanntem Rittern jetzt die silberne Schwanenrüstung angelegt, darinnen er hoch und gewaltig, nicht anders als ein himmlischer Cherub, blitzte und funkelte. Der Glanz des Bankettsaals, der Glanz der mit Edelsteinen bedeckten Kronen der Herzoginnen und Fürstinnen



erblich vor ihm. Alles, vorher so festlich und prunkvoll, schien zu einem armseligen Gewimmel geworden.

Lohengrin sagte:

„Ich scheid von euch. Mein Vater heißt Parsival und ist der König von Salvaterre. Die Boten, die mich gerüstet haben, die Klänge, die euch ins Ohr gedrungen sind, bringen euch einen Hauch von dort. Wollt ihr wissen, wo Salvaterre ist, so fraget einen Sterbenden, der von seinem letzten Traum erwacht! Fraget das kranke Kind des Lastträgers im Mansardenstübchen, das mit großen, sehnsuchtsvollen Augen in die schwindende Abendröte blickt! Fraget den Schiffer im Sturm auf hoher See, fraget den armen Schächer, den die Inquisition an den Marterpfahl gebunden hat und den bereits die mordbegierigen Flammen umzüngeln!“

Plötzlich erscholl außerhalb des Palastes das Brausen der ungeheuersten Volksmenge. Dies Brausen aber wurde so laut, daß man deutlich heiser gerufene Worte wie: „Schlagt ihm den Kopf ab! Hängt ihn! Kreuziget ihn!“ heraushören konnte. Tausende schrien, Tausende brüllten: „Steiniget! Steiniget!“

Bei diesen Schreien wurde die Herzogin ohnmächtig.

Der Großinquisitor aber hatte nun seine Fassung wiedergefunden.

„Ja“, schrie er, „hier ist ein teuflisches Blendwerk im Gange, dem gegenüber das ‚Steiniget, steiniget!‘ ganz in der Ordnung ist!“ — Er mußte es wissen, denn die Schreier waren, damit sie schrien, vorher von ihm bestellt und bezahlt worden. — „Auf und rettet die Seele der Herzogin! Rettet das Land vor dem Fluche Gottes! Rächt uns alle, die ein Inkubus, ein Betrüger, ein Abenteuerer, ein Diener des Höllenfürsten betrogen hat!“

Seltsam: kaum noch waren die Herzen aller der herrlichen Märchenschönheit des strahlenden Mannes zugewendet, und schon bemächtigte sich Wankelmut der von Wein, Haß, Liebe, Klängen des Himmels und des

Abgrunds berauschten und verwirrten Schar. Die Empörung des Volkes wirkte ansteckend, und die Ohnmacht der Herzogin, die alle jetzt vergöttern gelernt hatten, obgleich sie sie früher Telramund ohne weiteres ausliefern wollten, erweckte den Anschein, als wäre auch sie von dem Gatten abgefallen. So erhob sich aus der Mehrzahl der Kehlen der unbegreiflich wetterwendische Ruf: „Nieder, nieder mit ihm!“ Ein Wald von Schwertern wurde geschwungen.

Aber plötzlich erblich jedes von trunkener Wut noch eben gerötete Angesicht, und ein tödliches Schweigen herrschte im Saal und draußen um den Palast, wo noch eben rasender Lärm die Luft durchtobt hatte. Woran es lag, wußte man anfangs nicht. Jedem aber, sogar dem Großinquisitor, kam es vor, als ob er sich ganz allein im Angesicht des Todes befände. Was war es? Der Boden, die Wände des Saales bewegten sich nicht, und doch bewegten sich Boden und Grundfesten. Die Erde schien nicht mehr fest, sie schien hohl zu sein. Sie schien zu zucken. Ein kaum bemerkliches Schwanken entstand und erzeugte allen eine grauenvolle Angst und gleichzeitig Übelkeit. Dann dröhnten gewaltige Stöße von unten. Eine Stimme schrie plötzlich: „Misericordia! Sie bebt, sie bebt!“ Sie meinte: die Erde. Es war aber nur die unterirdische Gralsglocke, die in Schwung geriet und Lohengrins Not auf die Gralsburg meldete.

Da ward sogleich der Saal und die Burg und der Raum ringsum von den Feinden und auch von den meisten der Freunde, die alle angstvoll die Flucht ergriffen, rein gefegt.

## 11

Allerlei Gerüchte des Vorgefallenen hatten inzwischen die Stadt erreicht, deren Bewohner, von den furchtbaren Erdbebenstößen geängstigt, wehklagend in den Straßen umherliefen. Häuser waren zusammengestürzt,

Wetterhähne von den Kirchtürmen gefallen; aber vornehmlich bildete der Palast des Großinquisitors einen von einer Staub- und Rauchwolke überdeckten brennenden Trümmerplatz. Noch immer erfüllte ein stehender rötlicher Dunst die Luft, so daß es den meisten schien, als ob man das Kommen des Jüngsten Tages befürchten müßte.

Da aber erhob sich ein Wind vom Meere her, der eine erquickende Frische mit sich brachte. Zugleich erscholl aus weiter Ferne ein Freudenruf. Kein Wunder, wenn alles nach der Richtung des Rufes in Bewegung geriet. Man gelangte zu den Ufern der Schelde, wo viele vor dem vermeintlichen Erdbeben in Zelten und allerhand schnell zusammengefügtten Behausungen Schutz gesucht hatten. Auch die Handelsschiffe und Boote im Strom waren von Flüchtenden angefüllt. Aber sie alle befanden sich in einem einzigen großen Freudenrausch, der deshalb so gewaltig war, weil er die entsetzlichste Angst und Bangigkeit plötzlich abgelöst hatte.

„Mirakel, Mirakel!“ schrie das Volk, nicht anders als dazumal, als Lohengrin auf dem Schwanenboot in der höchsten Not zur Errettung Elsas erschienen war.

In Wahrheit war es wieder der Schwan und das Schwanenschiff, das den Jubel entfesselte.

Das liebliche schwimmende Vogelgespann kam blumenbekränzt wie damals stromaufwärts herangeschaukelt. Das Schiffchen war leer, und von dem Schnabel des weißen Schwans ging ein eigentümliches, klagendes Singen aus, das man, je näher er kam, um so deutlicher hörte. Bei denen, zu deren Ohren es drang, wurde der Jubel von unendlicher Wehmut abgelöst, so daß Tränen aus ihren Augen flossen und überall lautes Weinen gehört wurde.

Man begriff wie durch Zauber, daß der Schwan als ein Bote des Friedens kam, aber auch, daß er den mildesten Herrscher, Herzog Hilfreich, den Retter und

Gatten Elsas, abholen kam und ihn für immer davonführen würde. Ein jeder fühlte, dieser Ausgang war unabänderlich. Die Leute schlugen an ihre Brust — leider zu spät, wie es meistens ist — und riefen: „Wir sind des Mannes nicht wert gewesen!“

Die Gärten des herzoglichen Palastes reichten bis zur Schelde hinab. Ritter Lohengrin hatte sich, nachdem der allgemeine Sturm vorüber war, mit seiner aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten Gemahlin in seine Gemächer zurückgezogen. Dort verbrachte er seine Zeit damit, Elsa und seinen Kindern wortlos über die Scheitel zu streichen. Es war ein Schweigen, über dessen Bedeutung Herzogin Elsa sich nicht mehr täuschen konnte. Gewisse Augenblicke des Lebens, stumm und schicksalsschwer, sprechen eine gleichsam eiserne Sprache, gegen die es keinerlei Ausflucht gibt.

„Ich habe gesündigt, ich habe mein Versprechen nicht gehalten“, sagte Elsa, „aber du kannst, du darfst, wenn du mich und deine Kinder nicht töten willst, nicht von mir gehen.“

„Ihr werdet nicht sterben“, sagte der Gralsritter. „Wäre ich nicht das, was ich bin, und ginge ich nicht dorthin zurück, woher ich gesandt wurde: die Liebe, die Schönheit, der wahre Adel der Welt würden bald ein Opfer häßlicher, höllischer Mächte geworden sein. Ich gehe, um die Grenzen von Salvaterre immer weiter verbreiten zu helfen.“

Der Gralsritter nahm aus einem Ebenholzkästchen vier Ringe aus Gold hervor, auf denen je eine goldene Taube mit dem Ölzweig gebildet war.

Er sagte, indem er die Ringe der Reihe nach den Kindern und seiner Frau, jedem den seinen, an den Finger steckte: „Dies bedeutet die Taube Noahs, nicht mehr! Wir sind über dieses kleine Symbol des Friedens nur wenig hinausgekommen. Wir dürfen nicht glauben, daß sich die Sintflut des Menschenjammers bereits

verlaufen hat. Eine Taube, ein Ölweig, das ist alles, was wir einstweilen von Gottes Güte und fernen Paradiesen besitzen. Auch in Salvaterre herrscht der Krieg, denn wozu hätten wir sonst den Harnisch Gottes angezogen und das Schwert der Gerechtigkeit in der Hand? Traget die Ringe zu Gottes Gedächtnis!“

Indessen er sprach, drangen die Laute der Menge näher heran, die das Nahen des Schwanes auf dem Flusse begleiteten. Und plötzlich war, von den Kindern zuerst, das märchenhafte Gefährt entdeckt worden.

Ihr Jubel weckte die Mutter aus ihrer tränenüberströmten Versonnenheit, aber sie wurde bleich wie der Tod und mußte sich festhalten, als sie die Ursache des Freudenausbruchs ihrer Kleinen ebenfalls bemerkt hatte. Von tödlichem Schmerz getroffen, hing sie gleich darauf an des Ritters Brust.

Das war nun ein schlimmer Gang, den die Herzogin, umgeben von ihren Kindern, durch die Gärten des Schlosses hinunter zum Fluß mit ihrem Geliebten schreiten mußte. Er hielt sie, er stützte, er trug sie mehr, als daß sie aus eigenen Kräften gehen konnte. Sie wankte, sie knickte in sich ein. Ja, es war kläglich zu sehen, wie sie, dem Wahnsinn nahe vor Jammer, ihrer schönen Füße nicht mächtig stolperte.

Die Menge schwieg, die unten harrend dieses qualvollen Schauspiels ansichtig ward. Und in dieses Schweigen klang um das Schwanenboot eine Art rührender Harfenmusik, in die sich das Singen des Schwanes einmischte: Töne von einer unendlichen, hoffnungslosen Traurigkeit. Schluchzen und stilles Weinen ward allgemein. Alle Vögel im Park hatten ihr Singen aufgegeben.

Nur Lohengrin schritt, helleuchtend im silbernen Harnisch, wie ein Cherub strahlend von Herrlichkeit. Sein Gesicht war ernst, wie aus Marmor gemeißelt.

Es gab Leute, die erzählten nachher, sie hätten ge-

sehen, daß er aus einer verborgenen Wunde unter der linken Seite des Brustharnisches durch die silbernen Schuppen geblutet habe.

Sein Auge blitzte gleichsam von einer heiligen Furchtbarkeit, und es wurde von allen bemerkt, wie plötzlich Scharen schwarzer Unglücksvögel bei seinem Nahen erschreckt und kreischend auf- und landeinwärts davonflogen.

Es schien, als habe sich ein furchtbarer, stummer Schmerz der ganzen Natur mitgeteilt, als sich das einst so glückliche Paar zum letzten Kuß in den Armen lag. Man hörte weder ein Rauschen des Laubes noch Rauschen der Welle noch einen anderen Laut. Alles Leben schien bis in das Herz des ewigen Schöpfers hinein von der Qual dieser Trennung starr geworden. Es dauerte lange, eh ein plötzlicher Riß wiederum aus den beiden, die minutenlang gleichsam nur ein Leib gewesen waren, zwei einander meidende Menschen machte. Der Trennungsraum erweiterte sich. Schon war der Gralsritter in das silberne Boot hineingestiegen. Schon schwankte das Boot und entfernte sich, entfernte sich, von dem Schwane gezogen. Wunderlich war es zu sehen, mit welchem Eifer, stolzgebogenen Halses, der schöne Vogel mit seiner Last in den Strom hinein ruderte, der, gleichsam von solchem Eifer angesteckt, das leuchtende kleine Mirakel mit überraschender Eile davon und dem Meer entgegentrug.

Nun aber brach das Volk an den Ufern in laute Verzweiflung aus.

Boote und Schiffe folgten nach. Man wollte den geliebten Herzog zurückhalten. Man rief: „Verlaß uns nicht, verlaß dein Volk nicht, Herzog Hilfreich! Verlaß uns nicht, Lohengrin!“ Viele schrien, sie wollten den Großinquisitor aufhenken. Aber soviel sie rannten und brüllten und lamentierten, bald wurden sie atemlos und konnten neben dem schnellen Gange des Schiffchens

nicht standhalten. Es schwamm immer hurtig vom Strome getragen dem Meere zu.

Der Gralsritter stand, auf sein Schwert gestützt, und schien weder die Menschen auf den Schiffen, die ihn begleiteten, noch die Menschen an den Ufern zu beachten.

Dort, wo der Strom in das salzige Wasser des Meeres fließt, rief man ihm zu, er möge umkehren, denn er müsse unfehlbar mit seinem zerbrechlichen Fahrzeug draußen auf hoher See zu Grunde gehen. Aber der Ritter gab keine Antwort. Er schwamm ins Meer, er schaukelte, wurde hoch über breite Wellenberge hinausgehoben, von tiefen Wellentälern eingeschluckt, immer ferner und kleiner auftauchend. Die Menschen hatten wieder einmal den Adel, die Schönheit, die Güte, die Liebe aus ihrer Welt in die Wüsteneien der Mutter-Natur hinausgetrieben, in das wogende Bereich der Unendlichkeit, darin sie aber, will's Gott, ihrem Ursprung zusteuern.

Viele unter den Leuten, die den Ritter mit dem Schwane über den Wogen verschwinden sahen, nannten sein Unternehmen eine wahnwitzige Fahrt, wie sie dereinst die Fahrt des Lastträgers, des von seiner Pilgerreise erlösten Parsival, genannt hatten.



INHALT DES SIEBENTEN BANDES  
DER ERSTEN ABTEILUNG

Peter Brauer . . . . .	I
Atlantis . . . . .	85
Festspiel in deutschen Reimen . . . . .	425
Gral-Phantasien . . . . .	495

